Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig 1896, Duncker & Humblot.

Weltgeschichte

von

Leopold von Ranke.

Zweiter Band.

Weltgeschichte.

Von

Leopold von Ranke.

Text-Ausgabe.

Zweite, unveränderte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1896.

I.

Das altrömische Kaisertum.

Das menschliche Geschlecht hatte, insoweit es an der geschichtlichen Entwickelung teilnahm, gleichsam einen Mittelpunkt gefunden. Die Gemeinwesen der älteren Welt, die sich politischer und religiöser Unabhängigkeit erfreuten und darüber miteinander zerfielen, waren alle unter die Herrschaft des mächtigsten von ihnen, der römischen Republik, geraten. In dieser selbst war dann eine einheitliche Macht zur höchsten Autorität gelangt: das Prinzipat war gebildet worden. Das eigentümlichste der neuen Gewalt lag darin, daß sie Rom beherrschte; an Rom aber knüpfte sich die Herrschaft über die Welt. Das Prinzipat konnte sich nicht von den republikanischen Formen losreißen: Senat und Volk blieben immer mit gewissen Rechten bekleidet; in ihrem Namen wurde die Autorität in den Provinzen ausgeübt. Als eine reine oder auch ursprünglich zu diesem Zweck errichtete Civilgewalt jedoch war das Prinzipat nicht emporgekommen; es beruhte auf den Waffen; der Princeps war zugleich der Imperator aller Legionen, so daß die Provinzen von noch nicht völlig gesichertem Besitz seiner unmittelbaren Verwaltung anvertraut waren, während auch die übrigen zu den für die Erhaltung der Militärmacht erforderlichen Aufwendungen herbeigezogen wurden. Auf dem Übergewicht der Militärmacht beruhte aber wieder der Gehorsam, welchen das Prinzipat in Rom fand. In die Unterordnung unter den Princeps mußte die Hauptstadt sich fügen, weil sonst ihre Stellung gefährdet worden wäre; hätte Rom, wie ein Autor des Jahrhunderts sagt, den Gehorsam verweigert, so würde es seiner Weltherrschaft verlustig gegangen sein. So war diese Gewalt entstanden; sie war nicht ein Resultat des Nachdenkens, sondern der Begebenheiten. Das Prinzipat in der Stadt, das Imperium über die benachbarte Welt fallen in der Idee zusammen. Die Provinzen waren einer Übermacht erlegen, die auf eine centrale geographische Position begründet und durch eine lange Reihe ununterbrochener Siege befestigt, ihnen keine Hoffnung übrig ließ, sich derselben jemals entschlagen zu können. Die einzige Möglichkeit dazu hätte in einer inneren Entzweiung der römischen Gewalten in sich selbst gelegen. Aber die letzten Ereignisse hatten gezeigt, daß ein daraus

entsprungener Krieg, weit entfernt, die Unabhängigkeit der einzelnen Landschaften zu befördern, vielmehr dazu diente, sie in noch strengerer Unterwürfigkeit gefesselt zu halten. Das Bestehen einer einheitlichen Autorität zugleich über Rom und über die demselben unterworfenen Völker war eine Notwendigkeit geworden. Man sah darin ein Geschick, welches über die Menschen erhaben ist; mit der Verehrung der Roma, welche die Hauptstadt symbolisierte, vereinigte sich die Verehrung des Augustus, der in dieser selbst die oberste Autorität in den Händen hatte. Beiden zugleich wurden in den Provinzen Tempel und Altäre errichtet.

Denn noch lebte alles in diesen Vorstellungen über das Verhältnis von Gottheit und Menschen.

Die einheitliche Gewalt, die nun zustande kam, war, wie bemerkt, weder eine Abart des orientalischen Despotismus, noch auch eine naturwüchsige Monarchie. Sie war das eigenste Produkt der Zustände, die auf den Eroberungen beruhten, und durch Kriegsentscheidungen hervorgerufen. Das Kaisertum trug seinen Namen von Julius Cäsar, der die Grundlage geschaffen, aber in dem Augenblicke, als er weitergreifen wollte oder doch zu wollen schien, den Untergang über sich hereingezogen hatte. Eine vollkommen definierte Staatsgewalt war es noch nicht geworden; aus der Art und Weise, wie es entstand, ging doch auch wieder eine thatsächliche Beschränkung hervor. Denn wenn die Formen der Republik gewahrt wurden, so hatte das die Folge, daß auch der republikanische Geist sich erhielt und fortwährend regte. Und nicht zu absoluter Unterwürfigkeit waren die bezwungenen Völker gebracht worden. Sie hatten die Souveränität verloren, die sie einst besaßen, aber andere Bestandteile ihres nationalen Lebens bewahrt; eine gewisse innere Autonomie war den grichischen Städten, die den Orient bedeckten, immer geblieben. Die Anbetung der einheimischen Götter wurde nicht etwa von der römischen Religion verdrängt; die Römer selbst widmeten ihnen an Ort und Stelle ihre Verehrung. Diesen alten Unabhängigkeiten gegenüber bildete das Kaisertum keine eigentliche Monarchie; es war eine Art von Hegemonie, deren Machtbefugnis hinreichte, um jedes Widerstreben zu unterdrücken, und welche die Idee der Gesamtheit repräsentierte.

Eine solche Autorität aber war nicht allein für die damaligen Zustände unentbehrlich; ich fürchte nicht, die Grenze der Historie zu überschreiten, wenn ich ausspreche: sie war die Bedingung für die Fortentwickelung der Welt. Das Kaisertum hatte eine universalhistorische Aufgabe von weitestem Umfang. Diese bestand in der Vereinigung der ursprünglich voneinander sehr verschiedenen Nationalitäten, wie sie sich um das Mittelmeer her entwickelt hatten, zu einer homogenen Gesamtheit. Ein langes, stetiges Ineinandergreifen der friedlichen Interessen dieser Völkerschaften gehörte dazu, wenn die schon begonnene Verschmelzung derselben vollendet und der gräko-römische Geist, der die Oberhand bereits gewonnen hatte, im Occident zu voller Herrschaft gelangen sollte. Das aber bedingte wieder die Bildung

einer konsistenten Kulturwelt, deren Bestehen für das menschliche Geschlecht von unendlicher Bedeutung gewesen ist. Sie mußte stark genug sein, um den entgegengesetzten Weltkräften Widerstand zu leisten und zugleich im Inneren noch weiteren Entwickelungen Raum zu geben. Wie die Republik und das Kaisertum selbst durch die Waffen gegründet worden, so mußten sie durch die Waffen behauptet werden. Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß hieraus für das innere Gedeihen die größten Schwierigkeiten erwuchsen.

Eine unaufhörliche Wechselwirkung zwischen den äußeren Kriegen und der Autorität der Imperatoren in den inneren Angelegenheiten lag in der Natur der Sache. Wo aber ließen sich die Männer finden, die im Besitz der Gewalt des unbedingten Gehorsams im Kriegslager gewohnt, doch die Mäßigung zu beobachten gewußt hätten, welche das Wesen der menschlichen Gesellschaft erfordert, oder solche, welche geeignet für die Geschäfte des Friedens, auch die Waffen zu führen imstande gewesen wären? Erschütterungen und durchgreifende Krisen konnten nicht ausbleiben. Nicht allein aber auf die Verteidigung der unterworfenen Gebiete wollte man sich beschränken: die Imperatoren meinten, von Eroberung zu Eroberung fortschreitend, den ganzen Erdkreis, wie sie ihn sich dachten, zu umfassen und alle Völker dem römischen Scepter zu unterwerfen. So falsch ihre Vorstellung von dem Erdkreis auch immer war, so übte doch ihr Vorhaben einen unermeßlichen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten aus. Indem sich ein neuer, weiterer Horizont eröffnete, so erhoben sich zugleich Gegensätze von allgemeiner, noch über das, was man sah und erlebte, weit hinausreichender Bedeutung. Unmöglich konnte es das Ziel der universalhistorischen Bewegung sein, daß alle Völker in den Heiligtümern der Stadt Roma und des Augustus anbeten sollten, woraus eine geistige und religiöse Knechtschaft hätte entstehen müssen. Die Religion des menschlichen Geschlechtes konnte nicht an eine Autorität geknüpft werden, die in Mitte von Ereignissen entsprungen war, welche die Unterwerfung der anderen Nationalitäten herbeigeführt hatten. Die Menschheit mußte vielmehr aufatmen von diesem Zwang. Da geschah es nun, daß die Römer bei einer von dem Mittelpunkt ihrer Herrschaft nicht weit entfernten Nation einen Widerstand fanden, der ihnen Grenzen anwies, vielleicht zum Nutzen der unter Rom vereinigten Provinzen, die um so mehr in den Fall kamen, durch ihr inneres Zusammenwirken sich zur centralen Kulturwelt für immer auszubilden, gewiß aber zur Rettung der noch unbezwungenen Völkerelemente, zunächst des europäischen Nordens. In und mit dem Widerstand zeitigte die Nation, die ihn leistete, eine innere Kraft, durch welche ihr noch ein ganz anderes Schicksal vorherbestimmt wurde, als das, eine römische Provinz zu sein. Und zugleich entsprang in dem Innern des Reiches eine Religion, welche das Menschengeschlecht als ein zusammengehöriges Ganzes begriff und demselben eine unmittelbare Beziehung zu der Gottheit und den göttlichen Dingen vindizierte, — die nicht mehr in den Kreis lokaler Anschauung gebannt war.

Der Fortgang der Welteroberung und der Widerstand, auf den sie stieß, die Entwickelung der Alleinherschaft inmitten der inneren Schwierigkeiten und mannigfach widerstrebenden Elemente, endlich der Gegensatz der partikularen Religionen, welche das Reich beherrschten und der Idee der allgemeinen Religion, die innerhalb desselben emporkam, bilden den Inhalt, ich sage nicht der folgenden Erzählung, die doch nur unvollkommen sein kann, sondern des in der welthistorischen Bewegung sich kundgebenden und vollziehenden Lebens. Denn darin könnte man den idealen Kern der Geschichte des menschlichen Geschlechtes überhaupt sehen, daß in den Kämpfen, die sich in den gegenseitigen Interessen der Staaten und Völker vollziehen, doch immer höhere Potenzen emporkommen, die das allgemeine demgemäß umgestalten und ihm wieder einen anderen Charakter verleihen. Hier haben wir das nicht näher zu erörtern, sondern nur von den Völkerkämpfen und den Lebenselementen, die dabei zur Erscheinung kommen, zu handeln. Zuerst von dem Fortschritt der Welteroberung und dem Widerstand der Germanen, wie er denn auch allem anderen der Zeit nach voranging, mag hier die Rede sein.

Erstes Kapitel.

Invasion der Römer in Germanien.

Glorreich und prächtig ist die Schilderung, die Augustus in dem Monumentum Ancyranum von dem Erfolge seiner Kriegsthaten entwirft. Cäsar hatte den Römern das Atlantische Meer eröffnet; Augustus rühmt, daß er die Küsten des Atlantischen Meeres in ihrer ganzen Ausdehnung beherrscht und in Ruhe erhalten habe — von Gades bis an die Elbe. Der erste Blick zeigt, welch ein Fortschritt des nach der Weltherrschaft trachtenden Ehrgeizes der Römer darin liegt, daß sie die westliche See beherrschten. Aus Britannien waren Einladungen an Augustus ergangen, die von Cäsar daselbst begonnenen Unternehmungen wieder zu erneuern. Der Niederlage des Crassus zum Trotz hatte er auch den entfernten Orient nicht aus den Augen verloren. Von Indien, rühmt er, seien Gesandte nach Rom gekommen: von den Parthern ihm die Spolien des Crassus ausgeliefert worden; von Ägypten seine Macht nach Äthiopien und Arabien vorgedrungen.

In der Mitte zwischen diesen entfernten Marken vollzog sich die Bewegung des römischen Reiches über das westliche Europa.

Augustus gedenkt der Überwältigung der Alpenvölker; — und was könnte historisch wichtiger sein, als daß er die schneebedeckte Scheidewand

vollends durchbrach, welche den Kontinent von der apenninischen Halbinsel schied? Was Hannibal und einige germanisch-celtische Völker von der entgegengesetzten Seite her versucht hatten, um Rom zu stürzen, das vollführten die Römer von ihrer Seite, um die Welt zu unterwerfen. Noch behaupteten die Salasser, die Nachbarn der Tauriner, eine unabhängige Stellung. Um den Durchgang durch ihre Alpenpässe, für den sie sich wohl einmal einen Tribut haben zahlen lassen, zu sichern und ihren Gewaltthätigkeiten überhaupt ein Ziel zu setzen, war die Kolonie Eporedia angelegt worden. Diese aber wurde von ihnen überfallen und vernichtet. Hierauf hat sie Terentius Varro Murena von verschiedenen Seiten her angegriffen und vollkommen überwältigt; ihre kriegstüchtige Mannschaft wurde in die Sklaverei verkauft; Augustus schickte dreitausend Römer in ihr Gebiet, die dann Augusta Prätoria daselbst anlegten. Die Südabhänge der rhätischen Alpen vereinigte Augustus mit Italien. Nur das Innere des Gebirgslandes blieb noch unzugänglich. Im Jahre 15 vor unserer Ära (739 d. St.) drangen die beiden Stiefsöhne des Augustus in das Gebirge ein: der eine von Italien längs der Etsch in die Tridentiner Alpen: es ist der jüngere, Drusus; er ging über den Brenner und rückte in das untere Innthal vor. Die Straße, die er eröffnete, ist dieselbe, die seitdem immer im Gebrauch geblieben ist. Indessen gelangte der andere, Tiberius Nero, von Gallien her an den Bodensee, besiegte die Vindelicier, die sich ihm an der Insel Reichenau entgegenstellten, und drang ebenfalls in die Alpen ein. So viel Thäler, so viel unabhängige Stämme — die vereinten Römer suchten sie jetzt hier auf und bezwangen sie, nicht ohne auf die tapferste Gegenwehr zu stoßen. Um nicht immer aufs neue mit ihnen kämpfen zu müssen, wurden viele von ihnen nach anderen Wohnsitzen weggeführt. Bald sehen wir an der Nordseite der Alpen Augusta Vindelicorum gegründet.

In den norischen Alpen sind wir den Römern schon in dem Kampfe mit den Cimbern begegnet. Seitdem waren diese Gebirge hauptsächlich durch Augustus und Agrippa den illyrisch-celtischen Stämmen entrissen worden. In dem oberen Pannonien eroberte Augustus Segestica, die Hauptstadt der Skordisker, welches dann der Mittelpunkt aller weiteren militärischen Unternehmungen gegen Pannonien wurde. Die ursprünglich celtischen Bevölkerungen nahmen römische Sprache und Sitte nicht viel weniger leicht an, als die gallischen.

Wollte man das Verdienst des cäsarischen Hauses um das römische Reich im allgemeinen bezeichnen, so würde es darin zu setzen sein, daß es die celtischen Bewegungen, die bisher die Grenzlande der Kultur durch unaufhörliche Angriffe in Atem gehalten hatten, allenthalben überwältigte. Alles greift ineinander: die Eroberung Galliens durch Cäsar, die Organisation dieser großen Gebiete durch Augustus, die Bezwingung der celtischen Völkerstämme, denen einst Alexander der Große begegnet war, die Besitznahme der Alpenpässe. Überall wurden die Celten romanisiert.

Da stießen nun aber die Römer nochmals mit den Germanen zusammen, deren Sonderung von den Celten in diesen Zeiten zwar nicht geschehen, aber zuerst historisch erkennbar ist.

In der Epoche der Oberherrschaft der Celten über Mitteleuropa haben sich auch Germanen nicht selten ihren Kriegszügen angeschlossen. Das hörte aber auf, seitdem die Römer den celtischen Völkern siegreich entgegentraten. Eine Zeitlang war es zweifelhaft, ob die Römer oder die Germanen das Übergewicht erlangen würden; unwiderruflich war es jetzt an die Römer übergegangen, denen nun die Germanen in ihrer Besonderheit gegenüberstanden.

Die Kämpfe der Römer mit den Germanen, die dann erfolgten, knüpfen unmittelbar an die Unternehmungen Cäsars an. Nach wie vor war den Römern das meiste daran gelegen, den Einwirkungen der Germanen auf Gallien ein Ende zu machen. Mit der Überwältigung gallischer Renitenten beschäftigt, hielt es der Gehülfe des Augustus, Vipsanius Agrippa, für notwendig, noch einmal über den Rhein zu gehen; er war der zweite der römischen Feldherren, der Germanien betrat. Wenn er es ratsam fand, diejenigen den Römern befreundeten Ubier, welche noch auf dem rechten Rheinufer wohnten, auf das diesseitige Gebiet zu verpflanzen, so veranlaßte er dadurch wieder, daß die Sueven, deren Feinde von jeher, um so mächtiger wurden, so daß sie den Rhein überschritten; sie mußten mehr als einmal zurückgewiesen werden. Aber der kleine Krieg dauerte immer fort. Nach einigen Jahren regte sich die alte Feindseligkeit der Sigambern und der von ihnen aufgenommenen Stämme der Usipeter und Tenchterer aufs neue: sie schlugen einige Römer, deren sie habhaft wurden, ans Kreuz, gleich als wäre es ihnen noch darum zu thun gewesen, die erlittene Unbill an den Römern zu rächen. Sie gingen dann über den Rhein, überfielen die römische Reiterei, der sie einen Hinterhalt gelegt hatten, und drangen bis zu dem eigentlichen Lager der Römer, welches Marcus Lollius befehligte, vor; sie erfochten auch hier wider Erwarten den Sieg. Unter diesem Eindrucke einer fortdauernden Kriegsgefahr von seiten der Germanen, die mit den unbotmäßigen Galliern im Verständnis waren, haben die Römer den Gedanken gefaßt, die Nation, die sich ihnen bei ihrem Vorhaben der Welteroberung in den Weg stellte, mit Gewalt zu bezwingen und ihrem Imperium einzuverleiben.

Das linke Rheinufer ward durch eine Anzahl von Fortifikationen an den bedrohten Stellen vor jedem unerwarteten Angriff gesichert; dann wurden, wahrscheinlich unter Benutzung des Bettes der Yssel Kanalbauten ausgeführt, die eine sichere Kommunikation mit der Nordsee eröffneten. Das wohlgelegene Borkum eroberte Drusus durch Belagerung und schickte sich nun an, die Küste des nördlichen Germaniens auf die eine oder die andere Weise zu unterwerfen. Er fuhr mit seiner Flotte die Mündung der Ems herein und warf den Widerstand der Brukterer, die zwischen Lippe und Ems saßen, durch die Überlegenheit seiner Fahrzeuge mit Hülfe der Friesen nieder. Zur See haben

die Römer an den Küsten der Chaucen durch die ihnen unerwartet eintretende Ebbe eine schwere Gefahr bestanden und sind nur durch den Beistand der Friesen aus derselben gerettet worden. Eine sehr bestimmt auftretende Überlieferung meldet, Drusus habe an der Weser und Elbe militärische Stationen errichtet. Augustus versichert, die römische Schiffahrt sei noch weiter vorgedrungen, in Regionen, die noch niemand vor ihm befahren habe.

Man nimmt das ideale Ziel der Welteroberung wahr, welches aus einem ungeheuren geographischen Irrtum entsprang. Man meinte nach Osten weiter schiffend in das Kaspische Meer gelangen zu können, das einen Busen des indischen Weltmeeres bilde, welches die Erde umkreise. Mit diesem auf ein Unerreichbares gerichteten Ehrgeiz, welcher die Phantasie erfüllte, trat nun ein anderer in Verbindung, der durch die dringendsten militärischen Erwägungen hervorgerufen wurde. Man wollte nicht allein die Küsten beherrschen, sondern das innere Germanien erobern.

Drusus richtete seine Waffen zunächst gegen die Sigambern, die im Einverständnis mit den Bewohnern des linken Rheinufers wieder einen Übergang über den Fluß versucht hatten. Es kam ihm zu statten, daß zwischen den Sigambern und ihren Nachbarn ein innerer Krieg ausgebrochen war. Die Sigambern lagen gegen die Chatten zu Felde, als Drusus abermals in ihr Gebiet einbrach. Er durchzog es in Abwesenheit der streitbaren Mannschaft und gelangte bis an die Weser.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich darin eine Kombination des Angriffes auf das innere Germanien mit dem maritimen Unternehmen erkenne. Beide zielten dahin, durch die Eroberung Germaniens das Weltreich zu vollenden. Was würde daraus erfolgt sein, wenn es den Römern gelungen wäre, eine feste Stellung an der Weser zu nehmen und dabei zugleich der Nordsee Meister zu bleiben! Dazu aber waren die Dinge noch nicht vorbereitet.

Als Drusus an der Weser anlangte, sah er sich von den nötigen Lebensmitteln entblößt und mußte sich entschließen, den Rückmarsch nach dem Rhein einzuschlagen. Aber indes war in den entzweiten germanischen Stämmen eine Vereinigung zustande gekommen; es war doch wohl zum erstenmal, daß die fremde Invasion eine solche hervorrief. Cherusker, Sigambern und Sueven setzten sich gegen die Römer in Bewegung. Man erzählt, zwanzig Centurionen seien in ihre Hände gefallen und von ihnen gleichsam als ein ihren Bund bekräftigendes Opfer ans Kreuz geschlagen worden. Gar nicht in Zweifel darüber, daß sie die Legionen überwältigen würden, hatten sie schon im voraus untereinander das Abkommen getroffen, daß von der sicher zu erwartenden Beute den Sueven, welche die entferntesten waren, Gold und Silber, den Cheruskern die Pferde, den Sigambern die zu Sklaven gemachten Gefangenen zu teil werden sollten. Aber eben in der Verteidigung ihrer Stellungen waren die Römer am stärksten. Der mit Hast und ohne Ordnung unternommene Angriff der Germanen wurde abgeschlagen; sie selbst, ihre Pferde und ihre kostbaren Halsketten wurden nun unter die Römer verteilt.

Dabei blieb es jedoch auch dann, daß die Römer von ihrer Invasion abstanden. Sie begnügten sich, an dem Zusammenfluß der Lippe und Liese, an einer Stelle, welche topographisch und militärisch große Vorteile darbot, ein Kastell zu errichten, Aliso, welches für spätere Unternehmungen einen Stützpunkt zu bilden imstande war. Ein anderes Kastell wurde im Gebiete der Chatten aufgerichtet; man meint es in Kastel oder vielleicht in der Saalburg wiederzufinden. Von da aus sind die Feldzüge noch einige Jahre bis zum Tode des Drusus fortgesetzt worden. Dessen Bruder Tiberius Nero, der nach ihm die Heerführung übernahm, vermied den offenen Krieg. Wir erfahren da wieder eine Handlung des cäsarischen Hauses, wie die gegen die Usipeter ausgeübte.

Die germanischen Gesandten, die zu Augustus kamen, wurden beschieden, daß man mit ihnen ohne die Teilnahme der Sigambern nichts verhandeln könne. Als endlich deren Botschafter anlangten, ließ Augustus sie sämtlich, die ersten und die letzten, festhalten und nach verschiedenen Municipien verteilen, wo sie in Verzweiflung sich selbst umgebracht haben.

Hierauf konnten sich die Sigambern nicht mehr mit demselben Nachdruck verteidigen, wie früher: Tiberius war imstande, den größten Teil von ihnen auf das linke Rheinufer hinüberzuführen, wo sie zur Seite der Ubier angesiedelt wurden. Auch in den folgenden Jahren ist freilich der Friede durch mancherlei Feindseligkeiten unterbrochen worden; und Tiberius, der neunmal in Germanien gewesen ist, hatte mancherlei ernste Verwickelungen zu bestehen. Von großen Siegen, die er erfochten hätte, weiß weder sein Bewunderer Vellejus, der ihn begleitete, viel zu erzählen, noch auch ein späterer. Man erfährt nur, daß er die streitbarsten Völkerschaften, namentlich die Cherusker, für sich gewann und Germanien vom Rhein bis an die Elbe durchzog, wo ihm dann die Flotte von der Mündung hereinschiffend, begegnete. Er hatte auch die Chaucen, in deren Gewässern Drusus jenen Unfall erlitten, pacifiziert. Nicht allein deren Führer, sondern die gesamte Landesjugend, deren hoher Wuchs den Römern auffiel, erschienen vor ihm in seinem Lager. Sie hatten ihre Waffen niedergelegt, während die Römer in ihrem prächtigen kriegsmännischen Schmuck sie umgaben. Die römische Flotte fand nirgends in der Nordsee Widerstand; ihre Vereinigung mit dem Landheer machte den tiefsten Eindruck auf die Germanen, die vor Waffenglück und Majestät eine eingeborene Ehrfurcht hegten. Man weiß, daß einer der Ältesten und Vornehmsten einer Völkerschaft, welche das rechte Ufer der Elbe bewohnte, auf einem Nachen bis in die Mitte des Flusses heranruderte, sich erst versicherte, daß er freundliche Aufnahme finden werde, und dann, als er vor Tiberius kam, den Tag glücklich pries, wo er die Götter, von denen er bisher nur gehört, mit Augen gesehen habe. Die Religion der Waffen, welche die Römer zusammenhielt, übte auch auf die Germanen einen überwältigenden Einfluß aus. Germanien bot in diesen Jahren fast den Anblick einer unterworfenen Provinz dar.

Wie aber, wird man fragen, konnte es soweit kommen? Tiberius selbst hat gesagt, er habe mehr durch Klugheit ausgerichtet, als durch Krieg. Aber welcher Mittel konnte sich seine Klugheit bedienen? Ich finde ein durchgreifendes Moment, welches die Situation erklärt und beherrscht. Es ist das folgende. Aus jenen suevischen Gauen, welche Cäsar, als sie sich zu gemeinschaftlichem Widerstand rüsteten, nicht angriff, hatte sich ein kleines Reich erhoben unter der Führerschaft der Markomannen, die schon bei Cäsar als ein Bestandteil der Sueven bezeichnet werden; an ihrer Spitze stand ein unternehmendes Oberhaupt, Maraboduus, der in Böhmen — das heißt doch wohl den weiten Bezirken des Böhmerwaldes, von wo er die Bojer verjagte — seinen Sitz nahm und, von einem Heere umgeben, das auf 70 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter geschätzt wird, eine nach allen Seiten hin Furcht erweckende Stellung einnahm. Er bedrohte die Römer, deren Herrschaft in Noricum und Pannonien keineswegs befestigt war, nicht minder aber auch die Germanen selbst, gegen die er, wie die alten Sueven, deren zusammengeraubte Spolien und Schätze auf ihn übergegangen waren, unaufhörlich kämpfte, um sie an sich zu ziehen oder vielmehr zu unterwerfen.

In ihm erscheint der erste wirkliche Fürst der Germanen. Er brachte in die Mannigfaltigkeit ihrer auseinandergehenden Kriegsunternehmungen von bloß lokaler Bedeutung die Einheit Eines Willens. Den Römern trat er zuweilen als unterwürfig und gehorsam zur Seite, bald nachher aber wieder als ebenbürtig und in feindlicher Haltung gegenüber. Auch ohne ein ausdrückliches Zeugnis darüber zu haben, wird man annehmen dürfen, daß die kriegdrohende Stellung des Marbod das vornehmste politische Moment war, durch welches die Völker des mittleren Germaniens, namentlich der um die Weser her liegenden Gebirgslandschaften, bewogen wurden, mit Tiberius in Verständnis zu treten und das römische Heer innerhalb ihrer Marken zu dulden. Sie sahen in Tiberius einen eventuellen Verbündeten gegen Marbod.

Werfen wir den Blick auf die politisch-militärische Lage dieser Regionen, so nehmen wir vier verschiedene Mächte wahr: die Pannonier, schon großenteils unterworfen, aber noch immer den Krieg zu erneuern fähig und bereit; die Germanen, keineswegs bezwungen, aber doch zu einer Art von Anerkennung der römischen Autorität gebracht; die Römer selbst mit bedeutenden Streitkräften in Germanien und Pannonien unter der Leitung des umsichtigen und entschlossenen Tiberius; in ihrer Mitte das neue, aus den Konflikten der Germanen untereinander und mit den Römern hervorgegangene suevisch-markomannische Königtum des Marbod, der ein zum Teil in römischer Art und Weise ausgebildetes Kriegsheer aufstellte und von Böhmen aus nach allen Seiten hin überzugreifen Miene machte. Im inneren Deutschland waren besonders die Cherusker, deren Verbindung mit den Sueven zu jenem Angriff auf Drusus nur eine vorübergehende gewesen sein kann, von Marbod gefährdet. Für Tiberius selbst war die Freundschaft der Germanen in dem Verhältnis gegen Marbod nicht allein erwünscht, sondern unentbehrlich.

Endlich im Jahre 6 unserer Ära kam es so weit, daß Tiberius ein großes Unternehmen gegen Marbod nicht länger aufschieben mochte. Er wollte Marbod von Carnuntum her angreifen, während das römische Heer aus Germanien unter seinem Legaten Sentius Saturninus durch das Gebiet der Chatten gegen die Markomannen vorrücken sollte, was ohne ein friedliches Verhältnis mit den deutschen Stämmen unmöglich gewesen wäre. Er hatte bereits ein Lager an der Donau aufgeschlagen; Saturninus war im vollen Marsch, um ihm entgegen zu kommen. Sie waren nur wenige Tagereisen von einander entfernt.

Aber in diesem Moment brach ein allgemeiner Aufruhr in Pannonien aus. Vielleicht eben daher mag derselbe entsprungen sein, daß Tiberius in offenen Krieg gegen Marbod geriet, so daß die römischen Legionen anderwärts beschäftigt, den Pannoniern weniger furchtbar erschienen. Höchst gefährlich aber wäre es gewesen, den Krieg gegen Marbod fortzusetzen und Pannonien sich selbst zu überlassen: Italien und Rom würden von da einen unmittelbaren Angriff zu erwarten gehabt haben. Eine Bewegung schien sich anzubahnen, wie sie in späteren Jahrhunderten wirklich stattgefunden hat. Ein Heer von ein paar hunderttausend Mann zu Fuß und eine zahlreiche Reiterei sollte nach Italien vordringen; ein anderes warf sich auf Macedonien. Pannonien selbst wurde in stand gesetzt, sich gegen die Römer zu verteidigen, nachdem man die dort schon weit vorgeschrittene Kolonisation vertilgt, die Angesiedelten und Handeltreibenden großenteils umgebracht und sogar einige Truppenabteilungen vernichtet hatte. Man sieht, wie umfassend die Verwickelung der kontinentalen Angelegenheiten in diesem Augenblick war. Die Römer, die sich des rechten Donauufers bemächtigt hatten und so gut wie Meister in dem Rheingebiete waren, verrieten die Absicht, sich an der Elbe zu befestigen und die Herrschaft über die Nordsee vollkommen in Besitz zu nehmen. Es hätte ihnen gelingen können, wenn sie Marbod niedergeworfen hätten. Allein der Aufruhr in Pannonien, der das Donaugebiet mit Einem Schlage entfremdete, machte alles zweifelhaft und bedrohte selbst den Sitz der Macht. Kaiser Augustus hat im Senat ausgerufen: binnen zehn Tagen könne der Feind vor Rom stehen.

Da ließ sich nun die Unternehmung gegen Marbod nicht mehr ins Werk setzen: die Gefahr würde sich verdoppelt haben, wenn derselbe den Aufstand unterstützt hätte. Marbod selbst hat gesagt: er sei von zwölf Legionen angegriffen worden, habe aber die alte Unabhängigkeit unverletzt behauptet. Die Verflechtung der Dinge ließ es zu keinem neuen Angriff gegen ihn kommen — wie es bei Vellejus heißt: Tiberius mußte das Notwendige dem Rühmlichen vorziehen; auch in Rom erwartete man die Rettung ausschließlich von seiner Führung.

Es ist ein Moment in der Gründung des römischen Weltreiches, daß Tiberius den Empörten mit überlegener Vorsicht und Geschicklichkeit begegnete. Die andringenden Massen wußte er durch teilweise Angriffe auseinander zu

halten und die ihm besonders entgegengesetzten Heerhaufen in unwirtbare Gebirge zu drängen. Wo es zu wirklichem Schlagen kam, behielten die römischen Truppen die Oberhand. Einmal sind die Römer doch in große Bedrängnis geraten. Es waren fünf neue Legionen zur See herübergekommen, denen dann nochmals Hülfstruppen unter einem thracischen König zur Seite standen; aber den beiden Konsularen, die sie befehligten, fehlte es an der Vorsicht des Tiberius: sie stießen mit dem Feinde zusammen, ehe sie von dessen Nähe unterrichtet waren. Die Reiterei wurde geschlagen; die Kohorten wandten den Rücken; bei den Feldzeichen der Legionen zeigte sich Zaudern und Ratlosigkeit. In diesen selbst aber regte sich die altgewohnte Entschlossenheit; sie empörten sich gegen die Führer, die sich untauglich erwiesen. In dieser Aufwallung haben sie den Feind nicht allein abgewehrt, sondern niedergeworfen.

Tiberius hätte nun ein sehr zahlreiches Heer zur Wiederunterwerfung Pannoniens verwenden können; er beschied sich jedoch, von den Truppen, die zwar den Sieg erfochten hatten, aber eigenmächtig und unbotmäßig, nur diejenigen zu behalten, von denen er unbedingten Gehorsam erwarten durfte; sein Winterquartier war das feste Segestica. Seine Legaten nahmen ebenfalls gute Winterquartiere; sie wirkten mit ihm im besten Verständnis zusammen. Und so weit kam es hierdurch in der That, daß in dem nächsten Jahr die Empörung ihre Energie verlor; von den vornehmsten Führern der Pannonier gerieten die einen in Gefangenschaft, die anderen überlieferten sich selbst. Im Sommer des Jahres 8 unserer Ära war die Herrschaft der Römer in Pannonien so gut wie hergestellt. Der Aufruhr wütete noch in Dalmatien; aber auch hier wurde er im folgenden Jahre durch Marcus Ämilius Lepidus, dem Tiberius die Führung anvertraut hatte, niedergeschlagen. Dalmatien und Pannonien waren den Römern unterworfen. Und da sich auch Marbod infolge des Friedens ruhig verhielt, und einige unbesiegte Legionen in Germanien standen, so lag es gleichsam in der Sache, wenn die Unterwerfung Germaniens und damit die Erweiterung des Reiches wieder aufgenommen wurde.

Da aber ist eine Erhebung im inneren Deutschland zum Ausbruch gekommen, welche dessen Unabhängigkeit rettete und damit zugleich dem Fortgang der römischen Welteroberung Einhalt that.

Die Legionen in Germanien waren einem Manne von politisch-militärischem Rufe, der zur Pacifikation eines Landes von zweifelhaftem Gehorsam besonders geeignet erschien, anvertraut worden. Es war Publius Quintilius Varus, dessen Vater zu den Republikanern gehört hatte, der aber selbst durch seine Gemahlin Claudia Pulchra mit der Familie des Augustus in verwandtschaftliche Verbindung getreten war. Als Präses von Syrien hatte er dem kaiserlichen Hause in den Verwickelungen mit Judäa, die zugleich volkstümliche und religiöse waren, die besten Dienste geleistet und die Herrschaft Roms im Osten wesentlich befestigt. Seine Stärke bestand in der Verbindung der jurisdiktionellen Autorität mit dem Übergewicht der Waffen. In Germanien

sollte Varus nicht eigentlich Krieg führen, sondern das friedliche Verhältnis ausbilden, das Tiberius angebahnt hatte. Er war von einer Körperbeschaffenheit und Gemütsart, die ihm die stolze Ruhe des Lagers erwünscht machten. Nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat man den Silberfund von Hildesheim von der Haushaltung, die Varus in seinem Lager eingerichtet hatte, hergeleitet: das prächtige Gerät entspräche seinem Rang und seiner Art und Weise zu leben.

Die Überlieferung ist, Varus habe gemeint, die Germanen durch die Rutenbündel des Liktors und den Ruf des Herolds an die Unterordnung unter die Römer zu gewöhnen; er habe sogar Landesversammlungen abgehalten und Ladungen vor seinen Richterstuhl ergehen lassen. In seinem Lager übte er eine Gerichtsbarkeit aus, die wenigstens nicht allen Germanen unangenehm zu sein schien; denn daß die Streitsachen durch wohlerwogenen Spruch, nicht durch Zufall und Gewalt, etwa durch den Ausschlag eines Zweikampfes, entschieden wurden, war vielen ganz recht. Die meisten jedoch nahmen Anstoß daran: Rede und Gegenrede bei dem Verfahren waren ihnen nicht verständlich; das Leben des Germanen schien davon abzuhängen, ob der Prokonsul in zorniger Aufwallung oder in milder Stimmung sei.

Und wie hätte es der streitbaren Jugend des Landes nicht mißfallen sollen, einem Römer zu gehorchen, der nicht einmal Kriegsruhm besaß? In dem vornehmsten Stamme des Wesergebirges, den Cheruskern, der nach dem Fall der Sigambern der nächste war, auf den sich die römischen Herrschaftsbestrebungen erstreckten, regte sich, ohne daß ein besonderer Anlaß gemeldet würde, das eingeborene Selbstgefühl. Der Grund lag ohne Zweifel darin, daß sie dazu beigetragen hatten, den Römern Pannonien zu unterwerfen; in dem dadurch erweckten Bewußtsein ihrer Kraft wollten sie nicht den Römern selbst unterworfen werden, wie die Pannonier.

Unter ihnen lebte ein junger Mann, der diese Feldzüge mitgemacht und römische Ehren erworben hatte, nach dem germanischen Kriegsgott Arminius genannt. Der zeitgenössische Geschichtschreiber, der eben auch in Pannonien gedient hat und den deutschen Helden persönlich gekannt haben wird, sagt von ihm: er sei von edler Herkunft, starkem Arm, rascher Auffassung und einer bei den Barbaren ungewöhnlichen geistigen Entschlossenheit gewesen; aus seinen Augen habe das Feuer seiner Seele hervorgeleuchtet. Recht eine Ausgeburt und ein Ausdruck der germanischen Natur: heldenmütig, sorglos, feurig und rasch. Aber das nicht allein; mit diesen Eigenschaften wird man in großen Verwickelungen nicht ausreichen: zugleich leidenschaftlich angeregt und in der Tiefe planvoll.

Das Verhältnis zu den Römern hatte, wie angedeutet, Zwietracht unter den Cheruskern selbst hervorgebracht. Die beiden Parteien, von denen die eine sich fügen wollte, die andere nicht, verfolgten einander mit dem bittersten Haß. Wir vernehmen, daß manche Römischgesinnte von den Gegnern niedergemacht worden sind. Man kann nicht zweifeln, zu welcher Partei Arminius gehörte.

Der erwähnte Geschichtschreiber, der den Begebenheiten sehr nahe stand, berichtet: Arminius habe die unsichere Lage der Römer erkannt und nach und nach auch andere überzeugt, man könne sie überwältigen, wenn man sie in ihrer vermeintlichen Sicherheit angreife. Zur Ausführung eines solchen Gedankens aber gehörte, daß man ihn in undurchdringliches Dunkel verhüllte.

Wohl wurde Varus gewarnt von den Vornehmsten der Cherusker selbst, einmal oder zweimal. Die ersten, unter denen Segestes genannt wird, sollen dem Prokonsul den Vorschlag gemacht haben, die Führer der beiden Parteien verhaften zu lassen und eine Untersuchung anzustellen, wem er am meisten vertrauen dürfe. Aber Varus achtete nicht darauf; er sah, wie es scheint, in dem Hader der Stammeshäupter nur einen persönlichen Zwist; er bildete sich ein, die, die bei ihm verklagt wurden, oftmals seine Tischgenossen, auf immer an seine Person gefesselt zu haben. Immer weiter griff der nationale Widerwille um sich. Die Anwesenheit der Legionen in einem festen Lager, das den Mittelpunkt aller weiteren Fortschritte der Römer bildete, schien der Jugend des Landes, welche Verlangen danach trug, in der bisherigen Ungebundenheit, die dem alten Herkommen entsprach, zu leben, unerträglich.

Man faßte den Entschluß, den verhaßten Feind anzugreifen, aus dem Lande zu treiben oder zu Grunde zu richten.

In dem ausführlichen Bericht, den Dio Cassius aufbewahrt hat, lesen wir: Varus habe von seinem Lager aus eine Anzahl fester Positionen eingenommen, mit denen er die feindseligen Regungen niederzuhalten meinte, und dann sich verleiten lassen, zur Unterdrückung eines Aufruhrs, dessen Ausbruch ihm gemeldet wurde, tiefer in das Land vorzurücken. Indem die Römer auf einem Zuge durch eine Landschaft, die noch keine Straßen darbot, in Verlegenheit gerieten, schritten die einverstandenen Stammeshäupter dazu, den in der Stille vorbereiteten Angriff ins Werk zu setzen. Die Natur des Landes kam den Germanen zu Hülfe. Es ist der Nachteil, in den eine militärisch disciplinierte Armee bei ihrem Vorrücken durch eine im primitiven Zustand befindliche Waldregion gerät, welchen uns die weitere Erzählung darbietet. Die vielfach durchschnittenen Anhöhen, die Thalgründe, die man überbrücken mußte, anhaltende Regengüsse, die den Weg noch schwieriger machten, ein hinzutretender Sturm, in welchem die Äste und Wipfel der mächtigen Bäume herabstürzten, — alles dies wirkte zusammen, um die Römer an dem Aufschlagen einer regelmäßigen Lagerbefestigung zu verhindern; ihre in der Eile aufgeworfene Verschanzung wurde von den herandringenden Germanen angegriffen und erobert. Man wird dabei, wenn es erlaubt ist, so fernabliegende Ereignisse zu vergleichen, an die Tage von Saratoga erinnert, welche die Freiheit von Amerika begründet haben: auch in dem Angriff der Germanen lag doch eigentlich Verteidigung.

Die Erzählung hat einen großartigen Charakter; man wird sie nicht aufgeben dürfen. Zu bedauern ist nur, daß sie mit einem Umstand schließt, dessen Unrichtigkeit außer Zweifel steht. Wie Varus, sollen sich alle Befehls-

haber seines Heeres selbst getötet haben — ein Ereignis, das, wenn es in diesem oder auch nur annähernden Umfang sich zugetragen hätte, von den der Zeit nahestehenden Autoren, von welchen uns kürzere Berichte erhalten sind, mit großer Emphase wiederholt worden wäre. Aber diese geben überhaupt einen ganz anderen Bericht von der Varusschlacht.

Ihnen zufolge ist das römische Lager in seinem ruhigen Bestand in einem Augenblicke angegriffen worden, in welchem Varus auf seinem Tribunal zu Gericht saß; die militärischen Vorkehrungen hatte er so sehr vernachlässigt, daß die eindringenden Germanen keinen Widerstand fanden, die Truppen, die sich zu widersetzen versuchten, niedermachten und dann einen vollkommenen Sieg errangen. Nur die Reiterkohorten konnten entkommen.

Die beiden Berichte sind grundverschieden, und ich wage keinen Versuch, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Darf ich eine Meinung über die Differenz aussprechen, so würde sie dahin gehen, daß der letzterwähnte Bericht in der Hauptsache wahrheitsgetreu ist. Es ist wahrscheinlich derselbe, welcher an Tiberius erstattet wurde und hiebei zur Kunde des Vellejus kam. Im allgemeinen stimmt er auch mit der Schilderung überein, welche Tacitus von dem Wiederauffinden des Lagers in etwas späterer Zeit gegeben hat; man glaubte damals, dieses selbst in seiner ursprünglichen Gestalt und in den Vorkehrungen, die zu weiterer Verteidigung getroffen wurden, zu erkennen. Von dem Bericht Dios sollte ich meinen, daß er ein partielles Ereignis, welches bei dem Durchzug einer Abteilung römischer Truppen durch die germanischen Urwälder vorkam, richtig geschildert — nur insofern irrig, als er die Anwesenheit des Varus bei demselben voraussetzt und die partielle Niederlage für eine allgemeine erklärt. Sollte sich Varus wirklich, um einen Aufruhr in einer entfernten Landschaft zu bekämpfen, mit seinem ganzen Heere in Bewegung gesetzt haben, und zwar mit dem ungeheuren Troß, der ihm zugeschrieben wird? Man würde ihn nicht der Saumseligkeit anklagen, wie es geschieht, sondern der äußersten Verwegenheit. In dem älteren Bericht tritt mehr die Tapferkeit und Keckheit der Germanen, die ein römisches Lager anzugreifen wagen und es überwältigen, ins Licht; in dem jüngeren sind es die Naturverhältnisse, denen der Sieg zugeschrieben wird. Ohne Zweifel haben die beiden Momente zusammengewirkt. Die Germanen bedienten sich der Vorteile, welche die Beschaffenheit des Landes ihnen darbot; aber sie legten zugleich nicht nur Tapferkeit, sondern Fühlung des Momentes, Planmäßigkeit und Gemütserhebung an den Tag. Es wird ihren Eifer nicht allein nicht geschwächt, sondern eher verdoppelt haben, daß sie die große Sache im Widerspruch mit einheimischen Gegnern, die sich den Römern fügen wollten, unternommen haben. Daß auch ihre einheimischen Gegner dadurch zurückgedrängt wurden, versteht sich von selbst; aber der Erfolg, dessen die Geschichte zu gedenken hat, war ein universaler, in dem Verhältnis zwischen Römern und Germanen entscheidender.

Der Vater des Varus hatte das Unglück des Brutus nicht überleben

wollen; durch den unerwarteten Unfall mitten im Glück in seiner Seele gebrochen, tötete sich Publius Quintilius Varus, nachdem er für die Sache des Augustus im Kampfe unterlegen war. Einer der Unterbefehlshaber, Cejonius, hat es, dem älteren Berichte zufolge, über sich gewonnen, als er den größten Teil der Römer vernichtet sah, sich gefangen zu geben, wurde aber von den Siegern umgebracht: denn Erbarmen kannten diese nicht. Die Anwälte in den Gerichtssitzungen, die ihnen in die Hände fielen, haben die Germanen getötet, gleich als würde damit nur eine zischende Natter aus der Welt geschafft.

Viele Römer von vornehmster Herkunft, die sich bei Varus befanden, weniger um den Krieg zu lernen, als durch den Kriegsdienst sich den Weg zu senatorischem Range zu bahnen, sind dabei in Gefangenschaft geraten und mußten fortan als Hirten oder Hauswächter dienen.

Die gleichzeitigen Römer gaben das Unglück der Verblendung des Varus, der Feigheit der anderen Führer, noch mehr aber dem dunklen Walten des Geschickes Schuld. Und auch die Geschichte muß bestätigen, daß dem Ereignis eine allgemeine und auf immer nachwirkende Bedeutung zukommt. Augustus, erzählt man, habe in heftiger Erregung von dem Schatten des Varus die ihm anvertrauten Legionen zurückgefordert. Er soll selbst eine Bewegung in Rom gefürchtet und Vorkehrungen gegen eine solche getroffen haben; denn sein Thron beruhte auf der Meinung von der Unbezwinglichkeit seiner Kriegsheere.

Aber die Germanen hatten es bloß auf Abwehr, nicht auf eigene Angriffe abgesehen. Lucius Asprenas, der Neffe und Legat des Varus, hütete mit ein paar anderen Legionen den Rhein und sorgte dafür, daß das rechtsrheinische Gebiet nicht völlig verloren ging.

So hat Augustus selbst noch erleben müssen, daß, wie im Osten durch die Parther, so im Westen durch die Germanen dem römischen Reiche Grenzen gesetzt wurden. Eben das gehört zur Signatur der Zeit, daß die innere Konsolidation und die äußere Begrenzung, wenigstens die kontinentale, in dem Leben des Augustus zusammentreffen.

Nach seinem Tode trat nun vor allem das Werk der Konsolidation des Reiches hervor, das wir sogleich berühren werden. Nachdem das Prinzipat einen Fortsetzer in Tiberius gefunden hatte, wurde der Krieg gegen Germanien, der aber nicht, wie früher, auf Landeseroberung zielte, sondern nur darauf, die Ehre der römischen Waffen herzustellen, wieder aufgenommen.

Mit seinen nach einigem Schwanken zu vollem Gehorsam zurückgeführten Legionen drang der Neffe des Tiberius, Sohn des Drusus, der bereits den Beinamen Germanicus getragen hatte, unter dem wir seinen Sohn allein kennen, in Deutschland ein, um die Germanen wieder des Sieges zu entwöhnen, die erlittene Niederlage an ihnen zu rächen.

Im Jahre 15 hatte er die Überreste der in der Varusschlacht gefallenen Römer begraben; doch hatte der Anblick des Schlachtfeldes einen solchen Eindruck auf die Gemüter gemacht, daß bei dem Rückzug, welcher, sowie Armin

sich erhob, angetreten werden mußte, der Schatten des Varus schreckend vor dem Anführer Cäcina aufstieg.

Im Jahre 16 machte Germanicus den Versuch, den empörten Volksstämmen von einer anderen Seite her beizukommen. Er hat da zweimal einen Vorteil erfochten, das erste Mal bei jenem Walkürenfelde Idistaviso, das zweite Mal bei dem sogenannten Steinhuder Meer, wo er sich ein blutiges Andenken stiftete. Dadurch war die Niederlage erst gerächt; die beiden in die Hände der Germanen gefallenen Adler waren auf die eine oder die andere Weise wieder herbeigebracht worden. Aber an Unterwerfung war nicht zu denken. Ein Sturm, welcher die Flotte traf, verleidete den Römern vollends jeden Gedanken an eine Erneuerung des Kampfes. Die Erinnerung an Varus, der Schrecken des Meeres wirkten zusammen.

Entscheidend war aber die Entschließung des Tiberius selbst. Dieser hielt dafür, wie er an Germanicus schrieb, daß man nun genug gekämpft und genug Unfälle erlitten habe; für die Niederlage des Varus sei Rache genommen und in Germanien nichts mehr durch offene Waffen zu erreichen: man müsse die Germanen ihren inneren Entzweiungen überlassen.

Tiberius bekräftigte dies mit dem eigenen, von ihm gegebenen Beispiel. Noch einen anderen allgemeinen politischen Grund könnte man nicht in Abrede stellen. Denn welches auch der Ausgang der Kriege in Deutschland sein mochte, so berührte derselbe die höchste Gewalt in Rom zu nahe, um leichthin versucht zu werden. Wenn sie unglücklich verliefen, so wurden die Zustände in Gallien und Italien selbst bedrohlich. Aber auch ein glücklicher Erfolg war gefährlich, da ein solcher dem Cäsar in Rom leicht einen Nebenbuhler verschaffen konnte. Aus allen diesen Gründen hat Tiberius den Germanicus abberufen und den ferneren Angriffen auf Deutschland Einhalt gethan — eigentlich eine Entschließung, welcher in der Verflechtung der geschichtlichen Ereignisse eine hohe Bedeutung zukommt: die beiden Welten, die germanische und romanische, wurden dadurch fürs erste von einander geschieden.

Die Germanen wurden, wie Tiberius mit Recht bemerkte, für die römische Welt durch ihre inneren Entzweiungen unschädlich. Schon bei den Rachezügen des Germanicus war das zu Tage gekommen.

Arminius hatte sich mit der Tochter jenes Segestes vermählt, der ihn einst bei Varus angeklagt hatte. Von der durch den Sieg zur Herrschaft gelangten Partei bedrängt, rief Segestes gleich bei dem ersten Zuge des Germanicus die Römer zu Hülfe und diese befreiten ihn aus der Burg, in welcher er belagert wurde. Die Gemahlin des Arminius selbst fiel in ihre Hände. Anschaulich und schön wird sie von Tacitus geschildert: sie vergoß keine Thränen, sie ließ keine Bitten vernehmen; sie hielt die Hände an dem Busen zusammen und schaute auf ihren schwangeren Schoß. Sie teilte die Gesinnung ihres Gemahls, nicht die ihres Vaters; ihr Schicksal lag darin, daß sie im Streite zwischen beiden in die Hände der Feinde geraten war; sie ist die erste deutsche Frau, welche in der Historie erscheint; auf dem größten

und berühmtesten aller geschnittenen Steine des Altertums, der die Apotheose des Augustus, den Triumph des Germanicus darstellt, glaubt man ihr Abbild zu entdecken. So ist auch Armin eigentlich die erste greifbare, verständliche Gestalt der deutschen Urzeit. Keine Sage hat ihn durch populäre Ausschmückung der Geschichte entrückt; sie würde ihn den Blicken wieder verhüllt haben.

Mit doppelter Kriegsleidenschaft erfüllte es Armin, daß seine Gemahlin samt seinem Kinde in die Hände der Römer gefallen war. Dann aber forderte noch eine ältere Feindseligkeit seine Thatkraft heraus. Es war die einen Augenblick beschwichtigte, dann wieder ausgebrochene Zwietracht zwischen Cheruskern und Sueven, von welcher das gegenseitige Verhältnis der germanischen Stämme untereinander eine Zeit lang beherrscht wurde. Marbod war während des Kampfes zwischen Cheruskern und Römern, der so höchst unerwartet ausbrach, ruhig geblieben. Nun aber rief die emporkommende Macht der Cherusker die alte Eifersucht wieder wach. Semnonen und Langobarden fielen von Marbod ab und traten dem Kriegshelden bei; aber auch Marbod hatte, und zwar unter den Cheruskern selbst, Bundesgenossen, was die volle Entwickelung der Macht dieses Stammes unter Arminius überhaupt verhinderte. Zwischen Marbod und Arminius ist es zu einer großen Feldschlacht gekommen, die jedoch zu keiner definitiven Entscheidung führte. Marbod rief die Hülfe der Römer an; diese aber sahen der Feindseligkeit der Germanen untereinander mit selbstsüchtiger Ruhe zu. Marbod erschien ihnen allezeit sehr gefährlich. Tiberius hatte dessen Verhältnis zu Rom mit dem verglichen, in welchem einst Philipp von Macedonien zu Griechenland, Pyrrhus zu den Römern gestanden, — nicht mit Unrecht, wie ja die vornehmsten der späteren Angriffe gegen Rom eben von Stämmen vollzogen wurden, die dem Reiche des Marbod angehörten. Auch die Gotonen werden unter diesen genannt. Ein vornehmer Gotone aber war es, der, von Marbod verjagt, in der gefährdeten Lage desselben den Mut faßte, in dessen Gebiet mit einer starken Mannschaft einzubrechen; es gelang ihm, unterstützt von einigen Großen, die Burg des Reiches einzunehmen, in welcher die einst von den Sueven zusammengeraubten Schätze aufbewahrt wurden. Marbod verzweifelte, sich zu behaupten, und nahm die Einladung des Tiberius, nach Italien zu kommen, an (im Jahre 19 unserer Ära). Eine lange Reihe von Jahren hat er noch in Ravenna, wohin auch einer der pannonischen Häuptlinge gebracht worden war, gelebt: seine Anwesenheit diente dazu, die Feindseligkeiten der Völkerschaften, über die er geboten hatte, im Zaum zu halten.

Auf der anderen Seite geriet auch Armin in Verdacht, nach einer allgemeinen Oberherrschaft zu trachten. Von seinen eigenen Verwandten ist er umgebracht worden.

Von weiteren Vorgängen in dem inneren Germanien erfahren wir lange Zeit wenig; die Germanen blieben auf sich selbst angewiesen. Aber eben dies ist die Zeit, aus der wir einen Bericht über ihre Zustände von Meisterhand

besitzen, der uns einen Blick in die älteste occidentale Welt und zugleich in die deutsche Vergangenheit eröffnet.

Die Griechen sind auf ihre Heldensagen und deren poetische Darstellung, die Römer auf eine mannigfaltig ausgearbeitete, aber doch ebenfalls mit Dichtung erfüllte Tradition verwiesen; die Urzeit der Germanen wird von einem Historiker ersten Ranges geschildert, der sie gekannt hat; es ist Cornelius Tacitus.

Schon ein Menschenalter vorher hatte der Philosoph Seneca den moralischen Wert und die hohe Bestimmung der Germanen hervorgehoben. Wo finde man, sagt er, eine Nation, die mutvoller, waffenbegieriger, zu jeder Unternehmung bereitwilliger sei, als die Germanen? „In den Waffen werden sie geboren und erzogen, auf nichts anderes wenden sie Sorgfalt. Gegen die Härte ihres Himmels sind sie wenig geschützt. Sie wissen nichts von verweichlichendem Luxus oder von Reichtum. Wenn sie vernünftige Ausbildung und strenge Zucht erhalten, so wird es auch für Rom notwendig werden, auf die echt römischen Sitten zurückzukommen". In diesem Sinne nun sah sie Tacitus an.

Auffallend vor allem ist bei ihm, wie weit er den Begriff Germanien ausdehnt. Er betont den germanischen Ursprung der Nervier und Trevirer auf das stärkste und schildert dann das linke Rheinufer, obwohl den Römern unterworfen, doch als ein im Grunde germanisches Land; in Wahrheit ist den Germanen die Hut der Grenzen und des Flusses selber anvertraut. Denn nicht dazu sind sie aufgenommen worden, um bewacht zu werden, sondern um zu bewachen. Die oberrheinischen und niederrheinischen Stämme des linken Ufers sind noch alle Germanen, nur mit dem Unterschied, daß jene ihre volle Freiheit bewahren, diese dem römischen Imperium angehören.

Leicht geht Tacitus über das Decumatenland weg, das von Galliern bevölkert ist; berichtet aber dann über deren vorliegende Grenznachbarn, die Chatten, deren Gesinnung er in den Worten schildert, daß sie nicht sowohl die Schlachten lieben, als den Krieg. Mit Vorliebe erwähnt er die Mattiaker — sie saßen damals am Taunus —, welche die römische Autorität am meisten anerkennen, ferner die Usipeter und Tenchterer den Ubiern gegenüber. An Stelle der Brukterer, mit denen Drusus geschlagen hatte, finden wir bei Tacitus die Chamaver und Angrivarier, von denen die Brukterer niedergeworfen, wenn auch nicht vernichtet worden waren; Tacitus preist die Gunst der Götter, die den Römern vergönnt habe, die Germanen sich untereinander zu Grunde richten zu sehen. Eigentlich nur bis zu den Friesen reicht seine Kunde. Die Seefahrten waren aufgegeben; von der Elbe hörte man kaum mehr; man sprach auch hier von den Säulen des Herkules. Genauere Kenntnis legt Tacitus erst wieder an den Tag, wo er der germanischen Völker am linken Ufer der Donau gedenkt. Er erwähnt die Hermunduren in ihrem friedlichen Verkehr mit den Römern und die Beziehungen der Markomannen und Quaden zu denselben, die noch Könige aus einheimischem Stamme haben,

jedoch nicht ohne Einwirkungen von Rom zu erfahren. Das Verhältnis der Germanen zu Rom bildet den vornehmsten Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Und was hätte für Rom wichtiger sein können, als die Nachbarschaft einer großen Nation, die das Rheingebiet zu beiden Seiten des Flusses inne hatte und an der oberen Donau mächtig vordrang? Von dem inneren Germanien hat Tacitus keinen deutlichen Begriff.

Und auch in dem, was er über die volkstümlichen Institutionen mitteilt, ist er nicht selten vieldeutig uud dunkel. Aber dabei sind doch die Nachrichten, die er giebt, unschätzbar. Wir dürfen von dem Moment nicht scheiden, ohne das eine und das andere, was bezeichnend ist, hervorzuheben. Vor dem Inhalt seines Berichts über die Religion der alten Germanen treten die Kombinationen mit anderweiten Mythologien, die er selbst andeutet und die man sonst daran geknüpft hat, zurück: so eigenartig und charakteristisch erscheint sie. Wie Tacitus die Germanen als ein unverfälschtes Urvolk betrachtet, so hat auch die religiose Stammessage, die er mitteilt, ein autochthonisches Gepräge. Von dem Gotte, der selbst wieder aus der Erde geboren ist, stammt der Urvater des Volkes, von dessen drei Söhnen die Stämme, welche die Nation bilden, ihren Ursprung herleiteten: Ingävonen, Istävonen, Herminonen, deren Namen wieder in späteren Götternamen auftauchen. Es ist ein vergebliches Bemühen, die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese Stämme zurückzuführen. Die Sage hat mehr einen religiösen Inhalt: man nimmt darin die Idee der Gemeinschaft der Nation wahr, die jedoch nur in dunklem Bewußtsein festgehalten wurde.

Die Germanen verehrten die Gottheit nicht in Tempeln; die dichtesten Haine waren ihre Tempel: dahin bringt man die eroberten Adler; von da entnimmt man die Zeichen, unter denen man ausrückt. Das Wiehern der in den heiligen Hainen aufgezogenen Rosse gilt bei ihnen als eine bessere Vorbedeutung der Zukunft, als Vogelflug oder Schau der Eingeweide.

Die Semnonen, welche nach der Zeit Marbods als die mächtigsten unter den Sueven erscheinen und sich für die ältesten und vornehmsten von allen halten, schicken ihre Abgeordneten an die Stätte uralter und unvordenklicher Anbetung, von welcher sie ihren Ursprung herleiten: da wohne der Gott, der die Welt beherrsche: alles andere müsse ihm unterworfen sein. Der Dienst des Gottes beginnt mit dem Opfer eines Menschen: niemand wagt den Hain anders als gebunden zu betreten, zum Zeichen wahrscheinlich doch der vollen Abhängigkeit der Lebenden von der Gottheit. Sie feiern gleichsam das Geheimnis ihres Ursprunges und ihrer Macht.

Nirgends tritt diese Idee großartiger hervor als in der Verehrung der Mutter Erde, welche Langobarden, Angeln, Varinen und andere Völker vereinigte. Man verehrt in ihr nicht allein die allgemeine Mutter, sondern die lebendige Göttin, welche ihre Völker besucht und sich um sie bekümmert. Auf einer Insel des Oceans ist ein von dem Unheiligen rein gehaltener Hain, in welchem sie erscheint. Nur Einem Priester ist es erlaubt, in einem Aller-

heiligsten ihre Gegenwart wahrzunehmen und zu verkündigen. Auf einem bereit gehaltenen bedeckten Wagen, den nur dieser Priester zu berühren die Erlaubnis hat, wird sie dann unter dessen Vortritt einhergefahren. Es ist eine Art von Gottesfriede, den sie verkündigt. Die Nationen, welche sie verehren, sind von verschiedenen Stämmen; während der Anwesenheit der Göttin aber ruhen die Waffen, bis die Göttin, befriedigt durch den Anblick der Ihren, zurückgefahren und in den See des Haines gebadet, verschwindet. Die Sklaven, welche bei ihrer Umfahrt Dienste geleistet haben, werden in demselben See ertränkt: ohne Schrecken ist das Göttliche nicht.

Unverkennbar ist, wie nahe sich diese Ceremonien mit der Stammessage berühren. Die Mutter Erde und der Gott, welcher der Stammvater der Nation ist, erscheinen nebeneinander, der eine und die andere an ihrer besonderen Stätte; in der Idee gehören sie ohne Zweifel zusammen.

Von einem beherrschenden priesterlichen Einfluß, wie ihn die Druiden in Gallien ausübten, ist bei den Germanen nicht die Rede. Auch halten sie nicht klanartig an einem geborenen Stammesoberhaupt zusammen. Die Stammesverfassungen beruhen, wie wir sie kennen lernen, auf dem Begriff individueller Freiheit. Der Priester, der überhaupt nicht als Gebieter, sondern als Vollzieher uralter Satzungen auftritt, hat bei den Landesversammlungen, in welchen die großen Landesangelegenheiten beraten werden, eine gewisse Befugnis, die aber nicht weiter geht, als auf die Erhaltung der allgemeinen Ordnung; in die Beratung greift er nicht ein; diese hängt von den freien Männern ab, die aus ihren Wohnsitzen dazu herbeigekommen sind, nicht gerade auf den festgesetzten Tag: denn zu ihrer Freiheit gehört es, auch hierin nicht vollkommen gebunden zu sein.

In dieser politisch-militärischen Verfassung hatte seit Cäsar schon eine gewisse Veränderung stattgefunden.

Bei Cäsar tritt die Idee des Stammes noch überwiegend hervor: an dem hohen Rat der Vornehmsten und Stammeshäupter nimmt auch die Menge teil. Hier werden kleinere Unternehmungen beschlossen; dem, der sie vorschlägt, gesellt sich eine freiwillige Jugend bei. Wenn der ganze Stamm in Krieg gerät, wird ein Anführer ernannt, dem das Recht über Leben und Tod zusteht. Anderthalb Jahrhunderte später, in den Zeiten, in welchen Tacitus schrieb, tritt das Moment, daß kleinere Unternehmungen unter einem Führer, dem sich ein freiwilliges Gefolge anschließt, ausgeführt werden, in den Vordergrund. Diese freien Gefolgschaften, welche sich zu Kriegszügen vereinigen, die doch von der allgemeinen Landesversammlung nicht beschlossen sind, finden sich nirgends in der Welt wieder. Sie entsprechen dem natürlichen Trieb zu einer freien Kriegsübung, welche doch nicht ohne eine innere Ordnung sein kann.

Fürsten, zuweilen auch Könige, stehen an der Spitze. Was bedeuten aber diese Namen? Gab es einen Uradel der Nation, aus welchem sie hervorgingen, oder sind sie ein Erzeugnis der Umstände und der damit zusam-

menhängenden Unternehmungen überhaupt? Daß dabei auch eine Wahl vorkommt, ist unzweifelhaft, ebenso aber, daß auf Herkunft und Verdienst der Ahnherren Rücksicht genommen wird. In den Gefolgschaften giebt es verschiedene Grade, gleichsam eine Rangordnung. Der Führer und das Gefolge hängen aber wieder durch das Gefühl gegenseitiger Verpflichtungen zusammen: der Führer sorgt für das Gefolge; das Gefolge ist verpflichtet, den Führer bis aufs äußerste zu verteidigen.

Doch genug hievon für meinen Zweck, der nur dahin geht, die Grundzüge der alten Zustände in Erinnerung zu bringen. Die Germanen besaßen religiöse Institutionen von einem gewissen Tiefsinn, obwohl ohne Doktrin, politische und militärische Einrichtungen, welche für die Zukunft maßgebend werden, und eingeborene Elemente der Kultur, welche später reifen sollten.

An eine allgemeine Einheit war nicht zu denken; aber durch männliche Tugend, strenge Sitte und persönliches Verdienst wird doch alles zusammengehalten. Welch ein Mißbrauch des Wortes wäre es, sie als Barbaren zu bezeichnen! Und so stark war das alte Germanien trotz seiner Entzweiungen, daß es dem Fortschritt der römischen Eroberung Einhalt that und noch auf einige Jahrhunderte eine Welt für sich blieb.

Zweites Kapitel.

Kaiser Tiberius.

Von der germanischen Freiheit wendet sich der Blick auf das römische Reich und das in demselben zur höchsten Gewalt gelangte Herrscherhaus zurück.

Augustus verdankte die Stellung, die er besaß, seinen Waffen und seiner Politik. Der Grund, auf den er baute, war jedoch immer seine Adoption durch Cäsar, als dessen Erbe und Nachfolger er auftrat. Aber in seiner Familie bestanden Verhältnisse, welche die weitere Vererbung dieser Ansprüche und die Succession überhaupt zweifelhaft machten.

Augustus, selbst ohne Sohn, war mit dem Geschlecht der Claudier in die engste Verbindung getreten. Das claudische Geschlecht hatte von jenem Atta Clausus an, der von den Sabinern zu den Römern überging, immer an der Spitze der Patricier, eine Reihe von Männern hervorgebracht, die sich durch Standhaftigkeit und Energie einen großen Namen verschafften; achtundzwanzigmal hatten sie das Konsulat, fünfmal die Diktatur bekleidet. Der letzte derselben, Tiberius Claudius Nero, hatte sich an jenen Lucius Antonius, der die Republik noch nicht völlig aufgab, angeschlossen, dann an

Sextus Pompejus gewandt, hierauf wieder an Marcus Antonius, und endlich seinen Frieden mit Cäsar Octavian gemacht. Gleichsam der Preis dieses Friedens war, daß er ihm auf eine auch in Rom unerhörte Weise seine junge Gemahlin Livia abtrat. Die beiden Ehescheidungen, die dazu notwendig waren, Octavians von Scribonia und des Tiberius von Livia, wurden mit den gewohnten Feierlichkeiten vollzogen. Livia Drusilla entstammte auch ihrerseits einem Zweige der Claudier, der durch Adoption in das Haus der Livier aufgenommen war. Ihr Vater hatte sich zur Partei der Optimaten und zwar der entschlossensten Fraktion derselben, den Republikanern, gehalten; nach der Schlacht von Philippi tötete er sich selbst.

Alle diese Erinnerungen an die feindseligen Tendenzen der Bürgerkriege verschwanden nun aber, als Livia sich mit dem Nachfolger des Cäsar vermählte, welchem die allgemeine Herrschaft zufiel. Gewiß bildet es ein Moment für die Befestigung der Herrschaft, daß Augustus mit den vornehmsten Familien Roms in enge Verbindung trat. Livia trug viel dazu bei, daß ihr Gemahl zur Versöhnung mit seinen Feinden gern die Hand bot, wie unter anderen Cinna ihr die Verzeihung verdankte, die Augustus ihm angedeihen ließ.

Daß sie zwei Söhne in das Haus des Augustus brachte, die dieser dann adoptierte, war für ihn auch deshalb ein Vorteil, weil er denselben die Heere, die ihm Pannonien, die Alpen und einen Teil von Germanien unterwarfen, unbesorgt anvertrauen durfte. Daß er nun aber einem von ihnen die Nachfolge zuerkennen würde, davon konnte fürs erste nicht die Rede sein. Denn Augustus hatte noch eine andere Familie, die aus seinen Leibeserben entsprungen war, der ein näheres Recht auf seine Succession zustand.

Von Scribonia war ihm eben an dem Tage, an dem er die Ehe mit ihr auflöste, eine Tochter geboren worden, des Namens Julia. Er vermählte sie mit dem Genossen seiner Feldzüge und seiner Erfolge, Marcus Vipsanius Agrippa (21 vor unserer Ära). Aus dieser Ehe waren ihm Enkel und Enkelinnen entsprungen. Julia und ihre Kinder waren von dem Selbstgefühl des julischen Namens erfüllt; ihre Rechte bekamen durch die Urgeschichte des Hauses und die vermeinte Divinität Cäsars, die auf Augustus übergegangen, selbst eine Art religiöser Sanktion.

Zwischen diesen beiden Zweigen der kaiserlichen Familie bestand ein natürlicher Gegensatz, den Augustus dadurch zu heben dachte, daß er nach Agrippas Tod die verwitwete Julia mit dem älteren Sohne der Livia, Tiberius Nero, vermählte: eine unglückliche eheliche Verbindung von vornherein. Tiberius hatte bereits einen Sohn aus einer früheren Ehe, die er nur ungern auflöste. Schon in seiner Jugend hat man ihm den Namen des „Alten“ gegeben; er war von tiefen Gedanken, unaufhörlich mit militärischen Unternehmungen beschäftigt, die ihm triumphale Ehren und hohe Würden eintrugen. Aber indessen ergab sich Julia dem Genußleben römischer Frauen; sie war keineswegs ein Muster ehelicher Treue. Was aber nicht weniger und vielleicht noch mehr ins Gewicht fiel, war ihre Meinung, sie sei von vor-

nehmerer Herkunft ale Tiberius; sie gab ihm eine gewisse Geringschätzung zu erkennen. Zwischen der Tochter, die sich eines höheren Ranges rühmte, und der Schwiegermutter Livia konnte es kein gutes Verhältnis geben. Die Söhne Julias von Agrippa, nicht etwa unbedeutende Männer, betrachteten sich als die geborenen Erben des Reiches.

In der Lage, in der sich Tiberius befand, schon selbst verdient und hochstrebend, von häuslichen Unordnungen heimgesucht, von der ersten Stelle zurückgedrängt, von dem genealogischen Vorrecht der Söhne Julias, die zugleich seine Stiefsöhne waren, verdunkelt, mochte er in Rom nicht länger verweilen. Er begab sich nach Rhodus (748 der Stadt = 6 vor unserer Ära), wo er den Studien lebte in einer so völligen Zurückgezogenheit, daß er fast mehr wie ein Eingeborener, als wie ein Römer erschien. Und wohl möglich, daß er in diesem Verhältnis weiter hätte leben müssen, wäre nicht am Hofe zu Rom eine durchschlagende Veränderung eingetreten.

Der Kaiser hatte die Scheidung seiner Tochter von Tiberius ausgesprochen; aber ihr schamloses Leben machte es ihm zuletzt selbst zur Pflicht, so schwer es ihm wurde, sie aus Rom nach einer unbewohnten kleinen Insel zu verbannen und allen Verkehr mit ihr zu untersagen (im Sommer 752 der Stadt = 2 vor unserer Ära). Auf das Schicksal der Familie konnte das jedoch noch keinen entscheidenden Einfluß ausüben, da die beiden älteren Söhne der Julia von Agrippa, Cajus und Lucius, den Anspruch derselben auf die Nachfolge aufrecht erhielten. Aber beide gingen bald nacheinander mit Tode ab: der eine, Lucius, der eben sich anschickte, einige widerstrebende Bergvölker in den Pyrenäen zu bekämpfen, erlag in Massilia, wohin er sich begeben hatte, einer Krankheit, und der andere starb an den Folgen einer Verwundung, die er in einem Feldzug in Armenien erhalten hatte.

Kurz vorher war Tiberius nach Rom zurückgekommen. Der Tod der älteren Söhne Agrippas eröffnete ihm eine neue große Laufbahn, wie er sich denn sogleich wieder in den germanischen Krieg warf. Vollkommen frei war aber sein Weg auch dann noch nicht. Noch lebte einer von den Söhnen Agrippas, der nachgeborene — Postumus —, der eben emporwuchs, aber die Eigenschaften nicht zu besitzen schien, die zu der Regierung erforderlich waren: er zog Beweise seiner Körperstärke den Studien vor, die ihn geistig hätten fördern können, während Tiberius die Bildung seiner Zeit in vollem Umfang besaß, Germanien politisch beherrschte, Marbod beruhigte, Pannonien niederhielt. Wir gedachten soeben der Ereignisse in Pannonien und des Verdienstes, welches er sich dadurch, daß er dasselbe bezwang, um Italien und Rom selbst verschaffte. Man besitzt Bruchstücke aus den Briefen des Augustus an ihn, in denen ihm dieser Hochachtung, Zuneigung und zugleich die Überzeugung von seiner großen Bedeutung für die Republik zu erkennen giebt.

Wenn nun die Zukunft des Reiches durch Bestimmung eines Nachfolgers gesichert werden sollte, so konnte kein Zweifel obwalten, daß Tiberius, der

bereits gleichsam der erste Mann im Staate war, den Vorzug vor einem jungen Menschen, der wenig Hoffnungen gab, verdiente. Augustus entschloß sich jetzt, Tiberius zu adoptieren: wie er ausdrücklich sagte, aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Allein er wollte doch auch Postumus nicht enterben; an dem gleichen Tage mit Tiberius adoptierte er auch ihn, der sich dann Agrippa nannte. Aber das größte Gewicht fiel doch auf Tiberius. Denn in dem damaligen Zustand des Reiches kam alles auf persönliche Handlungen und persönliche Eigenschaften an. Unmöglich konnte ein Mann an die erste Stelle des im Kampfe gegründeten Imperiums treten, der nicht selbst Kriege geführt, Ruhm erworben hatte. Ein solcher aber war der Stiefsohn des Augustus, der im Occident Thaten vollbracht hatte, die an die Erfolge Cäsars mahnten.

Ein sehr außerordentlicher Schritt war es doch, daß Augustus den Stiefsohn adoptierte, der zu der julischen Familie in keiner genealogischen Beziehung stand, und den Enkel, der ein unzweifelhaftes Erbrecht besaß, in den Hintergrund drängte. Auch abgesehen von dem Rechte des Agrippa aber gab es noch ein anderes Verhältnis, das die unmittelbare Nachfolge des Tiberius in Frage stellen konnte.

Immer auf die Vereinigung des neuen Geschlechtes mit dem älteren bedacht, hatte Augustus den jüngeren Sohn der Livia, Drusus, mit Antonia, einer Tochter seiner Schwester Octavia, vermählt. Diese Ehe aber war glücklicher gewesen, als die andere; ein Sohn von großer Begabung war aus ihr hervorgegangen, jener Germanicus, der, schon damals durch Kriegsthaten ausgezeichnet, sich bald darauf in Germanien einen ruhmvollen Namen erwerben sollte. Man darf nicht vergessen, daß dieser in einem näheren Verhältnis zur augusteischen Famile stand, als sein Oheim Tiberius selbst. Insofern von Erbfolge die Rede sein konnte, hätte der Neffe größere Ansprüche gehabt, als der Oheim. Als die politisch wichtigste und folgenreichste Handlung der Livia kann man es betrachten, daß sie ihren Gemahl bewog, auf diese genealogische Beziehung zu seinem Hause keine Rücksicht zu nehmen, sondern ihren älteren Sohn den Söhnen des jüngeren, die ihm doch näher verwandt waren, vorzuziehen. Die Adoption des Tiberius wurde dadurch befestigt und doch auch wieder beschränkt, daß dieser selbst den Germanicus adoptierte, so daß eine regelmäßige Nachfolge für längere Zeit festgestellt zu sein schien.

Käme es bloß auf Handlungen und Erfolge des persönlichen Ehrgeizes an, so würde es sich kaum der Mühe verlohnen, diese Verhältnisse zu erörtern. In dem inneren Widerstreit in der Familie kommt aber ein Gegensatz der Prinzipien zu Tage. Wenn Augustus durch das Zusammengreifen der Waffen und des Erbrechts zur Macht gelangt war, so gehörte auch eine Verbindung dieser beiden Elemente dazu, um die höchste Gewalt der folgenden Generation zu überliefern. Eine solche Verbindung im vollen Umfang wurde aber durch den Tod der älteren Söhne des Agrippa und die Unfähigkeit des jüngsten unthunlich. Im Streite zwischen dem einen und dem anderen: der Fähigkeit,

das Reich zu erhalten, und dem Erbrecht, gab nun Augustus dem ersten, und zwar mit vollem Bewußtsein, den Vorzug.

Augustus ist am 19. August des Jahres 767 der Stadt, 14 unserer Ära, im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens gestorben. Er würde aus seiner Rolle gefallen sein, wenn er über die Succession seiner politischen Gewalt, die ja nicht einmal einen Namen hatte, verfügt hätte. Aber Tiberius wurde doch zugleich mit seiner Mutter zum Haupterben der bürgerlichen Verlassenschaft ernannt, und das Testament mit seinen Nebenbestimmungen würde niemals ausführbar gewesen sein, wenn das Prinzipat nicht auf ihn übergegangen wäre.

Die Inauguration der neuen Regierung geschah jedoch nicht ohne ein schreckliches Ereignis. Agrippa, der seine Unzufriedenheit nicht verhehlt, Livia stiefmütterlicher Gesinnung, den Kaiser selbst der Schmälerung seines väterlichen Vermögens bezichtigt hatte, war nach einer kleinen Insel, Planasia (Pianosa bei Elba), verbannt worden. Aber es gab eine Partei, die an ihm festhielt und bereits Vorkehrungen getroffen hatte, um sich der neuen Ordnung der Dinge zu widersetzen. In diesem Augenblick ist Agrippa in Planasia ermordet worden; man behauptet, infolge einer Anordnung des Augustus selbst, die sofort nach seinem Tode vollstreckt werden sollte. Tiberius versäumte nichts, was dazu dienen konnte, die Bewegung, die sich bald darauf unter der Führung eines falschen Agrippa erhob, zu ersticken; eine Untersuchung darüber ließ er nicht vornehmen: er hätte das Resultat der Enthüllungen wahrscheinlich selber fürchten müssen. Genug: das Erbrecht, auf das sich Agrippa stützen konnte, wurde durch einen politischen Mord nicht auf immer vernichtet, aber doch zunächst beseitigt.

Auf diese Weise ist Tiberius Claudius Nero der Nachfolger des Augustus geworden. Die einheitliche Gewalt, die Augustus infolge großer Siege mit einer Gewandtheit und Umsicht, die an Genialität grenzt, gegründet hatte, war auf ihn übergegangen. Es hat einen Anflug von Schmeichelei, wenn Vellejus erzählt, ein Streit zwischen Senat und Volk einerseits und Tiberius andererseits sei dadurch entstanden, daß von diesem die Absicht, als Privatmann zu leben, von jenen aber der Wunsch kundgegeben worden sei, daß er die Stellung, welche Augustus inne gehabt, einnehmen möge. Aber die thatsächlich vorliegende Frage wird dadurch bezeichnet; sie lag darin, ob und wie die Stellung des Augustus ausgefüllt werden solle. Eine definitiv bestimmte Autorität mit festgesetzten und limitierten Gerechtsamen hat er, wie wir wissen, eigentlich nicht besessen; nur eben eine im Laufe der Ereignisse ihm persönlich erwachsene Machtbefugnis, auf der aber der Zustand des Reiches beruhte. Vellejus nun sagt: jedermann habe bei dem Abgang des Augustus neue Unruhen und vielleicht den Umsturz des soeben Gegründeten erwartet, allein Tiberius habe soviel Rücksicht auf vernünftige Gründe genommen, daß er einwilligte, die Stellung seines Adoptivvaters einzunehmen. Es ist, wie der Autor, der ein Mitgefühl für diese Umstände hatte, sich ausdrückt: die Statio

des Augustus, die auf Tiberius überging, oder das Prinzipat wie es jetzt bestand. Diese Macht hatte unter Augustus den Umständen gemäß eine Umbildung erfahren, durch welche sie haltbar wurde und das Reich umfaßte. So wie sie unter ihm geworden war, sollte sie nun behauptet werden.

Es entspricht der Sache, wenn der Name Cäsar sich fortsetzte, nicht minder aber, wenn der des Augustus demselben zur Seite trat. Wie Cäsar, so wurde auch dem Augustus eine göttliche Verehrung zu teil. Dem einen, wie dem anderen schrieb man die Grundlegung der Autorität zu, welche mit dem Namen selbst auf die Nachfolger überging, zunächst auf Tiberius.

Aber innerhalb des Kreises, welcher die Summe der Gewalt bildete, stellte sich ihm doch ein unerwartetes Hindernis in den Weg. Unter den Legionen, den pannonischen sowohl wie den germanischen, regte sich der Gedanke, dem Nachfolger des Augustus gleichsam Bedingungen vorzuschreiben, namentlich die Gewährung besseren Soldes und geringerer Dienstzeit. Wohin aber hätte das führen können, welches Ende war davon abzusehen? Tiberius mußte diese Unbotmäßigkeit zurückdrängen, wie einst Cäsar selbst.

Nach Pannonien schickte er seinen eigenen Sohn, dem es denn auch gelang, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Bemerkenswert ist das Motiv, das dabei entscheidend gewesen ist: die Legionen zogen in Betracht, sie würden genötigt sein, dem Stifter des Aufruhrs nach Rom zu folgen und von der regierenden Familie geradezu abzufallen. Noch stärker war das Selbstgefühl in den Legionen an den Grenzen Germaniens, die überzeugt waren, daß das Gemeinwesen und die römische Herrschaft von ihnen abhänge. Auch sie machten ähnliche Forderungen geltend, und erboten sich, ihrem Heerführer, dem jungen Germanicus, die höchste Gewalt zu verschaffen, wenn er an ihre Spitze treten wolle. Dabei wirkte es mit, daß Germanicus mit einer Tochter der Julia, Agrippina, vermählt war, was denn wohl Tendenzen der Selbständigkeit in diesem Paare hätte hervorrufen können. Aber Germanicus ließ sich von ihnen nicht fortreißen, selbst nicht dadurch, daß er dabei einmal in Lebensgefahr geriet: denn in ihrer Aufregung schienen die Legionen keinen Gehorsam mehr zu kennen; sie sind sogar den Senatoren, die zu ihnen gesandt waren, mit stürmischem Ungestüm begegnet. Germanicus hielt es doch für gut, ihnen einige Zugeständnisse zu machen. Dann aber that er mit größtem Nachdruck ihrem aufrührerischen Beginnen Einhalt. Er erinnerte sie daran, wie Cäsar sowohl als Augustus den Eigenmächtigkeiten der Legionen auf das schärfste entgegengetreten seien, und brachte das besonders enge verwandtschaftliche Verhältnis, in welchem er zu dem augusteischen Hause stand, zur Sprache, wobei seine Gemahlin, ihrer Herkunft eingedenk, ihn hochherzig und mannhaft unterstützte. Alle Formen der Religion der Waffen, welche den Gehorsam und die Mannszucht in sich schlossen, rief er auf und bewirkte dadurch eine Umstimmung, der die Gegner, plötzlich überrascht, unterlagen. Viele von ihnen büßten mit dem Tode.

Dann aber wandte das Heer, in seinem Gehorsam gegen Rom und die

Cäsaren durch den Gang der Bewegung bestärkt, seine Waffen mit verdoppelter Heftigkeit gegen die Germanen. Man sagt: sie hätten mit um so größerem Kriegsfeuer gekämpft, um die Manen der von ihnen in ihren Zelten erschlagenen Kameraden zu rächen. Jene Züge nach Idistaviso und dem Steinhuder Meer erfolgten, deren wir gedachten.

Diese große Wendung der Dinge, in welcher sich die definitive Besitznahme der Macht, die in den Händen der Legionen war, aussprach, war selbst nicht ohne eine gewisse Einwirkung des Erbrechts, die sich in Agrippina repräsentierte, gelungen. Allein das verschwand doch hinter dem großen Gesichtspunkt, der aus der allgemeinen Lage der Dinge entsprang. Dem Kaiser hatte man es anfangs verargt, daß er nicht selbst zu den Legionen gegangen war; aber er wollte sich aus dem Mittelpunkte des Reiches, der noch alles beherrschte, nicht entfernen. Der Erfolg trug dann zur Befestigung des allgemeinen Gehorsams bei. Alles hatte zu schwanken geschienen; alles befestigte sich, als ein kräftiger Mann die Zügel der Regierung ergriff. Die Ordnung der Dinge, wie sie unter Augustus bestanden, blieb auch unter Tiberius aufrecht erhalten.

In den Provinzen, in denen man nichts mehr fürchtete, als einen Wiederausbruch bürgerlicher Unruhen, war man sehr zufrieden damit und wünschte das Scepter, welches den Frieden erhielt, unter dem das Reich sich wohl befand, in festen Händen zu sehen, wie das der Geograph Strabo einmal ausführt. Er berührt die Unterstützungen, welche Kleinasien bei einem Erdbeben von Tiberius empfangen hatte, und zugleich die Vorteile, welche dem gesamten Italien aus diesem Verhältnis erwachsen seien. Der kommerzielle Verkehr der Provinzen unter einander und mit der Hauptstadt bekam nach und nach eine alles umfassende Bedeutung für das tägliche Leben.

Dieser Betrachtung fügte in späterer Zeit Plutarch noch eine andere hinzu, die auf einer allgemeinen historischen Wahrnehmung beruht. Er bezeichnet die Schöpfung der römischen Macht als das schönste aller menschlichen Werke; denn zuvor seien die Völker und Königreiche in steter Verwirrung gewesen, weil niemand herrschte, alle aber herrschen wollten —, solange, bis Rom stark genug wurde, Italien und die über dem Meer liegenden Gebiete mit sich zu vereinigen. Er meint: durch die seltenste Verbindung von zwei einander an sich widerstrebenden Motiven, Tugend und Glück, sei es soweit gekommen. Damit aber habe die Welt Sicherheit und Bestand gewonnen. Es sei für die Menschen ein segensreicher Herd gegründet worden, ein Ankerplatz im wilden Treiben der Flut. Die Herrschaft von Rom war für die umwohnenden Nationen, die Alleinherrschaft eines einzelnen in Rom für die Hauptstadt selbst eine Notwendigkeit geworden.

Der neue Herrscher, der dieselbe in Besitz nahm, hatte nun die Aufgabe, deren Lösung eigentlich die Welt umfaßte, diese Macht zu behaupten. Erst dadurch konnte sie als festbegründet erscheinen, wenn der Gründer einen Nachfolger fand, der, des Nimbus der Urheberschaft entbehrend, das Wesen der einmal eingerichteten neuen Verfassung aufrecht zu halten wußte.

Wie Tiberius seine Aufgabe verstand, erkennt man aus einer seiner Reden im Senat, in der er es als den Gipfel seiner Wünsche bezeichnet, die höchste Stelle, die er inne habe, so auszufüllen, daß ihn die Nachwelt für seiner Altvordern würdig erkläre. Er bitte die Götter, ihm bis ans Lebensende einen leidenschaftslosen Geist voll Verständnis für menschliches und göttliches Recht zu verleihen, sorgsam im voraus, unerschrocken in Gefahr und nicht davor zurückscheuend, um des allgemeinen Besten willen Anstoß zu geben.

Und wie oft hat er auch sonst wiederholt, daß ihm das Vorbild des Augustus beständig vor Augen schwebe!

Man weiß, daß Augustus einige Ratschläge für die Regierung hinterlassen hat, sowohl für die äußeren wie für die inneren Verhältnisse.

Zu den ersten gehört es, daß man die Grenzen nicht weiter ausdehnen solle: und wir berührten schon, daß Tiberius diesen Grundsatz in Germanien befolgte; er vermied alle Kriege an den Grenzen, weil sich die Rückwirkung auf das Innere nicht absehen ließ. Für die Administration hat Augustus durch eine Berechnung der Hülfsquellen, ein Rationarium Imperii, vorgesorgt. Tiberius ließ sich nichts mehr angelegen sein, als die Ordnung der Finanzen, auf welcher der Gehorsam und die öffentliche Wohlfahrt beruhten, aufrecht zu erhalten; er hat sogar einen Schatz gesammelt. Einer der Ratschläge des Augustus war, die Prärogative der römischen Bürger zu behaupten, ihre Zahl nicht viel zu vermehren, noch auch die Bewohner der Provinzen ihnen gleichzustellen. Es sollte also dabei bleiben, daß die Herrschaft in Rom konzentriert und in dieser Form ausgeübt würde. Darüber hielt nun auch Tiberius, obwohl er im einzelnen von seinem Vorgänger abwich.

Er gab seinem Regiment einen noch stärker ausgeprägten aristokratischen Charakter, als dieser. Den aus den früheren Zeiten übrig gebliebenen Agitationen der Plebs auf dem Forum bei der Besetzung der Magistraturen machte er vollkommen ein Ende, indem er dem Volke das Wahlrecht für die vornehmsten Ämter entzog. Die Senatoren waren sehr zufrieden, daß sie nicht länger auf dem Forum zu bitten und Geldgeschenke zu machen brauchten, um von einer Würde in die andere zu gelangen. Die alte Bezeichnung der Komitien wurde beibehalten; aber der Princeps hatte den Vorschlag — wenn er wollte, geradezu die Ernennung. Man kennt die satirischen Ausrufungen, die Juvenal dem Volke in den Mund legt: es verkaufe seine Stimme nicht mehr; einst habe es Imperium, Legionen und Fasces vergeben; jetzt sei es der Sorgen dieser Art entledigt und verlange nur nach Brot und Spielen.

So wahr das auch ist, so darf man doch nicht vergessen, daß die tribunizische Gewalt, die auf das Prinzipat übergegangen war, diesem die wichtigsten Rechte übertrug, die einst den Tribunen zugestanden hatten. Die Plebs sah in dem Princeps gleichsam den Repräsentanten ihrer Rechte. Der Nerv der Regierung und ihrer Bewegung lag in dem Senat, der jedoch keinerlei selbständige Initiative besaß — woher hätte ihm eine solche nach alledem, was geschehen war, zustehen sollen? —, sondern nur, mit hoher Würde bekleidet,

die Befugnis hatte, dem Willen des Princeps, dem er sich allezeit gefügig erwies, eine legale Form zu verleihen. Was schon unter Augustus begonnen, daß Senatuskonsulte an die Stelle der Gesetze traten, wurde unter Tiberius die Regel, vor der allmählich der alte Gebrauch verschwand.

Augustus hatte seine Reden im Senat gelesen; Tiberius zog es vor, frei zu sprechen. Man hielt dafür, er spreche um so besser, je weniger er sich vorbereitet habe. Und von anderen Zeitgenossen unterschied er sich dadurch, daß er fremde Worte sorgfältig vermied; alles sollte römisch sein.

Die Verhandlungen im Senat wurden in der Regel durch eine Oratio eingeleitet, in der der Princeps seine Absicht kund that; hierauf referierte der Konsul, beschloß der Senat. Aber schon die Oratio, welche den zu fassenden Beschluß und seine Motive erörterte, war maßgebend. Tiberius wußte wohl, daß sich kein Widerstand gegen seine Intentionen finden werde. Er nahm häufig eine Haltung an, bei der die senatorische Autorität hervorgehoben wurde und die eigene zurückzutreten schien. Den Senatoren hat er einmal gesagt, er danke ihnen für die ausgedehnte Autorität, die ihm zugestanden werde, wogegen er dann verpflichtet sei, dem Senat und den Bürgern zu dienen, — ein Wort, wobei man daran erinnert wird, daß ein großer Fürst späterer Zeit sich als den ersten Diener des Staates bezeichnet hat. Von der rein monarchischen Idee, die sich in diesen Worten ausspricht, konnte bei Tiberius nicht die Rede sein. Was er hervorhebt, ist seine Verpflichtung, die ihm zugefallene höchste Gewalt zum Besten des römischen Gemeinwesens, durch das sie ihm anvertraut worden sei, zu gebrauchen.

Die römische Tradition berichtete von einigen alten Claudiern, die sich in ihren hohen Ämtern eine dominierende Gewalt verschafft hatten: der Decemvir Appius Claudius hatte mit seinen Genossen den Entschluß gefaßt, eine weder von Senatuskonsulten noch von Plebisciten abhängige, also auf sich selbst gegründete Autorität in der Republik zu errichten. Von dem Censor Appius Claudius Cäcus war es besonders im Gedächtnis geblieben, daß er Gelder aus dem Staatsschatz nahm, um großen Bedürfnissen des Gemeinwesens zu genügen, namentlich zur Erbauung der appischen Straße. Mit dem Standeshochmut, den sie nicht verhehlten, verband sich in den Claudiern das Bewußtsein, den allgemeinen Angelegenheiten des Staates ohne alle andere Rücksicht dienen zu können. Eine ähnliche Stellung hatte jetzt der neue Augustus inne; aber wie weit war er seinen Altvordern überlegen! Nur einige Formen mußte er wahren, übrigens war die höchste Gewalt wesentlich in seiner Hand. Die Senatuskonsulte selbst hingen von ihm ab; durch die Rücksicht, die er dem Senat bewies, bewirkte er, daß sein Wille um so mehr der einzig maßgebende blieb.

Der Beistimmung desselben konnte er auch aus einem in seiner persönlichen Lage beruhenden Grunde nicht entbehren.

Denn so heilsam sich auch die faktische Alleinherrschaft für das Ganze erweisen mochte, so erweckte sie doch, wie es ja in der alten Republik nicht

anders sein konnte, einen tiefen Widerwillen, der dann und wann hervorbrach und ihr wieder gefährlich zu werden drohte. Tiberius scheute sich nicht, ein System der Repression einzuführen, welches ihm um so schlechteren Ruf gemacht hat, als er dabei die an die alte Freiheit erinnernden Ausdrücke und Formeln beibehielt und betonte. Nicht in Handlungen der Willkür erschien diese Repression; sie hatte immer den Anschein eines legalen Verfahrens.

Unter Tiberius gewannen die Majestätsprozesse eine furchtbare Ausdehnung.

Man wird dem Prinzipat wohl nicht ganz gerecht, wenn man es für eine Magistratur erklärt; es war eine Gewalt jenseit aller Magistraturen. Die Majestät des römischen Volkes, ein Gedanke, der im Tribunat entsprungen ist, war auf den Inhaber der höchsten Gewalt übergegangen.

So hatte sie schon Sulla betrachtet; jede Verletzung der Majestät des römischen Volkes wurde als Verletzung des obersten Machthabers aufgefaßt, in dem sich dieselbe vereinige. In dieser Weise hatte sie auch Augustus verstanden und, nicht ohne Schärfe, behauptet. Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich ausspreche, daß das eine gewisse Wahrheit hat. Denn das Wesen der monarchischen Gewalt ist es, daß sie das Ansehen der Gesamtheit in sich repräsentiere. Das den Vorstellungen der alten Welt gemäß in der Alleinherrschaft, d. h. dem durch die Ereignisse begründeten Bestand der höchsten Macht, liegende göttliche Element war in dem religiösen Kultus des Augustus zur Erscheinung gekommen. Tiberius lehnte es ab, eine ähnliche Verehrung für sich selbst zu gestatten. Sein Standpunkt war der menschliche, — wenn der Ausdruck erlaubt ist, staatliche: Tiberius wollte nichts als ein Sterblicher sein; aber alle Rechte, die ihm aus dem Begriff der Majestät entsprangen, machte er schonungslos geltend. Und hiebei leistete ihm nun der Senat als entscheidender Gerichtshof die größten Dienste.

Es ist wohl der Mühe wert, wenn auch nur flüchtig, dieser Prozesse, welche die Regierung des Tiberius charakterisieren, zu gedenken. Sie werfen zugleich ein Licht auf die gesellschaftlichen Zustände des damaligen Rom in den höchsten Kreisen. Der erste, dessen in den Annalen ausführlich gedacht wird, ist der gegen Marcus Scribonius Drusus Libo. Was ihm Schuld gegeben wurde, waren Vorbereitungen zu Anschlägen gegen das regierende Haus.

Libo hatte sich durch abergläubische Vorstellungen zu der Meinung verleiten lassen, daß ihm selbst die höchste Gewalt zu Teil werden könne. Er hatte Chaldäer und Traumdeuter berufen und selbst Geisterbeschwörungen veranlaßt. Was bei den Annalisten nur angedeutet wird, erscheint in einem Kalendarium der Zeit auf das bestimmteste. Nach demselben wird der Tag als ein Feiertag begangen, an welchem Libo verräterischer Absichten gegen Tiberius, dessen Kinder, angesehene Senatoren und das Gemeinwesen überhaupt überwiesen worden war. Libo stand in nächstem verwandtschaftlichen

Verhältnisse zu Scribonia, von der sich Augustus trennte, als er sich mit Livia, der Mutter des Tiberius vermählte. Auf dies Verhältnis stützte sich wahrscheinlich sein Vorhaben. Aber von eben denen wurde er verraten, denen er sich anvertraut hatte. Als er sich entdeckt sah, tötete er sich. Tiberius sagte: er würde Libo verziehen haben, wenn sich dieser nicht selbst umgebracht hätte, — was ihm freilich niemand glauben wollte. Auch Apuleja Varilla, die eines Majestätsverbrechens geziehen wurde, war eine nahe Verwandte des kaiserlichen Hauses, Enkelin einer Schwester des Augustus. Sie soll gegen Tiberius und Livia beleidigende Beschwerden ausgestoßen haben. Tiberius genehmigte, daß ihre Äußerungen gegen Augustus geahndet würden, nicht aber die gegen ihn selbst oder seine Mutter, die darum befragt worden war. Apuleja wurde wenigstens um dieser Vergehungen willen nicht verurteilt. So stand Asinius Gallus, Sohn des wegen seiner militärischen und litterarischen Verdienste berühmt gewordenen Asinius Pollio, insofern in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hause, als er sich mit der ersten Gemahlin des Tiberius, nachdem sie von demselben verstoßen war, verheiratet hatte; er war von hochstrebendem Ehrgeiz erfüllt, der sich aber in Worten erschöpfte. Er ließ Äußerungen vernehmen, durch die er nur Freimütigkeit an den Tag zu legen glaubte, Tiberius aber sich vielleicht betroffen, auf jeden Fall beleidigt fühlte. Asinius wurde nicht hingerichtet, nicht einmal verbannt; aber er mußte fortan im Gewahrsam des jedesmaligen Konsuls oder eines anderen der höchsten Beamten bleiben, was ihn endlich zur Verzweiflung brachte.

Wenn die Prozesse, wie man sieht, besonders gegen Persönlichkeiten gerichtet waren, die dem kaiserlichen Hause verwandtschaftlich nahe standen, aber Ansprüche gegen dasselbe erhoben, so erkennt man auch, wie wichtig es für den Princeps war, daß der Senat sich seiner Rechte annahm. Er selbst und seine Familie wurden als unantastbar betrachtet, um so mehr, da diese anderen ursprünglich nahe stand und nun erst durch unbedingte Verehrung über sie gehoben werden sollte.

Ein Dichter, welcher Tragödien verfaßte und eigentlich in Gnaden war, wurde beschuldigt, in einer Versammlung angesehener Männer und Frauen ein poetisches Werk vorgelesen zu haben, in welchem dem kaiserlichen Hause zu nahe getreten sei. In dem Senat machte man darauf aufmerksam, daß das doch bloß Worte, keine Thaten seien, Thorheiten, kein Verbrechen. Tiberius selbst scheint dieser Meinung gewesen zu sein. Wenigstens hat er es dem Senate verwiesen, als dieser das Todesurteil aussprach und vollstrecken ließ, ohne bei ihm angefragt zu haben. Zuweilen betrafen die Anklagen die höchsten allgemeinen Interessen. Ein Geschichtschreiber ist verurteilt worden, weil er von Brutus und Cassius mit Ehrerbietung gesprochen und Cassius den letzten Römer genannt hatte. Man sah darin einen Beweis republikanischer Gesinnungen, die man nicht wieder zu Worte kommen lassen wollte. Meistenteils aber bewegten sie sich in persönlichen Beziehungen zu dem Herrscher und seinem Hause. Man hat Männer angeklagt, weil sie bei

dem Verkauf eines Grundstücks die Bildnisse des Augustus mitverkauft hatten. Man ist darin so weit als möglich gegangen: Worte, welche in trunkenem Mute gesprochen worden waren, unschuldige Scherze wurden Verbrechen. Es kamen Anklagen vor, über welche Tiberius selbst erstaunte, z. B. gegen den Senator Cnäus Cornelius Lentulus, dem Schuld gegeben wurde, sich durch Äußerungen gegen Tiberius vergangen zu haben. Lentulus lachte auf; Tiberius rief aus: er wolle nicht leben, wenn Männer wie dieser gegen ihn wären.

Mit der Gehässigkeit der Repression verband sich das Unwesen der Delatoren. Was kann überhaupt einer Regierung schlimmeres begegnen, als wenn sie die doch immer vorhandenen menschlichen Schlechtigkeiten zu ihrer Unterstützung aufruft? Die, welche anklagten, erhielten als Belohnung einen Anteil an den konfiscierten Gütern der Verurteilten. Mit der Eifersucht des Fürsten verband sich die Gewissenlosigkeit gewinnsüchtiger Angeber und die Unfähigkeit des Gerichtshofes, Widerstand zu leisten. Die Senatoren selbst hätten in Gefahr zu geraten gefürchtet, wenn sie bei einem Verfahren dieser Art ihre Mitwirkung versagt hätten. Die durch die einheitliche Macht herbeigeführte allgemeine Sicherheit wurde durch die erschreckende Unsicherheit einzelner, die sich mißfällig erwiesen, durchbrochen. Das Geheimnis des Privatlebens wurde in die Öffentlichkeit gezogen. Sklaven verrieten ihre Herren.

Bei diesem Werk der Repression und dem verderblichen Unwesen der Delatoren wurde Tiberius hauptsächlich durch den Präfectus Prätorio Älius Sejanus unterstützt, einen Mann, der die tiefste Unterwürfigkeit mit unermüdlicher Thätigkeit verband. Ein Zeitgenosse rühmt ihn, er sei eben dadurch emporgestiegen, daß er sich nicht höher stellte, als andere, und bei aller Strenge der Amtsführung eine vergnügliche Heiterkeit bewahrte. In Sejan ist der Gedanke entsprungen, die Prätorianer, die in die Stadt eingeführt, doch in derselben zerstreut waren, in Ein Lager zusammenzuziehen, um sie von jedem Einfluß der städtischen Bevölkerung loszureißen und ganz und gar an das Prinzipat zu knüpfen.

Selbst der Sohn eines früheren Präfectus Prätorio, war er hier gleichsam zu Hause; er setzte Centurionen und Tribunen selbst ein, und da er zugleich angesehene Senatoren dadurch gewann, daß er ihnen gute Stellungen im öffentlichen Dienste verschaffte, so ward er, dem Kaiser zur Seite, allmächtig. Sejan, obwohl nur eben römischer Ritter, wurde doch gleichsam der Mittelpunkt des Staates; er war nicht allein der Minister, sondern auch der Vertraute des Tiberius; er galt als der Depositär und Interpret der kaiserlichen Gedanken.

Wir erfahren, daß die vornehmsten und einflußreichsten Männer sich bei Sejan einfanden, um die wahren Absichten des Herrschers bei ihm zu erfragen. Man hat damals gezweifelt, ob die Gewaltsamkeiten, welche unaufhörlich vorkamen, mehr auf Betrieb des Sejanus oder auf Befehl des Cäsar

erfolgt seien. Wer könnte das in einer Lage, wie diese, überhaupt unterscheiden? Besonders in den Irrungen, die zwischen Tiberius und, wenn nicht Germanicus selbst, doch der Gemahlin desselben allmählich erwuchsen, stand Sejan dem Tiberius nur allzu dienstbeflissen zur Seite.

Als Germanicus auf den Ruf des Tiberius nach Rom zurückkam, wurde ihm ein Triumph bewilligt, der am 26. Mai 17 u. Ära (770 der Stadt) stattgefunden hat. Ihn begleitete seine Gemahlin Agrippina, von einer Anzahl blühender Kinder umgeben. Noch einmal war die Familie, wie es schien, einträchtig beisammen. Als die Mutter des Hauses wurde Livia verehrt. Sie genoß unter ihrem Sohne nicht viel weniger Ansehen, als unter ihrem Gemahl. Für Germanicus wurde dann eine neue, an sich höchst ehrenvolle Stellung im Orient bestimmt. Dort waren mancherlei Unzuständigkeiten zu beseitigen. Die Fürsten von Commagene, Cappadocien und Cilicien waren gestorben, und da die Bevölkerungen zwischen der Anhänglichkeit an das angestammte Fürstentum und dem Verhältnis zu Rom schwankten, so erschien es ratsam, ein Mitglied des augusteischen Hauses zur Beruhigung derselben nach dem Orient zu senden. So hatte Tiberius damals seinen eigenen Sohn nach Illyrien geschickt; der Neffe und der Sohn schienen die sichersten Stützen seines Thrones zu bilden. Die Mission des Germanicus nahm aber einen sehr unglücklichen Verlauf. Er geriet mit dem ihm beigegebenen Legaten Cnäus Calpurnius Piso in eine Feindseligkeit, die zu den gehässigsten Beschuldigungen Anlaß gegeben hat. Daß der Legat, welcher die regelmäßige Autorität repräsentierte — ein Mann von altaristokratischer Gesinnung —, und ein Mitglied der kaiserlichen Familie, dem eine außerordentliche Gewalt anvertraut war, leicht in Konflikt geraten konnten, liegt in der Natur menschlicher Verhältnisse. Piso war hochfahrender Aristokrat; Germanicus liebenswürdig von Natur, aber er fühlte sich als den Träger der monarchischen Gewalt. Ein Zusammenwirken des einen mit dem andern war nicht lange möglich. Ihre offene Entzweiung trat bei folgender Gelegenheit ein.

In den unaufhörlich zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnissen der Römer zu den Parthern bildete es ein Moment, daß ein Arsacide, des Namens Vonones, der lange in Rom gelebt hatte, unter dem Schutze des Augustus von den Parthern zurückberufen und auf ihren Thron gesetzt worden war. Aber die römisch-griechische Art zu leben, die der neue Fürst einschlug, veranlaßte den Abfall der Parther. Artabanus III., der Begründer einer neuen Dynastie im Lande, verjagte Vonones, der nun in Syrien bei den Römern, die ihn auch fortan als König behandelten, Schutz suchte und fand. Auch Cnäus Piso nahm sich seiner an; dessen Gemahlin Plancina wurde durch reiche Geschenke von ihm gewonnen. In der Pacifikation dieser Grenzländer begriffen, fand es nun Germanicus ratsam, sich mit Artaban zu verständigen, der ihm Friede und Freundschaft anbot, wenn Vonones aus Syrien, wo er ihm gefährlich werden konnte, entfernt würde. Gegen das Verfahren des Germanicus ließ sich einwenden, daß doch damit das römische Interesse in

Parthien aufgegeben wurde. In die größte Aufregung aber gerieten Piso und dessen Gemahlin, als ihr Schützling nun wirklich nach Cilicien entfernt, kurz darauf aber bei einem Fluchtversuche eingeholt und getötet wurde.

Während Germanicus eine Reise nach Ägypten unternahm, blieb die Provinz Syrien in den Händen des Legaten, der sie dann nicht in dem Sinne des Germanicus verwaltet, so daß sich bei dessen Rückkehr ihr Hader mit verdoppelter Gehässigkeit erneuerte. Als Germanicus bald darauf in eine gefährliche Krankheit verfiel, faßten seine Freunde den Verdacht, sie sei von Piso durch Gift herbeigeführt worden. Man wollte allerlei magische Vorkehrungen erkennen, durch welche ein lebendiger Mensch den Göttern der Unterwelt überliefert werde.

Wer aber sich des einen Mittels bedient, wird schwerlich auch zu dem anderen greifen. Auch hat man Piso später nur eben der Vergiftung des Germanicus angeklagt — allein mit welchen Beweisen? Man hat dafür angeführt, daß das Herz bei der Leichenverbrennung unverletzt gefunden worden sei, was eben bei Menschen, denen das Leben durch Gift genommen worden, geschehe. Überhaupt beruht die Anklage Pisos, den Tod des Germanicus veranlaßt zu haben, auf einer Vermischung abergläubischer Vorstellungen mit abenteuerlichen Gerüchten. Piso hat dieselbe später zurückgewiesen; sie ist, wie Tacitus sagt, in nichts zerstoben. Alles betrachtet, wird man annehmen dürfen, daß Germanicus, der von den Feldzügen an der Nordsee nach dem Orient gegangen war und sich dort eben, wie in Ägypten, wo er als Grieche zu erscheinen liebte, den Einwirkungen des veränderten Klimas ausgesetzt hatte, frühzeitig eines natürlichen Todes gestorben ist. Wenn nun aber an dieser Vergiftungsgeschichte so wenig ist, wie an vielen anderen: welchen Sinn hat es vollends, daß man dem Kaiser Tiberius eine Schuld daran beimessen will? Ein Mißverständnis zwischen Tiberius und Germanicus ist allerdings dadurch entsprungen, daß dieser die Reise nach Ägypten unternommen hatte, ohne erst in Rom angefragt zu haben. Es war aber eine von Augustus selbst aufgestellte Regierungsmaxime, daß Ägypten von jedem anderweiten Einfluß frei erhalten werden müsse, weil ein solcher leicht auf die Zufuhr der Lebensmittel für die Hauptstadt einwirken konnte, für die der Kaiser sorgen mußte, wenn er sie beherrschen wollte. Tiberius tadelte die Reise des Germanicus in milden Worten, nur in diesem letzten Punkte schärfer. Möglich, daß Tiberius Vorkehrungen getroffen hat, um nicht Germanicus sich über den Kopf wachsen oder ihn eine unbotmäßige Stellung im Orient einnehmen zu lassen. Aber wie weit ist das von der Absicht entfernt, die man dem Kaiser zuschreibt, seinem Neffen durch Vermittelung Pisos den Untergang zu bereiten. Daß er eine solche gefaßt haben sollte, ist vielmehr undenkbar. Denn es konnte ihm nicht entgehen, daß der Tod des Germanicus die Rechte der Kinder desselben, die andere waren, als die vom Vater auf sie vererbten, wenn nicht zur Geltung, doch in lebendige Erinnerung bringen werde. Was das auf sich habe, kam unverzüglich zu Tage.

Als Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, mit dessen Asche nach Italien zurückkehrte, wurde sie mit einer Teilnahme der Bevölkerung empfangen, welche noch mehr andeutete als Beileid für den Verstorbenen. Damit tritt ein neues Moment in dem Leben des Tiberius ein, das verhängnisvoll für sein Verfahren und sein Andenken geworden ist. Die Augen richteten sich auf die Anrechte des julischen Hauses, die, bisher zurückgedrängt, in Agrippina und ihren Kindern nach dem Tode des Germanicus selbständig auftraten. Fürwahr, Tiberius müßte vollkommen verblendet gewesen sein, wenn er die Ermordung seines Neffen veranlaßt hätte. Germanicus war, wie berührt, dem augusteischen Hause näher verwandt, als Tiberius; er hatte sich aber in seine Unterordnung gefügt. Mit seinem Tode jedoch traten nun die Ansprüche seiner Söhne hervor, die noch bei weitem stärker waren, als die seinen. Genealogisch betrachtet, standen sie dem Stifter der Macht, dessen Urenkel sie waren, näher als Tiberius. Die Witwe des Germanicus erschien als die Repräsentantin einer Succession, die auf einem anderen Prinzip als die des Tiberius selbst beruhte. Schon immer waren dem Tiberius aus der Art und Weise, wie er zur Regierung gekommen war, feindselige Machinationen erwachsen. Diese fanden jetzt einen festen Rückhalt. Agrippina nahm eine oppositionelle Haltung an, die dem Kaiser auch im gesellschaftlichen Leben nicht selten beschwerlich fiel.

Eines Tages ist sie, durch die Verurteilung einer ihrer nächsten Freundinnen, die zugleich eine Verwandte des Hauses war, aufgeregt in die Gemächer des Tiberius eingedrungen, den sie mit einem Opfer am Altar des Augustus beschäftigt fand. Sie rief ihm zu, es stehe ihm schlecht an, dem Toten zu opfern, während er die lebenden Nachkommen desselben vertilge. „Meine Tochter,“ versetzte Tiberius, „Du bist mißvergnügt, weil Du nicht selbst herrschest.“ Agrippina ließ sich sogar einreden, daß sie bei einem Gastmahl bei ihrem Adoptivschwiegervater vergiftet werden solle; sie rührte keine Speise an und lehnte selbst Früchte ab, die ihr Tiberius reichte. Zu seiner Mutter gewendet, sagte der Cäsar: man könne ihm nicht verargen, wenn er nicht allzuglimpflich gegen eine Frau verfahre, die ihn für fähig halte, sie mit Gift zu töten; denn auf Livia nahm Tiberius immer Rücksicht. Diese aber hielt noch ihre Hand über Agrippina; sie war die Gemahlin ihres Enkels, die Kinder derselben ihre Urenkel. Und auch mit seiner Mutter war Tiberius nicht durchweg einverstanden; Livia hielt einen eigenen Hof, an welchem man die Handlungen der Regierung einer scharfen Kritik unterwarf.

Vielleicht darf man annehmen, daß dies Verhältnis zwischen den beiden Frauen, von denen die eine sich eines eingeborenen Ansehens erfreute, die andere eine große Zukunft in Anspruch nahm, die eine herrschsüchtig, die andere unbotmäßig, zu den vornehmsten Motiven gehörte, welche Tiberius bewogen haben, Rom zu verlassen. Er fühlte sich unbehaglich zwischen Verdacht und Haß; der Aufenthalt in der Hauptstadt schien ihm selbst nicht ohne Gefahr zu sein.

Im Jahre 26 unserer Ära, dem zwölften seiner Regierung, hat er sich aus Rom entfernt und ist dann niemals wieder dahin zurückgekommen; er ging nach dem Felseneiland Capreä, welches Augustus, der es von der Stadt Neapel für sein Haus erwarb, und mit einem Anbau versah, wie man sagte, zu seinem eigenen Ruhesitz, wo er minder belästigt zu werden hoffte, ausersehen hatte.

In diese Zurückgezogenheit begab sich Tiberius, jedoch nicht, um von den Geschäften frei zu sein. Er hatte vielmehr außer einigen Gelehrten, die ihn unterhalten sollten, auch einen der ersten Rechtskundigen der Zeit in seiner Begleitung.

Es giebt eine Art von Regierung, in welcher sich das Bedürfnis des persönlichen Lebens mit der Pflicht für das Allgemeine gleichsam ausgleicht, wenn der Herr, fern von dem Getümmel einer Hauptstadt, nur das entscheidende Wort in den Geschäften ausspricht, den übrigen Teil des Tages aber seinen Studien oder den Vergnügungen des Landlebens oder einer ausgesuchten Gesellschaft zu widmen imstande bleibt. Capreä, von einer wundervollen Natur umgeben, liegt so recht in der Mitte des gräco-romanischen Reiches, das dem Kaiser gehorchte. Die leichte Kommunikation machte eine unausgesetzte Verbindung mit aller Welt, hauptsächlich aber mit Rom möglich. Die Leitung der Angelegenheiten konnte Tiberius immer in seiner Hand behalten; er führte sie durch regelmäßige Korrespondenzen mit dem Senat und mit Sejan, der damit nicht unzufrieden war, da er das volle Vertrauen des Kaisers behielt, und als das ausschließliche Werkzeug seines Willens erschien.

Aber gestehen muß man doch, daß sich hierdurch eine höchst außerordentliche Regierungsweise einführte, inwiefern der Wille des Kaisers von Capreä her dem Senat kundgegeben und durch Vermittelung eines Vertrauten zur Ausführung gebracht wurde, wobei dann die persönlichsten Motive wirksam eingriffen. Der despotischen Willkür, die sich dadurch Raum machte, stand noch immer die Autorität der Livia im Wege, welche der Kaiser in Ehren hielt und Sejan nicht zu verletzen wagte. Endlich starb sie im höchsten Alter — eine Frau von einer wahrhaft historischen Stellung: sie hat zur Konsolidation des Reiches durch die Ratschläge der Versöhnung, die sie ihrem Gemahl gab, und die Einführung ihrer Söhne in dessen Familie mehr beigetragen, als jemand sonst in der Welt. Sie hatte dem Tiberius den Thron verschafft; der Sohn fühlte sich erst warhaft frei und sein eigen, als die Mutter starb.

Gleich in dem Moment ihres Todes kam dies zu Tage. Der Kaiser richtete ein Schreiben an den Senat, in welchem er sich über die Arroganz Agrippinas, und das zuchtlose Treiben des älteren ihrer Söhne beschwerte.

Wir erörtern nicht, ob hiebei bereits das Verderben der Agrippina beabsichtigt worden ist. Entscheidend wurde nicht sowohl der Brief selbst als die ungenügende Berücksichtigung, die er fand. In dem Senat nämlich

hatte man doch auch eine Empfindung für die Rechte und eventuellen Ansprüche der Agrippina und ihrer Kinder, und die Meinung überwog, die Beratschlagung über den Brief zunächst zu verschieben. In dem Volk aber, zu welchem Kunde von dem Briefe gedrungen war, regte sich lebendige Sympathie für Agrippina. Es geriet in allgemeine Bewegung; man behauptete, das Schreiben des Kaisers sei unecht. Volkshaufen zogen unter Vorauftragung der Bilder Agrippinas und Neros einher. Diese Demonstration aber brachte die Lage der Dinge erst zu vollem Ausdruck. Sejan nahm Anstoß daran, daß der Senat Zuschriften des Kaisers vernachlässige; wenn das Volk jene Bilder vor sich hertrage, so fehle nicht viel, daß es das Schwert ergreife, um diejenigen, die in denselben dargestellt wären, zur höchsten Gewalt zu erheben. Was das zu bedeuten hatte, erhellt sofort, wenn man sich der Ansprüche der Söhne des Germanicus und ihrer Mutter erinnert. Und aus einer litterarischen Reliquie von nur provinzialem Inhalt, dem Leben des Avillius Flaccus von Philo erfährt man, daß die Parteiung zwischen Agrippina und Tiberius wie die Hauptstadt, so das Reich überhaupt ergriff und entzweite. Philo zählt Flaccus zu denen, die gegen Agrippina zusammenwirkten. Seine Gegner schlossen sich der Partei Agrippinas an.

Niemand hätte sagen können, was daraus erfolgt wäre, wenn Agrippina, wie sie vorzuhaben schien, sich zu den Legionen begeben hätte, wo der Name des Germanicus im besten Andenken war. In Rom wollte man von ihr gehört haben, sie werde, wenn sie sich bedroht sehe, die Statue des Augustus, von dem sie ihr Geschlecht herleite, umklammern. Dies war der wesentliche Gegensatz. Livia scheint denselben noch zurückgehalten zu haben; in dem Moment ihres Todes, durch welchen Tiberius selbst bloßgestellt wurde, indem sich seine Verbindung mit dem augusteischen Hause vollends löste, brach der Streit in voller Stärke aus. Der Senat ließ vernehmen, er sei sehr bereit, das Vorgekommene zu bestrafen; er werde nur durch die Autorität des Fürsten daran verhindert. Wie auch die Worte lauten mögen, sie haben den Sinn, daß der Senat sich dem Kaiser gegen Agrippina und ihre Söhne anschloß. Ohne Zweifel ist nun ein Majestätsprozeß in gewohnter Form, aber unter Beziehungen, wie sie noch nie dagewesen waren, in Gang gesetzt worden; gegen das Recht der Majestät konnten auch die angeborenen Rechte des Blutes nicht aufkommen. Über den Gang dieser Verhandlungen ist uns nicht das mindeste überliefert; aber man darf unbedenklich annehmen, daß der Mutter sowohl wie den Söhnen Entwürfe zur Empörung nachgewiesen worden sind. Wie sollte sonst der Senat zu einer Entscheidung geschritten sein, wie sie nun erfolgte? Die beiden älteren Söhne der Agrippina wurden durch Spruch des Senats für Feinde des Gemeinwesens erklärt und dadurch aus dem allgemeinen Rechtsschutz ausgestoßen. Sie wurden beide aus Rom entfernt: der ältere ist dann durch die Androhung einer qualvollen Exekution, wie man sich ausdrückte, zu einem freiwilligen Tode gezwungen, der zweite einige Jahre später wieder nach Rom zurückgebracht worden und einem ähn-

lichen Schicksal erlegen. Agrippina wurde auf eine benachbarte Insel verwiesen; ausgestoßen von der Welt, selbst nicht vor Beleidigungen gesichert, hat sie sich durch Hunger getötet. In so greuelvollen Ereignissen entlud sich der innere Gegensatz der Ansprüche der Mitglieder der herrschenden Familie, welche Augustus zu vereinbaren gesucht, und der alles beherrschenden Autorität, welche er in den Händen des Mannes, den er zum Nachfolger erkor, hinterlassen hatte. Einst hatte Agrippina durch ihre Haltung unter den germanischen Legionen dazu beigetragen, das Imperium in der Hand des Tiberius zu befestigen. Das aber konnte sie nicht mehr schützen, nachdem sie unabhängige Ansprüche in ihren Söhnen zur Geltung bringen zu wollen entweder ernstlich versuchte oder doch zu versuchen in den dringenden Verdacht geriet. Zwischen ihr und Tiberius brach dann ein nicht mehr beizulegender Zwiespalt hervor, in welchem der Cäsar, der die Macht über Leben und Tod besaß, die Oberhand behielt. Indem er seine eigene Sache bis zum Extrem verfocht, meinte er doch zugleich eine Pflicht zu erfüllen, die ihm seine Stellung auferlegte.

Da erwuchs ihm jedoch aus dem emporstrebenden Ehrgeiz seines bisherigen Gehülfen eine andere Gefahr. Sein Sohn Drusus, von dem man erfährt, was sich leicht begreifen läßt, er habe mit Sejan schlecht gestanden, war gestorben. Tiberius hatte das Unglück, das ihn traf, mit stolzer Gelassenheit ertragen: er sagte, er schöpfe Trost aus seiner engen Verbindung mit dem Gemeinwesen. Nun aber faßte Sejan den Plan, sich mit der Witwe des Verstorbenen, Livilla, von der man nachgehends sogar gesagt hat, sie habe im Verständnis mit Sejan ihren Gemahl durch Gift umgebracht, zu vermählen, was ihn zu einem Mitglied der kaiserlichen Familie gemacht und zu einer Stellung von weitester Aussicht erhoben hätte. Tiberius war, wie es scheint, betroffen davon, daß sein Praefectus Praetorio, der nur von ritterlichem Range war, mit seiner Familie in eine so enge Verbindung zu treten beabsichtigte; er wies ihn mit Ruhe, aber Entschiedenheit zurück. Nachdem Agrippina und ihre Söhne aus dem Wege geräumt waren, ist dann in Sejan der Gedanke aufgestiegen, die Gewalt so fest in seine Hände zu nehmen, daß sie ihm bei dem Tode des Cäsar nicht wieder entrissen werden könnte. Denn einen Beweis dafür giebt es doch nicht, daß er die Absicht gefaßt habe, sich an dem hinsterbenden Kaiser zu vergreifen. Tiberius wurde, soviel man weiß, durch seine Schwägerin Antonia auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die dem ganzen Hause drohe, und durch andere Anzeigen in diesem Verdacht bestärkt; er säumte nicht, zur Abwehr zu schreiten, noch in dem Augenblick, wo es möglich war. Seine Weise zu verfahren, lernt man hier an einem Beispiel kennen. Er ernannte insgeheim einen neuen Praefectus Praetorio, Nävius Sertorius Macro, und ließ dem Senat ein Schreiben zugehen, zu dessen Anhörung auch Sejan eingeladen wurde; man wollte wissen, Sejan habe erwartet, durch dasselbe zu neuen hohen Würden erhoben, namentlich mit der tribunicischen Gewalt bekleidet zu werden. Bei

seinem Eintritt in die Kurie wurde er ehrerbietigst begrüßt: denn noch war niemand von der Sinnesveränderung des Kaisers unterrichtet. Das Schreiben des Tiberius, das dann verlesen wurde, ging nicht geradezu gegen Sejan; es berührte allerlei Dinge, ein- oder zweimal auch Sejan, der in Erstaunen geriet, daß er statt der Erhebung, die er erwartete, nur tadelnde Worte, anfangs gelind, dann immer heftiger, zu vernehmen bekam, bis endlich am Schluß des Briefes befohlen wurde, ein paar Freunde Sejans zu bestrafen, ihn selbst aber in Gewahrsam zu nehmen. Wie so ganz wich das von alledem ab, was bisher vorgekommen war! „Hierher, Sejan", rief endlich der Konsul, der den Vorsitz in der Versammlung führte. Lange hatte dieser kein befehlendes Wort gehört; er zögerte zu kommen; endlich trat er hervor, ward gebunden, ins Gefängnis geworfen und hingerichtet. Sein Leichnam ward in die Gemonien geschleppt. Man erzählt, der Kaiser habe sich durch Feuerzeichen von einer Höhe zur anderen von den Erfolgen seiner Veranstaltungen Nachricht geben lassen: dann habe er neun Monate lang das Landhaus, in dem er lebte, nicht wieder verlassen.

Daß sein Verfahren, im allgemeinen angesehen, nicht eben gemißbilligt wurde, beweist unter anderem die Ausführung eines Schriftstellers von Geist und Gelehrsamkeit, welcher das Vorhaben des Sejan als ein Verbrechen gegen das menschliche Geschlecht bezeichnet; würde es ihm damit gelungen sein, so würde er die Welt gleichsam aus ihren Angeln gerissen haben; durch seinen Tod sei der Friede, die Geltung der Gesetze, die allgemeine Ordnung erhalten worden. Es wird als ein neues Verdienst des Kaisers gerühmt, daß er durch seine klugen Vorkehrungen das schwerste Unheil, mit dem kein anderes sich hätte vergleichen lassen, abgewendet habe.

Die gewaltsame Beseitigung der Freunde Sejans, die Untersuchungen gegen die Mitschuldigen desselben und ihre Bestrafung erfüllten noch die späteren Lebensjahre des Tiberius, eher mit wachsender, als mit nachlassender Schärfe und Erbarmungslosigkeit.

In einer Büste des Tiberius, die man für die schönste von allen erklärt, welche von einem Imperator auf uns gekommen, ist nichts wahrzunehmen, was Blutdurst oder Heuchelei verriete; wohl aber aber atmet sie ein Bewußtsein eingeborener Kraft und der höchsten Würde, strenger Größe mit einem Zug von Verachtung der Gegner, die er für überwältigt zu halten scheint. Man bemerkt dabei das auf den Nacken fallende Haar des Hinterhauptes, wie es Tiberius nach der Gewohnheit der Claudier trug; die straffe Haltung des Nackens erinnert an die Bildnisse des Jupiter. Die Erscheinung des Tiberius war überhaupt gebieterisch. Selten brach er sein Schweigen; auch gegen die nächsten Angehörigen ließ er sich nur in kurzen, langsam ausgesprochenen Worten vernehmen. Tiberius hatte sich schon in seinen Feldzügen daran gewöhnt, auf niemand zu hören, sondern nur seinem eigenen Willen zu folgen, wenn derselbe auch mit der allgemeinen Meinung in Widerspruch geriet. So trat er denn auch im Besitz der höchsten Gewalt auf, die ihm

zu teil geworden war. Verschlossenheit bis zum Augenblick, wo er handelte, war ihm Natur, was ihm dann den Vorwurf der Heuchelei und Verstecktheit zuzog, da er, plötzlich losbrechend, kein Mittel scheute, um den Feind zu vernichten, entschlossen, wie er war, seine Gewalt, auf die ihm nicht einmal ein Recht der Geburt zustand, gegen jede Art von Widerspruch oder Gefahr zu verteidigen. In seinem Selbst sah er zugleich den Eckstein des gesamten Staatsgebäudes; zu dem persönlichen Motiv der Selbsterhaltung fügte er das andere hinzu, daß das Wohl des Ganzen auf derselben beruhe. Über den unterworfenen Erdkreis, den er vor neuen Verwirrungen schützte, hielt er zugleich das gezückte Schwert in der Hand, mit welchem er jede Regung der Opposition rücksichtslos und grausam, aber in gesetzlichen Formen niederschlug — vielleicht eine Notwendigkeit, die aber nicht allein Erstaunen, sondern selbst Grauen erweckt und doch niemals ohne Gefahr ist. Man ist versucht, die Überlieferung, Tiberius habe einen Lorbeerkranz getragen, um sich gegen den Blitz zu schützen, symbolisch zu fassen, gleich als wäre es die Meinung, daß ein lorbeerbekränztes Fürstenhaupt nicht von einem plötzlichen Schlage getroffen werden könne.

Das Landhaus, das er bewohnte, trug selbst den Namen einer Villa des Jupiter; mehr als an die Götter, glaubte er an das Fatum und die Gestirne. Die mythische Vorstellung, die sich noch bei seinen Lebzeiten von ihm bildete, dachte ihn als einen Greis, der, von seinen Chaldäern umgeben, in den Gestirnen lese. Er war kerngesund von Natur, so daß er niemals einen Arzt fragte, auch nicht während der Zeit des Prinzipats.

Aber mit den zunehmenden Jahren machten sich auch bei ihm die Schwächen bemerkbar, die mit dem Alter verbunden sind. Aller Augen richteten sich auf die zu erwartende Succession, für welche nur zwei Persönlichkeiten in Betracht kommen konnten: der leibliche Enkel des Tiberius (Sohn seines Sohnes Drusus), Tiberius Gemellus; und der jüngste Sohn des Germanicus und der Agrippina, Cajus, genannt Caligula. Einst hatte es Aufsehen gemacht, als der Kaiser mit Emphase die Geburt der Zwillinge, von denen Tiberius Gemellus der eine war, angekündigt hatte. Aber auch der Sohn der Agrippina hatte es verstanden, durch eine unbedingte Hingebung, bei der von dem, was seine Familie erlitten, niemals mit einem Wort die Rede war, Tiberius für sich zu stimmen. In dem Neffen und dem Enkel des Tiberius trat die Divergenz, welche über der Familie überhaupt schwebte, noch einmal hervor. Der Enkel hätte nur eben die Rechte des Tiberius geerbt; der Sohn des Germanicus besaß alle jene mit der unmittelbaren Abkunft aus dem augusteischen und julischen Hause verbundenen Vorzüge. Der Kaiser meinte, diesen Zwiespalt dadurch auszugleichen, daß er in einer letztwilligen Verfügung den Tiberius Gemellus, der noch nicht alt genug war, um im Senat zu erscheinen, als Miterben des Cajus bezeichnete, was man als eine Genossenschaft des Reiches verstand. Aber alles blieb eventuell: denn wer wollte die Jahre berechnen, die Tiberius noch leben würde, und in denen

dann Gemellus zu voller Befähigung herangereift wäre? Wie viel Tiberius auch sonst dem Verhängnis überließ, so hat er demselben doch die Sache nicht ganz und gar anheimgestellt. Aber das Ende seiner Tage war näher, als er meinte.

Über dies Ereignis sind nur solche Nachrichten auf uns gekommen, daß man bei jedem Schritt irre zu gehen fürchtet. Ich folge der tagebuchartigen Aufzeichnung, die bei Sueton zu Grunde liegt. Daraus entnimmt man, daß Tiberius — man erfährt nicht genau, aus welchem Grunde — die Absicht, Rom noch einmal zu besuchen, gehabt habe, aber davon in der unmittelbaren Nähe der Stadt durch ein Wunderzeichen, das die Gewaltsamkeiten der Menge, die ihn selbst bedrohen könnten, anzudeuten schien, abgeschreckt worden ist. Er begab sich auf den Rückweg, den er über Misenum zu nehmen gedachte. Nachdem er unterwegs wegen körperlicher Schwäche Rast gehalten, zeigte er sich doch in Circeji so kräftig, wie jemals; er hat einen in die Arena gebrachten Eber mit dem Wurfspieß getötet und dann, als er in Misenum anlangte, die Gewohnheiten seines täglichen Lebens festgehalten. Er sah des Abends Gäste bei sich und ließ sich nicht nehmen, sie aufrecht stehend mit einem Handschlag zu entlassen. Ich vermeide, die Angaben Suetons über die Dissimulation eines krankhaften Zustandes zu wiederholen: denn Dinge dieser Art pflegt man nicht in Tagebüchern zu verzeichnen. Doch bringt er noch die Nachricht von einem Faktum bei, das er nicht erfunden haben kann: die Notiz, Tiberius sei durch den Inhalt der Senatsakten, die ihm zugingen, erschreckt und erbittert worden. Was aber können diese enthalten haben? Aus dem Bericht, den Tacitus den Akten des Senats entnahm, ergiebt sich, daß die Verhandlungen desselben für Tiberius in der That wenig zufriedenstellend gewesen sind. Die Witwe des Mannes, der die entscheidenden Anzeigen gegen Sejan gemacht hatte, wurde durch eine eingehende Denkschrift eines höchst unzüchtigen Lebenswandels und der Impietät gegen den Kaiser angeklagt. Der Kaiser meinte ohne Zweifel, daß sie ihm besonders verpflichtet sei, und machte ihr die ehebrecherischen Verbindungen, in die sie sich eingelassen hatte, um so mehr zum Verbrechen, da Männer von höchstem Rang in diese Sittenlosigkeit verwickelt worden waren. Unter denen wird auch Cnäus Domitius genannt, der von Tiberius selbst mit der jüngeren Agrippina, Tochter der älteren, verheiratet und dadurch mit dem kaiserlichen Hause in nähere Verbindung gebracht worden war. Aber der Senat nahm Anstand, dieser Anklage Folge zu geben: denn der Kaiser selbst sei bereits schwach geworden und wisse vielleicht nichts davon; alles rühre von Macro her, der doch zugleich angebe, daß die Anklage auf der Aussage der Sklaven beruhe, bei deren Vernehmung er selbst präsidiert habe, was dann nicht vollkommen gesetzlich erschien. Im Senat wurde zunächst das Prozeßverfahren nicht fortgesetzt; Domitius behielt Zeit, eine Verantwortungsschrift auszuarbeiten; auch einigen anderen Mitangeklagten wurde eine Frist gestattet. Hiervon nun bekam der Kaiser Nachricht in Misenum. Er wurde darüber tief be-

troffen. Wenn früher seine Autorität eben in der Bereitwilligkeit des Senats, ihn bei allem, was er vorschlug, besonders den Majestätsprozessen, zu unterstützen, beruhte, so drohte eine Unfolgsamkeit desselben eine der besten Grundlagen seiner Gewalt gewissermaßen aufzulösen. Er war entschlossen, bei seiner Rückkehr nach Capreä in der früheren Weise den alten Gehorsam des Senats zu erzwingen. Indem er zu diesem neuen gefährlichen Kampfe sich rüstete, ist er in Misenum, in der Villa des Lucull, wo er Wohnung hatte, von dem Schicksal der Sterblichen erreicht worden, am 16. März 37 (790 der Stadt).

Über seine letzten Momente, über welche sich die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet haben, wage ich nur eine Nachricht des älteren Seneca zu wiederholen, nach welcher Tiberius, als er seiner Schwäche inne wurde, den Siegelring vom Finger zog, gleich als wollte er ihn einem andern übergeben, dann wieder ansteckte, endlich, als auf sein Rufen niemand kam, sich aus dem Bette erhob, aber vor demselben zusammenbrach — ein nicht ungewöhnlicher Fall, daß ein Sterbender sich noch einmal aufrafft und dann der letzten Anstrengung erliegt.

Wie man auch über Kaiser Tiberius urteilen möge — er hat eine große welthistorische Mission erfüllt. Die vollständige Eröffnung der Alpen, die Überwältigung Pannoniens, also die Verbindung der Balkanländer mit dem römischen Reiche, einige Erfolge in Germanien, dann die Beendigung der germanischen Kriege, worauf die Entwickelung von Deutschland beruht, sind sein Werk. In dem römischen Reich hat er den Übergang der den Bürgerkriegen entsprungenen Macht in eine haltbare Autorität, durch welche die allgemeine Ordnung behauptet wurde, vollzogen. Ein großer Mann war er nicht, aber ein geborener Herrscher.

Drittes Kapitel.

Die Claudier-Cäsaren Cajus, Claudius, Nero.

Die einheitliche Gewalt in dem großen Reich hatte Grundlagen, die in der Geschichte und der Natur desselben beruhten. Aber die Ausübung dieser Autorität war doch sehr persönlicher Natur. Sie hatte immer den Beigeschmack einer faktischen, nicht durchaus gesetzlichen Macht, die dem vornehmsten Geschlechte zu teil geworden war. In der Hauptstadt gab es Geschlechter, die sich durch dasselbe ihres Besitzes gleichsam entsetzt erachteten und zwar dem höchsten Gebot gehorchten, aber doch mit widerstrebendem Herzen und in der

Hoffnung, sich des Zwanges, dem sie unterlagen, noch einmal zu entledigen. Und in dem herrschenden Geschlechte selbst war es zu keiner festen Erbfolgeordnung gekommen; verschiedene Ansprüche nicht allein, sondern verschiedene Tendenzen stritten innerhalb desselben miteinander.

Der unerwartete Tod des Tiberius bewirkte nun zunächst, daß die Frage über die Nachfolge im Reich sofort zu Gunsten des Cajus entschieden wurde. Daran hat sich Macro, der Präfectus Praetorio, ohne Zweifel mit Recht den größten Anteil zugeschrieben. In der gesetzlichen Autorität, mit der er bekleidet war, stellte er den Truppen vor: das Reich bedürfe eines einzigen Herrschers, denn die höchste Gewalt müsse eine vollständige, zusammenhaltende sein. Und der von Macro den Truppen angegebene Gesichtspunkt waltete auch im Senat vor. Man hat bei der Vorlegung der erwähnten testamentarischen Verfügung des Tiberius den Wahrspruch abgegeben, daß dieselbe unzulässig sei, weil die dem leiblichen Enkel zugestandene Prärogative mit dessen jugendlichem Alter sich nicht vereinbaren lasse. Man hielt die Verordnung sogar für ein Zeichen der Altersschwäche des Verstorbenen. Man erkannte den Enkel als ersten unter den jungen Männern des Reiches, als Princeps Juventutis an, aber nicht als Mitherrscher. Die höchste Gewalt ging in die Hände des Cajus über.

Aus einem gleichzeitigen Berichte, der von Philo stammt, entnimmt man, daß der ruhige Übergang der Gewalt von einer Hand in die andere im Hause der Cäsaren eine allgemeine Genugthuung hervorrief. Der von Augustus gegründete, von Tiberius befestigte innere Friede schien eine neue Gewähr zu erhalten. Das Reich, welches die schönsten Regionen der Erde umfaßte und von seinen Nachbarn jenseit des Rheins und jenseit des Tigris, die man als Barbaren betrachtete, nichts zu fürchten brauchte, erfreute sich eines Überflusses, der, wie Philo sagt, an die saturnischen Zeiten erinnerte; die Populationen verschiedenen Ursprungs, die Truppen und die Bürgerschaften, alle Stände genossen das Glück ihrer Vereinigung. Unzählig waren die Opfer, die Festlichkeiten, die man zur Feier des neuen Regierungsantrittes veranstaltete; den Menschen sah man an, wie sehr sie von einer innerlich zustimmenden Bewegung ergriffen waren. Eine Krankheit, in die der junge Kaiser fiel, erweckte allgemeine schmerzliche Besorgnisse, seine baldige Wiedergenesung allgemeine Freude.

Und eine Wiederkehr der Parteiungen, die in den letzten Zeiten vorgewaltet, und der damit verbundenen Verfolgungen meinte man auch deshalb nicht besorgen zu müssen, weil dem neuen Cäsar, der daran hätte denken können, die seinem Hause angethanen Unbilden zu rächen, ein echter Nachkomme des verstorbenen Kaisers zur Seite stand, in welchem sich ja die andere Partei darstellte. Überdies zählte man auf Macro, der die Politik des Tiberius zu repräsentieren schien. Die Notwendigkeit der Alleinherrschaft ward anerkannt; gegen einen Mißbrauch derselben glaubte man durch ein Gegengewicht einigermaßen gedeckt zu sein. Eben darin jedoch lag die Frage der Situation über-

haupt: sollte sich ein junger Mann, der sich als ein unbeschränktes und gar nicht zu beschränkendes Oberhaupt ansah, Zügel anlegen lassen, Rücksichten nehmen? Cajus hob vor allem, eben im Gegensatz gegen Tiberius, seine unmittelbare Abstammung von Augustus hervor. Es ist kaum glaublich, was man erzählt, er habe dem Augustus einen Incest mit seiner Tochter Julia schuld gegeben, aus welchem seine Mutter Agrippina entsprungen sei. Auch ohne dies ist es zu begreifen, wenn er seines Großvaters Agrippa ungern gedachte; denn nur die Herkunft von den Juliern hatte Wert für ihn. Er meinte nämlich, wie die Ähnlichkeit des Leibes, so vererbe sich auch die Ähnlichkeit der Seele. Selbst das Talent, zu regieren, hielt er für ein eingeborenes. Von seiner nächsten Umgebung in diesem Wahn bestärkt, verschmähte er die Ratschläge Macros. Was Philo von dessen Ansichten erzählt, erinnert an die Idee des Sokrates über die Monarchie: daß die Regierung ein Geschäft sei, das man lernen und dann zum allgemeinen Besten ausüben müsse; selbst die Vergleichung des Fürsten mit dem Steuermann kommt da wieder zum Vorschein. Der Gegensatz der in den griechischen Republiken ausgebildeten Begriffe von einer regierenden Gewalt, die jedoch nicht wählbar ist, sondern nur dem persönlichen Verdienst zukommt, mit der aus den asiatischen und hellenistischen Reichen herübergekommenen Vorstellung von einer schon im Mutterleibe präformierten Bestimmung zur Regierung und dem dazu erforderlichen Talent tritt hier sehr bezeichnend hervor. In dem römischen Kaiser kam nun die Fülle der Allgewalt, welche sogar als ein Bedürfnis der Gesamtheit betrachtet wurde, dazu. In Cajus lebte der wildeste Trieb, sie allein zu besitzen. Er ruhte nicht, bis der Enkel des Tiberius aus dem Wege geräumt war, womit zugleich alle die politischen Gerechtsame der Linie des Tiberius beseitigt waren.

Nicht länger mochte er dann Macros Erinnerungen ertragen. „Da kommt der Pädagog", sagte er, „der den meistern will, der kein Knabe mehr ist."

Nach einiger Zeit wurden Macro und dessen Gemahlin gezwungen, sich selbst zu töten. Die guten Dienste, die Macro geleistet, wurden, wie Philo sagt, mit Lebensstrafe vergolten. Nicht allein die unmoralische Gewaltsamkeit aber, die hiebei hervortrat, machte Eindruck in der Welt; dieser hatte noch einen anderen Grund. In Macro hatten, wie angedeutet, die Anhänger des Tiberius, die sich der Verfolgung der Agrippina schuldig wußten, eine Art von Rückhalt gesehen. Daß derselbe umkam, wirkte wie ein Blitzstrahl, der das Reich durchfuhr. Der oben erwähnte Präfekt von Ägypten, dessen Stellung nur auf der persönlichen Gunst des Hofes beruhte, stürzte bei der Nachricht sprachlos zu Boden. Jetzt faßte man die Meinung, die niedergeschlagene Partei der Agrippina werde in ihrem Sohn die höchste Gewalt ausüben und alles mit wilder Rache erfüllen.

In Cajus kam die Manie, nicht allein unbeschränkter Regent eines herrlichen Reiches, sondern ein Gott sein zu wollen, zum Ausbruch. Die Anwesenheit von Königen unterworfener Landschaften, die über ihren Rang und ihre Ahnen stritten, hatte einmal in ihm den Gedanken angeregt, sich in Rom

einer ähnlichen Autorität zu bemächtigen und das Diadem anzunehmen. Aber man bemerkte ihm, daß er mehr sei, als alle Könige, indem er eine besondere, von den Göttern übertragene Gewalt besitze. Das Bild des Cajus wurde nun zwischen denen der Halbgötter Castor und Pollux aufgestellt und von der Menge angebetet. Er ließ sich zu demselben Zweck eine ikonische Bildsäule ganz von Gold errichten. Man verehrte ihn als Jupiter Latiaris, und da sich das an einige von Augustus getroffene religiöse Einrichtungen anschloß, so erregte es nicht gerade lauten und prinzipiellen Widerspruch. In allen Küsten am Mittelmeer wurde der römische Herrscher mit Opfern verehrt. Nur in einer Stadt, Alexandrien, kam es darüber zu tumultuarischen Auftritten.

Die Mehrzahl der Einwohner, die an den altägyptischen Vorstellungen noch immer festhielten, wie denn das Pharaonentum einst auf die Ptolemäer und jetzt auf die Cäsaren übergegangen war, nahm keinen Anstoß an der Identifizierung der Gottheit mit dem Herrscher. In der Stadt aber gab es eine große Anzahl alteingebürgerter Juden, die sich weigerten, diesem Beispiel zu folgen.

Die Juden erfuhren hierüber so viel Ungemach, daß sie beschlossen, die Intervention des obersten Gewalthabers selbst anzurufen: denn seit langer Zeit waren sie mit Anmutungen dieser Art, wie ja Tiberius selbst göttlich verehrt zu werden verschmähte, nicht behelligt worden. Eine Gesandtschaft von fünf Mitgliedern, zu welcher der geistvolle und gelehrte Philo gehörte, dem wir auch die Nachricht davon verdanken, wurde nach Rom geschickt, um den neuen Kaiser zu einer Abhülfe zu vermögen. Dabei stießen sie aber mit einem schon gefaßten Entschlusse, der zugleich Leidenschaft war, zusammen. Eine der sonderbarsten Audienzen, die jemals vorgekommen sind, ist wohl die, welche die jüdische Gesandtschaft bei Cajus erhielt. Er war mit Baulichkeiten in den kaiserlichen Gärten beschäftigt und ging von einem Haus zum anderen, treppauf, treppab, als die Juden vor ihm erschienen. Sie verneigten sich demutsvoll bis auf den Boden. „Ihr seid die", sagte Cajus, „welche ihren Gott selbst nicht zu nennen wissen und auch keinen anderen neben ihm verehren wollen." Er war über die Streitigkeiten in Alexandrien ziemlich unterrichtet und wollte den Juden nicht zugeben, daß ihnen dort Gleichberechtigung mit den übrigen Einwohnern zugestanden worden sei. Die Juden führten ihm zu Gemüte, daß sie doch auch bei seiner Thronbesteigung, seiner Genesung Dankopfer auf ihren Altären dargebracht hätten. „Aber mir", versetzte Cajus, „habt ihr nicht geopfert." Dabei fuhr er in seinen Besichtigungen immer fort; die Juden, die ihm folgten, wurden verspottet. Cajus erklärte endlich, er halte sie für verkehrte, unwissende Leute, nicht für boshaft. Was er aber auch über sie denken mochte, so war doch die Gesandtschaft vergeblich. Statt eine Milderung auszuwirken, mußten die Juden die Nachricht vernehmen, daß der Kaiser sein Bild in Jerusalem selbst aufzurichten gedenke; er wolle sich nach Alexandrien begeben und unterwegs diese Aufstellung bewirken.

Man sieht erst hier, wie viel daran lag, wenn Tiberius dabei beharrte, die Errichtung von Altären, die ihm angetragen wurde, abzulehnen und ein Mensch zu sein wie alle anderen. Ein großer Unterschied ist doch der schon berührte zwischen Majestät und Divinität. Jene beruhte ursprünglich auf dem Begriff des römischen Volkes, der Souveränität desselben, die nun in einem einzigen ausgedrückt sein sollte; übrigens konnte dabei ein gesetzlicher Zustand bestehen. Die Divinität erhob über alle Gesetze. Von Cajus weiß man, daß er überhaupt die religiösen Kulte in den Provinzen störte. Die schönsten Bildwerke, an denen die Verehrung hing, ließ er nach Rom bringen: denn was das Schönste auf der Welt sei, müsse auch an dem schönsten Orte der Welt aufgestellt werden. Mit den Kunstwerken schmückte er seinen Palast aus. Es wird erzählt, er habe selbst den Jupiter Olympius des Phidias nach Rom schaffen lassen wollen und sei davon nur dadurch abgehalten worden, daß diese Wegführung eine Zerstörung des ganzen dortigen Heiligtums veranlaßt hätte. Den Jupiter Olympius schien er sonst nicht hoch anzuschlagen. Bei einem Donnerwetter, das ihm ungelegen kam, hat er wohl dem Donnergott selbst mit dem homerischen Verse Rache gedroht. Denn seine Gewaltsamkeit war mit einem bizarren Humor verbunden. Nichts anderes würde es zu bedeuten haben, wenn er einmal gesagt hat, daß es ihm leid thue, daß das römische Volk nicht einen Hals habe. Sonst war er mehr Freund des Volkes; er wollte nur das Recht des Schwertes, das in seiner Hand über der Gesamtheit schwebe, in Erinnerung bringen. Eines Morgens hat er einen jungen Mann hinrichten lassen; des Abends lud er den Vater desselben zu einem Gelage ein, der denn auch nicht wagte, die Einladung abzulehnen; man sagt, er habe geglaubt, das Blut seines Sohnes zu trinken. Die Gewalt verband sich mit widerwärtiger Verhöhnung.

Die Hinrichtung des Präfekten Macro, die ein so gewaltiges Aufsehen in der Welt machte und eine Änderung des Systems anzuzeigen schien, konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben. Dazu kam, daß bei Cajus, der den von Tiberius hinterlassenen Schatz vergeudet hatte, Besitz von Reichtümern ein Motiv der Verfolgung wurde: denn mit den Verurteilungen waren Konfiskationen verbunden. Am meisten litt hievon der Stand der Ritter, die, da sie mit den finanziellen Geschäften betraut waren, Gelegenheit hatten, große Geldsummen zu sammeln. Der Senat war schon mit Tiberius zuletzt unzufrieden gewesen; von dem Eintritt des Cajus an der Seite Macros hatte er eine Vermehrung des auf ihm lastenden Druckes gefürchtet. Man berichtet, einer der vornehmsten Senatoren habe sich deshalb getötet, um die Erschwerung der Knechtschaft, die daraus hervorgehen werde, nicht noch erleben zu müssen; aber über alles, was man besorgen konnte, ging doch hinaus, was man nach dem Tode Macros erlebte. Was mußte man nicht befürchten, da selbst die germanischen Legionen ihr unbotmäßiges Verhalten, das sie sich bei dem Eintritt des Tiberius gegen Germanicus hatten zu schulden kommen lassen, büßen sollten! Der Knabe, dem sie mit soldatischer Freimütigkeit den Namen ge-

geben, mit dem er immer bezeichnet worden ist, und den sie mit seinen Eltern bedroht hatten, war jetzt zur höchsten Stelle gekommen. Die Besorgnis einer Reaktion, d. h. zugleich einer Rache für das früher Vorgekommene, griff um sich. Den schlimmsten Eindruck machte, daß Cajus den König Ptolemäus von Mauretanien, Sohn des Juba, den er herbeibeschieden hatte, in der Absicht, sich seiner Reichtümer zu bemächtigen, umbringen ließ. Da sind nun denn mancherlei Anschläge auf das Leben des Cajus geschmiedet worden, welche scheiterten. Die Besorgnis der Entdeckung bewirkte neue Aufregungen. Endlich ist ein solcher Anschlag durch einen Tribun der Prätorianer, Cassius Chärea, ausgeführt worden.

Chärea, schon ein älterer Mann und von einer ungewöhnlichen Bedachtsamkeit bei seinem Auftreten und seinem Ausdruck, hatte bei der Eintreibung der Auflagen, mit der er betraut war, nicht selten eine Nachsicht ausgeübt, die dem Princeps als Schwäche erschien. Der übermütige junge Herrscher benutzte seine höhere Stellung dazu, den Kriegstribum mit Wegwerfung zu behandeln. Er gab demselben, wenn die Reihe an ihn kam, um sich die Parole des Tages auszubitten, eine solche, die hierauf Bezug hatte, wodurch dann dieser, wenn er sie weiter ausgab, lächerlich wurde. Chärea, dessen Ehrgefühl sich gegen die Schergendienste sträubte, die er leisten mußte, und der sich dafür dem Spotte preisgegeben sah, faßte, nicht zwar mit den Prätorianern und dem Senat im ganzen, aber doch mit einzelnen Mitgliedern der beiden Genossenschaften einverstanden, den Entschluß, sich durch die Ermordung des Kaisers zu rächen. Es fügte sich nun bei den palatinischen Festlichkeiten, die zum Andenken des vergötterten Augustus jährlich veranstaltet wurden, daß Cajus, der sich von den circensischen Spielen hinweg zur Aufführung eines Dithyrambus, den ihm vorzutragen junge Griechen aus Asien gekommen waren, begab, von seiner gewöhnlichen Begleitung verlassen, mit Chärea zusammentraf, der, so sagt man, die Parole von ihm fordern wollte und berechtigt war, dabei das bloße Schwert in der Hand zu halten. Chärea ergriff den Moment und machte, von einigen Bekannten unterstützt, den Imperator nieder (24. Januar 41 unserer Ära).

Einen Augenblick blieb alles still: ein Anflug von persönlicher Treue regte sich nur in den Germanen, die der unmittelbaren Leibwache des Kaisers angehörten; sie stürmten auf alle die ein, welche sie der That für schuldig hielten, sodaß ein wildes Getümmel entstand, in dem einige mehr oder minder Beteiligte umkamen; Chärea selbst entging ihnen. Die Thatsache war nun doch, daß der Princeps, der Inhaber der öffentlichen Gewalt, auf welcher die allgemeine Ordnung beruhte, nicht mehr war. In der tumultuarischen Bewegung, die hierüber entstand, verlor man den Mörder zunächst aus den Augen. Alles andere wurde durch die Frage überwogen, wie der Ermordete in der hohen Stellung, die er bekleidete, ersetzt werden solle. Der Senat versammelte sich und gab keinerlei Verstimmung über die Ermordung des Fürsten kund; in der Mehrzahl der Versammlung erhob sich vielmehr der Gedanke, die alten

Vorrechte des Senats wieder herzustellen. Auch bei den Prätorianern regte sich keine Teilnahme für den Ermordeten; man hat wohl gesagt, Cajus habe sich so schlecht betragen, daß er seinen Tod selbst verschuldet habe. Allein was die Ersetzung des Cajus betraf, faßten sie entgegengesetzte Ansichten. Sie wollten das Prinzipat behaupten, zu dessen Schutz sie ursprünglich bestimmt waren, so daß sie demselben ihr Dasein verdankten, und keinen Augenblick waren sie zweifelhaft, wem dasselbe übertragen werden solle.

Noch lebte ein Sproß des kaiserlichen Hauses, Claudius, der Bruder des Germanicus, der, übrigens zurückgezogen und zurückgedrängt, doch an den palatinischen Spielen Anteil genommen hatte. Den beschlossen sie herbeizurufen. Ein seltsames Zusammentreffen, daß Claudius in dem blutigen Getümmel, erschrocken und für sich selbst besorgt — denn er meinte wohl, es sei auf eine Vernichtung des ganzen Hauses abgesehen —, sich verborgen zu halten suchte, eben aber in diesem Versteck von der wachthabenden Kohorte der Prätorianer aufgefunden und als Imperator begrüßt wurde. Man sagte ihm, von den Göttern sei aus Fürsorge für den bewohnten Erdkreis die höchste Gewalt dem Cajus entrissen und auf ihn seiner Tugend halber übertragen worden. Er wurde unter stets wachsendem Zulauf in das Lager der Prätorianer geführt. Ganz anders war die Gesinnung des Senats, wo man, wie gesagt, den Moment für gekommen erachtete, die alte Verfassung der republikanischen Zeit wieder herzustellen. Noch hielten die Senatoren mit dieser Erklärung zurück; aber sie meinten der einseitigen Erhebung des Claudius durch die Prätorianer in den Weg treten zu können. Sie schickten eine Gesandtschaft an ihn in das Lager, die ihn erinnerte, daß er Senator sei, wie die anderen, und daß er als bevorzugter Senator den Anteil an der Regierung nehmen werde, der ihm zukomme. Wenn ihm das unthunlich erscheine, so möge er doch die höchste Würde nicht anders annehmen als aus den Händen des Senats, der sie ihm übertragen werde. Nach gewaltsamer Erledigung des obersten Platzes glaubte der Senat wenigstens eine durchgreifende Mitwirkung bei Wiederbesetzung desselben in Anspruch nehmen zu können. Aber Claudius war von dem Gefühl der hohen Bedeutung seines Hauses durchdrungen und hielt zugleich die angetragene Auskunft für unausführbar. Er begreife recht gut, erwiderte er, wenn die Senatoren einer Autorität widerstrebten, von der sie in den letzten Zeiten so viel gelitten; das werde aber unter ihm nicht mehr der Fall sein; sie möchten Vertrauen zu ihm fassen, was er in Betracht seines bisherigen Verhaltens zu verdienen glaube. Bestimmte Versprechungen gab er nicht. Ohne Rückantwort von dem Senat zu erwarten, nahm er die Huldigung der Prätorianer an.

In der Frühe des anderen Tages trat der Senat wieder zusammen; aber viele hielten es für geraten, inmitten einer gefährlichen Krisis nicht zu erscheinen. Nur etwa hundert Mitglieder waren zugegen. Unter diesen wurde hervorgehoben, daß Claudius bei unbescholtenen Sitten doch nicht der Mann sei, das große Gemeinwesen zu regieren; und mehr als einer fand sich, der

sich für geeigneter hielt, als Claudius, dies größte aller Geschäfte zu verwalten. Aber schon war der Senat nicht mehr Meister der Situation. Neben den Prätorianern bestanden, zwar auf das engste mit ihnen verbunden, aber doch noch zu einem besonderen Truppenkörper vereinigt, die städtischen Kohorten, zusammen etwa dreitausend Mann; diese hatten sich zuerst für den Senat erklärt, nun aber gaben sie zu vernehmen: ein Oberhaupt müsse gewählt werden, man möge nicht durch Polyarchie das Prinzipat beflecken. Und sehr entschieden sprach sich die öffentliche Stimme in diesem Sinne aus; das Volk fürchtete bereits eine Erneuerung der Bürgerkriege; überdies aber, es vergaß nicht, was es dem Prinzipat verdanke. Zu wem sollten diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche von den Mächtigen mißhandelt werden würden? Es war der Gedanke, aus welchem das Tribunat hervorgegangen und der in der den Kaisern übertragenen tribunizischen Gewalt nachmals zur Erscheinung gekommen war. Was gegen die Persönlichkeit des Claudius gesagt wurde, verstärkte vielmehr die Hinneigung zu ihm; die Mehrzahl der städtischen Truppen machte sich nach dem Prätorium auf und erkannte Claudius als Imperator an. Chärea, der gegen Claudius und eigentlich republikanischer Gesinnung war, verlor den Boden unter den Füßen. Er hat für seine That mit dem Tode gebüßt. Er erwies sich insofern als guter Römer, als er mit dem Schwert umgebracht sein wollte, mit dem er Cajus ermordet hatte.

Die Verwickelung der Angelegenheiten ist doch sehr merkwürdig. Cajus war nicht durch den Präfectus Praetorio oder die Genossenschaft der Prätorianer beseitigt worden, sondern nur durch einen Tribun derselben infolge einer persönlichen Beleidigung. Aber den Claudius hatten doch eben die Prätorianer zur höchsten Gewalt erhoben. Was sie vor allem dazu vermochte, war die Erinnerung an Germanicus, seinen Bruder, — überhaupt die Verbindung der Militärmacht mit dem cäsarischen Hause. Wenn sich das aber so verhielt, wodurch unterschied sich das Regiment des Claudius von dem des Cajus? Es war nicht allein der Charakter des Claudius, welcher durch seine höheren Jahre der wilden Effervescenzen des jüngeren Cajus überhoben wurde; auch das genealogische Verhältnis war ein anderes. Jene Beziehung auf Augustus und seine göttliche Abkunft, welche Cajus infolge der ehrgeizigen Ideen seiner Mutter festhielt, konnte nicht mehr stattfinden, da Claudius nur von einer Schwester des Augustus, die von Cäsar nicht adoptiert war, herstammte. Die Ansprüche der Divinität, durch welche Cajus zuletzt sein Regiment gleichsam unmöglich gemacht hatte, fielen bei Claudius von selbst weg, womit es dann zusammenhängt, daß er nach einem Briefe, der sich bei Josephus findet, den Wunsch zu erkennen gab, daß jeder bei seinem vaterländischen Gottesdienste bleibe.

Claudius hatte die Eigenschaften eines Gelehrten; von Jugend auf war er mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt gewesen. Er hat ein grammatisches Werk, um die lateinische Orthographie zu berichtigen, herausgegeben, das nach seiner Erhebung doppelte Beachtung fand. Den größten Wert legte

er auf die Verbindung des Griechischen und des Lateinischen; die beiden Sprachen bezeichnete er als die dem Reiche gemeinschaftlichen; die Provinz Achaja erschien ihm vor allem darum bedeutend, weil sie die Gemeinschaft der Studien vermittle. Eigentlich war er Historiker von Fach; er hat Geschichten der Etrusker und der Karthager geschrieben und sorgte durch eine besondere Stiftung dafür, daß sie in dem alexandrinischen Museum gelesen würden. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß sie verloren gegangen sind: denn was in einer fragmentarisch erhaltenen Rede des Claudius über die Etrusker vorkommt, ist fast wichtiger, als was wir bei Livius, von dem Claudius übrigens den Antrieb zur historischen Forschung empfangen hat, darüber lesen. Auch in der späteren römischen Geschichte hat er sich versucht; wir werden unterrichtet, daß er über das eine oder das andere, was er in Bezug auf die Bürgerkriege schrieb, sich Zurechtweisungen von den älteren Damen des Hauses zuzog. Seinem durch umfassende Studien genährten Geiste entspricht es, wenn er sich auch in den Geschäften fleißig und methodisch erwies. Im Senat hat er wohl fremden Gesandten in zusammenhängender Rede geantwortet. Mit unermüdlicher Beharrlichkeit wohnte er den Gerichtssitzungen bei, nicht jedoch ohne die Selbständigkeit zu bewahren, die dem Princeps zukam: er hielt sich für berechtigt, von dem Buchstaben der Gesetze abzuweichen, sobald sie der natürlichen Billigkeit widersprachen; wenn bei näherer Untersuchung sich besonders belastende Umstände herausstellten, hat er zu den härtesten Strafen verdammt.

In der Geschichte der Machterweiterung der Römer ist Kaiser Claudius unvergeßlich: unter ihm ward die Eroberung Britanniens begründet, eigentlich gegen die Grundsätze des Augustus und des Tiberius. In der erwähnten Rede spricht sich Claudius mit Selbstgefühl darüber aus, daß er die Herrschaft über den Ocean ausgedehnt habe. Er hatte Sinn für das Seewesen: am Ausfluß des Tiber brachte er einen Hafen mit einem Leuchtturm zustande, welcher die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln sicherte; der Emissar des Fuciner Sees, den er ausführen ließ, übertraf an Großartigkeit bei weitem die Werke der früheren Zeiten; er gab dann dort das prächtige Schauspiel einer Naumachie. In Rom selbst befriedigte er durch häufige Anwesenheit im Cirkus die popularen Wünsche.

Man darf wohl annehmen, daß Claudius in ruhigen Zeiten auf dem Grund eingewohnten Gehorsams eine glückliche und gesegnete Regierung hätte führen können. Aber das Prinzipat, das er bekleidete, und zu dem er selbst durch eine gewaltsame Veränderung gelangt war, trug, wie wir wissen, noch immer die Farbe einer auf persönliche Überwältigung gegründeten Staatsform, der zu widerstreben man ein Recht zu haben glaubte.

In jener Senatssitzung, in der man von Claudius eine Vorstellung zu erkennen gab, über welche sein wirkliches Verdienst dann hinausging, war unter denen, welche geeigneter seien, die höchste Autorität auszuüben, Marcus Furius Camillus Arruntius Scribonianus genannt worden. Er unterhielt

auch nachher ein Einverständnis mit den Gleichgesinnten und machte, nachdem er Prokonsul in Illyricum geworden war, wirklich einen Versuch, die Legionen zur Empörung aufzureizen. Aber diese verstanden ihn kaum, wenn er von der Herstellung der Freiheit redete; ihr Interesse war mit dem Bestehen des regierenden Hauses so enge verknüpft, daß sie sich gegen den Mann, der sie zur Empörung aufrief, selbst empörten, so daß er genötigt war, auf einer Insel im Adriatischen Meere Zuflucht zu suchen, wo er dann im Schoße seiner Frau ermordet worden ist. Überhaupt konnte auch Claudius ohne Majestätsprozesse nicht leben und hatte kein Bedenken, dem Beispiel des Tiberius zu folgen. Es ist in Erinnerung geblieben, wie er einem bei der Ausführung der Verdammung zögernden Tribun die homerischen Worte zurief, in welchen die Gegenwehr gegen eine erfahrene Beleidigung gebilligt wird. Die republikanische Agitation dauerte auch unter ihm fort. Allbekannt ist ein Beispiel davon, wie tief sie die Gemüter aufregte. Es ist das Verhalten der Arria, der Frau des Cäcina Pätus, eines Freundes des Scribonianus, der mit demselben einverstanden war. Bei der Nachricht von dem Tode Scribonians drückte Arria ihrem Gemahl eine gleichsam mißbilligende Verwunderung darüber aus, daß er noch lebe. Sie folgte ihm, allen Hindernissen Trotz bietend, nach der Hauptstadt, wo er verhört werden sollte, und in sein Gefängnis; und als dem Gemahl angemutet wurde, sich selbst umzubringen, hat sie, um ihm durch ihr Beispiel Mut zu machen, sich selbst den Dolch in die Brust gestoßen mit den Worten: es schmerze sie nicht. Die Erinnerungen dieser Zeit suchen den Eindruck der unbedingten Allgewalt, welche jeden Augenblick den Tod verhängen kann, durch Erzählungen von dem Gleichmut der Betroffenen in ihren letzten Augenblicken zu mäßigen; der allgemeinen Zerrüttung tritt wie durch eine Naturnotwendigkeit ein großartiges Aufflammen der Gefühle, welche die Familie konstituieren, der Frauen für ihre Männer, der Töchter für ihre Väter, zur Seite.

Während aber diese Gefühle in den großen Familien sich regten, traten in der kaiserlichen selbst die wildesten Leidenschaften hervor. Claudius hatte keine weitere Schuld daran, als daß er, von den Geschäften und seinen Büchern hingenommen, seinem Hauswesen nicht die Aufmerksamkeit widmete, die nötig gewesen wäre, es in Ordnung zu halten. Unter Claudius schien besser als früher für die Nachfolge gesorgt zu sein: er hatte einen Sohn, der, eben zum Andenken an die Unternehmung gegen Britannien, den Namen Britannicus führte, und eine Tochter, Octavia. Aber seine Gemahlin, Valeria Messalina, die man nur zu nennen braucht, um die abscheulichsten Ausschweifungen einer Frau zu charakterisieren, trieb diese so weit, daß sie unmöglich Gemahlin eines Kaisers bleiben konnte. Sie hat sich sogar, man kann daran nicht zweifeln, mit dem vornehmsten Manne, der sich um ihre Gunst bewarb, Silius, förmlich verheiratet und ihm selbst die Kleinodien ihres Gemahls überwiesen.

Wir finden in dieser Zeit noch eine andere Neuerung, welche darauf

beruht, daß die Cäsaren sich noch immer als Privatmänner zu betrachten fortfuhren. Sie übertrugen die Geschäfte ihren Sklaven oder vielmehr den über diese niedrige Stellung erhobenen Freigelassenen, die aber immer in einer gewissen Abhängigkeit von ihrem Herrn blieben. Schon Julius Cäsar hatte solchen mancherlei Geschäfte anvertraut. Tiberius, bei dem sie doch nicht sehr hervortraten, hat mit der Verwaltung von Ägypten, das die Cäsaren in besonderem Sinn als ihr Eigentum betrachteten, lieber einen Freigelassenen beauftragt, als einen Senator oder Ritter. Unter Cajus erscheint ein Freigelassener mit Namen Callistus als vertrauter Geschäftsführer des Kaisers, um dessen Verwendung man buhlte, und der sich dann ein so großes Vermögen erwarb, daß er von der räuberischen Gewaltsamkeit des Herrn betroffen zu werden fürchtete. Mag es nun wahr sein oder nicht, daß Cajus, um sich des Claudius zu entledigen, die Hülfe des Callistus in Anspruch genommen habe, — unleugbar ist, daß derselbe schon bei Lebzeiten des Cajus mit Claudius in einer gewissen Verbindung stand. Bei diesem gelangte er alsdann nach dem Sturze des Cajus zu hohem Ansehen, dem dann die Pracht seiner häuslichen Einrichtung entsprach. Mit ihm beginnt der Eintritt von Freigelassenen in die wichtigsten Verwaltungskreise. Callistus hatte den Vortrag über die eingelaufenen Bittschriften und Eingaben, so daß es begreiflich ist, daß man sich drängte, um Gehör bei ihm zu finden. Neben ihm tritt Pallas auf, der schon unter den vertrautesten Sklaven der Mutter des Kaisers, Antonia, genannt wird — unter Claudius war er der Vorsteher jenes kaiserlichen Rechnungsamtes, in dem über die Einnahmen und Ausgaben sämtlicher kaiserlichen Kassen abschließend verfügt wurde —, Narcissus, der die Korrespondenz, die das Reich umfaßte, leitete, und Polybius, der dem Kaiser in seinen litterarischen Beschäftigungen behülflich war. Seneca hat sich an Polybius gewandt, um die Rückberufung von der Insel Korsika, wohin er verbannt war, zu erlangen: er schien über die Gnade des Kaisers zu verfügen. Bei seinem öffentlichen Erscheinen war er oft von den beiden Konsuln begleitet; Pallas und Narcissus wurden vom Senat mit quästorischen und prätorischen Ehren ausgezeichnet. Mit Messalina waren sie alle vier eng verbündet; diese übte ihren natürlichen Einfluß auf Claudius zu Gunsten der Freigelassenen aus.

Nicht immer aber blieb dies Verhältnis ungestört. Aus einem bisher unbemerkt gebliebenen, aber nach meinem Dafürhalten vollkommen glaubwürdigen Berichte ergiebt sich die Notiz, daß Messalina, mit Polybius in ein ernstes Zerwürfnis geraten, es so weit brachte, daß der Kaiser dem alten Vertrauten nicht allein seine Gnade entzog, sondern sogar seine Hinrichtung beschloß. Das ist nun einmal das Schicksal der absoluten Herrscher: wie einst im persischen Reich, so stellte sich jetzt im römischen der Streit unter den nächsten Angehörigen des Hofes als ein Ereignis von großer Bedeutung heraus. Von den Ausschweifungen Messalinas war dem Kaiser noch keine Kunde zugekommen; durch den Tod des Polybius erschreckt, machten die

Freigelassenen, um sich sicher zu stellen und an Messalina zu rächen, dem Kaiser die Mitteilung von deren Ausschweifungen, vornehmlich von jener ungeheuerlichen Vermählung, so daß der Kaiser, nachdem er sich über die Sache Sicherheit verschafft hatte, seine Gemahlin hinrichten ließ.

Damit aber trat für die verbündeten Freigelassenen, die immer auch die entfernte Zukunft im Auge behielten, doch eine neue Gefahr ein. Sie zweifelten nicht, daß die Kinder der Messalina, wenn sie herangewachsen seien, Rache für ihre Mutter nehmen würden: denn deren Unglück würden sie nicht den Ausschweifungen Messalinas, sondern den Feindseligkeiten der Freigelassenen zuschreiben. Die angenommene, auch durch Tacitus bestätigte Überlieferung ist, die jüngere Agrippina, Tochter der älteren und des Germanicus, habe nun den Kaiser, zu dem sie als dessen Nichte den Zutritt hatte, durch zudringliche Zärtlichkeiten gleichsam verführt; — durch jene bisher übersehene Nachricht wird dies nun nicht gerade in Abrede gestellt, aber wir werden versichert, daß die Freigelassenen, um allen widrigen Eventualitäten zuvorzukommen, den Plan entwarfen, den Kaiser mit der eigenen Nichte zu vermählen.

Auch ein politisches Motiv wurde dafür geltend gemacht. Agrippina war, wie oben berührt, schon einmal vermählt gewesen und hatte einen Sohn aus dieser Ehe, Domitius Ahenobarbus, wie sein Vater genannt; sie war noch in jungen Jahren und zu einer neuen Vermählung sehr geneigt. Man bemerkte nun, daß eine Gefahr für Claudius und seine Kinder darin liegen würde, wenn eine Tochter des Germanicus, wie sie war, welche die Vorliebe der Truppen und des Volkes für sich hatte, irgend einen vornehmen Römer heiraten und diesem zugleich mit ihrem Sohne Ansprüche auf die Succession zubringen sollte.

Aber ein rechtliches Bedenken stand dem entgegen. Es war nicht Herkommen in Rom, daß ein Oheim sich mit seiner Nichte vermählte; die öffentliche Meinung sah darin, wie Tacitus versichert, eine Art von Blutschande, woraus nur Unglück entspringen könne. Und man war überzeugt, daß Claudius den Entschluß, den man wünschte, nur fassen werde, wenn er im voraus der Beistimmung des Senats sicher sei. Da hat es der Censor Lucius Vitellius, ein Mann, der, obwohl verdient und mit hoher Würde bekleidet, es doch über sich brachte, unter den Laren seines Hauses die Bilder der Freigelassenen Narcissus und Pallas aufzustellen, übernommen, den Senat von der Wünschenswürdigkeit der in Aussicht genommenen Vermählung zu überreden; der Princeps brauche eine Gattin, der er seine geheimsten Gedanken und seine zarten Kinder anvertrauen könne. Die altrömische Satzung, daß niemand sich mit seiner Nichte verheiraten dürfe, wurde hierauf förmlich abrogiert; eine große Anzahl Senatoren begab sich in den Palast; unter ihrem stürmischen Andrängen, gleichsam gezwungen, willigte Claudius ein.

So gelangte die jüngere Agrippina dahin, Gemahlin des Cäsar zu werden, dem die Welt gehorchte. Dadurch wurde nun aber das genealogische

Verhältnis der herrschenden Familie abermals verändert. Agrippina brachte die Ansprüche der Nachkommen der Julia wieder in den kaiserlichen Palast.

Und wie nun ihre Erhebung nicht allein für den Augenblick, sondern für die Zukunft notwendig erschienen war, so mußte auch ihrem Sohne Domitius den Kindern der Messalina gegenüber eine ebenbürtige Stellung verschafft werden. Octavia war bereits mit einem jungen Mann aus einem vielgenannten, in die Irrungen der großen Familien verflochtenen Hause, Lucius Junius Silanus, der sich der Gunst des Kaisers und des Volkes erfreute, verlobt. Vitellius that auch hier den ersten Schritt; er wußte als Censor zu bewirken, daß Silanus aus der Liste des Senats gestrichen wurde. Claudius hob darauf die eingegangene Verbindung auf und verlobte Octavia mit dem Sohne der Agrippina aus erster Ehe, Domitius. Diesen selbst adoptierte der Kaiser und gab ihm den Namen Tiberius Nero Claudius Drusus Cäsar Germanicus. Was Britannicus betrifft, so wollte man bemerken, daß Agrippina auch in der Erziehung ihren eigenen Sohn dem Stiefsohne vorzog. Für den ersten rief sie Seneca herbei, was man um so mehr begreift, da derselbe ein Anhänger des Polybius gewesen war, den Messalina hatte hinrichten lassen.

Nero erschien nun als das aufgehende Gestirn. Wenn er bei einer Erkrankung des Claudius circensische Spiele gelobte, indem er heiße Wünsche für die Genesung desselben aussprach, so wurde dies von seiten des Claudius dadurch erwidert, daß er bei einem Tumult, den Agrippina selbst veranlaßt haben soll, dem Volke durch ein Edikt, dem Senate durch einen Brief erklärte: wenn er sterbe, so werde Nero imstande sein, die Regierung zu übernehmen. Dagegen wurde Britannicus vergessen, und wenn man ja von ihm sprach, so bezeichnete man ihn als einen Menschen, der an der Epilepsie leide und überdies nicht recht bei Verstande sei.

Die Augusta Agrippina regierte im Palast. Zu ihrer Seite leitete Pallas die wichtigsten Geschäfte. Die Einwirkungen des Senats erfolgten ihren Absichten gemäß. Sie hatte eine Stellung inne, wie sie ihre Mutter, die ältere Agrippina, bei einem ähnlichen Ehrgeiz doch nie hatte erreichen können; durch die Adoption ihres Sohnes von seiten des Kaisers, durch die Autorität, die sie über dessen eigene Kinder ausübte, war sie der Zukunft sicher.

In diesem Zustand soll sie nun dennoch der allgemeinen Erzählung zufolge ihren Gemahl durch Gift umgebracht haben.

Aus welchem Grunde aber? Man nimmt an, sie habe das Wiedererwachen väterlicher Gefühle in Claudius fürchten müssen, so daß sie bei einem längeren Leben desselben ihren Plan, ihren Sohn an dessen Stelle zu setzen, nicht würde haben ausführen können. Bei Tacitus spielt der Freigelassene Narcissus die größte Rolle; dem Anteil desselben an dem Untergange Messalinas hat Tacitus eine lebendig anschauliche, zugleich poetische und satirische Schilderung gewidmet, die nur er zu schreiben vermochte. Ihm

zufolge ist Agrippina wider den Rat des Narcissus zur Gemahlin des Kaisers erkoren worden; sie sind einander bald feindselig gegenübergetreten. Narcissus hat dann kein Hehl daraus gemacht, daß er Agrippina und ihren Sohn stürzen und die Succession des Britannicus aufrecht erhalten wolle. Um dem zuvorzukommen, soll Agrippina ihren Gemahl umgebracht haben, unter Anwendung einer Stufenfolge mehrerer gleich abscheulicher Mittel.

Die Bosheit der Gebieter und die Verworfenheit der Werkzeuge wetteifern bei diesem Psychologen des Verbrechens miteinander.

Auch andere Nachrichten oder vielmehr Gerüchte über dies Ereignis waren im Umlauf. Man scherzte darüber, daß Claudius die Ehre, unter die Götter versetzt zu werden, die ihm zu teil wurde, dem Gifte seiner Frau zu verdanken habe; aber indem sie ihren Gemahl vergiftet, habe sie dem römischen Gemeinwesen ein noch schlimmeres Gift verschrieben, nämlich die Nachfolge ihres Sohnes Nero.

Ist es aber überhaupt gewiß, daß Claudius an Vergiftung gestorben ist? Er stand bereits im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens und war mehr als einmal von Krankheiten heimgesucht worden, die sehr gefährlich schienen. Hat er nun wirklich, wie man erzählt, ohnehin in Speise und Trank wenig mäßig, bei einem Gericht von Pilzen, die nicht mit Vorsicht ausgesucht waren, sich übernommen, so wäre es ja nicht auffallend, wenn er sein Unwohlsein dadurch verdoppelte und demselben erlag. So könnte es scheinen.

Ich erdreiste mich jedoch nicht, die Untiefen der Seele einer leidenschaftlichen und ehrgeizigen Frau zu ermessen. Hätte Agrippina sich aber so weit fortreißen lassen, ein so scheußliches Verbrechen an dem Gemahl zu ihrem vermeinten Vorteil zu begehen, — gesetzt es wäre so, so wäre sie nur allzubald inne geworden, wie so ganz und gar sie sich verrechnet hatte.

Der Sohn der jüngeren Agrippina bestieg den Thron, ungefähr wie Cajus, der Sohn der älteren.

Er trat mit Afranius Burrus, der durch Agrippina zum alleinigen Befehlshaber der prätorianischen Kohorten erhoben worden war, zuerst unter die Leibwache am Palast, dann im Lager unter die versammelten Prätorianer, denen er ein Donativ versprach, und die ihn dagegen als Imperator begrüßten; der Senat schloß sich an. Kaum aber war dies geschehen, so fand der Ehrgeiz Agrippinas Widerstand bei ihrem Sohne und dessen Ratgebern. Es scheint, als habe sie darauf gerechnet, in ihrem Stiefsohn selbst ein Gegengewicht gegen etwaige Ausschreitungen ihres Sohnes zu besitzen, so wie sie auf die Ergebenheit der Octavia zählte, um in diesem Verein unmündiger junger Menschen die oberste Gewalt unbedingt in die Hand zu nehmen. Man behauptet, sie habe als Teilhaberin des Reiches angesehen zu werden und zuerst von den Truppen, dann auch vom Senat und Volk die Huldigung zu empfangen vorgehabt.

Dagegen aber sträubte sich nun wieder die Antipathie der Römer gegen

die Regierung einer Frau. Ein Moment trat ein, wie einst in dem Kampfe zwischen Augustus und Antonius: dem letzteren war nichts schädlicher gewesen, als seine Verbindung mit Cleopatra, welche das Selbstgefühl der Römer gegen ihn aufgeregt hatte; das römische Volk wollte von keinem König hören, noch weniger aber von einer selbstherrschenden Königin. Aus dieser Rücksicht waren die Römer für Nero, wenn er allmählich begann, sich der Autorität seiner Mutter entgegenzusetzen. Man schlug es dem Erzieher Neros, damals seinem Minister, Seneca, hoch an, daß er Agrippina zu verhindern gewußt habe, den Sessel neben dem Kaiser einzunehmen, als ein armenischer Gesandter die Bitte, seinen König zu unterstützen, in einer feierlichen Audienz vortragen wollte.

Und noch ein anderes Motiv der wachsenden Entzweiung lernen wir aus dem Berichte kennen, dem wir überhaupt eine nähere Belehrung verdanken. Agrippina suchte, wahrscheinlich mit der Hülfe des Pallas, die Finanzen in Ordnung zu halten; sie zog sich dabei den Ruf zu, daß bei ihr alles käuflich sei. Der junge Nero dagegen liebte, glänzend und freigebig zu erscheinen. Man erzählt, er habe eine ansehnliche Summe Geldes, die er verschenken wollte, als er sie bar zu Gesicht bekam, nicht etwa geschmälert, sondern verdoppelt. Über eine Vergeudung dieser Art erschrocken, soll nun Agrippina den Britannicus hervorgezogen und ihrem eigenen Sohne entgegengesetzt haben. Nero war entschlossen, das nicht zu dulden. Aber Agrippina blieb ihres Sinnes: sie hat, wie man sagt, ihren Sohn daran erinnert, daß sie es sei, der er die Krone verdanke, die rechtlich eigentlich dem Britannicus gehöre, der jetzt erwachsen sei und sie also in Anspruch nehmen könne; sie sei sehr bereit dazu, alles, was bei der unglücklichen Lage der Familie geschehen, bekannt werden zu lassen; sie wolle Britannicus selbst im Lager der Prätorianer vorstellen; da werde man die Tochter des Germanicus hören. Sie soll dabei die Manen des vergötterten Claudius und des Silanus aus der Unterwelt heraufbeschworen haben. Nach einer Scene dieser Art war an kein Verständnis zwischen Mutter und Sohn weiter zu denken. Und wie einst Cajus gegen Tiberius Gemellus, so wandte Nero seine Eifersucht und seinen wilden Haß gegen Britannicus, der ihm entgegengestellt werden sollte. Tacitus hat den Augenblick geschildert, in welchem Britannicus bei einem Gastmahl durch einen Trunk Wassers, den man ihm trotz aller Vorkehrungen beibrachte, auf Befehl Neros vergiftet wurde. Nero ließ sich in seinem Gelage nicht stören; er sagte, der junge Mann werde von einem epileptischen Anfall betroffen worden sein. Aber Agrippina wurde von dem Gefühl des Zusammenhanges durchschaudert; sie wurde inne, daß ihr selbst ein ähnliches Schicksal bevorstehe; sie hätte jedoch nicht gewagt, ihren Verdacht durch ein Wort zu verraten. Auch Octavia hielt sich still. Sie sahen das Schwert des Gewalthabers über ihren eigenen Häuptern schweben. Britannicus starb noch in derselben Nacht und ward sogleich bestattet — denn alles war dazu vorbereitet.

Ich wiederhole die Summe der taciteischen Erzählung, obwohl nicht ohne

Bedenken, denn der Sachverhalt der Vergiftung tritt doch selbst bei ihm nicht in voller Verständlichkeit hervor, und noch andere Traditionen gab es über das gemischte Gift, das wohl auch nicht als Trank, sondern als eine Speise bezeichnet wird, und über die beim Begräbnis entdeckten Spuren des Giftes. Und wie ließe sich denken, was doch auch glaubwürdig überliefert ist, daß der junge Titus, der spätere Kaiser, der ebenfalls von dem vergifteten Trunke genossen, erkrankt, aber eben mit einer Erkrankung davongekommen sei. Alles atmet Hörensagen und Gerücht. Das Verhalten der Agrippina und der Octavia selbst scheint doch aus dem, was später erfolgt ist, hergenommen zu sein. Es könnte scheinen, als hätte die Auffassung, welche der unvergleichlich schönen und hinreißenden Darstellung des Tacitus zu Grunde liegt, erst Platz greifen können, als auch deren Schicksal entschieden war. Das einzige unbezweifelte Faktum ist, daß Britannicus einem frühen Tode erlag, den man seinem Schwager Nero zuschrieb. So wurde die Sache vom römischen Volke aufgefaßt, welches über den Tod des Britannicus nicht eben erschrocken war: denn damit werde eine undienliche Doppelherrschaft vermieden. Nero erklärte in einem Edikt: nachdem er den Bruder verloren, werfe er sich ganz in die Arme der Republik, die umsomehr Sorge für ihn zu tragen habe, da er der letzte Sprosse des zur Regierung vorbestimmten Geschlechtes sei.

War nun aber der Gedanke ausschließender Selbstherrschaft einmal gefaßt, so ließ sich auch nicht erwarten, daß die Mutter von dem Sohne geduldet werden würde. Es genügte noch nicht, daß ihr Vertrauter Pallas von der Leitung der Geldangelegenheiten, die er ohne alle Verantwortlichkeit waltete, entfernt ward; Nero wollte von jedem Einfluß der Mutter befreit sein. Auch seine Gemahlin Octavia, welche diese in Schutz nahm, hatte er beschlossen zu verstoßen. In der hierüber wieder aufflammenden Entzweiung regte sich bei ihm die Besorgnis, die Mutter werde ihre Drohungen wahr machen, das Kriegsvolk aufreizen und sich ihm offen entgegenstellen. Auch Burrus und Seneca scheinen einen verzweifelten und nicht hoffnungslosen Versuch von seiten Agrippinas befürchtet zu haben; sie setzten sich dem Vorhaben Neros, sich seiner Mutter durch Mörderhand zu entledigen, nicht länger entgegen. Nur widerriet Burrus, die Prätorianer zur Vollziehung des Mordes verwenden zu wollen: denn die seien dem Hause des Germanicus und der Agrippina selbst allzu ergeben, um sich dazu brauchen zu lassen. Diese Stimmung der Truppen macht es begreiflich, wenn Nero ausrief, sein Imperium hänge von diesem Augenblick ab; denn wenn die Mutter am Leben blieb und es zwischen ihr und dem Sohne zum offenen Streite kam, so hätten die Prätorianer leicht die Partei der Mutter ergreifen können. Die Ermordung wurde durch einen Freigelassenen, den Vertrauten Neros von frühester Kindheit an, vollzogen; es ist der letzte und schrecklichste Greuel, zu welchem der genealogische Zwist in der Familie führte. Um seine Ansprüche zu voller Geltung zu bringen, ermordet der Sohn die Mutter, der er dieselben ausschließend verdankt; er läßt den Mordstahl in den Leib stoßen, der ihn ge-

tragen hat. Nero gab dem Senat Nachricht von dem Ereignis, durch welches derselbe der Schmach, in die Hände einer Frau schwören zu müssen, überhoben werde. Der Senat wünscht ihm Glück dazu, daß er den Nachstellungen seiner Mutter entgangen sei.

Zu dem vollständigen Alleinbesitz der höchsten Gewalt gehörte aber noch die Sicherung der Nachfolge, in welcher sich auch die Idee eines von den Göttern stammenden Geschlechtes repräsentierte. Eben deshalb aber wollte Nero von Octavia geschieden sein, weil sie ihm keine Kinder brachte. Und schon war er in den Fesseln einer schönen Frau, die zwar nicht von vornehmster Herkunft war, aber aus einem Geschlechte, das im Dienste des Prinzipats und durch Verwaltung wichtiger Provinzem emporgekommen war: Poppäa Sabina. Ihre Mutter hatte als die schönste Frau in Rom gegolten; von ihr selbst sagt Tacitus, sie habe ihre sinnlichen Begierden ihrem Vorteil unterthänig gemacht; sie stand auf der Höhe der Bildung und Ruchlosigkeit der Frauen der Zeit; ihr Ehrgeiz war, Gemahlin des Kaisers zu werden. Darin aber traf sie mit der Leidenschaft, die alle Schritte Neros atmen, der ausschließende Inhaber der von Augustus gegründeten Gewalt zu sein, zusammen. Auch aus diesem Grunde war Nero entschlossen, Octavia zu beseitigen, und bald wurde dieselbe inne, daß sie in der Stiefmutter ihre beste Freundin verloren habe. Noch fand sie jedoch eine Stütze bei dem Volke. Der Tod des Britannicus hatte keine besondere Teilnahme in Rom erweckt; als aber Octavia unter dem Einflusse der Poppäa nach Campanien entfernt wurde, nahm das Volk Partei für sie; Nero sah sich genötigt, sie zurückzurufen. Dabei war es zu tumultuarischen Auftritten gekommen: die Bilder der Poppäa wurden zerstört, das Bild der Octavia hoch einhergetragen und der Fürst gepriesen, daß er sie zurückgerufen habe. Eben dies aber gereichte ihr zum Verderben. Poppäa fiel dem Kaiser zu Füßen, um ihm vorzustellen, daß der Volkstumult seine eigene Stellung gefährde: von den Anhängern der Octavia werde er selbst angegriffen — er selbst und die Zukunft des Reiches. Sie vermaß sich wohl, sie werde würdige Nachfolger in das Haus der Cäsaren einführen. Octavia, gegen welche man die widersprechendsten Beschuldigungen erhob, wurde verbannt und umgebracht, nach der Weise der Zeit durch die Öffnung der Adern. Poppäa ward als die rechtmäßige Gemahlin anerkannt. Nach einiger Zeit genas sie einer Tochter, deren Geburt einen unbeschreiblichen Jubel hervorrief. Die Senatoren eilten wetteifernd nach Antium, wo die Niederkunft erfolgt war, um ihren Glückwunsch darzubringen. Man zweifelte nicht, auf die Tochter werde bald ein Sohn folgen; aber auch schon jene wurde gleichsam mit göttlichen Ehren empfangen. Man hat gesagt: wer nicht Poppäa Sabina und ihr Kind verehre, der könne auch nicht auf die Verfügungen des Augustus und des Cäsar schwören. Es ist ein toller Wahn, aber einen Sinn hat es doch; denn auf der Voraussetzung der Divinität des ganzen Geschlechtes, die durch die jüngere Agrippina wieder erweckt worden war, beruhte die Autorität desselben und der gegenwärtige Gehorsam.

Welch ein Widerspruch war es dann, daß der Fürst, der von den Göttern abzustammen glaubte, um das große Reich zu regieren, dennoch mit ungezügeltem Leichtsinn sich frivolen Bestrebungen hingab!

An sich ist es zu erklären, daß ein junger Mensch, eben in den Jahren der körperlichen Kraftentwickelung, von dem untergeordneten Ehrgeiz ergriffen wurde, in den Künsten, welche das Volk in den circensischen Spielen und und anderen Versammlungen am meisten beschäftigten, Beifall und die Bewunderung der Menge zu erringen. Man hat ihm einen privaten Cirkus angewiesen, in welchem er die Kunst sich aneignete, den Wagen mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit zu lenken. Noch mehr Vergnügen machte es ihm, da er ein treffliches Organ besaß, als Virtuose des Gesanges angesehen zu werden. Ein Citharöde zu sein, schien ihm mit seiner Herkunft von den Göttern, und dem Dienste Apollos, den die Cäsaren besonders verehrten, sehr vereinbar.

Bei der Auflösung der dramatischen Produktionen in ihre Bestandteile, die damals, namentlich bei den öffentlichen Aufführungen, eintrat, war es aufgekommen, daß die Tragöden die großen lyrischen Scenen zugleich sangen und agierten. So sang auch Nero bald den Muttermörder Orestes, bald den rasenden Herkules, bald den geblendeten Ödipus. Er that sich nicht wenig auf die Stärke und Beugsamkeit seiner Stimme zu gute und wünschte auf einer Reise nach Neapel und Griechenland alle die Anerkennung zu finden, die nur die Griechen einem solchen Verdienste zu spenden fähig seien. In Neapel wurde ihm der Beifall einer unermeßlichen Menge, die dahin zusammengeströmt war, zu teil. Mit scenischem Selbstgefühl erfüllt, kam er dann nach Rom zurück; er hielt die errungenen Kränze für rühmlich genug, um damit dem römischen Volke zu imponieren. Denn zwischen verrauschendem Beifall und echtem Ruhm wußte er nicht zu unterscheiden. Unterwegs verband er Teilnahme für die niedrigsten Possen eines Spaßmachers mit der eifersüchtigsten Sorge für die Geltung seiner exklusiven Gewalt: ein angesehener Mann ist umgebracht worden, weil er sein Geschlecht auf Augustus zurückführte und in seinem Haushalte Anstalten traf, die den Einrichtungen im Palaste entsprachen. Das römische Volk wünschte die Rückkunft Neros: denn nur bei dessen Anwesenheit meinte es der Zufuhr der dringendsten Lebensbedürfnisse sicher zu sein. Er kam zurück und äußerte wohl: da das Volk wünsche, daß er bei ihm bleibe, so füge er sich diesem Begehren. Wir wissen aber: das Volk brauchte nicht allein Brot, es verlangte auch Spiele. Nero veranstaltete jetzt circensische Spiele, bei denen er selbst mitwirkte und eine Anzahl von vornehmen Römern, deren Geschlechter aber in Dürftigkeit geraten waren, zur Mitwirkung veranlaßte; Pracht und Schamlosigkeit erschienen dabei in einem affrösen Wetteifer.

Mitten in diesen Zuständen städtischer Ergötzlichkeiten und Genüsse, die doch wieder mit dem unverkümmerten Besitz der Weltherrschaft zusammenhingen, brach jene Feuersbrunst aus, die in der Geschichte der Bauwerke der Stadt Epoche macht.

Das Feuer entstand in der Nähe des Cirkus, wo kombustible Materialien aufgehäuft waren. Es stieg durch die engen Straßen der alten Stadt bis zu den Anhöhen hinauf, wo es den Palast, die Behausung des Kaisers, ergriff. Nero, der sich gerade in Antium befand, kam unverzüglich zurück und traf eifrig Anstalten, die Not der vom Unglück persönlich Betroffenen zu lindern. Dennoch hat die Erzählung allgemeinen Glauben gefunden, Nero selbst habe den Brand angestiftet. Auch daran ist kein wahres Wort, was man erzählt hat, sein Auge habe sich an den hin- und herwogenden Fluten des Feuers geweidet; er habe dabei in seinem Tragödenschmuck den Untergang von Troja gesungen. Bei Tacitus, dem wir eine ausführliche Erzählung hierüber verdanken, erscheint das als ein bloßes Gerücht, das er selbst nicht annimmt. Aber von allem Anteil an den Verwüstungen des Brandes wird man Nero doch nicht geradehin freisprechen können. Ein solcher wird von glaubwürdigen Zeitgenossen behauptet; und aus Tacitus erfahren wir, daß bei dem Wiederausbrechen des Feuers, und zwar in den Besitzungen des intimsten Freundes des Nero, die Meinung sich gebildet habe, er wünsche auf diese Weise mehr Platz für Neubauten zu gewinnen. Was jene Sage anbelangt, so ist sie eben das Produkt der in dem Moment selbst entstehenden Mythenbildung, welche ein bedeutendes Ereignis unter dem Gesichtspunkt auffaßt, der den vorwaltenden persönlichen Gefühlen entspricht. Man dachte so schlecht von Nero, daß man für das Gute, was er that, kein Auge mehr hatte, das Böse aber in einer Legende zusammenfaßte, welche zugleich den Widerwillen gegen seine Liebhabereien ausdrückt.

Für ihn selbst lag in dem Ereignis eine Wendung seines Schicksals. Daß er Unschuldige, namentlich Juden, die in Rom sehr zahlreich vertreten waren, oder solche, die man zu ihnen rechnete, als Anstifter des Brandes verfolgte und hinrichten ließ, erweckte in Rom ein Grauen vor seinem Blutdurst. Dazu kam dann noch eine finanzielle Bedrückung der Provinzen, die mit dem Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile zusammenhing. Nero ließ sich denselben sehr angelegen sein: er geschah auf eine anderen großen Städten in Griechenland und im Orient entsprechende Weise: mit regelmäßigeren Straßen, nicht so hohen, aber feuerfesten Häusern, geräumigen Plätzen, prächtigen Säulengängen. Die zerstörte Kaiserwohnung wurde durch eine umfangreiche Anlage im Stile eines modernen Parkes ersetzt. Die schönste Behausung, die die Zeit ersinnen konnte, war für ihn selbst bestimmt; sie wurde ausgeschmückt mit allen Kostbarkeiten, die sich zusammenbringen ließen. Auf dem Vorhofe erhob sich eine kolossale Statue des Kaisers selbst.

Für alles das und die Herstellung der Tempel, welche ganz oder zum Teil zerstört worden waren — nur das Kapitol war verschont geblieben —, war die Aufwendung von Geldmitteln erforderlich, die der kaiserliche Schatz nicht leisten konnte. Nero nahm die Beisteuer der Provinzen, besonders auch die Tempelschätze in Anspruch, was dann als eine Plünderung und als eine Gottlosigkeit betrachtet wurde. Die Feuersbrunst, welche das alte Rom zer-

stört hatte, schien auch unzähligen anderen Städten zum Verderben gereichen zu sollen, und dies erregte eine Mißstimmung, der es unter anderem zuzuschreiben ist, daß Seneca sich von den Geschäften zurückzog und mitten in seinen Reichtümern wie ein Eremit oder einer der Propheten des alten Testaments lebte, von Feldfrüchten und fließendem Wasser — denn er fürchtete, vergiftet zu werden —, ein Zustand des allgemeinen Ruins zwischen Blutdurst, Tempelraub und willkürlicher Hinrichtung, von dem man sich wundern müßte, wenn er nicht eine Rückwirkung im Gefolge gehabt hätte, ungefähr wie zu der Zeit, in welcher Chärea an der Spitze einer doch nicht sehr zahlreichen Partei den Cajus Caligula umgebracht hatte.

Wie damals, so kam es auch jetzt zu einer Verschwörung, die aber noch umfassender und berechneter war. Es ist die des Cajus Calpurnius Piso, über deren Ursprung und Tendenz man, wie gewöhnlich, schlechter unterrichtet ist, als über ihre Entdeckung. Er gehörte einem der vornehmsten Geschlechter an, das seinen Ursprung von Numa ableitete und in der Geschichte der Republik, namentlich auch in deren letzten Zeiten, den Bürgerkriegen, Bedeutung und Ansehen erworben hatte. Cnäus Calpurnius Piso hatte in Afrika gegen Cäsar gefochten und dann auf der Seite der Verschworenen gestanden; aber er war einer von denen, welche ihren Frieden mit Augustus machten; dessen Sohn war eben jener Piso, dem man den Tod des Germanicus zugeschrieben hat. Cajus Calpurnius Piso wird als ein Kind seiner Zeit geschildert: er war ein vornehmer Mann, ehrgeizig, genußsüchtig und unternehmend. Eine eigentümliche Bedeutung aber gab ihm ein großer, von seiner Mutter ererbter Reichtum, den er zur Unterstützung herabgekommener Senatoren verwandte; manche Plebejer, welche Ritter zu werden wünschten, setzte er in den Stand, den dazu erforderlichen Census aufzubringen. Seine hinreißende Beredtsamkeit verschaffte ihm eine ansehnliche Klientel. Auf ihn richteten sich die Blicke der Unzufriedenen, die nach einem Oberhaupt suchten. Wahrscheinlich setzte man voraus, er werde, anknüpfend an die in seinem Hause herkömmliche aristokratische Gesinnung, mit der höchsten Gewalt Rücksicht auf Unabhängigkeit und Freiheit verbinden. Die Meinung machte sich Bahn, daß es nicht länger so fortgehen könne, wie es ging. Diese weder durch Gesetze noch durch Sitten eingeschränkte Gewalt, die einen göttlichen Ursprung in Anspruch nahm und zu jedem Gelüst, jeder Unthat zu berechtigen schien, wurde als unerträglich empfunden. Auch Seneca stand, so zurückgezogen er auch jetzt leben mochte, mit Piso in Verbindung. Was hätte man aber unternehmen können, wenn Nero, wie seine Vorgänger, Prätorianer und Legionen für sich gehabt hätte? Doch waren die Prätorianer, wie wir bei dem Tode der Agrippina sahen, nicht mehr so sicher, wie früher. Nicht allein angesehene Tribunen, sondern der Präfekt selbst war im Einverständnisse mit Piso. Auch wollte man von dem herrschenden Geschlechte, das die Truppen für sich hatte, nicht ganz und gar abweichen. Noch lebte eine Tochter des Claudius, die man dem künftigen Herrn, dem Piso, zur Gemahlin bestimmte.

Die Zahl der Einverstandenen war jedoch zu groß, als daß das Vorhaben einer wachsamen Regierung gegenüber lange hätte verborgen bleiben können. Die Männer erwiesen sich weniger schweigsam als die Frauen. Als der Verdacht, daß die Sache entdeckt sei, anwuchs, wurde Piso aufgefordert, sich ohne Rückhalt an das Volk oder die Truppen zu wenden; aber den letzten Schritt zu thun, nahm er Anstand, so daß er verhaftet werden konnte, sowie auch eine Anzahl anderer Teilnehmer an der wohl noch nicht vollzogenen, aber in ihrer Vollziehung begriffenen Verschwörung.

Auch Seneca ist auf Grund dieses Verständnisses mit Piso genötigt worden, sich selbst zu töten. Er ward als einverstanden mit den Gegnern des Fürsten, den er erzogen hatte, betrachtet. Seneca hatte einmal gesagt, das Wohlergehen Pisos, seine Inkolumität, sei für ihn selbst die Bedingung des Lebens, gleich als sei eine Opposition oder doch die Möglichkeit einer solchen für ihn, wie für jeden anderen unentbehrlich. Aus diesem Worte machte man ihm jetzt ein Verbrechen: denn wie sollte die Inkolumität des Cäsar ihm nicht notwendiger erscheinen, als die eines persönlichen Freundes? Ein prätorischer Tribun wurde zu Seneca geschickt, um ihn über den Sinn dieser Worte zur Rede zu stellen. Als dieser zurückkam, fragte ihn Poppäa, die jetzt mit Tigellinus, einem der vornehmsten Genossen der Ausschweifungen Neros, den geheimsten Rat des Kaisers bildete, ob sich Seneca zu freiwilligem Tode anschicke. Auf dessen Antwort, er habe davon nichts bemerkt, erhielt er den Auftrag, Seneca seinen Tod anzukündigen. Nach Tacitus starb Seneca mit einer großartigen Fassung: denn man habe ja voraussehen können, daß Nero, nachdem er seine Mutter, seinen Bruder, seine Gemahlin umgebracht, auch seinen Lehrer nicht schonen werde.

Eine lange Reihe ausgezeichneter Männer folgte Seneca im Tode nach. Bei dem Verhör der Angeklagten wurde Nero am meisten dadurch betroffen, daß sich Offiziere der Prätorianer unter ihnen befanden. Einer derselben, Subrius Flavius, sagte ihm gerade heraus: einem Manne, der seine Mutter und seine Gemahlin ermordet habe und zugleich ein Wagenlenker sei, dem wolle er nicht gehorchen.

Und kein Zweifel ist, daß bei dem Zustand, in den man geraten war, ein tiefer Schmerz alle wohldenkenden Menschen ergriffen hatte. Es gab eine Schule von Männern, die sich zwar hüteten, Widerspruch zu erheben, aber durch ihre ernste und strenge Haltung bewiesen, wie wenig sie an den Frivolitäten ihres Herrn Gefallen fanden. Als der vornehmste von allen erscheint Thrasea Pätus, der früher in den Beratungen des Senats niemals gefehlt und einmal in einer nicht unbedeutenden Frage die Rechte dieser Körperschaft lebhaft verteidigt hatte im Einverständnis mit den Konsuln und dem Imperator selbst. Seitdem hatte sich das Verhältnis aufgelöst. In Thrasea schienen die Ideen des Cäcina Pätus wieder aufzuleben; er war dessen Schwiegersohn; seine Gemahlin hieß Arria, wie ihre Mutter. Alle, die sich von dem Thun und Treiben des Hofes abwandten, sahen in Thrasea einen

einverstandenen Bundesgenossen; in den Provinzen, wo man die Tagebücher des Senats erhielt, war man besonders auf die Verhandlungen aufmerksam, an denen Thrasea sich nicht beteiligt hatte, was allmählich immer häufiger geschah. Eben diese Zurückhaltung wurde ihm nun von den Anhängern des Princeps im Senat zum Vorwurf gemacht: denn entweder müsse man die bestehenden Formen ändern und zu den alten zurückkehren, oder einen Mann wegschaffen, der bei einem solchen Beginnen an die Spitze treten könne.

Nun aber trat in dem Palast ein Ereignis ein, welches die Unterwürfigkeit der Senatoren in ihrer Gesamtheit und zugleich die Entfremdung einzelner Mitglieder in der schärfsten Beleuchtung zu Tage brachte. Nero knüpfte seine dynastischen Absichten an die nach kurzer Zeit zu erwartende abermalige Niederkunft der Poppäa; plötzlich vernahm man, daß Poppäa gestorben sei (65 unserer Ära). Man wollte wissen, sie sei an den Folgen eines Fußtrittes, den ihr Nero einst bei einem heftigen Wortwechsel zu versetzen die Abscheulichkeit gehabt habe, ums Leben gekommen. Niemals aber hatte ihr Nero größere Ehre erwiesen, als nach ihrem Tode; er pries sie als die Mutter eines göttlichen Kindes. Es wurde ihr ein glänzendes Leichenbegängnis veranstaltet, zu dem alles, was Namen hatte, sich einfand. Nur einen Mann vermißte man dabei, den Thrasea Pätus. Nero selbst hatte seine Anwesenheit nicht gewünscht, da er ihn als einen Gegner betrachtete. Thrasea erschien in vollem Gegensatz gegen den Fürsten sowohl, wie gegen den Senat. Dieser seiner Gesinnung wegen wurde er zur Verantwortung gezogen und verurteilt. Eine Anzahl von Vernachlässigungen des Princeps wurde ihm zum Vorwurf gemacht, z. B. daß er, obwohl in seiner Stellung dazu verpflichtet, den Eid bei Beginn des neuen Jahres nicht erneuert und für das Wohl des Fürsten nicht geopfert habe. Mit Thrasea wurde auch Barea Soranus angeklagt, dem man Schuld gab, bei der Provinzialverwaltung von Asien, von der er zurückkam, die Einwohner gegen die Gewaltsamkeiten kaiserlicher Beauftragter geschützt und in denselben Hoffnung auf eine Veränderung erweckt zu haben. Thrasea erschien nicht in der Sitzung, in welcher das Urteil über ihn gesprochen werden sollte. Soranus war von seiner Tochter begleitet. Unvergleichlich ist von Tacitus Rede und Widerrede, die Liebe und Verehrung der Tochter für ihren Vater geschildert worden. Beide Angeklagte wurden verurteilt. Thrasea, der nichts anderes erwartet hatte, war eben in einem philosophischen Gespräche mit einem Cyniker über das Verhältnis des Leibes und der Seele begriffen, als ihm der Tod angekündigt wurde.

Dieser Tod wird von Tacitus, aus dessen Berichten wir die vornehmsten Thatsachen entnahmen, nicht mehr geschildert. Obwohl sich gegen die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers einiges einwenden läßt, so erkennt man doch bei ihm den objektiven Bestand der Thatsachen. Der bezeichnete Mangel wird allenthalben durch den eingeborenen historischen Genius überwogen. In seiner fragmentarischen Gestalt ist das Werk doch unschätzbar; es giebt einen

anschaulichen Begriff von der Stimmung der Geister — zwei Jahre vor Neros Untergang.

Auch wir halten einen Moment inne, um über diese das Gemüt niederdrückende Begegnisse hinaus den Blick in eine Region zu richten, in der noch von autonomen und würdigen geistigen Bestrebungen die Rede war. Nicht allein die Opposition entstammt ihr, welche Nero fand, sondern auch Entwickelungen bahnten sich an, die über Zeiten und Zustände des römischen Reiches hinausreichen.

Viertes Kapitel.

Litterarische Strömungen der Zeit.

Neben den Staatsbegebenheiten, die unsere Vorväter wohl als Emergentien bezeichneten, erscheint in einer tieferen Schicht auch immer eine mit den ersteren zusammenhängende, aber doch von ihnen abweichende innere Bewegung, durch welche die gleichzeitigen Ereignisse modifiziert und spätere vorbereitet werden. Besonders sind dafür die großen Städte bestimmend gewesen; sie waren allezeit der Schauplatz für den Kampf der Meinungen, die Werkstätten für Herbringung neuer, — und Rom noch mehr als andere, in demselben Grade, in welchem es sie an Größe nicht allein, sondern an Mannigfaltigkeit und Kraft der Elemente, die es in sich vereinigte, übertraf.

Da bemerken wir nun die Erscheinung, daß die Ereignisse, welche die Gemüter beherrschen, aber doch nicht befriedigen, in der Litteratur ihre Kritik finden und gleichsam ihr Widerspiel zu Tage fördern. Die Epoche des Augustus war von dem Abscheu gegen die Bürgerkriege erfüllt; es galt für die Grundlage des Anspruches desselben auf die höchste Gewalt, daß er diesen ein Ende machte und die Sicherheit wiederherstellte, welche die Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt ausmacht. Dies Gefühl dauerte auch noch unter Tiberius fort; es bildete den Gesichtspunkt, unter dem seine Regierung als heilbringend bezeichnet werden konnte, wie das schon bei Vellejus Paterculus, noch mehr bei Valerius Maximus, der seine Sammlung von denkwürdigen Thatsachen, die er als Dokumente — d. h. nach einer ciceronianischen Erklärung nachahmungswürdige Beispiele — bezeichnet, diesem Kaiser gewidmet hat, mit großem Nachdruck geschieht.

Valerius Maximus gehörte dem altberühmten Geschlechte der Valerier an und hegte republikanische Gesinnungen in seiner Seele. Dem Cato Uticensis hat er einen ausführlichen Lobspruch gewidmet, in welchem er sich zu dem Grundsatz bekennt, daß dem Leben ohne Würde ein würdiger Tod vor-

zuziehen sei. Er rühmt Cato unter anderem deshalb, weil er als Knabe den Gedanken gefaßt hatte, Sulla, in dessen Vorzimmer er die abgehauenen Köpfe der Proskribierten erblickte, dafür mit eigener Hand umzubringen. Es hatte doch in der That etwas zu bedeuten, wenn ein solcher Mann es über sich gewann, den Cäsar Tiberius gleichsam unter die Götter zu versetzen und ihn als ein wohlthätiges Gestirn zu preisen. Sulla, sagt er, habe Rom und Italien mit Blut erfüllt; Tiberius schütze das Reich; er verfolge das Laster, hege und pflege aber die Tugend. Der Autor rühmt die Strenge, mit der Tiberius überhaupt, besonders aber in Bezug auf das Kriegsheer verfuhr. Auf den Gehorsam der Legionen gründe sich die Macht von Rom. Tiberius behaupte dadurch die militärische Ordnung und Zucht, durch welche die Hütte des Romulus die Säule geworden sei, auf welcher der Erdkreis ruhe. Würden die Truppen nicht in der gewohnten Mannszucht erhalten, so würden sie selbst eine Unterdrückung ausüben.

Wie an der Idee der römischen Weltherrschaft, so hält Valerius Maximus auch daran fest, daß die Götter deshalb bewogen worden seien, den Römern ihren Beistand zu leihen, weil diese den altherkömmlichen Dienst mit ängstlicher Genauigkeit beobachten; er zählt alle die Institutionen auf, durch welche dies geschehe.

Man halte das nicht für elende Schmeichelei; es hat eine gewisse Wahrheit, bei der freilich die eine Seite des vorliegenden Zustandes hervorgehoben, die andere mit Stillschweigen übergangen wurde.

Nachdem nun aber Cajus Caligula die Alleinherrschaft zu unerträglichen Gewaltsamkeiten mißbraucht hatte, ward dann diese andere Seite um so stärker betont.

Marcus Annäus Lucanus, ursprünglich ein Freund und Studiengenosse Neros, hat ihn selbst im Anfang seines Gedichtes Pharsalia angesehen, wie Valerius den Tiberius. Indem er die Greuel des Bürgerkrieges schildert, fügt er doch hinzu, er wolle sich darüber nicht beklagen, wenn sie notwendig gewesen seien, um Nero auf den Thron zu erheben: denn die Herrschaft des Jupiter setze den Sieg über die Giganten voraus. Er thut wohl einmal einer künftigen Vergötterung Neros Erwähnung und verknüpft damit seine Phantasien, daß ein allgemeiner Friede eintreten werde. Man darf aber darin nicht etwa den Ausdruck einer der neronianischen Regierung beistimmenden Gesinnung erblicken; sie sind nur aus den Hoffnungen, die Nero anfangs gab, und dem persönlichen Verhältnis des Dichters zu demselben zu erklären. Das Werk Lucans atmet eben den entgegengesetzten Geist. In der Pharsalia könnte man meinen, eine poetische Bearbeitung des Cremutius Cordus vor sich zu haben: so entschieden nimmt Lucan für die Gegner Cäsars, vor allem für Pompejus selbst, Partei.

Man hat bemerken wollen, er habe Cäsar in den späteren Büchern seines Gedichtes unglimpflicher behandelt als in den früheren; da finden sich wenigstens jene Stellen über die Freiheit, die mit dem Prinzipat nicht zu verein-

baren war: die Freiheit sei über den Rhein und über den Tigris geflüchtet, d. h. aus dem gesamten Umkreis des römischen Reiches verbannt. Den Zustand der orientalischen Völker, deren Gesichtskreis über die Macht ihrer Könige nicht hinausreiche, hält Lucan für glücklicher, als den der Römer, welche dadurch, daß sie gehorchen müssen, zugleich beschämt seien. Für ihn hat die Erhaltung der inneren Ruhe und der allgemeinen Wohlfahrt, die nun vollzogen ist, keine große Bedeutung mehr. Die Bürgerkriege verwirft er hauptsächlich deshalb, weil durch sie die Überwältigung der Nachbarn verhindert worden sei. Der Widerspruch, den das Prinzipat, wie es damals war, hervorrief, kommt hier zu voller Erscheinung. Man begnügt sich nicht mehr mit dem Segen, den die Dämpfung der inneren Unruhen mit sich führte; man empfindet nur den Einhalt, der durch den Sieg der Cäsaren in der Welteroberung herbeigeführt worden war, den allgemeinen Druck, der auf den alten Republikanern lastete. Die schönsten Stellen seines Werkes sind der Verherrlichung Catos und der catonischen Tugend gewidmet Wenn Cato bei Lucan sich weigert, bei dem Orakel des Ammon, an dessen Heiligtum in der Wüste er vorbeikommt, sich Rats zu erholen, so wirft er vor allem die Frage auf: worüber denn? ob er als freier Mann sterben oder die Herrschaft eines Einzigen erleben solle? Er erkennt nur Eine Gottheit an — die Tugend, d. h. zugleich die Freiheit; die moralische und politische Freiheit werden vollkommen identifiziert. Der göttlichen Beihülfe, durch welche das römische Reich groß geworden, wird nur mit einer Art von Verachtung erwähnt. Nicht in den kapitolinischen Triumphen trete das wahre Verdienst zu Tage; die nackte Tugend bedarf keines Erfolges; diese aber soll verehrt werden. Mit der Verehrung, die den Cäsaren gewidmet wird, steht es in einem Widerspruch, der jedermann in die Augen springen mußte, wenn nun eben ein Mann wie Cato als Vater des Vaterlandes, als der bezeichnet wird, den Rom an seinen Altären anbeten sollte. Nicht bei der Fortuna des Augustus sollte man schwören, sondern bei der stoischen Tugend. Und nicht mit diesem Widerspruch allein begnügt sich Lucan; er sieht die Zeit kommen, wo Rom mit freiem Nacken dastehe: da werde es die Tugend und Cato verehren. Der catonische Name war gleichsam das Feldzeichen, um das sich die Republikaner scharten. Sie schmeichelten sich mit einer Zukunft, in welcher ihre Idee wieder die alleinherrschende in Rom sein werde. Nichtbeachtung der Götter, wie sie damals angebetet wurden, Erhebung des Begriffes der Tugend zu der einzigen Gottheit und republikanische Freiheit verbinden sich bei Lucan miteinander, um der cäsarischen Macht den offenen Krieg und ihren einstigen Untergang anzukündigen.

Die Familie, aus der Lucan stammte, gehörte zu denen, die von Rom nach Spanien verpflanzt und dort zu hohem Ansehen gelangt, nach Rom zurückkamen, um sich in ihren Studien und ihrer Lebensthätigkeit der Weltkapitale wieder anzuschließen. Als den Patriarchen derselben darf man den Rhetor Marcus Annäus Seneca ansehen. Er ist der Vater des Philosophen

Lucius Seneca, des Novatus Gallio, den wir in Achaja wiederfinden werden, und durch seinen dritten Sohn Mela Großvater des Lucan. Sie machten aber in Rom nicht allein mit den leitenden Männern des damaligen Staates, sondern zugleich mit den stoischen Philosophen Bekanntschaft, die nicht eben immer in gutem Verhältnis zu den ersteren standen. Der Lehrer des Philosophen Attalus, der von diesem zuweilen genannt wird, war, weil er mit Sejan in Konflikt gekommen, Rom zu verlassen genötigt worden. Er selbst führte seinen Neffen in die Schule des Cornutus, von dem dieser ohne Zweifel die Grundsätze einsog, zu denen er sich in seinem Werke bekannte.

Von einer weit größeren Bedeutung, als Lucan, ist der Philosoph und Staatsmann Lucius Annäus Seneca, für die damalige und für alle folgenden Zeiten. Wir kennen das Verhältnis, in welches er zu Nero trat, bei dem dann auch der Neffe Eingang gewann, und von dem sie endlich beide hingerichtet worden sind.

Der Oheim ging mit seinen Prinzipien lange nicht so weit, wie der Neffe, weder in seinen philosophischen, noch besonders in seinen politischen Grundsätzen. Er nimmt vielmehr gerade dadurch einen hohen Rang in der Geschichte ein, daß er der auf Gewalt gegründeten Macht eines Oberhauptes in Rom eine andere Richtung zu geben trachtete: um es mit Einem Wort zu sagen: Seneca hat den Versuch gemacht, dem schrankenlosen Despotismus den Charakter einer Monarchie zu geben.

In der an Nero gerichteten Schrift „Von der Gnade" geht er davon aus, daß diese Eigenschaft von beiden Parteien — er meint die philosophischen — als Tugend betrachtet werde: von den Stoikern, zu denen er sich selbst rechnet, die den Menschen als ein zum Wohle der menschlichen Gesellschaft geborenes Geschöpf erklären, und von den Epikuräern, die alles auf ihren eigenen Nutzen und Vorteil beziehen, indem sie die Bestimmung des Menschen in der Glückseligkeit und im Vergnügen sehen. Er spricht also im Namen der allgemeinen philosophischen Überzeugung. Sein Hauptsatz ist, daß diese Tugend dem Fürsten gezieme. Jene Verhältnisse, durch welche die Klemenz Cäsars den Nachfolgern desselben verhaßt geworden, erwähnt er nicht; möglich aber ist doch, daß sie ihm vorschwebten: denn den Gewaltthätigkeiten, die da eingetreten, setzt sich sein Begriff von dem Prinzipat, das er als fest gegründet betrachtet, entgegen. Sein Sinn ging dahin, nachdem dies geschehen, die höchste Autorität von den Gewaltsamkeiten loszureißen, die dem Imperator bis dahin die Nachfolge Cäsars erhielten, so daß sich aus all den vorgekommenen Verwirrungen der Begriff der Monarchie erhebt. Er spricht den Grundsatz aus, daß die höchste Gewalt wohlthätig sein müsse; man müsse vor dem Fürsten nicht fliehen, wie vor einem aus seinem Lager emporspringenden wilden Tier, sondern ihn betrachten wie ein wohlthätiges Gestirn. Man müsse erfahren, daß seine Sorge das Allgemeine und die Einzelnen umfasse; jeder müsse wissen, daß der Fürst zwar über ihm, aber doch für ihn sei. Eben darum, weil der Fürst für sie sorgt, sollen die Menschen

ihn in Schutz gegen jede Gefahr nehmen und ihre Waffen dahin wenden, wohin er befiehlt. Darin liege keine Wegwerfung, wenn tausende sich für Ein Oberhaupt opfern. Die Menge hänge von dem Fürsten ab, wie der Körper von der Seele; sie werde durch ihn regiert, und sie würde selbst zu Grunde gehen, wenn nicht Ein Wille sie leite; der Fürst sei der Lebensgeist der gesamten Republik und halte sie zusammen. So entsteht dem Begriff der Monarchie zur Seite die Idee einer gerechtfertigten Unterthänigkeit. Die Identität der Interessen des Monarchen und des Gemeinwesens tritt hier um so bedeutender auf, da sie zugleich praktisch realisiert zu werden die Aussicht fassen konnte.

In Bezug auf Nero ist der mit epigrammatischer Schärfe ausgedrückte Schluß gleichwohl bündig: er muß den Körper schonen, dessen Seele er ist; damit schont er sich selbst.

In seiner Schrift „Über den Zorn" bezeichnet Seneca den Princeps in sehr gemäßigten Worten als den Vorsteher der Gesetze, d. h. doch des gesetzlichen Zustandes, eigentlich mit der Ausführung derselben betraut als Regierer des Staates, und giebt dann an, wie er die Strafgewalt ausüben solle. Sein erstes Ziel soll sein, die Tugend beliebt, das Laster verhaßt zu machen. Wenn das zu nichts führt, so gehe er zu Ermahnungen und Rügen über; wenn auch diese nicht fruchten, so mag er strafen, aber auf eine Weise, daß noch Raum für Verzeihung übrig bleibt. Er stellt den Fürsten dar wie einen Arzt: er soll das Übel heilen, nur in dem äußersten Fall mit dem Tode strafen — nur dann, wenn es für den, den er straft, das Beste ist zu sterben. An der Vollziehung der Strafe darf er nicht das mindeste Wohlgefallen blicken lassen; sie soll nur zur Warnung dienen. Wie so ganz lief das den Exekutionen entgegen, die unter den Cäsaren, selbst unter Claudius, an der Tagesordnung waren und ohne alle Scheu als Rache betrachtet wurden! Seneca meinte eben, die Monarchie mit den republikanischen Gesinnungen ausgleichen zu können. Er hatte kein Hehl damit, daß er selbst solche Gesinnungen hege.

In das Trostschreiben an Marcia, die Tochter jenes Cremutius Cordus, der dafür, weil er Cassius in seinem Geschichtswerk den letzten Römer genannt hatte, mit dem Tode hatte büßen müssen, webt Seneca eine Lobeserhebung dieses Geschichtschreibers ein. Er rühmt dessen altrömische Gesinnung; man werde ihn lesen, so lange es jemanden gebe, der eine Rückkehr zu den Handlungen der Vorfahren für wünschenswert halte; mit seinem Geiste habe er die Proskribierenden auf ewig selbst proskribiert. Er führt dann Cordus redend ein, der den jenseitigen Zustand dem diesseitigen vorzuziehen scheint: denn dort höre man nichts von kriegerischem Getümmel, noch von dem den Tag ausfüllenden Lärm, noch von Parricidien, die man erdichte oder auf die man denke.

Wir haben einen Brief von Seneca, in welchem er die Argumente Epikurs gegen die Strafen in der Unterwelt adoptiert. Er verbindet den Be-

griff der stoischen Tugend mit dem Unglauben der Jünger Epikurs, die Verherrlichung der Römer, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, mit griechischer Reflexion; Cato hat bei ihm den Phädon des Plato auf der einen und das Schwert auf der anderen Seite. Der Oheim ist auch hier milder als der Neffe. Er flicht in die Katastrophe zugleich die Idee der Unsterblichkeit ein. Aber die Idee der Freiheit tritt bei ihm nicht minder stark hervor. Er preist Cato als einen Mann, der mitten im allgemeinen Ruin aufrecht stehe. Wenngleich alles der Herrschaft eines Einzigen unterworfen ist und alle Pforten bewacht sind, so findet er doch eine solche, die einen Ausgang offen läßt: mit Einer Hand wird er der Freiheit eine Bahn eröffnen. Das Schwert, das für das Gemeinwesen die Freiheit nicht hat herstellen können, wird sie für Cato herstellen.

Die prächtige Schilderung vom Tode Catos läßt keinen Zweifel darüber, daß Seneca zu derselben Schule gehört, wie sein Neffe Lucan, die hauptsächlich in Cato ihr Ideal erblickte. Jedoch waren seine Ideen keineswegs von so durchgreifender Natur und Aussicht. Lucan spricht den Wunsch des Umsturzes der bestehenden Regierungsform aus; Seneca deutet nur die Möglichkeit eines solchen an.

Senecas allgemeine Ideen über Gott und Welt waren keineswegs die in Rom seit Jahrhunderten eingelebten und eingebürgerten.

In dem Eingang zu den „Naturbetrachtungen“ sieht man, in welcher Höhe über den allgemeinen Erscheinungen der Welt und der Zeit Seneca sich hielt. Was die Römer den Erdkreis nennen, erscheint ihm nur als ein geringer Teil des Universums. Wenn man, sagt er, seine Augen von oben her auf den Erdkreis wirft, so ist er doch nur eng, großenteils von der Flut bedeckt, zum Teil brennend heiß, 'zum Teil starrend vor Kälte; ist das der Mühe wert, daß sich so viel Völker darum schlagen? Die Kriegsscharen mit ihren aufgerichteten Fahnen, die Reiterei, welche die Flüsse überschreitet, sind dem Ganzen gegenüber sehr kleinliche Erscheinungen. Er bezeichnet die Grenzen des römischen Reiches, wie man sie damals kannte, und bei denen es bleiben müsse. Die Parther sollen nicht den Euphrat überschreiten, die Dacier nicht die Donau, dieser Fluß soll Sarmaten und Römer trennen, der Rhein die Grenze Germaniens bilden.

Hochbedeutend ist es doch, daß so in der Mitte der römischen Welt eine Ansicht auftaucht, der das Reich in seiner allgemeinen Ausdehnung nur als etwas beschränktes erschien, was selbst dann nicht anders sein werde, wenn sie auf beiden Seiten den Ocean erreiche. In jenen Zeiten machte das Überschreiten des Oceans unter Claudius den größten Eindruck als ein neuer Sieg des Menschen über die Elemente, des römischen Cäsar über die Götter des Meeres. Von niemandem ist das freudiger begrüßt worden, als von Seneca, hauptsächlich inwiefern darin ein Fortschritt der Weltentdeckung lag.

Seine Tragödie Medea preist vor allem die Idee der Schiffahrt, ihren Ursprung und ihre unermeßliche Wirkung auf die Erde und das Menschengeschlecht. Jetzt bedarf es keiner Argo weiter, das Meer hat sich unterworfen. Jede Begrenzung ist aufgehoben, die Erde ist allenthalben durchfahrbar geworden. Daran knüpft sich dann die berühmte Prophezeiung, daß der Ocean die Fesseln der Dinge lösen, die gesamte Erde sich öffnen und Tiphys, der Steuermann der Argonauten, eine neue Welt entdecken werde, so daß man nicht mehr von der ultima Thule reden wird. Nicht gerade von der Auffindung einer neuen Hemisphäre ist die Rede, aber von einer unbegrenzten Ausdehnung der Schiffahrt und neuen Entdeckungen. Man sieht wohl: der Poet Seneca steht ebenso in der Mitte des Universums wie der Philosoph Seneca. Er hat eine unbegrenzte Überschau, indem er doch auf dem Boden seiner Zeit verharrt.

Daß die Medea von dem Philosophen Seneca herrührt, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich bekenne, ich bin sehr geneigt, auch die übrigen Tragödien, in deren Reihe die Medea auf uns gekommen ist, demselben zuzuschreiben, — so augenfällig ist ihre Verwandtschaft mit dem Geiste, der in Senecas Schriften überhaupt lebt. Wäre dies auch nicht der Fall, so sind sie doch einer Beachtung sehr würdig: denn daß sie aus dem ersten Jahrhundert stammen, hat noch niemand ernstlich bezweifelt. Was sie historisch bemerkenswert macht, ist die in ihnen vorkommende Erörterung von Fragen, die für die damalige Welt die wichtigsten waren und die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten.

In einer derselben, dem Thyestes, setzt sich dem eigenmächtigen Beginnen des Atreus ein Sklave entgegen und spricht Warnungen aus, die eine energische Protestation gegen den Mißbrauch der höchsten Autorität durch rücksichtslose Gewaltsamkeit enthalten.

Ich sehe darin eine Manifestation des populären Gemeingefühls, dem gewaltsamen Gebahren der Cäsaren, besonders Neros, gegenüber. Die Bemerkung, daß das Reich zwei Oberhäupter nicht ertragen könne, erinnert doch sehr an eine der wichtigsten politischen Fragen der Zeit, die bei Gemellus und bei Britannicus zur Sprache kam, und bezeichnet hier den vornehmsten Grund der Entzweiung zwischen den beiden Enkeln des Tantalus.

Nicht selten ist die Rede davon, daß nichts schwerer sei, als den hartnäckigen Sinn eines Mannes, der die höchste Gewalt besitzt, zu dem zu bringen, was das Rechte ist.

Das größte Ereignis seiner Zeit, das aber im Getümmel des Tages von den Meisten nicht einmal bemerkt wurde, den Untergang des cäsarischen Hauses, hat Seneca zum Gegenstand seiner Dichtung gemacht — er selbst oder ein anderer, der doch ganz in seinem Sinne dichtete und schuf. Der Gegenstand ist der Tod der Octavia. Sie erscheint als der letzte Sprosse der durch die Succession Cäsars zum Prinzipat berechtigten Familie. Sie geht durch die Ruchlosigkeit Neros unter, der hier als unberechtigter Eindringling

betrachtet wird. Auch politisch hat das Zwiegespräch zwischen Nero und Seneca, der in dem Stück persönlich auftritt, eine große Bedeutung. Nicht allein Philosophie und Besitz der Gewalt treten hier einander gegenüber: man darf den Nachdruck nicht übersehen, der in altrömischem Sinn auf die Autorität des Volkes gelegt wird. Dem Gebote Neros, seinen Befehlen zu gehorchen, setzt der Philosoph die Forderung entgegen, daß der Befehl gerecht sein müsse; er führt ihm zu Gemüte, daß er nur solche Anordnungen treffen dürfe, welche die allgemeine Beistimmung ratifiziere.

Neben der politischen Bedeutung dieser Stücke erscheint aber, und nicht minder beachtenswürdig, die religiöse. In den Tragödien ist ein durchgehender Zug, daß die unmittelbare Einwirkung der Götter, welche die alten Sagen darbieten, zurücktritt; die menschlichen Leidenschaften, das sind die Götter. Nur Juno, das Symbol der Eifersucht, tritt zuweilen in Aktion; die Qualen des Tartarus bestehen, aber sie tragen doch mehr ein poetisches Gepräge; sie erinnern hie und da bereits an die Hölle des Dante. Nicht selten findet sich der Ausruf, es gebe keine Götter, der aber dann wieder durch die Doktrin, es gebe einen höchsten Gott, den Begründer des Universums durchbrochen wird — ungefähr wie in den philosophischen Schriften Senecas, in denen man häufig, selbst da, wo man es nicht erwartet, auf Erörterungen über die wichtigsten Fragen stößt, welche die allgemeinen Weltanschauungen betreffen: über den materiellen Bestand der Welt, wer ihr Urheber, wer ihr Wächter, wer Gott überhaupt sei, ob er der Weltschöpfer, ein Teil der Welt oder die Welt selbst sei, das heißt also, ob es einen außerweltlichen Gott gebe oder nicht, ob er an den Dingen etwas verändern könne nach Bestimmung des Schicksals oder nicht, was doch sagen will, ob es ein Schicksal gebe über den Göttern. Er kennt nur Einen Gott, der seine eigene Notwendigkeit ist. Aus der bloßen philosophischen Anschauung geht ihm die Einheit Gottes hervor. Dabei aber wird die Einwirkung desselben auf die veränderlichen Begebenheiten der Welt zweifelhaft, da ihm ja nichts gefallen könne, woran er nicht immer Gefallen gefunden habe.

Indem aber Seneca die Idee des Monotheismus begründet, gewinnt er doch nach dem Vorgang anderer Stoiker auch dem Polytheismus eine Seite ab, die ihn allenfalls annehmbar macht: er ist nicht dagegen, wenn man die Gottheit als Jupiter Optimus Maximus bezeichnet. Er bestreitet selbst nicht den Namen Jupiter Stator, den man aber nicht daher leiten dürfe, daß er eine Flucht der Römer zum Stehen gebracht habe, sondern weil der Bestand aller Dinge in seiner Hand ruhe. Auch Liber, Herkules, Merkur führt er auf die Idee Gottes zurück: Liber ist er als Erzeuger von allem, Herkules als die unüberwindliche Kraft, Merkur insofern er Zahl, Ordnung und das Wissen umfaßt.

Das Fatum ist nichts anderes, als die den Dingen innewohnende Verflechtung der Ursachen; Gott ist die erste Ursache von allem, also ist Gott das Fatum.

So begreift er auch die Seele als eine Einheit. Alle die besonderen

guten Eigenschaften: Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Klugheit, endlich die Tapferkeit selbst, sind Eigenschaften derselben Seele. Nicht die Tugenden gefallen, sondern der Geist, der sie besitzt.

Auch insofern berührt sich Seneca mit Lucan. Lucan wirft von vornherein die Frage auf, ob der Vater der Dinge, der die Welt aus dem Chaos gebildet, ihr unverbrüchliche Gesetze vorgeschrieben, an die er sich selber halte, oder ob alles dem Ungefähr überlassen sei, der Zufall in den menschlichen Angelegenheiten regiere. Nach der Schlacht bei Pharsalus erklärt Lucan: es gebe keine Götter, keinen Jupiter, der sonst die Ereignisse in Thessalien nicht zugelassen haben würde. An einer anderen Stelle sagt er: nicht durch geheimnisvolle Sprüche der Wüste gebe sich die Gottheit kund; die Gottheit bestehe überhaupt in nichts als in der den Menschen umgebenden Welt und der Tugend; bei seiner Geburt werde dem Menschen eingegeben, was er zu wissen brauche.

Seneca drückt sich auch hierüber gemäßigter und einsichtsvoller aus; über die einzelnen Tugenden erhebt sich bei ihm die Seele, die dieselben besitzt; die verschiedenen Götter betrachtet er als Ausfluß der Gottheit, welche zugleich Natur ist. Wie er sich aber auch immer äußern mag, so liegt doch am Tage, daß seine Ansicht von denen, auf welchen die Überzeugungen der Römer beruhten, himmelweit entfernt ist.

Die Idee von der Einheit Gottes erscheint auch bei dem Rhetor Seneca sehr ausdrücklich; sie war eben nicht mehr die Doktrin einer Schule, sondern gleichsam die allgemeine Annahme der denkenden Geister.

Auch der ältere Plinius, der an den Ereignissen, die unter Claudius und Nero vorgekommen, mannigfachen Anteil nahm — wir finden ihn als Reiteroberst in Germanien und dann als Prokurator in Spanien, sodaß er der Epoche, die wir hier behandeln, in seiner geistigen Entwickelung angehört —, geht von diesen Vorstellungen aus, die er dann freilich auf seine Weise interpretiert.

Plinius kann nicht zu den originalen Denkern gezählt werden; in allem, was er sagt, erkennt man den Reflex der pythagoreischen, der sicilischen Philosophie überhaupt, selbst der homerischen Gedichte und orphischer Sprüche. Aus der Betrachtung der Natur ist ihm aber ein Pantheismus entsprungen, der jedoch eine Verehrung der Sonne als des belebenden Mittelpunktes des Ganzen zulassen würde: denn die Natur ist Gott, Gott die Natur. Bemerkenswert ist, daß er — recht im Gegensatz mit Lucan — auch die Gottheiten verwirft, in denen man die Tugenden repräsentiere: Eintracht, Hoffnung, Ehre, Gnade, Treue; denn dadurch sei von den Menschen nur bezeichnet worden, wessen sie vornehmlich zu bedürfen glauben. Er will nichts von den Genien hören oder den Junonen der Frauen; man würde damit unzählige Götter schaffen. Daß aber der höchste Gott sich um die Menschen kümmere, sei eine kindische und beinahe aberwitzige Vorstellung.

Wir folgen ihm hier nicht weiter; wir erwähnen nur, was er von den

über diese Dinge in seiner Zeit herrschenden Meinungen angiebt. Er versichert, in aller Welt erkenne man die Herrschaft des Ungefährs an: ihm werde alles Gute und alles Böse zugeschrieben. Aber dadurch erhebe man den Zufall selbst zu einem Gott, und zwar zu einem solchen, der zugleich sehr unzuverlässig sei. Dem setze sich jedoch der Glaube an die Gestirne entgegen, wonach die Gottheit nur einmal thätig eingreife, indem sie einem jedem bei seiner Geburt sein Schicksal diktiere; diese Meinung finde zu seiner Zeit die meisten Anhänger, sowohl bei den Gelehrten als den Ungebildeten.

Bei den Unvollkommenheiten des Lebens bezeichnet Plinius als den einzigen Trost, daß der Mensch sich selber töten kann. Er hat das vor den Göttern voraus; die Götter können ihn nicht ins Leben zurückrufen, noch ihm die Unsterblichkeit verleihen.

Zu diesem Extrem führte der Streit zwischen den Voraussetzungen des Polytheismus und den Ansprüchen der geistigen und moralischen Natur des Menschen. Und nicht allein ein Konflikt in den Vorstellungen und Gedanken war dieser Streit; er entsprang zugleich aus einer Verflechtung der religiösen und politischen Anschauungen mit den Weltverhältnissen überhaupt.

Alle Mythologien und Religionen im Umkreis des römischen Reiches hatten zugleich einen politischen Charakter. In den Göttern repräsentierte sich die Besonderheit der Stämme und Städte; die lokalen Kriege sind nicht selten als Kämpfe der Götter der verschiedenen Stämme betrachtet worden. Dieser Idee, die bei dem Verfall der macedonischen Weltherrschaft sich wieder erneuert hatte, war durch die Römer, denen alle Nationalitäten unterlagen und die deren Götter nach Rom verpflanzten, in That und Wahrheit ein Ziel gesetzt worden. Der politische Teil des Götterglaubens der Unterworfenen hatte keinen einleuchtenden Sinn mehr; nur die römischen Götter wurden, da ihren Bekennern die Herrschaft zugefallen war, überall verehrt: das Kapitol war das größte Heiligtum auf Erden. Der Imperator nahm selbst göttliche Ehren in Anspruch.

Schon hatten aber Begebenheiten, die zu diesem Resultat führten, eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Die beiden Parteien, die in den Bürgerkriegen mit einander rangen, verehrten dieselben Götter. Wenn nun doch die eine die Oberhand behielt, die andere unterlag, was dann zuweilen durch Ereignisse geschah, die man als eine göttliche Fügung anerkannte: woher konnte diese kommen? Die Sieger schrieben sie der Protektion der Gottheiten zu, die dem Geschlechte der Julier besonders günstig wären. Damit hängt es zusammen, daß die Julier, als von den Göttern, die man als reale Mächte dachte, abstammend, göttliche Ehren in Anspruch nahmen. Virgil hielt an der durch den Ratschluß der Götter herbeigeführten Macht des julischen Hauses fest, und widmet ihr sein poetisches Talent. Auch insofern ist Lucan sein Nebenbuhler nicht allein, sondern sein Gegner.

Die Besiegten konnten nicht anders, als Widerspruch erheben, und zwar nicht gegen die abstoßende Erscheinung, sondern gegen die Idee, die dabei zu Grunde lag. Sie erkannten in den Ereignissen das Werk eines Numen, d. h. jedoch nicht unbedingt des Schicksals, sondern eines höchsten Willens, welcher zugleich die Vorsehung sei und nun einmal die Umwandlung der Republik in die Alleinherrschaft beschlossen habe. Wir bemerkten, wie sich bei dem ersten Zusammentreffen der Nationalitäten und der ersten Abstraktion von der Allgewalt der römischen Götter die Idee der Tyche erhob, der Fortuna, die doch schon bei Polybius nicht unbedingt, ohne höhere Beziehung, gedacht werden konnte. Daran knüpft die Vorstellung des Numen an, welche die philosophische Überzeugung der damaligen Welt wurde. Mit dieser Auffassung war dann eine Apotheose der republikanischen Tugenden verträglich; sie erscheinen in ihrem Erliegen doppelt groß. Auch bei den Geschichtschreibern, besonders denen, welche aus pompejanischen Berichten geschöpft haben, tritt diese Auffassung zuweilen mitten in der Erzählung hervor.

Darin liegt dann ein in die religiösen Anschauungen eingreifendes Moment. Die Besiegten wurden irre an dem alten Götterglauben. Das Geschick, das über ihnen lag, von dem die bessere Sache, wie sie nicht zweifelten, betroffen worden war, trieb sie nach einer anderen, unbekannten Richtung hin, was, an sich betrachtet, eine größere Bedeutung hatte, als alle Philosopheme: es beruhte auf dem Gefühl der Thatsachen. Überhaupt ja sind die römisch-griechischen Götter als göttlich an sich, der Idee des Göttlichen entsprechend, von Anfang an von den denkenden Geistern nicht betrachtet worden. Es waren Potenzen von übermenschlichem Dasein, in denen aber die Idee von dem wahrhaft Göttlichen nicht zur Erscheinung kam. An den gäng und geben Polytheismus konnten die Philosophen sich nicht halten. Die Vorstellungen von der Einwirkung der verschiedenen Götter standen damit im Widerspruch. Plato verzweifelte, seine Lehre von den Ideen, die ihn zu dem wahren Göttlichen führte, an die populären Anschauungen von den Göttern anzuknüpfen. Und die höchste Gewalt in der Welt wurde diesen Göttern im Grunde keineswegs zugeschrieben; sie wurden als dem Schicksal nicht viel weniger unterworfen gedacht, als die sterblichen Menschen.

Wollte man sich die wahre Gottheit denken, so mußte man sie als die Idee des Guten, als allwaltend, als Schicksal selbst betrachten. Die Ideen des Ewigguten, der allgemeinen Weltordnung und der Einheit Gottes fielen dann zusammen.

Man darf wohl diese Ansichten als die der Opposition gegen die Cäsarenherrschaft überhaupt betrachten. Sie hatten ihre Wurzel in der republikanischen Sinnesweise. Aber die Wechselfälle der allgemeinen Begebenheiten waren ihnen nicht günstig gewesen. Diese gereichten dem Polytheismus zum Vorteil, der die breiteste populäre Grundlage hatte. In Rom hielt man an dem altherkömmlichen Götterglauben fest; man erkannte die fremden Gottheiten an, wenn sie sich der Idee von Rom und dem Imperium fügten.

Diese Idee überwog und verschlang die anderen; sie kam in der angemaßten Divinität des Cajus und des Nero, die von den Göttern abzustammen meinten und in der Mitte der Götter und der Heroen angebetet sein wollten, zu einer Erscheinung, welche der Vernunft spottete. Die natürliche Wirkung war, daß die entgegengesetzten, den philosophischen Doktrinen verwandten Meinungen ihrerseits wieder um so eifriger ergriffen und um so lebendiger festgehalten wurden. Sie richteten sich nicht allein gegen die Anmaßungen der einzelnen Herrscher, sondern gegen den altherkömmlichen Dienst und die Vielgötterei überhaupt.

So bekämpft, wie wir sahen, Seneca die herrschende Vorstellung von dem Verhältnis der Götter zu den Menschen, nicht ohne dabei zugleich an die griechische Philosophie anzuknüpfen. Er bestreitet den Göttern die Intention, die ihnen die Mythologie vielfach zuschrieb, den Menschen zu schaden: sie können das nicht einmal. Er verwirft alle Vorschriften des äußeren Dienstes; man soll den Göttern keine Lichter anzünden, man soll nicht vor den Thüren ihrer Tempel sitzen, eine Ehre dieser Art erweise man Menschen; die wahre Verehrung Gottes sei seine Erkenntnis. Er leugnet nicht, daß die Gottheit zuweilen strafe; aber vergeblich sei es, nach ihrer Gunst zu trachten: wer sie gewinnen wolle, müsse sie nachahmen.

Ein Zeitgenosse Senecas und mit demselben auch dadurch verbunden, daß Cornutus ihr gemeinschaftlicher Freund war, ist Aulus Persius, dessen Reliquien, die als Satiren bezeichnet werden, doch eben nur moralische Ergüsse in der Weise des Seneca enthalten. Persius bekämpft den Wahn, von den Göttern sich große Vorteile durch abergläubischen Dienst verschaffen zu können, während man doch alles das thut, was die Erwerbung dieser Vorteile unmöglich macht. Man müsse den Göttern nicht große Geschenke darbringen, sondern ein reines Herz, eine in der Tiefe geheiligte Seele, eine von dem Gefühl für das Würdige und Edle erfüllte Brust; der Mensch müsse wissen, wozu er lebe; er müsse wissen, wie er auch in Bezug auf sein Vermögen — und wie man weiß, war Persius sehr begütert — zu verfahren habe. Persius wird als ein schöner junger Mann von jungfräulicher Schamhaftigkeit, milde und liebenswürdig auch in seiner Familie geschildert. Aus seinen allerdings oft dunkeln Erörterungen nimmt man doch ab, daß er von dem gesetzlich Erlaubten oder Verbotenen zu den inneren moralischen Ideen aufstrebt, zu einer wahren Tugend, die nicht Selbstsucht ist. Gottesdienst und Genuß der Freiheit sind Akte der Moralität.

Offenbar sind das Überzeugungen, die sich Bahn zu machen im Begriff stehen. Daß sie aber jemals dazu gelangen würden, ließ sich doch nicht erwarten. Denn welch ein Widerspruch liegt darin, von den Menschen eine den Göttern gleiche Gesinnung zu fordern und dann doch die Existenz dieser Götter in Abrede zu stellen! Auch bei dem, was wir bei Seneca lesen, bleibt bei den wichtigsten Fragen ein zweifelhaftes Dunkel übrig. Es sind Doktrinen

der Opposition, die sich dem herrschenden Unwesen entgegenstellen; aber Religion sind sie nicht.

In diesem Zustand der Welt, in welchem der Polytheismus den Gewaltsamkeiten zur Grundlage diente, ohne doch dem Bedürfnis des menschlichen Geistes nach idealem Weltverständnis oder dem ethischen Bedürfnis des Menschen zu genügen, sodaß er eine Opposition von tiefster Bedeutung hervorrief, die aber auch ihrerseits zu festen Überzeugungen, wie sie der Mensch bedarf, zu führen nicht vermochte, ist nun das Christentum entstanden.

Fünftes Kapitel.

Ursprung des Christentums.

Wir gingen von dem Gegensatz zwischen Ammon-Ra, Baal und Jehovah aus. Denen waren im fernen Osten die Religion des Ormuzd, im fernen Westen die polytheistischen Mythologien entgegengetreten. Diese hatten dann, mit den Diensten von Baal und Ammon-Ra im allgemeinen einverstanden und mit ihnen im Bunde, die Religion des Ormuzd aus den Grenzen der Kulturwelt verdrängt. Dem Polytheismus hatten sich die Römer mit einer verwandten, aber durch lokale Beziehungen und das Kriegsglück eigenartig ausgebildeten Götterlehre hinzugesellt. Den Römern war es gelungen, alle Selbständigkeiten, die sich auf den Begriff der Religion gründeten, niederzuwerfen und aufzulösen. Sie zerstörten die vornehmsten Heiligtümer des Baal und drückten Ammon-Ra auf dieselbe Stufe untergeordneter Geltung herab, in welche auch die politischen Religionen der Griechen sich fügen mußten.

Aber auch die Jehovah-Religion erhielt sich noch in lebendigem Bestand. Im Kampfe mit den alten Naturdiensten in Ägypten und Babylon hatte sich der Glaube an einen außerweltlichen Gott, den Schöpfer der Welt, ausgebildet und eine feste Stätte in Judäa gewonnen. In tausendfältigen Bedrängnissen, unter den wechselnden Schicksalen der Völker, hatte er sich daselbst behauptet. Zu den universal-historisch wichtigsten Handlungen der Römer gehört es, daß sie den Jehovah-Kult in der Zeit der Makkabäer vor der Vernichtung schützten. Die Römer waren auch später davon entfernt geblieben, ihn zu unterdrücken. Pompejus betrat das Allerheiligste des Tempels, allein die Gottesverehrung in demselben störte er nicht; er ließ selbst den Tempelschatz unberührt.

Das römische Reich schloß diesen Dienst in sich ein. Wenn aber die anderen Religionen der besiegten Völker, die italischen, die griechischen, selbst die asiatischen und die ägyptische, Eingang in Rom fanden und sich auf eine oder auf die andere Weise eine gewisse Geltung selbst in der Hauptstadt ver-

schafften, so war dies der jüdischen unmöglich; sie war und blieb heterogen und unverständlich. Die Ursache davon liegt in der mit der römischen verwandten Natur der erstgenannten Religionen; sie schlossen sämtlich eine Vergötterung der Naturkräfte in sich ein. Anders verhielt es sich mit der Religion des Volkes Israel: sie beruhte auf dem Glauben an einen intelligenten Gott, den Schöpfer der Welt. Dieser Glaube war durch die strengsten Satzungen festgehalten worden, sodaß der Monotheismus in der Form der Nationalität erschien.

Im Laufe der Begebenheiten war nun aber das Land des monotheistischen Gesetzes in sehr eigenartige Verhältnisse zu den Römern geraten, bei denen sich aus der politischen Verflechtung nach und nach auch ein religiöser Gegensatz von höchster Bedeutung erhoben hat.

In dem Streite der Makkabäer — wie man damals sagte, Hasmonäer — untereinander, in welchen Pompejus eingriff, war das Geschlecht der Idumäer, die durch ihre Verbindung mit Gaza, Askalon und den Arabern eine selbständige Stellung errungen hatten, den Römern zur Seite getreten, wodurch es geschah, daß nach erfolgter Entscheidung dem Hasmonäer Hyrkanus zwar Jerusalem und der Tempel, also die religiöse Autorität, dem Idumäer Antipater aber die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten in Judäa, Galiläa und Samaria zu Teil wurde.

Fast ohne Beispiel ist es, wie sich die Idumäer bei allem Wechsel der Autorität in Rom nicht allein aufrecht hielten, sondern immer höher stiegen. Von Pompejus gingen sie zu Cäsar über, der ihnen eine anerkannte Stellung im römischen Staatswesen verschaffte, von Cäsar zu den Mördern desselben, den Verschworenen, die zwei idumäischen Brüdern die Würde von Tetrarchen übertrugen, von denen aber zu Antonius, durch dessen Fürwort in Rom Herodes, der Sohn Antipaters, zur königlichen Würde erhoben wurde. Was ihnen dabei allezeit zu statten kam, war die Unbotmäßigkeit der jüdischen Bevölkerung, die die Herrschaft der Parther lieber gesehen hätte, durch die dann wirklich der Sohn des verjagten Hasmonäers Aristobul, Antigonus, zurückgeführt und Herodes vertrieben wurde. Aber dieser kehrte, mit zwei römischen Legionen ausgestattet, zurück, bezwang Antigonus und nahm Jerusalem ein, wo er einen Nicht-Hasmonäer zum Hohenpriester einsetzte.

Nicht ganz mit Unrecht ist Herodes in der Reihe der Beherrscher von Judäa als der Große bezeichnet worden. Zwischen Ägypten und Syrien in der Mitte verschaffte er seinem Reiche eine eigentümliche Stellung. Er wies die Araber zurück und machte der Hinneigung zu den Parthern ein Ende. Dagegen schloß er sich unbedingt den Römern an, was für Judäa insofern nicht ohne Wert war, als dadurch den bereits damals in den römischen Gebieten weit und breit angesiedelten Juden die Möglichkeit erhalten wurde, mit Jerusalem in steter Verbindung zu bleiben. Den Tempel erneuerte Herodes auf den Grundlagen des salomonischen Baues, nicht ohne dabei den alten Satzungen gemäß Priester zu verwenden. Aber zugleich ließ er über dem

Haupteingang einen kolossalen Adler anbringen, der seine Unterwerfung unter das römische Reich bedeutete.

Dahin ging überhaupt sein Sinn, das jüdische Wesen mit dem römischen oder vielmehr dem griechisch-römischen zu vereinigen. Er legte eine Anzahl von Kolonialstädten an, unter anderen Cäsarea zu Ehren des Augustus, wo er einen Hafen einrichtete, der dem Piräeus an Größe gleich kommen sollte. Auf einer Höhe, die eine weite Aussicht über das Meer darbot, erbaute Herodes dem Augustus einen Tempel mit den Kolossalstatuen des Kaisers und der Stadt Roma: Nachahmungen des olympischen Jupiter und der argivischen Hera.

Diese Haltung trug nun aber einen inneren Widerspruch in sich, der noch bei Lebzeiten des Herrschers, der sonst überall Gehorsam fand, zum Ausdruck gelangte.

In Jerusalem standen Lehrer auf, die es für unvereinbar mit dem mosaischen Gesetz erklärten, daß an dem Tempel, dem Sitz Jehovahs, ein römischer Adler angebracht worden war. Der König wollte es als ein Weihgeschenk angesehen wissen; die Schriftgelehrten sahen darin eine Verunreinigung des Heiligtums. Sie sammelten Schüler um sich, denen dann ein Teil des Volkes anhing, und auf die Nachricht, daß der König an einer Krankheit leide, der er erliegen müsse, veranlaßten sie, daß der Adler aus der Stelle, an der er befestigt war, herausgehauen und zertrümmert wurde. Bei dem Tumult, der hierüber entstand, wurden die Anführer verhaftet und vor den König gebracht. Dem aber sagten sie ohne Umschweif ins Gesicht, sie seien den Gesetzen des Moses mehr Gehorsam schuldig, als den Befehlen eines Königs. Wahrscheinlich hat es zu dieser Entfremdung beigetragen, daß Herodes, der es für seine Verbindung mit den Juden ratsam gefunden hatte, sich mit einer Hasmonäerin, Mariamne, zu vermählen, später doch durch die idumäisch-dynastischen Ansprüche der übrigen Mitglieder seiner Familie dahin gebracht worden war, die Gemahlin und die mit ihr erzeugten Kinder einem gräßlichen Verderben zu weihen. Herodes brachte es nun zwar, nicht ohne den Beirat angesehener Juden, welche sich ihm angeschlossen, dahin, daß der Frevel, der gegen sein Weihgeschenk am Tempel begangen worden, bestraft wurde — selbst der Hohepriester, der sich den Schriftgelehrten nicht widersetzt hatte, wurde genötigt, auf seine Würde Verzicht zu leisten —, aber es versteht sich wohl, daß ein solches Verfahren die Gärung im Lande nur vermehrte. Wenn es wahr ist, was Josephus erzählt: Herodes, der es fühlte, daß seine Tage zu Ende gingen, habe eine Anzahl angesehener Männer aus seinem ganzen Gebiet zusammenkommen lassen und sie sämtlich in dem Augenblick, da er gestorben sei, niederzuhauen befohlen: so kann das wohl nur so ausgelegt werden, daß er seine Nachfolger aller der Gegner, die sie finden würden, zu entledigen beabsichtigte.

Nach dem Tode des Herodes ist dieser Befehl jedoch nicht ausgeführt worden; jedermann konnte ruhig nach Hause gehen. Das Testament des

Herodes, in welchem er eine Teilung seines Reiches verfügte, trat in Kraft. Von seinen drei Söhnen erhielt der eine, Herodes Antipas, Galiläa und Peräa, der andere, Philippus, Gaulonitis und Trachonitis, der dritte aber, Archelaus, dem die Truppen den Eid leisteten, Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem als König. Aus diesem Testament selbst erwuchsen aber für die Fortsetzung der von Herodes gegründeten Macht, als ein Ganzes angesehen, mannigfaltige Schwierigkeiten.

Es leuchtet ein, daß es zwischen dem ernannten König und den beiden Tetrarchen sowie den übrigen Erben an Zwistigkeiten nicht fehlen konnte; — und wie hätte Judäa, das sich dem gewaltigen Herodes widersetzte, dem ohne Vergleich machtloseren Archelaus ruhig gehorchen sollen? Als er in Jerusalem einzog, empfing er, auf goldenem Stuhle sitzend, ohne jedoch den Titel König anzunehmen, weil das von der Bestätigung des Kaisers abhänge, die Huldigung der Einwohner, die ihm aber zugleich zwei Forderungen vorlegten, die ihren Gehorsam zweifelhaft machten. Die eine bezog sich auf die Erleichterung der von Herodes auferlegten drückenden Lasten, die andere viel bedeutendere auf die zuletzt vorgekommenen religiösen Streitigkeiten. Man forderte Archelaus auf, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die seinen Vater zu der Bestrafung der an den letzten Unruhen Beteiligten veranlaßt hatten. Archelaus konnte das erste offen lassen; nimmermehr aber konnte er auf das zweite eingehen, da darin eine Verleugnnng der von dem Hause einmal angenommenen Grundsätze gelegen hätte. Daß er es verweigerte, veranlaßte eine Bewegung, die bei dem Zusammenströmen auch auswärtiger Juden zu dem bevorstehenden Osterfest eine Art von Empörung wurde. Um sie zu dämpfen, trug Archelaus kein Bedenken, die bewaffnete Macht anzuwenden, wobei dreitausend Juden umgekommen sein sollen. Hierauf erst begab er sich nach Rom, um seine Bestätigung beim Kaiser zu erlangen. Eben dahin machten sich nun auch die Verwandten des Hauses auf, wie sich denken läßt, nicht gerade um Archelaus zu unterstützen, sondern um ihr Recht gegen ihn geltend zu machen. Auch Salome, die mit reichen Legaten ausgestattete Schwester des Herodes, befand sich unter ihnen; sie war eine vertraute Freundin der Livia, Gemahlin des Augustus. In Rom kam es zu lebhaften Kontestationen. Die von Archelaus über die Juden verhängten blutigen Feindseligkeiten wurden ihm von den übrigen Genossen des Geschlechtes zum Verbrechen gemacht, zumal da er sie verhängt habe, ehe er noch von dem Kaiser bestätigt worden sei. Archelaus aber hatte einen trefflichen Anwalt in dem Freunde und vornehmsten Ratgeber seines Vaters, Nicolaus Damascenus. Nicolaus, unter den Beteiligten ohne Zweifel politisch der beste Kopf, wies dem Kaiser den Zusammenhang dieser Dinge nach, in dem sich die gräßliche Exekution doch als unvermeidlich herausstellte. Augustus fand sich bewogen, dem Archelaus Gnade zu erweisen, aber als König erkannte er ihn nicht an; er erklärte, Archelaus müsse erst die zu einer solchen Würde erforderlichen Eigenschaften an den Tag legen. Man wird darin eine weitere Auf-

lösung des idumäischen Reiches sehen müssen, da die beiden Tetrarchen dadurch der Oberherrschaft des Archelaus ledig wurden.

Und noch ein anderer Widerspruch setzte sich diesem auf der Stelle entgegen. In der Abwesenheit des Archelaus war der Aufstand in Judäa wieder ausgebrochen, und zwar durch das unmittelbare Einschreiten des Präses von Syrien, Quintilius Varus, gedämpft worden, aber dieser erlaubte den Juden, mit einer zahlreichen Deputation sich an den Kaiser zu wenden und ihm ihre Beschwerden vorzutragen. Die Deputation, fünfzig Mitglieder stark, trafen ebenfalls in Rom ein und fanden die Unterstützung der in Rom wohnenden Judenschaft, deren man achttausend Köpfe zählte. Ihr Ansinnen ging dahin, daß der Kaiser das dem Archelaus zuerteilte Gebiet unmittelbar in römische Verwaltung nehmen und dem Präses von Syrien unterordnen möge. So stark war der Widerwille der Juden gegen die Idumäer, daß sie eine unmittelbare Annexion an das römische Syrien dieser Zwischenherrschaft vorzogen.

Zunächst hatte das nun keine Folge. Archelaus ging nach Judäa zurück und regierte es ungefähr in dem Sinne seines Vaters. Es konnte nicht fehlen, daß dadurch das Mißvergnügen der Juden noch stärker anwuchs, die darin bei den übrigen Verwandten des Hauses Unterstützung fanden. Nach zehnjähriger Regierung wurde Archelaus nach Rom berufen. Diesmal aber fiel der Spruch des Kaisers gegen ihn aus. Er wurde nach Gallien verwiesen und Judäa unmittelbar unter Syrien gestellt.

Nicht lange konnte dann ein unmittelbarer Konflikt zwischen Römern und Juden vermieden werden. Er trat in den Provinzen hervor, als ein neuer Präses von Syrien, Sulpicius Quirinius, bald nach seiner Ankunft dazu schritt, den im römischen Reich bei der Einverleibung neuer Provinzen in dasselbe oder auch bei der Vereinigung freier Landschaften mit den Provinzen herkömmlichen Census auch in Judäa durchzuführen. Ein Gaulonit, des Namens Judas, rief, unter der Teilnahme und Mitwirkung eines angesehenen Pharisäers, das Volk zum Widerstande auf: denn in und mit der Durchführung des Census breche die unmittelbare Knechtschaft unter die Römer herein; der Wille Jehovahs sei das nicht; der werde vielmehr denen, die sich widersetzen würden, seinen Beistand verleihen; man werde sein Eigentum behalten und zugleich unsterblichen Ruhm erwerben. Die Bewegung wurde zwar sofort niedergeschlagen, erneuerte sich aber immer wieder. Denn es war an sich ein Ding der Unmöglichkeit, eine Gesinnung wie diese mit der Herrschaft der Römer zu vereinbaren. Die beiden Aktionen: die Religion der Waffen, welche die Welt beherrschten, und die auf lokale Unabhängigkeit berechnete jüdische, in der Weise, wie sie damals bekannt wurde, strebten einander geradezu entgegen.

Und bald kam der Gegensatz in der Hauptstadt selbst, wo man denselben eine Zeit lang mißbilligt hatte, zu noch schärferem Ausdruck als in den Provinzen. Für Judäa und Samaria waren besondere kaiserliche Prokuratoren

bestellt worden; der fünfte in der Reihe derselben, Pontius Pilatus versuchte, was seine Vorgänger noch vermieden hatten, seine Truppen samt ihren Feldzeichen, bei denen die Bilder des Kaisers waren, in Jerusalem einzuführen. Das Prätorium pflegte eben mit diesen Bildern ausgestattet zu werden. In Jerusalem entstand hierüber eine religiöse Aufregung: denn ein Gebot Jehovahs sei, kein Bild aufzustellen oder gar zu verehren, wie das in der nächsten Nähe des Tempels, in der Burg Antonia, wo das Lager aufgeschlagen war, offenbar geschehe. Auf die dringenden Vorstellungen einer zahlreichen Deputation, die nach Cäsarea ging, stand Pilatus von seinem Vorhaben zunächst ab: denn der Kaiser wünschte keinen offenen Aufstand in Judäa. Besser gelang es ihm mit der Ausführung einer Wasserleitung. Er hatte dazu die Gelder einer Opferkasse im Tempel verwenden müssen, was eine heftige Bewegung in dem auf seine Heiligtümer eifersüchtigen Volke hervorrief. Als der Prokurator wieder in der Stadt erschien und auf seinem Tribunale saß, umringte ihn die Menge mit tobendem Geschrei und lauten Schmähungen; er ließ sie von einer Kohorte einschließen; aber der bloße Schrecken genügte nicht; die Legionarien des Kaisers mußten endlich Gewalt anwenden: erst als viele verwundet, einige gefallen waren, zerstreuten sich die übrigen: man kann denken, mit welchen Gefühlen.

Die Autorität der Römer im Lande, welche von den Juden doch selbst gewünscht worden war, bildete einen Teil der Weltherrschaft der Römer, deren Idee zugleich eine religiöse Seite hatte; der Widerstand, den die Juden leisteten, beruhte auf dem religiösen Partikularismus, den sie bekannten. Nochmals zeigte es sich unmöglich, Kaisertum und nationale Religion mit einander zu vereinigen. Die Juden träumten von einem König, der sie von Rom losreißen und die Welt mit eisernem Scepter regieren werde, so gut wie sie jetzt von einem solchen regiert wurden. So verstanden sie die ihnen vom Altertum her überlieferte Prophezeiung eines Messias, der sie befreien und die Welt ihnen unterwerfen werde.

In der That aber war doch ihre Religion in der provinzalen Form, die sie annahm, unfähig, nicht allein in der Welt sich Bahn zu machen, sondern auch nur, sich einer viel stärkeren Macht gegenüber zu behaupten; wenn der Kampf begann, so konnte er nicht anders als zum Untergang Judäas führen. In dieser Krisis nun, in welcher die politisch-militärische Vielgötterei und der aus den Urzeiten stammende, aber mit den hierarchischen Formen einer Landesverfassung umkleidete Monotheismus miteinander in einen Kampf gerieten, in dem sich für den letzteren nichts als der Untergang absehen ließ, ist Jesus Christus erschienen.

Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube, ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermutung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimnis zu reden unternehmen, das doch, unbegreiflich wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem

Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugthuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen.

Von allen herrlichen Worten, die von Jesus Christus vernommen worden sind, ist keines wichtiger, folgenreicher, als die Weisung, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

Das Wort hatte nach beiden Seiten hin eine zugleich nahe und unermeßliche Tragweite. Denn an der von dem römischen Imperium in Anspruch genommenen Divinität konnte man dann nicht länger festhalten. Die religiösen Vorstellungen der römisch-griechischen Welt, wie sie noch obwalteten, die uralten und niemals aufzulösenden Beziehungen zu den politischen Zuständen mußten aufgegeben werden. Ebenso stand der Gedanke im Widerstreit mit den Gebräuchen und Gesetzen der Juden. Diese waren ohne Zweifel notwendig gewesen, um den Monotheismus zu behaupten; jetzt aber verhinderten sie vielmehr, daß er sich in der Welt geltend machen und von allem Zufälligen gereinigt als Religion hätte angenommen werden können.

Und unter den Juden selbst war der Gedanke einer prinzipiellen Abweichung bereits gefaßt worden.

Aus der Einsamkeit der Wüste kommend, wo er sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, war Johannes, wie einer der alten Propheten anzusehen in seinem Gewande von Kamelhaaren, das durch einen ledernen Gurt zusammengehalten wurde, in den oberen Jordanlanden als Lehrer des Volkes aufgetreten. Er predigte Verpflichtung zu einem frommen, sittlichen und gerechten Lebenswandel durch Eintauchen in das Wasser. Die Reinheit des Körpers sollte die Reinheit der Seele bedeuten. Wenn wir den bei einem jüdischen Autor vorliegenden Bericht recht verstehen, so hat sich Johannes der Vorstellung, als liege in Waschungen eine Befreiung von der Schuld, entgegengesetzt; erst nach vollbrachter Büßung soll die Verpflichtung zu einem reinen und gottgefälligen Lebenswandel eintreten, nicht als Genugthuung für das Vergangene, sondern als Pflicht für das Zukünftige. Johannes meinte die jüdische Nation in diesem Sinne zu vereinigen; denn ein Jude war er durch und durch. Herodes Antipas in Galiläa, sein Landesherr, dessen Ehe er tadelte, da sie den jüdischen Begriffen entgegenlief, hat ihn deswegen umbringen lassen; er ward ein Opfer des häuslichen Unwesens, das in der idumäischen Familie überhaupt herrschte.

Zu der Schule des Johannes nun gehörte auch Jesus von Nazareth. Aber zu einem Anachoreten, wie Johannes, war er nicht geboren. Er schlug seinen Sitz nicht in der Wüste Juda, sondern in einer volkreichen, durch mannigfaltigen Verkehr belebten Landschaft am See Genezareth auf. Wer hat nicht von den Naturschönheiten der Umgebung dieses Sees, die noch heute

die Bewunderung der Reisenden auf sich zieht, gehört und von dem Überfluß, den die Fruchtbarkeit seiner Ufer hervorbringt, so daß das Leben leicht und mühelos dahinrinnt.

Was aber den Schüler des Johannes, der auch seinerseits Jünger um sich sammelte, dahin zog und daselbst fesselte, war die kleine Stadt Kapernaum, deren die frühere und auch die spätere Geschichte kaum gedenkt. Sie bildete den Mittelpunkt des dortigen Lebens. An der großen Landstraße gelegen, die auf der einen Seite nach Ägypten, auf der andern nach Phönizien führte, wurde sie von Fremden verschiedener Nationalitäten besucht. Schon darin zeigt sich die Wirkung der Römerherrschaft, welche alle diese Landschaften zu einem Ganzen vereinigte. Die Römer hatten daselbst die ihnen eigentümlichen Einrichtungen getroffen: Kapernaum war zugleich eine römische Zollstätte und Station einer Abteilung römischer Truppen unter einem Centurio. Fast mehr als in dem übrigen Judäa, namentlich auch in Jerusalem, griff hier das weltbeherrschende Verhältnis, der Gegensatz zwischen den Eingeborenen und der römischen Autorität in das tägliche Leben ein. Jesus, der in der Synagoge lehrte, trat doch mit den Beamten des Zollamtes, welche von den übrigen Juden als Befleckte betrachtet wurden, und mit den Römern selbst in gesellschaftliche Verbindung. Daß er nun aber hier etwa die Vielgötterei der Römer oder die Juden, welche sich an dieselben anschlossen, hätte bekämpfen und andern Sinnes machen können, ließ sich nicht erwarten, da gerade dort in den Synagogen die starke provinzielle Färbung, mit welcher der Monotheismus für andere unverständlich war, den Gegensatz verstärkte.

Kapernaum kann als die Metropole eines neuen Glaubens betrachtet werden, der die Gegensätze aufzulösen bestimmt war. Es war nur Ein Schritt, durch welchen sich Jesus von Johannes entfernte, — aber ein Schritt, welcher der intellektuellen und religiösen Weltbewegung eine neue Richtung gegeben hat. Johannes war bei den jüdischen Ceremonien stehen geblieben; die eigentlichen Johannesjünger beobachteten sie so streng, wie andere Juden; Jesus wandte sich von denselben ab. Denn wenn die Idee des Johannes nur dahin gegangen war, die Juden, welche von ihm die Taufe nahmen, zu einem gottgefälligen Lebenswandel zu verpflichten, so erhob sich in Jesu der universalhistorische Gedanke, nicht die Juden allein, sondern alle Völker zu einem Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Tugend zu erwecken und in diesem Bestreben zu vereinigen.

Die heiligen Bücher, in welchen die Schriftgelehrten vornehmlich die Verpflichtung zu dem ceremoniellen Judaismus sahen, erklärte Jesus auf eine Weise, daß vielmehr die Einheit der göttlichen Gewalt, welche alle Völker umfassen konnte, hervortrat. Von der jüdischen Überlieferung riß er sich keineswegs los; aber er gab ihre eine Auslegung, die ohne Zweifel ihrem ursprünglichen Geist entsprach. Denn von dem höchsten Gott, den Abraham anbetete, war sie in die nationale Strömung der jüdischen Geschichte ver-

flochten worden. Von der strengen und strafenden Gottheit, die jede Abweichung von dem Gesetze unnachsichtig heimsucht, ging Jesus zu der Lehre von der väterlichen Liebe Gottes über, welche alle Menschen umfaßt; er nahm Abstand von den Ideen des Imperiums, auf denen die damalige Welt beruhte, aber auch von den Ideen, welche den Tempel von Jerusalem und die Schriftgelehrten beherrschten: — eine allgemeine Kindschaft zu dem ewigen Vater, gleich weit entfernt von den beiden religiösen Begriffen, zwischen denen die Überlieferung und Verehrung sich teilte. Er sah in der Religion ein heiliges Kleinod der Menschen, das durch keine politische Zuthat in seiner Echtheit verdunkelt werden könne. Jesus verkündigte ein Gottesreich, zu welchem nur die Sittlichreinen, die wahren Kinder Gottes, sich vereinigen sollten. Und wenn die Juden durch den vermeinten Messias, den sie erwarteten, zur Herrschaft über alle Nachbarn erhoben zu werden hofften, so faßte Jesus eben diese Idee in ihrer geistigen Bedeutung. Der Messias war ihm der Verkündiger des an das Alte anknüpfenden, aber doch ein unbekanntes Neue eröffnenden Gottesreiches, das von allem Nationalen abstrahierte; er selbst der Messias.

Darin, dies Reich zu verkündigen zugleich und zu stiften, sah er seinen göttlichen Beruf.

Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte.

Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz miteinander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahieren; er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die Thatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestiert haben.

Dort an dem galiläischen See hat Jesus von einem Schiffe her das neue Evangelium von dem anbrechenden Reiche Gottes verkündigt, welches, eben im Gegensatz sowohl zu der Herrschaft der Cäsaren, als zu dem partikularen Gemeinwesen der Juden, der Menschheit eine allgemeine Vereinigung rein geistiger Art in Aussicht stellte. Er verstand darunter die Genossenschaft der Gläubigen. Er sprach unumwunden aus, daß sich diese Genossenschaft keineswegs auf die Juden allein beschränken werde. In Kapernaum fand er in dem römischen Centurio mehr gläubige Hingebung, als bei irgend einem Israeliten. Auf einer seiner Wanderungen, die ihn in die Nähe von Samaria führten, finden wir ihn bei einem Brunnen sitzend, wo er sich, ohne Rücksicht auf die Antipathie der Juden, aus dem Schöpfgefäße eines samaritanischen Weibes erlabt. Einige tiefsinnige Fragmente sind uns aufbewahrt, in denen von dem Verhältnis der sinnlichen Nahrung zu der geistigen die Rede ist. Dort in Samaria wurde er wohl zuerst als der verheißene Messias anerkannt: ein Gedanke, der das Prinzip seines Lebens war, durch den er

doch allezeit wieder an den Sinn und Inhalt der jüdischen Lehren und der heiligen Schrift anknüpfte.

In ihrer zurückgedrängten Stellung hatten die Juden, wie gesagt, von jeher auf die Rettung durch einen göttlichen Menschen, der zugleich Gesandter Gottes und ihr König werden sollte, gehofft. Was wäre aber damit der Menschheit geholfen gewesen? Die Religion wäre zugleich in politische Herrschaft ausgeartet. Und niemand konnte sich in jenen Zeiten ohne fanatische Impulse ein Ereignis dieser Art auch nur möglich denken. Christus belehrte die Juden, daß ihre messianische Erwartung nicht den Staat betreffe, sondern die Religion. Die Religion sollte als solche die Menschheit durchdringen, der Monotheismus, frei von dem Ceremonialdienst, die Religion der Welt werden im Sinne der Urzeit. Der Messias ist der Gründer des Reiches Gottes, welches eben darin besteht, daß der Mensch sich demselben hingiebt, in ihm lebt und stirbt. So kann es den geistigen Boden bilden, auf welchem, neben dem politischen Bestand, sich das Gefühl einer höheren allumfassenden Gemeinschaft der Menschheit erhebt und ausbildet.

Hätte sich nicht, so darf man fragen, die Idee der Menschheit auch auf eine andere Weise entwickeln können — in dem Sinne der platonischen oder auch der stoischen Philosophie? Aber das wäre dann nicht Religion gewesen, es hätte nicht an die ältesten Überlieferungen der Menschheit und ihre Überzeugungen angeknüpft. Auf diese Verbindung kam es an.

Gerade dadurch aber mußte der Stifter sich mächtige Widersacher erwecken, deren Feindseligkeit sein Leben bestimmte. Hohepriester und Schriftgelehrte nahmen an seinen Überschreitungen des Ceremonialgesetzes, besonders auch an seinen Heilungen am Sabbath Anstoß. Das unerträglichste aber war ihnen, daß der Gedanke, auf welchem ihre Volksgenossenschaft beruhte, überboten und dadurch zerstört wurde. Als Jesus sich in den unmittelbaren Bereich dieser priesterlichen Gewalt begab, wie sie damals unter den Römern bestand, welche sie hätten vernichten können, aber doch anzuerkennen verpflichtet waren, wurde er ergriffen und vor Gericht gestellt. Er hatte wohl gesagt, er würde den Tempel zu zerstören und in kurzem wiederherzustellen imstande sein, was doch unverhohlen ankündigt, daß die bestehende beschränkte Gottesverehrung aufhören und eine andere in seinem Sinne an deren Stelle treten werde. Damit greift es zusammen, wenn er behauptete, der Messias zu sein, und eine unmittelbare göttliche Mission im Leben und selbst nach seinem Tod dafür in Anspruch nahm. Das Synedrium, das nach einem in der Nacht vorgenommenen Verhör des Morgens früh zusammen berufen wurde, verurteilte ihn zum Tode.

Um jedoch das Urteil zu vollstrecken, war die Einwilligung und Mitwirkung des Prokurators notwendig. Dieser widmete den gegen Jesus vorgebrachten Beschwerden keine besondere Aufmerksamkeit; an und für sich würde er zu keiner Verurteilung geschritten sein. Aber das Verhältnis, in dem er sich befand, war nicht dazu angethan, einem von den Landesbehörden gefaßten Beschluß zu widerstreben. Und überdies: Jesus hatte sich im Sinne der

Messias-Idee als König begrüßen lassen und wohl auch selbst bezeichnet. Er war entfernt davon, das jüdische Königtum etwa den Römern gegenüber aufrichten zu wollen: der Gedanke kam ihm nicht in die Seele. Allein der Hohepriester machte den Prokurator aufmerksam, daß sich Jesus als König der Juden gebärdet habe: Pilatus würde der Freund des Kaisers nicht sein, wenn er einen Menschen dieser Art am Leben lasse. Angewiesen, die den Juden noch verbliebenen Reste der Selbständigkeit zu schonen, und mit einer Beschwerde bedroht, die ihm in Rom gefährlich werden konnte, gewann es Pilatus über sich, den Unschuldigen hinrichten zu lassen. Die hierarchische Gewalt, welche die eine, und die militärische, welche die andere Religion bekannte, vereinigten sich dazu, den Verkündiger einer von beiden unabhängigen Religion umzubringen. Die Inschrift, die Pilatus über das Kreuz setzte, bezeichnete den Anspruch auf die Königswürde unter den Juden als die Ursache seiner Hinrichtung: denn in der den Römern unterworfenen Provinz durfte es keinen König geben. Aber die Ankläger Jesu wußten doch sehr wohl, daß ein weltlicher Anspruch, wie er in dieser Bezeichnung lag, von ihm niemals gehegt worden war. Sein Königtum war nur der Ausdruck der messianischen Idee, die bei ihm eine außerweltliche Bedeutung hatte. Ihr Unrecht bestand darin, daß sie, um sich selbst zu erhalten, dem göttlichen Meister eine Prätension zuschrieben, an die er in Wahrheit nicht dachte.

Das fleckenloseste, tiefsinnigste, menschenfreundlichste Wesen, das je auf Erden erschienen war, fand keinen Platz in der damaligen Welt. Jesus hatte seinen Tod mit voller Bestimmtheit kommen sehen; aber er wußte, daß damit seine Lehre bekräftigt und gerettet werde. Was wir das Nachtmahl nennen, war nicht ein bloßer Abschied; es war ein Bund zwischen ihm und den Jüngern auf der mystischen Grundlage einer göttlichen Mission; Taufe und Abendmahl haben den Charakter von gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Göttlichem und Menschlichem.

Wer hätte nicht meinen sollen, daß mit dem Meister, dessen Jünger bisher sich oft sehr schwach und zweifelhaft erwiesen hatten, auch die Lehre vertilgt sein werde? Allein der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen: aus Jüngern wurden sie selbst Lehrer der Welt, Apostel des Meisters, den sie, seinen eigenen Äußerungen folgend, als Gottheit verkündigten.

Ich vermeide, wie berührt, auf das Geheimnis einzugehen. Auf dem Standpunkt der historischen Verknüpfung der Ideen drängt sich mir beim Anblick dieser Erscheinung mitten in der gräco-romanischen Welt noch eine Erinnerung auf, die ich nicht übergehen darf.

In jenem Widerstreit der Naturkräfte, den die alte Mythologie als einen Kampf zwischen Göttern und Titanen auffaßt, in welchem die Götter den Sieg erringen, bildet vielleicht die in sich bedeutendste Gestalt jener Prometheus,

der besiegt und an den Kaukasus geschmiedet wird. Die Götter bestraften ihn, weil er sich der Menschheit, ihren Bedürfnissen, ihrem Leben, der Ausbildung ihrer Kräfte, der geistigen sowohl wie der materiellen, gewidmet hatte. Die Menschheit war seitdem den Göttern des Olymp unterlegen. Seit vielen Jahrhunderten hatten die polytheistischen Vorstellungen die Welt beherrscht; jetzt aber waren sie in dem Widerstreit der nationalen Götter, der übrigen mit den römischen, dieser selbst mit einander, unhaltbar geworden. Das Extrem dieser Vorstellungen, die Divinität des römischen Cäsar, schien das System zu vollenden, trug aber doch das meiste bei, es zu zerstören. Da mußte denn auch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Prometheus von seinem Felsen gelöst und die Menschheit in ihr ursprüngliches Dasein zurückgerufen werden. Sie trat in eine unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, nicht aber den Naturkräften, sondern der Gottheit, welche über denselben allwaltend gedacht wurde, und diese Verbindung vor allem erscheint in dem christlichen Glauben.

Dies höchste göttliche Wesen, Schöpfer des Alls, stand bisher zu hoch über der Welt, unerreichbar, jenseit aller Begriffe; in Christus erscheint es dem Menschen zugewandt, selbst menschlich, nicht allein mit seinem moralischen, sondern auch seinem intellektuellen Wesen innig vereinigt. Der Menschheit wurde damit eine neue Bahn eröffnet.

Die Jünger sammelten in Jerusalem selbst eine Gemeinde um sich, die als die erste Genossenschaft betrachtet werden kann, in welcher der Gedanke des Christentums uuabhängig zur Erscheinung kam. Ihr Sinn brachte es mit sich, daß sie eine Art von Gütergemeinschaft, jedoch in den Formen der Wohlthätigkeit, in derselben einführten. Die Fürsorge für die Bedürftigen und Armen bildete eines der wesentlichsten Elemente, auf denen sie beruhte. Man sah die Reicheren ihren Überfluß zu den Füßen der Apostel niederlegen, die denselben unter die Armen verteilten. Die Gläubigen wurden durch die Taufe in den neuen Bund aufgenommen, welcher infolge der Idee von dem Reiche Gottes das Diesseit und Jenseit verband.

Notwendig fand nun diese Gründung einer neuen Gemeinde inmitten der Metropole des mosaischen Gesetzes und der Schriftgelehrten in der herrschenden Priesterschaft gehässigen Widerspruch, und man suchte sie mit Gewalt zu unterdrücken. Doch gab es selbst Priester, die sich der unschuldigen, menschenfreundlichen und von gottverwandten Gesinnungen durchdrungenen Genossenschaft zugesellten. Eine bestimmte Ordnung wurde in der Gemeinde eingerichtet, in welcher den Aposteln noch durch Wahl sieben andere Mitglieder zur Verwaltung der Güter hinzutraten. Mit einer bloßen Duldung aber war die Gemeinde nicht zufrieden. Im Gefühl ihrer universalen Bestimmung, das sie belebte, gab sie, wie einst der Meister selbst, zu erkennen, daß der Tempel zu Jerusalem nicht allezeit der Mittelpunkt der Religion sein werde. Hierüber aber brach nun in Jerusalem eine lebhafte Beunruhigung aus. Es gab dort eine Anzahl Fremder, die in dem Tempel den Mittelpunkt der Nationalität sowohl wie

der Religion sahen. Zum Teil erscheinen sie unter dem Namen Libertini; sie hatten in Rom ihre Freilassung aus dem Zustand persönlicher Knechtschaft, in den sie geraten waren, erlangt; sie hatten in Jerusalem eine eigene Synagoge. Viele andere waren aus dem nahen Westen, Ägypten und Cyrene, oder auch von Osten her aus Cilicien und dem eigentlichen Asien gekommen. Manche bekannten sich zu dem neuen Evangelium; die Meisten bekämpften es in entschiedener Feindseligkeit; sie wollten sich die lokale Verehrung, die sie nach Jerusalem gezogen hatte, nicht entreißen lassen.

Einer der zur Verwaltung Auserwählten, Stephanus, wurde vor das Synedrium geführt, wo er nicht verfehlte, die Verkündigung über den dem Tempel bevorstehenden Ruin im Zusammenhang darzulegen: die gesamte Wanderungsgeschichte des alten Israel ließ er vor den Augen vorübergehen, bis er auf den Tempelbau des Salomo kam. Schon zu den Zeiten dieses Königs hatte sein Tempelbau religiöse Skrupel erregt; Stephanus nahm die Meinung derer wieder auf, die damals dem König widerstrebt hatten: denn der Höchste wohne nicht in dem, was von Menschen gemacht ist. Und daß er nun dabei in Erinnerung brachte, daß die Propheten meistens in Jerusalem untergegangen seien, und die Hinrichtung Jesu als ein gleiches Ereignis bezeichnete, schnitt, wie die Urkunde sagt, den Priestern ins Herz, sie knirschten mit den Zähnen; die Warnungen der Gemäßigten wurden vergessen: Stephanus wurde gesteinigt. Und zugleich brach überdies eine Verfolgung der neuen Gemeinde in der Stadt aus, in der die Genossen derselben in den Häusern aufgesucht und in Gewahrsam genommen wurden, worauf die Gemeinde sich zum größten Teil zerstreute. Daß darauf ein städtisches Interesse, welches sich mit dem Bestehen des Tempels verband, einwirkte, läßt sich nicht bezweifeln. Aber überhaupt war es unmöglich, daß eine Hierarchie, deren Dasein sich an das unverrückte Festhalten des herkömmlichen Ceremoniendienstes knüpfte, und eine Religion, welche denselben verwarf und einen anderen Gottesdienst in Aussicht stellte, neben einander bestehen konnten. Nicht allein in Jerusalem, sondern in ganz Judäa, soweit die priesterliche Macht in den jüdischen Gemeinden anerkannt wurde, verfolgte man die Gläubigen, und auch über dieselben hinaus drang die Verfolgung. Wodurch nun sind sie in diesem Verderben gerettet worden und sogar zur Ausbreitung erstarkt?

Es ist durch einen Mann geschehen, der, ein eifriger Jude, eine tiefinnerliche religiöse Gesinnung in sich trug. An der Exekution des Stephanus und seiner Gemeinde hatte niemand eifrigeren Anteil genommen, als ein Jude aus Tarsus, des Namens Saul, der sich zu der pharisäischen Sekte hielt. Er suchte die Gläubigen selbst in ihren Häusern auf und überlieferte sie dem Gefängnis. Um die Verfolgung auch anderwärts in Gang zu setzen, machte sich Saulus, mit einer hohenpriesterlichen Autorisation versehen, nach Damaskus auf, wohin sich zahlreiche Gläubige geflüchtet hatten. Da geschah nun aber, daß in ihm selbst ein Umschwung der Meinung von Grund aus vor sich ging. Auf der Reise war er frei von den städtischen Einwirkungen von

Jerusalem; eine Reise ist einsamer, als der Aufenthalt in einer Hauptstadt, man kann mehr an sich denken. Sollte dem Verfolger nicht ein Gefühl von der Schuld, die er durch seine Gewaltsamkeiten auf sich geladen hatte, gekommen sein? Und wie nun, wenn die Grundlage, auf der er stand, nicht unerschütterlich war? Auf der Reise riß sich Saulus von der Idee, daß die wahre Religion an den Tempel von Jerusalem gebunden sei, durch einen plötzlichen Schwung seiner Seele, den wunderbare Erscheinungen entweder hervorriefen oder bestätigten, unbedingt und auf immer los. Er wurde von dem Gedanken, um dessenwillen er zu Stephanus' Verdammung und Tod mitgewirkt hatte, als dem wahrhaft religiösen selbst ergriffen.

Durch und durch umgewandelt kam er nach Jerusalem zurück; aber eben an denen, deren Führer, vielleicht der vornehmste, er bisher gewesen, den hellenistischen Juden, fand er dort den heftigsten Widerstand. Er geriet in Lebensgefahr, und nur durch die Beihülfe der Reste der christlichen Gemeinde ward er gerettet: er entfloh nach der römischen Hauptstadt von Judäa, Cäsarea, und von da nach seiner Vaterstadt Tarsus.

War nun aber eine freie Ausbreitung des Glaubens, unabhängig von Jerusalem, das Ziel, das man verfolgte, so mußte nicht allein die lokale Prärogative zerstört, sondern auch die Abgeschlossenheit des Volkes, die durch Speiseverbote und die Beschneidung ausgesprochen war, vernichtet werden.

Dazu hat Simon, genannt Petrus, der zu den ältesten und vertrautesten aller Jünger gehörte, den Weg eröffnet. Er gab der Überzeugung Raum, daß keine Speise vor Gott unrein sei.

Als er von Joppe nach Cäsarea kam und in dem Hause, das ihn gastfreundlich empfing, eine Erhebung der Gemüter wahrnahm, gleich der früheren, die unter den Beschnittenen in Jerusalem eingetreten war, trug er kein Bedenken, einen römischen Centurio und seine Hausgenossen in den christlichen Bund aufzunehmen und sie zu taufen, mit Wasser, was aber, wie er sagte, den Geist bedeute. Was nun aber Petrus begonnen, das vollendete Paulus.

Im syrischen Antiochien hatte sich eine Gemeinde aus hellenistischen Juden gebildet, die dort den unterscheidenden Namen Christen annahmen. Man begreift es, wenn in einer Metropole des allgemeinen Verkehrs, wo die verschiedensten Nationalitäten sich berührten, eine Lehre Wurzel schlug, die, von allem Ritus absehend, den allgemeinen Gott verkündigte. Dahin nun hatte sich, von Tarsus kommend, auch der Bekehrte von Damaskus, Paulus, gewendet, von dessen früherem Namen man nichts mehr hört; er hat daselbst einen Gedanken gefaßt, der zur Umwandlung der religiösen Welt führen sollte. Von dort aus unternahm er die Missionsreisen, welche die Grundlage der Entwickelung des Christentums als Weltreligion geworden sind.

Die größten Ideen, welche die spätere Welt als die wesentlich christlichen anerkannt hat, sind dabei zum Ausdruck gelangt. Sie setzten sich allem entgegen, was in dem römischen Reich als Religion angenommen wurde; aber

die Grundbedingung ihrer Ausbreitung lag doch wieder in der Macht und dem Umfang des Reiches.

Die christlichen Ideen hätten nimmermehr durchgeführt und verbreitet werden können, hätte nicht die Weltherrschaft von Rom bestanden. Hätte in Antiochien ein syrischer König geherrscht, wie vor alters, so würde ein solcher nie abgelassen haben, den orientalisch-griechischen Götterdienst selbst in Judäa auszubreiten; nimmermehr würde er eine Genossenschaft wie diese, die in all ihrem Sinnen und Trachten einen Angriff auf den syrischen Götterdienst selbst enthielt, geduldet haben. Dazu gehörte die Autorität der Römer, welche einst schon den syrischen Herrschaftsgelüsten in Judäa Stillstand geboten hatten. Sie wurden von den Religionsstreitigkeiten der unterworfenen Völker wenig berührt: denn diese Götter bedeuteten die Herrschaft nicht mehr.

Und ohne die für die Juden günstigen Anordnungen Cäsars, die dann von Antonius und Augustus bestätigt und erweitert wurden, hätten sich nicht allenthalben hellenistische Judengemeinden bilden können, welche die nächste Veranlassung und den ersten Schauplatz einer Bekehrungsreise gaben, wie sie Paulus unternahm. Dabei traf er mit zwei verschiedenen, aber doch eng verbundenen Elementen zusammen, die eben bei der Ausbreitung der Juden gebildet worden waren: dem eigentlichen jüdischen und dem von dem Judentum bereits tief berührten Element der Eingeborenen der römischen Kolonien. Auf diese nun gewann eine aus dem Judentum hervorgewachsene, aber von demselben doch wieder abgewandte Lehre, wie sie Paulus vortrug, unmittelbaren Einfluß.

Bei seiner ersten Reise machte Paulus in Nea-Paphos auf Cypern auf den römischen Prokonsul im Gegensatz zu einem anwesenden Thaumaturgen einen Eindruck, der als eine Bekehrung des Prokonsuls betrachtet wurde. Noch eine weit größere Aussicht eröffnete sich der Thätigkeit des Apostels in dem pisidischen Antiochien. Dieser Platz war von Augustus zu einer italischen Kolonie mit römischem Rechte erhoben worden. Es gab daselbst eine jüdische Synagoge, um welche sich bereits heidnische Proseliten sammelten. Hier trug Paulus, nicht ohne historische Begründung, die Lehre von dem Messias und dem Gottesreiche vor. In der Synagoge erweckte er damit die entgegengesetzte Gesinnung; er mußte verzweifeln, bei den Juden etwas auszurichten.

Da hat er nun den für sein Leben, wir dürfen sagen, für die Menschheit entscheidenden Gedanken gefaßt. Er meinte genug gethan zu haben, daß er zuerst den Juden das Evangelium verkündigt habe. Zurückgewiesen aber und ausgestoßen von der Synagoge, trug er kein Bedenken, sich an die Heiden in der Kolonie zu wenden.

Er erinnerte sich einer Stelle des Propheten Jesajas, den er aus der Übersetzung der Siebzig kannte, worin von dem den Heiden vorbestimmten Lichte die Rede ist, welches zum Heile werden soll bis zum Ende der Erde. Und nirgends schienen sich die Weissagungen des Jesajas mehr zu bewähren, als hier; die von den Juden abgelehnte Lehre ward von den Heiden mit Freuden aufgenommen.

In diesem Sinne hat dann Paulus, von Barnabas begleitet, dessen Erscheinung alles das ergänzte, was die des Paulus vermissen ließ, unter mancherlei Gefahren und Wechselfällen — wie sie denn einmal mit Steinigung bedroht, ein anderes Mal als Götter verehrt wurden — die benachbarten Provinzen durchzogen, die man damals unter dem Namen Galatien zusammenfaßte. Kirchliche Gemeinschaften wurden an vielen Orten in sehr patriarchalicher Weise gegründet; die ersten Bekenner, häufig eben solche, welche die Apostel gastlich bei sich aufgenommen, erscheinen als die Vorsteher der werdenden Gemeinden.

Noch war es jedoch nicht gewiß, ob die nach dem Sturme der erwähnten Verfolgung wieder erneuerte Mutterkirche in Jerusalem mit diesem Verfahren einverstanden sein werde. Denn unter den Bekehrten, zu denen auch Pharisäer gehörten, wurde die Ansicht laut, daß die neue Lehre sich doch unbedingt an die alten Gebräuche anschließen müsse. Es würde ohne Zweifel das Verderben der neuen Gründung herbeigeführt haben, wenn diese Ansicht vorwaltend gewesen wäre. Paulus selbst — in Erinnerung dessen, was in Cäsarea geschehen war — verwarf sie aus dem guten Grunde, daß man den neuen Bekennern nicht Gesetze auferlegen dürfe, die man selbst nicht habe ertragen können. Hierauf wurde in Jerusalem der förmliche Beschluß gefaßt, auf den alten nationalen Satzungen nicht zu bestehen, sondern nur die Enthaltung von alle dem, was mit dem heidnischen Götzendienst zusammenhing, zur Pflicht zu machen. Hierdurch in seinem Vorhaben bestärkt, konnte nun Paulus mit ein paar neuen Gefährten, unter denen auch ein Mitglied der jerusalemitischen Gemeinde sich befand, des Namens Silas, eine zweite Bekehrungsreise unternehmen. Die erste Absicht war, die in Galatien gestifteten Gemeinden zu besuchen. Hier hatten Einwirkungen judaisierender Art, wie sie in Jerusalem vorkamen, stattgefunden. Paulus konnte sich denselben jetzt mit der Autorität der dort gefaßten Beschlüsse entgegensetzen. Er fand damit die freudigste Aufnahme; denn das Gesetz zu beobachten, vor allem die Beschneidung, war nun nicht mehr erforderlich, um der neuen Gemeinde anzugehören. Paulus rüstete sich zu neuen Unternehmungen, die ihn weiter nach dem Occident, zunächst nach Macedonien und Achaja führten.

In jenem Philippi, wo sich der Sieg der Cäsarianer über die Republikaner entschieden hatte, kam es zu einem ersten Zusammentreffen mit den Begriffen, auf denen das römische Reich beruhte. Daß Paulus und seine Begleiter die Religion eines höchsten Gottes verkündigten, vor der also die römische zurückstehen sollte, wurde ihnen zum Verbrechen gemacht; sie wurden mißhandelt und in den Kerker geworfen. Dem aber zu widerstreben, hatte Paulus einen gesetzlichen Grund: er war römischer Bürger — Antonius hatte die Stadt Tarsus mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt — und auch einer seiner Begleiter scheint durch diese Bezeichnung vor den übrigen Unterthanen ausgezeichnet gewesen zu sein. Paulus behauptete nun, ihm sei dadurch, daß man ihn gefangen gesetzt habe, ohne ihn zu verhören, eine mit den Rechten römischer Bürger im Widerspruch stehende Beleidigung widerfahren. Er war

nicht damit zufrieden, aus dem Gefängnis entlassen zu werden. Die Magistrate sollten selbst erscheinen, um ihn aus demselben herauszuführen. Das geschah denn auch; denn der Verletzung des Rechtes eines römischen Bürgers angeklagt zu werden, hätte den Magistraten Ungelegenheiten zuziehen können.

Noch deutlicher, als hier, kam es in Thessalonich zu Tage, was man Paulus und seinen Begleitern vorwarf. Man beschuldigte sie, ihre Lehre führe dahin, daß ein anderer, des Namens Jesus, König sein solle, was den Gesetzen der römischen Cäsaren entgegenlaufe. Die Idee von dem Reiche Gottes wurde so mißverstanden, daß die höchste Autorität dabei nicht bestehen könne. Die dortigen Magistrate mißhandelten die Wanderer nicht, nahmen aber Bürgschaft von ihren Gastfreunden und ließen sie ziehen.

Wir begleiten hier ein in seiner gesellschaftlichen Stellung unbedeutendes Individuum auf jedem Schritte, den es thut. Seine Wanderung hat ein universalhistorisches und religiöses Interesse.

Paulus und sein Begleiter Silas suchten dieses Mal auf weitem Umwege Korinth zu erreichen, das in seiner maritimen Lage durch den einen seiner Häfen mit Antiochien und dem Osten, durch den anderen mit Italien und Rom in steter Verbindung stand. Es war eine Art von Station auf dem Wege nach der Welthauptstadt, mit einer beinahe ebenso mannigfaltig zusammengesetzten Bevölkerung wie Antiochien, aber in unmittelbarem Verkehr mit Rom, von wo soeben Flüchtlinge jüdischer Herkunft, durch ein Edikt des Claudius (wahrscheinlich im Jahre 49 unserer Ära) verbannt, angelangt waren. Hier verweilte Paulus anderthalb Jahre lang. Mit seinen Gefährten trieb er ein Gewerbe, das ihn nährte, aber doch auch Zeit ließ, das Evangelium von dem erschienenen Messias zu verkündigen.

Er fand damit Eingang, und vollzog die Taufe in Person an einigen der vornehmsten Bekehrten, aber zugleich den größten Widerstand bei den Juden, die immer ihre Blicke nach Jerusalem gerichtet hielten. Besonders hier ist dann die Herrschaft der Römer dem Apostel mächtig zu Hülfe gekommen. Korinth war nicht mehr das alte. Die Gräber der Bakchiaden waren längst zerstört; deren Nachfolger waren für die griechische Freiheit kämpfend zu Grunde gegangen. Cäsar, der die Wichtigkeit des Platzes für den Handel vollkommen würdigte, hatte eine Kolonie dorthin geführt, die hauptsächlich aus Freigelassenen von allerlei Herkunft bestand, so daß sich einer neuen Lehre keine Sympathie für den lokalen Götterdienst entgegensetzte.

Damals war Korinth der Sitz einer senatorischen Provinz, die Achaja und Macedonien umfaßte. Prokonsul war Marcus Annäus Novatus, der durch Adoption den Namen Gallio führte, Sohn des Rhetor, Bruder des Philosophen Seneca.

Auch an den nun wandten sich die Juden mit ihrer Klage, daß die neue Lehre ihrem Gesetze zuwiderlaufe. Der Prokonsul aber war weit entfernt, ihnen Gehör zu geben. Er wolle, sagte er, in Fragen der Lehre und des Gesetzes nicht zu Gericht sitzen. Er gewährte dem Apostel eine offenbare Pro-

tektion. Die Züchtigung, die diesem zugedacht war, wurde über den Führer seiner Ankläger verhängt. Paulus stiftete in Korinth eine Gemeinde, die sich immer gerühmt hat, daß die römische von ihr ausgegangen sei.

Unwahrscheinlich ist es nun nicht, daß der Prokonsul den in seiner Familie angenommenen Ideen über Gott und Welt ebenfalls beistimmte und durch deren Verwandtschaft mit dem Monotheismus, wie ihn Paulus vortrug, bewogen wurde, demselben Gunst und Förderung angedeihen zu lassen. Aber identisch waren doch diese Ideen keineswegs: sie beruhten immer auf ganz verschiedenen Prinzipien, und für einen römischen Prokonsul mußte der Zweifel über das Verhältnis der neuen Genossenschaften zur höchsten Autorität im Reiche, der sich in Thessalonich geregt hatte, von doppelter Bedeutung sein.

Verhehlen wir uns nicht, daß diese Frage unter dem politischen Gesichtspunkt die vornehmste von allen war. Das unsichtbare Reich Gottes, das Königreich des Messias, geriet mit der Idee der unbedingten Autorität des Kaisers in einen nicht wegzuleugnenden Konflikt. Ausdrücklich wird zwar von dem Prokonsul nicht überliefert, wieso er sich entschließen konnte, darüber hinwegzugehen. Aber wir dürfen unbedenklich ein Monument wichtigster Art hierher ziehen, wiewohl es wahrscheinlich erst einige Jahre später in Korinth entstanden ist. Es ist der Brief des Apostels an die Glaubensgenossen in Rom, wo Paulus persönlich noch nicht erschienen war; nur mit den von dort verjagten Juden trat er in Korinth in Verbindung.

In diesem Brief an die Römer ist das vornehmste Bestreben des Apostels, den Unterschied zwischen denen, die aus dem Judentum übertraten, und den Heiden in sich selbst zu vernichten, auf den Grundsatz des Monotheismus gestützt, daß der Gott der Juden auch der Gott der Heiden sei. Indem er nun an die Gläubigen moralische Ermahnungen ergehen läßt, welche die stoische Ethik berühren, aber ihr noch das neue Motiv der Gnade und Liebe hinzufügen, gedenkt er auch ihres Verhältnisses zu der höchsten Staatsgewalt. Wenn man bisher die Lehre als im Gegensatz gegen das Kaisertum begriffen gedacht hatte, so sagt Paulus: jede lebendige Seele sei den vorgeordneten Gewalten Gehorsam schuldig; denn alle Obrigkeit schreibe sich von Gott her; es gebe keine, die nicht von Gott herrühre; wer sich der Obrigkeit entgegensetze, streite wider Gott.

Wenige Sätze — welche aber eine neue Ordnung der Dinge begründen, in welcher Religion und Staatsgewalt von einander geschieden werden und doch wieder auf das genaueste zusammenhängen. Eigentlich ist es die Ausführung des Spruches: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Den christianisierten Juden wird ein Widerstand, wie der, in dem sich ihre Nationalität von jeher bewegte, untersagt; sie sollen die Steuer zahlen, gegen welche sie sich einst zur Zeit des Quirinius auflehnten; sie sollen in unbedingter geistiger Freiheit ihre Religion ausüben, — aber die Obrigkeit hat die Pflicht, das Böse zu strafen; darum führt sie das Schwert. Eben diese Doktrin gehörte dazu, um es den römischen Bürgern möglich zu machen,

Christen zu sein und das neue Gottesreich anzuerkennen. Daß damit die große Frage zwischen Religion und Staat nicht vollkommen gelöst wurde, versteht sich von selbst. Auch kam es darauf nicht an: das Erste ist die Unterscheidung der beiden Gebiete. Die Anerkennung des Staates als solchen eröffnete der Religion und ihrer Einwirkung eine freie Bahn. Auch den Cäsaren werden Befugnisse zugestanden, die ihnen von der Gottheit übertragen worden seien, wobei nur ihre eigene Göttlichkeit ausgeschlossen wurde, an die ja auch Seneca und die stoische Schule nicht glaubten und nicht gebunden sein wollten. Im Reiche der Ideen, die einander durch unsichtbare Fäden berühren, werden auch Allianzen geschlossen und wieder aufgelöst. Das Christentum, wie es damals war, fand einen Rückhalt an der Opposition der Republikaner und Philosophen gegen die von einer Abstammung von den Göttern hergeleitete höchste Gewalt. Zugleich wurde dadurch der lokale und politische Polytheismus in seiner Wurzel getroffen. Der jüdische Monotheismus, von den nationalen Zuthaten gereinigt, zur Idee Gottes des Höchsten, von dem er ausgegangen war, zurückgeführt, erhob sich zu einer alle Völker verbindenden Anschauung. Bei Paulus vereinigt sich alles, um zu diesem Resultat zu führen: es ist die Summe seines Apostolats.

Beinahe auffallend ist es, daß der neue Glaube, indem man ihn mit dem Gesetz der Juden kämpfen und nach einer Ausgleichung mit der Herrschaft der Cäsaren streben sieht, mit den polytheistischen Religionen, welche die Welt erfüllten, noch nicht in direkten Kampf geraten war. Der große Gegensatz aber, welcher noch manches Jahrhundert dauern sollte, erscheint schon bei den Reisen des Paulus in voller Evidenz.

Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Athen — noch ehe er nach Korinth gelangte — wurde er von der Menge der Tempel und der Altäre, denen er überall begegnete, überrascht. Auf dem Areopag hat er dann eines Tages die Lehre verkündet, daß der Dienst der Götter durch Bildsäulen und Bauwerke doch nicht der wahre sei; Gott wohne nicht in Tempeln von Händen gemacht; er bedürfe keines Opferdienstes: denn er habe Himmel und Erde geschaffen und allen Völkern ihre Sitze auf Erden angewiesen. Wir haben schon die anlautenden Doktrinen, die sich bei Seneca und Persius finden, erwähnt; Paulus knüpft ausdrücklich an das Wort eines Hymnus des Kleanthes an Zeus an, in welchem die Menschen als von göttlichem Geschlechte bezeichnet werden, woraus sich dann die unmittelbare und gleiche Beziehung aller Menschen auf Erden ergebe. Er sprach das erhabene Wort aus: „In ihm leben, weben und sind wir." Die Voraussetzung ist die tiefste und innigste Verbindung der Gottheit mit der Natur des Menschen, bei der dann die besonderen Dienste notwendig wegfallen. Die Athener haben den Apostel mit Vergnügen angehört; aber bei der leichtbeweglichen Bevölkerung, welche alle Tage etwas Neues zu vernehmen liebte, konnte er doch keinen nachhaltigen Eindruck machen. Was er von Christus und der Auferstehung hinzufügte, erschien ihnen befremdlich und stieß sie eher zurück. Aber das war doch ausgesprochen, daß

der Polytheismus sich mit der Idee der Gottheit nicht vertrage. Doch kam es noch zu keinem offenen Zusammenstoß. In Konflikt mit dem Götterkultus geriet der Apostel erst in Ephesus, wohin er sich gewandt hatte, nachdem er von Korinth aus noch einmal nach Antiochien zurückgegangen war.

Ephesus war der Sitz des Dienstes der Artemis in ihrer orientalischen Auffassung, welcher, einst gestört durch die Perser, infolge der Siege Alexanders des Großen umsomehr um sich gegriffen hatte. Ein neuer, prächtiger Tempel war seitdem entstanden, der, als ein Wunderwerk der Welt angestaunt, jahraus, jahrein unzählige Pilger um sich versammelte. Sie pflegten bei ihrer Abreise Abbildungen der Göttin mit sich zu nehmen, deren Anfertigung einen blühenden Industriezweig ausmachte. Die Stadt lebte von dem Besuche der Fremden. Paulus hütete sich nun, diesen Dienst direkt anzugreifen; aber mit seiner Lehre, daß man kein von Menschenhand gemachtes Bildwerk göttlich verehren dürfe, vertrug sich doch weder dieser Dienst noch auch das Kunstgewerbe, das damit zusammenhing. Zunächst gerieten die Inhaber desselben in Bewegung gegen Paulus und wurden dabei von einer tumultuarischen Menge unterstützt. Und zweifelhaft mußte es erscheinen, ob die Römer den Apostel auch gegen die Griechen schützen würden, wie bisher gegen die Juden. Die einheimischen Behörden selbst, namentlich die Asiarchen — das heißt eine zur Aufsicht über den Tempel und den Kultus bestimmte, aus Notabeln der verschiedenen Nachbarstädte gewählte, von dem römischen Prokonsul bestätigte Provinzialbehörde — nahmen Anstoß an den Gewaltsamkeiten, welche das Leben eines Mannes, dem kein sonstiger Frevel Schuld gegeben werden konnte, bedrohten. Sie machten geltend, daß der Streit der bestehenden Rechtsverfassung gemäß ausgetragen werden müßte, und erinnerten daran, daß es eine prokonsulare Gewalt im Lande gebe, welche jeden Tumult bestrafen würde. Paulus, der gewarnt worden war, sich nicht in das Getümmel zu begeben, erfuhr keine fernere Unbill; aber er hielt es doch für geraten, die Gemeinde, die er um sich versammelt hatte, zu segnen und sich selbst zu entfernen. Zum Ausbruch eines offenen Kampfes war es auch in Ephesus nicht gekommen. Der Apostel hatte nur eben die Lehre ausgesprochen, daß das Göttliche nicht in Bildwerken dargestellt werden könne; seine Aussprüche sind Manifeste für die Zukunft. In unmittelbaren Kampf geriet er mit dem exklusiven Judentum, welches eine Abweichung von den althergebrachten Ceremonien, namentlich auch der Beschneidung, mit Haß verfolgte.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die christliche Gemeinde und ihre Vorsteher in Jerusalem sich innerhalb der Grenzen hielten, welche der Aufenthalt in der Stadt und der Besuch des Tempels erforderlich machten. Wie weit aber war Paulus über diese Grenzen hinausgegangen! — Er hatte allenthalben von dem Ceremonialgesetz abstrahiert; seine gesamte Thätigkeit beruhte darauf. Als er nun wieder nach Jerusalem kam, um die Verbindung zwischen der dortigen Muttergemeinde und den von ihm stammenden Pflanzungen aufrecht zu erhalten oder vielmehr erst recht zu begründen, mußte dies Ver-

hältnis zur Sprache kommen. Was man von dem Gegensatz der Juden-Christen und der Heiden-Christen anzunehmen pflegt, erscheint doch nicht so bedeutend in dem einfachen Bericht der Urkunde: denn die Beschneidung fallen zu lassen, war bei der früheren Beratung beschlossen worden. Aber soviel ist einleuchtend, daß es für die Gemeinde in Jerusalem eine Verlegenheit herbeiführte, wenn sie mit dem Mann, der so entschieden von dem Gesetz abgewichen war, in Verbindung trat. Die Vorsteher gaben dem Apostel den Rat, durch die Teilnahme an den Ceremonien des Nasiräismus zu beweisen, daß er noch Jude sei: eine Fürsorge, die sich aber vollkommen unnütz erwies. Als Paulus in Begleitung eines Griechen, der für unbeschnitten galt, im Tempel erschien, erfolgte eine allgemeine Unruhe: denn der sei der Mann, der das Gesetz überall verletze und selbst die Heiligkeit des Tempels antaste. Der Judaismus in seiner gehässigsten Schroffheit erhob sich gegen ihn. Paulus wurde selbst von den Gewaltsamkeiten bedroht, denen vor kurzem Stephanus erlegen war. Und überlegt man, wie es doch nur Keime einer neuen Kirche waren, die Paulus gepflanzt hatte; wie leicht, wenn er umgebracht wurde, seine Pflanzungen, insofern sie von den jüdischen Gebräuchen abwichen, hätten zerstört werden können: so war es eine allgemeine Gefahr, die in diesen Stürmen zu Tage kam. Das Christentum würde, wenn Paulus unterlag, schwerlich jemals von der nationalen Besonderheit sich haben befreien können.

Da aber trat eine wirksame Intervention von seiten der Römer ein. Der Kriegstribun, der auf der Burg befehligte, nahm den Bedrängten in Schutz, zunächst nur, um ein gerichtliches Verfahren gegen ihn einzuleiten in der Weise, wie das einst von Pilatus an Jesus geschehen war; er schickte sich an, Paulus geißeln zu lassen. In diesem Augenblick griff jedoch ein anderes, das für Paulus eigentlich rettende Moment, in die Verhandlung ein: es entsprang aus dem Begriff des römischen Bürgerrechtes. Die Gesetze der römischen Republik, wie sie von den Plebejern errungen worden waren, kamen der werdenden Religion zu Hülfe.

Wir wissen: in den alten bürgerlichen Konflikten war festgesetzt worden, daß kein Bürger, der an das Volk provoziere, körperlich gemißhandelt oder gar getötet werde. Dies Gesetz war in späterer Zeit durch die Lex Porcia erweitert und verschärft worden. Ganz im allgemeinen wurde verboten, einen römischen Bürger zu schlagen oder zu töten; man hat darauf eine schwere Strafe gesetzt. Es war wohl die wichtigste Prärogative, die die römischen Bürger im gerichtlichen Verfahren über die Unterthanen des Reiches erhob. Dies Recht nun rief Paulus an, als er an den Pfahl gefesselt wurde; er erinnerte, daß er römischer Bürger sei. Der Centurio, der die Strafe zu vollziehen hatte, gab davon dem Tribun Nachricht, der den Wert des römischen Bürgerrechtes, das er selbst sich um eine ansehnliche Summe Geldes erworben hatte, umsomehr zu schätzen wußte. Als er vernahm, daß Paulus schon durch seine Geburt dem Stande römischer Bürger angehöre, befahl er innezuhalten und nahm den Gefangenen vielmehr in seinen Schutz. Er erzählt selbst, er

habe sich überzeugt, daß gegen Paulus, der römischer Bürger sei, nichts vorliege, was Fesseln oder Tod verdiene, und unfähig, den Gefangenen vor den Nachstellungen der Gegner zu schützen, schickte er denselben zu dem kaiserlichen Prokurator nach Cäsarea. Der Name dieses Tribuns, dem eigentlich die Rettung des Apostels Paulus und damit zugleich der Inkunabeln des heidenchristlichen Glaubens zuzuschreiben ist, verdient wohl, auch hier angemerkt zu werden: er hieß Claudius Lysias.

Der Prokurator Antonius Felix, dem Tacitus ein schlechtes Zeugnis ausgestellt hat, bewies dem Apostel, dessen sittliche Strenge ihm unbequem wurde, wenig Teilnahme. Er hatte jedoch auch keine Ursache, den Willen der Juden an ihm zu vollstrecken. Wohl war er nicht ohne Teilnahme der Hierarchie, namentlich des Hohenpriesters, zu seiner Stellung gelangt; aber er hatte sich dann mit demselben entzweit und, soviel man weiß, die Mahnung des Hohenpriesters, sein Betragen zu ändern, worin er eine Beleidigung sah, damit vergolten, daß er ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ. Zwei Jahre lang blieb Paulus in strengem Gewahrsam.

Der Nachfolger des Felix, Porcius Festus, war entschlossen, die Sache wieder aufzunehmen. Noch in Cäsarea wurde eine gerichtliche Verhandlung veranstaltet. Was die Juden gegen Paulus vorbrachten, darüber giebt uns seine kurze Verantwortung Auskunft: er habe nichts gegen das Gesetz der Juden, noch gegen den Tempel, noch gegen den Kaiser gefehlt. Wenn aber der Prokurator das Vorhaben kundgab, ihn nochmals nach Jerusalem zu führen, um dort eine Gerichtsverhandlung in aller Form gegen ihn zu eröffnen, so wollte sich Paulus, der eben darum nach Cäsarea gebracht worden war, um seines Lebens sicher zu sein, dem nicht fügen. Er kannte sein Recht und war entschlossen, es zu behaupten. Er erklärte, er stehe hier vor dem Richterstuhle des Kaisers und berufe sich auf denselben. Ähnliche Fälle hat man auch in anderen Provinzen erlebt, daß Angeklagte, die römische Bürger waren, nach Rom abgeführt zu werden verlangten. Man wird nicht irren, wenn man hiebei in Erinnerung bringt, daß das Recht, einem römischen Bürger infolge einer Provokation beizustehen, durch tribunicische Gewalt an den Kaiser übergegangen war. Die auf die Cäsaren übertragene tribunicische Gewalt war dazu bestimmt, den römischen Bürger gegen jede Vergewaltigung durch Magistrate oder andere Befehlshaber sicher zu stellen. Die Prärogative des Kaisers und das Recht des römischen Bürgers standen in der engsten Verbindung mit einander.

Festus antwortete dem Paulus: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen.“

So geschah es, daß der Apostel auf einem Schiffe unter der Obhut eines Mitgliedes der kaiserlichen Kohorte nach Rom gebracht wurde, um vor dem Kaiser ein gerichtliches Verfahren zu bestehen. Leider bricht die Erzählung, der man bisher umsomehr folgen durfte, da sie gute Kunde mit einfacher Darstellung verbindet — wie wir denn ohne sie über die Pflanzungen des

Christentums in undurchdringlichem Dunkel sein würden —, hiebei ab. Nicht einmal über den Fortgang des gerichtlichen Verfahrens sind wir unterrichtet. Nur soviel erhellt, daß Paulus sich in einer freien Gefangenschaft befand, in der es ihm möglich war, seinen Freunden Nachrichten über sich zugehen zu lassen. In einem Briefe an Timotheus erzählt er, bei seiner Verantwortung habe ihn jedermann verlassen; er sei auf sich selbst angewiesen geblieben; aber aus dem Rachen des Löwen gerettet worden. Er faßte den Mut, sich zu einer neuen propagandistischen Reise anzuschicken.

Weiter aber vernehmen wir nichts von ihm. Über seine letzten Schicksale läßt sich keine sichere Nachricht auffinden. Er verschwindet aus der Geschichte, mitten in der Vollendung seines großen Werkes, in der er seine Lebensaufgabe sah, und die es war. Er ist unsterblich, wenn jemals ein Mensch zu einer, sozusagen irdischen Unsterblichkeit gelangt ist. Seine Verlassenschaft sind die tiefsinnigen, inhaltsreichen Episteln, die er in seinem stürmischen und arbeitsvollen Leben abzufassen die Zeit gefunden hat. Sie enthalten die dogmatischen Grundlagen des christlichen Glaubens und haben zur Ausbreitung desselben, der Bildung der Kirche und, wenn diese auf Irrwege geraten war, zur Herstellung eines reinen Gottesbegriffes in der Welt das meiste beigetragen.

Aber diese Lehren zu allgemeiner Geltung zu bringen, dazu war die Zeit noch lange nicht gekommen. In dem römischen Reiche erhob sich soeben der falscheste der polytheistischen Begriffe, die vermeinte Divinität, zu umfassenderen Ansprüchen als jemals. Wahrscheinlich ist Paulus selbst diesen zum Opfer gefallen. Zugleich aber war das römische Reich auch in Unternehmungen begriffen, welche den Tendenzen entsprachen, die sich von jeher an das kapitolinische Heiligtum geknüpft hatten. Die Religion der Waffen machte Fortschritte, welche sie in ihrem exklusiven Selbstgefühl befestigen mußten.

Sechstes Kapitel.

Momente der fortschreitenden Welteroberung.

Die Zeiten des Claudius und des Nero sind durch zwei Unternehmungen bezeichnet, die noch mehr als die früheren eine zugleich religiöse und politische Bedeutung haben: die Eroberung von Britannien und die Vernichtung des Überrestes der Selbständigkeit von Judäa.

Was die Römer nach Britannien führte, war ein ähnliches Motiv, wie das, welches ihre Invasion in Germanien veranlaßt hatte, nämlich die Besorgnis vor der Rückwirkung der stammverwandten britischen Bevölkerung auf

Gallien. Diesen Zweck hatten schon die beiden Übergänge Cäsars nach Britannien, deren wir oben gedachten; sie begründeten die Autorität der Römer auf der Insel unwiderruflich. In dem Monument von Ancyra gedenkt Augustus eines britischen Königs Dumnobellaunus, der seine Zuflucht zu ihm genommen habe. So wendete sich ein junger Fürst aus dem Königshause der Trinobanten an Cajus Caligula. Dieser Kaiser, der durch die Ruhmredigkeit, mit der er einen Zug nach Britannien vorbereitete, ohne zur That zu schreiten, bei Mitwelt und Nachwelt lächerlich geworden ist, hat sich doch das Verdienst erworben, durch den Leuchtturm, den er errichtete, eine größere Sicherheit der Seefahrt im Kanal herzustellen; Caligula meinte gleichsam über den Ocean zu triumphieren.

Nach einigen Jahren langte abermals ein britannischer Häuptling, der von der Insel vertrieben war, bei Kaiser Claudius an und brachte diesen zu dem Entschluß, ohne Rücksicht auf die Bedenklichkeiten seiner Vorgänger eine bewaffnete Macht hinüberzusenden. Die Truppen hatten diesmal Bedenken, weil ja der Ocean als den Erdkreis umflutend gedacht wurde und sie gewissermaßen jenseit der Grenzen desselben Krieg führen sollten. Das Auftreten eines Freigelassenen, der sie im Namen des Kaisers aufmahnen wollte, erregte gleichsam durch ironische Rückwirkung ihr militärisches Selbstgefühl; unter dem Geschrei: Jo Saturnalia schlossen sie sich ihrem Führer Plautius freudig an. Die Erscheinung eines leuchtenden Meteors, das von Osten nach Westen fuhr, verdoppelte wie ein glückliches Vorzeichen ihren Mut.

Sie landeten ohne allen Widerstand; die Einwohner flohen vor ihnen und verbargen sich in Wäldern und Sümpfen. Wohl stellten sich einige bewaffnete Scharen hinter einem Fluß, der sie decken sollte, zum Widerstande auf. Aber den Römern kam zu statten, daß Gallier unter ihnen dienten, die sich gewöhnt hatten, Flüsse in voller Rüstung zu durchschwimmen. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg. Eigentlich dieser Vorfall bildet den Anfang der Besitznahme Britanniens durch die Römer. Plautius befehligte vier Legionen, die zweite Augusta, die neunte spanische, die vierzehnte Gemina und die zwanzigste Valeria Victrix. An der Spitze der zweiten stand Vespasian, der sich dort zuerst einen Namen machte: er ist der Eroberer der Insel Wight. Claudius suchte die Oberhäupter der Briten in der Nachbarschaft durch einträgliche Stellungen zu befriedigen. Eine Inschrift findet sich, in welcher ein eingeborener Fürst sich rühmt, ein Legat des Augustus zu sein.

Um diese in ihrem Gehorsam zu befestigen und den Krieg gegen die Widerstrebenden weiter zu führen, haben die Römer aus Veteranen die Kolonie Camulodunum gegründet. Die Kolonisation aber ward hier, wie an vielen anderen Stellen, das Motiv einer neuen Bewegung. Als die Römer Anstalten machten, sich am Avon und Severn zu befestigen, erhob sich in den Bevölkerungen des späteren Wales, die schon damals ein besonders lebendiges Nationalgefühl an den Tag legten, den Siluren und Ordoviken, energischer Widerstand. In Shropshire, unfern des Zusammenflusses des Clun

und Teme, will man den Platz noch unterscheiden, auf welchem die Völkerschaften sich vereinigten; man nennt ihn Caer Caradoch: denn Caradoc (Caratacus) hieß der Führer, welcher die Fahne des Aufstandes erhoben hatte. Er hatte in den letzten Jahren die Welt mit dem Rufe seiner Tapferkeit erfüllt; jetzt ließ er vernehmen, dieser Tag werde auf immer Knechtschaft oder Freiheit bringen. Seine Leute hatten ihm einen Eid geleistet, bis zum Tode bei ihm auszuharren. Aber den Römern waren sie nicht gewachsen; die Legionen, durch lange Erfahrungen ihres Sieges unter solchen Umständen gewiß, trieben ihren zögernden Feldherrn Ostorius selbst vorwärts. Unter ihrem Schutzdach, der Testudo, gegen die Angriffswaffen der Briten gesichert, räumten sie den Steinwall, welchen diese aufgerichtet hatten, ohne Mühe hinweg und verfolgten dann die Zurückweichenden auf eine nahe Höhe.

Hier sahen sich die Briten von zwei Seiten angegriffen, von den Legionen mit schweren, von den Hülfsvölkern mit leichten Waffen; in diesem Gedränge wurden sie besiegt. Caradoc ist den Römern von einer benachbarten Fürstin, zu der er seine Zuflucht genommen hatte, ausgeliefert worden. Mich wundert, daß man in England das Gedächtnis dieses Nationalhelden, der freilich ein Wälschmann war, nicht feiert. Er wurde in Rom in seinem königlichen Schmuck mit seiner Familie dem Kaiser Claudius und dem Volke vorgeführt. Er hat hier seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß Menschen, die sich eines so prächtigen Besitzes erfreuen, nach den Hütten Britanniens Verlangen tragen. Um so nachdrücklicher bestand er auf dem Recht, den Römern Widerstand zu leisten: durch seinen Widerstand habe er bewirkt, daß den Siegern Ehre zu Teil geworden sei; würde man ihn hinrichten, so würde bald alles vergessen sein; verschone man aber sein Leben, so werde es dem Kaiser zu ewigem Ruhme gereichen. Kaiser Claudius begnadigte ihn, worauf seiner nicht weiter gedacht wird.

Nero, der seine Augen auf das innere Meer gerichtet hielt, hatte an sich wenig Sinn für die Ausdehnung des römischen Reiches jenseit des Oceans. Er soll allen Ernstes daran gedacht haben, die Unternehmungen gegen Britannien aufzugeben. Aber in kriegerischen Unternehmungen liegt eine innere Konsequenz, welche, wenn sie einmal begonnen sind, der Überlegung, ob sie fortzusetzen seien oder nicht, keinen Raum mehr läßt. Und nicht Ländergier war es, was die Römer nach Britannien führte, sondern die Notwendigkeit, das System der Reichsgründung im Occident zu befestigen. Indem sie die Celten auf dem Kontinent überall bekämpften und unterwarfen, konnten sie unmöglich eine unaufhörlich übergreifende Bewegung verwandter Nationalitäten, konnten sie auch die Religion nicht dulden, die dort noch immer einen Mittelpunkt hatte: die Kriege sind auch in der alten Welt nicht selten Religionskriege gewesen. Namentlich haben die Römer vom Anfang ihrer Geschichte an die Menschenopfer verfolgt. Auch die Römer meinten, aus den Eingeweiden der Tiere, die sie den Göttern als Opfer darbrachten, die Zukunft zu erkennen. Welch ein Unterschied aber ist es, wenn die den Göttern dargebrachten Opfer, wie bei den Druiden auf

Mona Menschenopfer waren; nach dem herabträufelnden Blut derselben glaubte man die Zukunft vorherzusehen. Dieser Götterdienst hielt auch die Briten mit der Macht des Fanatismus zusammen; bei jenem Heiligtum suchten die Flüchtlinge ihre Rettung. Es machte doch einen Eindruck auf die Römer, welche Suetonius Paulinus auf Fahrzeugen, die hiezu eigens gebaut waren, nach der Insel heranführte, als sie die Ufer mit bewaffneten Mannschaften dicht besetzt sahen; hinter denen streckten die Druiden ihre Hände zu den Göttern empor; zwischen den Haufen sah man Frauen mit angezündeten Fackeln hin und her laufen. Im ersten Augenblick nahmen die Römer Anstand, von ihren Waffen Gebrauch zu machen; aber sie erinnerten sich selbst und wurden von ihrem Führer daran erinnert, wie schmachvoll es für sie sein würde, vor Weibern und einer fanatischen Menge zurückzuweichen. Auch die Reiterei fand Mittel hinüberzukommen; diesem Angriff einer eingeübten Kriegstruppe unterlagen die Briten; den Weibern wurden ihre Fackeln aus den Händen gerissen; die geweihten Haine, in denen man jene Opfer vollzog, wurden eingenommen und dem ganzen Unwesen ein Ende mit Schrecken gemacht.

Wenn man den Römern zugestehen muß, daß sie den dunkelsten Wahn vertilgten, der über das Menschengeschlecht verhängt war, so ist doch ebenso gewiß, daß sie sich zugleich die schwersten Gewaltsamkeiten zu schulden kommen ließen und die Nationalitäten selbst zerstörten. Die Veteranen in der neuen Kolonie vertrieben die benachbarten Einwohner aus ihren Häusern und ihrem ländlichen Besitz und behandelten alle, die in ihre Gewalt fielen, als Sklaven: ein Verfahren, dem die daran Unbeteiligten ruhig zusahen, da sie auch in den Fall kommen konnten, ein ähnliches auszuüben. Indem Britannien anfing, in eine Provinz verwandelt zu werden, wurden die Stammeshäuptlinge, die sich unterwarfen, auf das gröblichste mißhandelt, die Töchter ihrer Könige geschändet, ihre Frauen mit Geißelhieben gezüchtigt.

Diesen Abscheulichkeiten gegenüber regten sich die noch nicht unterworfenen Volksstämme, besonders jene Trinobanten, mit denen schon Julius Cäsar gekämpft hatte, und machten einen Anfall auf die neue römische Kolonie. Denn so war es bei dem Ausbau des römischen Reiches von Anfang an gegangen: die Italiener erhoben sich gegen die an ihren Grenzen aufgerichteten Kolonien, die Mutterstadt wußte sie zu behaupten, worin dann der Untergang der italienischen Freiheit lag.

Camulodunum war schlecht besetzt und einen entschlossenen Angriff auszuhalten nicht imstande. Ein kleiner Zuzug römischer Truppen wurde von den Briten auf der Stelle vernichtet. Dann konnte ihnen die Kolonie nicht widerstehen. Was den Anfall der Briten besonders reizte, war der dortige Tempel, in welchem das Numen des Imperators verehrt wurde. Wir erfahren, daß besonders auch die britischen Priester dazu beitrugen, den Angriff in Gang zu setzen; Camulodunum wurde erobert und der Tempel des Kaisers, in welchen sich viele Waffenlose geflüchtet hatten, zerstört. Durch diesen Sieg in ihrem Unternehmen bestärkt, gingen die Briten der gegen sie heranrückenden spanischen

Legion mutig entgegen. Sie behielten den Platz und vernichteten das römische Fußvolk. Der römische Prokurator flüchtete nach Gallien.

Wenn es überhaupt wahr ist, so würde dies der Augenblick gewesen sein, in welchem Nero bereit war, Britannien aufzugeben. Aber der aus Mona zurückgekommene Führer Suetonius Paulinus und seine Legionen spotteten der Kleinmütigkeit des Kaisers. Auch Suetonius getraute sich jedoch nicht, die ganze bereits eingenommene Position zu behaupten; er entschloß sich, London, welches bereits in den Händen der Römer und durch Verkehr und Reichtum sehr ansehnlich war, aufzugeben. Denn er hätte gefürchtet, bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte der Wut der aufgeregten Feinde, die eben damals das schon zu einem Municipium eingerichtete Verulam eingenommen und zerstört hatten, nicht den erforderlichen Widerstand entgegensetzen zu können. Man wollte siebzigtausend Römer und Bundesgenossen zählen, die von den racheschnaubenden Briten umgebracht worden seien. Eine große Konsistenz gewann die britische Heeresmacht dadurch, daß sich eine eingeborene, von den Römern mißhandelte Fürstin, die Königin Boadicea, an ihre Spitze stellte. Aus einem glaubwürdigen Berichte kennt man ihre prächtige, rauhe und stolze Erscheinung, in der sich der nationale Charakter des Krieges ausdrückte; sie zweifelte nicht, die Retterin Altbritanniens werden zu können. Denn wer seien, so sagte sie, diese Römer ihrem Volke gegenüber? Sie brauchen prächtige Bäder, schwelgerische Gelage, Öl und Wein; die Briten leben von den Wurzeln ihrer Kräuter, Wasser ist ihr Wein. Wäre es auf die Zahl der Mannschaften und ihren Kriegsmut allein angekommen, so würden die Römer wahrscheinlich haben weichen müssen; aber sie besaßen die Überlegenheit der geordneten Kriegsübung; Suetonius Paulinus erinnerte seine Truppen, daß eben dieser Feind trotz seiner sonoren Kriegsgesänge und seines Feldgeschreies doch, wenigstens von ihnen, allezeit besiegt worden sei. Er ersah sich ein Schlachtfeld, in welchem sein Heer den Feind in voller Sicherheit erwarten konnte. Die Briten litten schon bei dem ersten Zusammenstoß beträchtliche Verluste. Als dann die Römer in keilförmiger Schlachtordnung auf sie eindrangen, wurden sie vollkommen geschlagen; das römische Kriegsschwert erfocht noch einmal den Sieg über die schlecht bewaffneten celtischen Heerhaufen, die sich nach ihrer alten Stammesverfassung aufgestellt hatten.

Der erfochtene Sieg führte zunächst zu keiner Eroberung, aber zur Herstellung des alten Gehorsams. Boadicea tötete sich selbst durch Gift. Mit diesem Succeß, der in das Jahr 61 unserer Ära fällt, begnügten sich die Römer auch unter den folgenden Legaten und Prokuratoren: denn schon war ihre Aufmerksamkeit und Thatkraft nach einer andern Seite gerichtet. Die bereits lange gärende Feindseligkeit zwischen den Juden und Römern kam zum vollen Ausbruch.

In Judäa war nicht jene Scheidung der Religion und der Politik eingetreten, die der Ausspruch Jesu forderte: die Vermischung der beiden entgegengesetzten Elemente war noch stärker geworden als früher.

Die vornehmste Veranlassung dazu lag in der eigentümlichen Stellung eines jüdischen Fürsten, der zugleich Idumäer und Hasmonäer war und mit dem römischen Hofe in enger Verbindung stand, des Herodes Agrippa. Er war der Enkel Herodes' des Großen und der Mariamne: eine Herkunft, die ihm eine gute Aufnahme im Hause der Cäsaren verschaffte. Er ist daselbst mit den Kindern des Tiberius und des Germanicus auferzogen worden; er war ein intimer Freund des Caligula. Nach dessen Tod hat er zu der Erhebung des Claudius wesentlich beigetragen.

Claudius überließ dem Herodes Agrippa Judäa und Samaria, soweit es in den Händen Herodes' des Großen gewesen war, und ernannte ihn in aller Form zum König, so daß die unmittelbare Herrschaft der Römer in der That aufgehoben und dem Lande eine gewisse dynastische Unabhängigkeit zurückgegeben wurde. Hierüber aber erwachten in den Juden die alten Ansprüche auf volle Unabhängigkeit und sogar auf Ausdehnung ihrer Herrschaft, mit denselben aber auch der Widerspruch der Römer. Als Herodes Agrippa Anstalt machte, Jerusalem zu fortifizieren, wurde Claudius durch den Präses von Syrien aufmerksam gemacht, wie gefährlich ihm selber das werden könne, und legte Einspruch gegen dies Vorhaben ein, weil es zu Neuerungen führen könne. Gleich darauf starb Herodes Agrippa. In Rom aber trug man Bedenken, seinen Sohn Agrippa, der erst siebzehn Jahre zählte, als Nachfolger anzuerkennen: denn der sei viel zu jung, als daß man ihm vollkommen vertrauen dürfe. Wenn nun aber wieder Prokuratoren in Judäa erschienen, eifersüchtig darauf, die militärische Gewalt in ihren Händen zu behalten, so hatte das einerseits die Wirkung, daß die Juden ihrer alten Unabhängigkeit eingedenk wurden, namentlich jener Ansprüche, welche sich an das nationale Heiligtum, den Tempel in Jerusalem, anknüpften. Sie hielten sich für berechtigt, dieselben, selbst mit Gewalt, aufrecht zu erhalten. Als einst galiläische Pilger, die zum Osterfest nach Jerusalem wanderten, von den Samaritanern, durch deren Gebiet sie ihr Weg führte, überfallen und mißhandelt wurden, und der römische Prokurator diese dafür zu züchtigen säumte, machten sich bewaffnete jüdische Scharen auf, den erlittenen Schimpf an den Samaritanern zu rächen. Der Prokurator Cumanus wollte dem nicht ruhig zusehen; er verband sich mit den Samaritanern gegen die Juden; viele von den letzteren wurden niedergehauen. In Rom aber fand das Verhalten des Prokurators keinen Beifall; man schreibt es dem jungen Agrippa zu, der, von der damaligen Augusta, Agrippina, unterstützt, Einfluß bei Claudius gewonnen habe, wenn dieser Partei für die Juden nahm, den Prokurator ins Exil verwies und einen von dessen Gehülfen sowie einige Samaritaner mit dem Tode bestrafte. Agrippa wurde mit ansehnlichen Besitzungen ausgestattet; Judäa selbst bekam er darum nicht zurück, wie das doch die Juden gewünscht hätten. Sie hatten sich einst einen König verbeten und einen Prokurator erhalten; jetzt waren sie der Prokuratoren müde und verlangten nach einem König und zwar nach einem solchen, der zugleich von Herkunft ein Hasmonäer war.

Die alte Entzweiung, die eine Zeit lang zurückgedrängt war, brach wieder hervor, als der Prokurator Neros, Gessius Florus, nach Judäa kam, eben in der Zeit, in welcher der Brand von Rom die Verfolgung der Juden herbeigeführt hatte. Vornehmlich trug dazu bei, daß Nero die Tempelschätze der Nationen zu dem Wiederaufbau Roms heranzog, und der neue Pokurator eine ansehnliche Summe, siebzehn Talente, zu diesem Zwecke aus Jerusalem wegführte. Die Juden sahen darin eine Verletzung ihrer politischen Rechte und ein Attentat gegen ihre Religion und gerieten darüber in eine empörerische Aufwallung. Durch ihre Schmähreden beleidigt, erschien der Prokurator vor Jerusalem und forderte die Auslieferung der Schuldigen. Da diese nicht erfolgte, vielleicht nicht erfolgen konnte, ließ er es geschehen, daß die Truppen in die Stadt einbrachen und einen Teil derselben mit Mord und Plünderung anfüllten. Auch Männer von vornehmer Herkunft, die hiebei in die Hände der Römer fielen, wurden ans Kreuz geschlagen.

Damit wurde nun aber der Gehorsam keineswegs hergestellt. Eben das geschah, was man schon zur Zeit Jesu hatte kommen sehen: ein Konflikt zwischen der militärischen Allgewalt der Römer und dem provinzialen Selbstgefühl der Juden brach aus, von dem nichts anderes als der Untergang des Restes der jüdischen Unabhängigkeit zu erwarten war.

Vergeblich waren die Versöhnungsversuche des Herodes Agrippa, welcher, damals in seine palästinensischen Besitzungen zurückgekommen, das größte Interesse dabei hatte, den Frieden zwischen Juden und Römern wiederherzustellen. Er selbst gehörte den einen wie den andern an; angesehen am römischen Hofe, stand er den Juden als Nachkomme der Hasmonäer noch besonders nahe. Aber die Prinzipien, der Tempeldienst der Juden und die Religion der Waffen, stießen jetzt feindlich aufeinander. Die Juden wiesen jede Vermittelung zurück. Sie schritten, wenigstens indirekt, zu einer formellen Entfremdung gegen den Kaiser selbst fort, indem den Tempeldienern verboten wurde, Opfer, die von Fremden dargebracht wurden, anzunehmen, was sich vor allem auf die Römer bezog. Die einzige religiöse Verbindung, welche zwischen den Herrschern und den Unterworfenen bestand, wurde dadurch aufgehoben. Die Meinungen tauchten wieder auf, die zur Zeit des Census des Quirinius zum Aufruhr Anlaß gegeben, daß es nämlich mit der Religion nicht vereinbar sei, den Römern sich zu unterwerfen. Die nationale Religion wurde in ihrer schroffsten Auffassung, welche sie in Gegensatz mit allen anderen bringen mußte, proklamiert.

Den Juden kam es zu statten, daß sie vor einiger Zeit unter dem älteren Agrippa die Befestigung der Stadt wenigstens zum Teil hatten erneuern dürfen; aus einer Burg des Herodes, die zugleich dessen Zeughaus war und die sie einnahmen, brachten sie Waffen an sich und rüsteten sich zu entschlossener Gegenwehr. Sie waren keineswegs alle einverstanden; aber Eleasar, der Sohn eines früheren Hohenpriesters, wußte sich an der Spitze des Auf-

standes zu behaupten: ihm fällt dann eine Handlung zur Last, die den Bruch vollends unheilbar machte. Ein paar römische Kohorten, die vor Jerusalem lagerten, sahen sich durch die städtische Überzahl so weit gebracht, daß die Behauptung ihrer Stellung ihnen unmöglich erschien: sie kamen gegen alle römische Sitte mit Eleasar dahin überein, selbst ihre Waffen abzuliefern, wenn ihnen sonst nur freier Abzug gewährt würde. Sowie sie aber die Waffen abgegeben hatten, wurden sie sämtlich niedergemacht, ihren Anführer ausgenommen, der sich bereit erklärte, sich beschneiden zu lassen. Man bemerkte, daß das gerade an einem Sabbath geschah, dem Wochentage der Ruhe, deren Verletzung durch Heilungen einst Jesus als ein großes Verbrechen angerechnet worden war. Indem sich nun aber die Juden von der römischen Herrschaft auf diese Weise losrissen, erschütterten sie die allgemeine Ordnung der Dinge, welche den Frieden unter den einander entgegengesetzten Nationalitäten erhielt. In Cäsarea wurden die Juden sämtlich umgebracht, wogegen die Jerusalemitaner in die benachbarten syrischen Städte einbrachen und die Syrer niedermachten, was diese dann veranlaßte, allenthalben auf die gleiche Weise mit den Juden zu verfahren. Auch in Alexandria, wo das gute Vernehmen der beiden Bevölkerungen schon unter Cajus sich in das Gegenteil verwandelt hatte, kam es zum Ausbruch einer Feindseligkeit zwischen den verschiedenen Rassen, welche die gräßlichste von allen ist. Die Juden, die bisher ihre Macht in ihrer Ausbreitung gesehen hatten, wurden jetzt auf den Besitz von Jerusalem und die Landschaften, die von demselben dominiert wurden, eingeschränkt. Auch hier griff sie jetzt der Präses von Syrien, Cestius Gallus an.

Cestius hatte ein stattliches römisches Heer und ansehnliche syrische Hülfsvölker, mit denen er von Cäsarea her gegen Jerusalem vorrückte. Dann sind wohl noch einige Vermittelungsvorschläge gemacht worden, und in Jerusalem fehlte es nicht an Leuten, welche die Annahme derselben gewünscht hätten: selbst die Pharisäer zeigten sich gemäßigt und friedliebend; aber schon konnten die Parteihäupter, die den Krieg veranlaßt hatten, keinen Vertrag annehmen; sie würden dadurch ihre eigene Macht aufgegeben haben. Und man muß ihrem Andenken zugestehen: sie wehrten sich vortrefflich.

Schon bei Gabalon wurden die heranziehenden Römer in große Verlegenheit gebracht; das Fußvolk wurde nur dadurch gerettet, daß ihm die Reiterei rechtzeitig zu Hülfe kam. Den Angriff auf den Tempel schlugen dann die Juden entschlossen und glücklich zurück. Der Versuch einiger Freunde der Römer, diesen die Thore zu öffnen, wurde entdeckt und eine furchtbare Rache über die Verräter verhängt. Im Angesicht einer gut befestigten und gut verteidigten Metropole wagte Cestius nicht, sich einem Umschlag des Glückes auszusetzen; auf dem Rückzug, zu dem er sich entschloß, erlitt er noch sehr empfindliche Verluste. Im Jahre 66 unserer Ära hatten die Juden eine Stellung, in welcher sie sich als Sieger über die Römer betrachten durften; einen großen Teil der Landschaft konnten sie als ihr Eigentum ansehen; sie

trafen Anstalten, wie die Stadt, so auch das Land mit aller Macht zu verteidigen. Sie waren nicht ohne alle auswärtige Hülfe; wir vernehmen, daß ihnen Stammverwandte von jenseit des Euphrat und der Grenze des römischen Reiches zu Hülfe gekommen seien.

Im Orient war damals die Weissagung verbreitet, daß die Herrschaft der Welt von den Juden ausgehen werde. Die Juden zweifelten nicht, daß die stolze Metropole des Jehovahdienstes, schon einmal zerstört, dann wieder aufgerichtet und jetzt der Mittelpunkt für eine über den Orient und einen Teil des Occidents verbreitete Bevölkerung, einer großen Bestimmung vorbehalten sei: sie hatten keine Idee davon, daß das Messiasreich, von dem sie träumten, bereits auf eine ganz andere Weise, als sie glaubten, in der Welt Eingang gefunden hatte. Selbst dazu aber, was ihnen zunächst vorlag, sich der römischen Herrschaft zn erwehren, machte sie doch ihr innerer Zustand unfähig. Sie hatten Mut und Kampfbegier, Begeisterung für Freiheit und Vaterland, eine wohlbefestigte Hauptstadt, Waffen und Volk; aber es fehlte ihnen an einer Führung und einem Führer. Sie wollten selbst einen solchen nicht, weil es ihrer Idee von Freiheit allein unter Gott widersprach. Alles zerfiel in Faktionen; denn nicht eine Bewegung des Volkes selbst war es gewesen, wovon die Erhebung ausging, sondern die plötzlich emporkommende Macht eines Oberhauptes, dem sich dann andere entgegensetzten. Eine allgemeine Direktion gab es nicht: die nach den Provinzen abgeschickten Oberhäupter verfuhren ein jedes nach seinem Belieben. Und bei weitem nicht alle Juden waren vereinigt: selbst in der Mitte der von ihnen eingenommenen Landschaften gab es feste Plätze, welche die weltliche Autorität von Jerusalem nicht anerkannten. Wie hätte sich eine durch Fanatismus zwar zusammengehaltene, aber zugleich wieder gespaltene, im Kriege ungeübte Population gegen die Allgewalt des römischen Imperiums behaupten können?

Nero hat sich dadurch ein Verdienst um Rom erworben, daß er den ausgezeichnetsten der römischen Heerführer, dem er sonst nicht wohlwollte, zu dem Krieg in Judäa bestimmte: es war Titus Flavius Vespasianus, der sich, wie erwähnt, in Britannien einen Namen gemacht und dann in Rom zu den höchsten bürgerlichen und priesterlichen Würden aufgestiegen war. Den Krieg unternahm er mit all dem Nachdruck, mit dem die Römer ihre Weltherrschaft zu behaupten wußten: er brachte ein Heer von 60000 Mann zusammen, mit einem Troß, in dem sich ebenso viele Bewaffnete befanden; unter den Verbündeten erscheinen orientalische Könige; selbst arabische Häuptlinge fehlten nicht. An der Spitze der Juden in Galiläa stand Josephus, den wir aus seinen Geschichtsbüchern als einen sehr unterrichteten, wohlgesinnten, seinem Vaterland eifrig ergebenen, aber doch keineswegs als einen Mann von eigentümlicher Begabung und großem Geist kennen lernen; er war in Rom gewesen und in eine zweideutige Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe getreten, indem er sich Eingang bei Poppäa Sabina verschaffte; von vornherein ließ sich nicht erwarten, daß er einem römischen Heere nachhaltigen Widerstand

leisten würde. Die Truppen, die er nach römischem Muster eingeübt hatte, liefen bei dem Anblick des römischen Heeres auseinander; eine Bergfeste, die er in guten Verteidigungsstand gesetzt hatte, und welche die Römer ein paar Wochen aufhielt, fiel dennoch in ihre Gewalt; er selbst geriet in die Hände des Siegers. Auch alle anderen Unternehmungen gelangen den Römern; nicht allein auf jenem großen Landsee, an dessen Ufer die erste Predigt des Evangeliums erschollen war, sondern auch auf dem Meere bei Joppe wurden die Juden nach tapferer, aber ungeordneter Gegenwehr überwältigt und zu vielen Tausenden entweder zu umfassenden Zwangsarbeiten des Staates bestimmt oder an Privatleute als Sklaven verkauft.

Vespasian erfreute sich der besten Aufnahme im Lande des Herodes Agrippa, der nach den mißlungenen Pacifikationsversuchen in enge Verbindung mit den Römern getreten war. Auch in dessen Gebiet hatten sich die jüdischen Bewegungen geregt, allein der verbündeten Macht ihres alten Fürsten und des römischen Feldherrn gegenüber konnten sie sich doch nicht behaupten. Die Stadt Tiberias unterwarf sich unter dem Vortritt ihrer einheimischen Magistrate und wurde dann auf Verwendung des Fürsten zu Gnaden angenommen, nur ein Teil der Mauern wurde geschleift. Besseren Widerstand leistete Tarichäa, wohin sich die Anführer des Aufstandes geflüchtet hatten. Es war eine der größten Handlungen des Titus, des Sohnes des Vespasian, daß er in die Stadt eindrang, eben in dem Augenblick, als die Eingeborenen mit den hinzugekommenen Fremdlingen in Entzweiung gerieten, — er war von ihrem Geschrei gleichsam eingeladen worden. Nach einem zur See und zu Lande erfochtenen Sieg schlug dann Vespasian sein Tribunal in Tarichäa auf, um über die Gefangenen Gericht zu halten. Er wäre geneigt gewesen, diese zu schonen; aber seine Umgebung erinnerte ihn, im Kampfe mit den Juden könne eine Gottlosigkeit gar nicht begangen werden.

Da nun noch einige andere Plätze in die Hände des Titus fielen, so geriet Jerusalem in eine verzweiflungsvolle Aufregung. Noch behauptete sich daselbst die Partei, welche den Krieg gewünscht hatte; allein in der isolierten Lage ließ sich ein Erfolg nicht mehr erwarten; Vespasian sah schon in der Eroberung von Tarichäa das Ende des Krieges.

So war Judäa sowohl wie Britannien niedergeworfen. Wenn man den römischen Standpunkt festhält, kann man nicht leugnen, daß die von einander so entfernten Unternehmungen, die jüdische und die britannische, doch in Bezug auf die äußere Macht zusammenhingen. Ein innerer Zusammenhang lag in der religiösen Bedeutung des Sieges. In Britannien wurde die vornehmste celtische Opferstätte vernichtet; hier wich der im Sinne des religiösen Partikularismus geleistete Widerstand Schritt für Schritt vor den Waffen der Römer, deren Überlegenheit keinem Zweifel mehr unterlag. Zu beiden Seiten siegte die Idee des Weltreiches. Indem das Imperium die Gegenwirkung erfuhr, die in den Grundbegriffen der neuen Lehre enthalten

war, erfocht doch nochmals die militärische Gewalt, auf der es beruhte, einen allumfassenden Sieg.

Da geschah nun aber, daß in Rom selbst ein Kampf entbrannte, der den Bestand des Reiches in Frage stellte.

Siebentes Kapitel.

Umwälzungen des Prinzipats in den Jahren 68 und 69 u. Ä. (821 und 822 d. St.).

Der Stifter der Alleinherrschaft hatte doch keine Dynastie gegründet. Das Haus der Claudier, dem er die Nachfolge bestimmte und hinterließ, zerfiel in sich selbst und wurde von Nero nahezu vernichtet; nur in ihm selbst sollte es repräsentiert sein. Wenn es dem Kaiser Tiberius gelungen war, die höchste Würde in Krieg und Frieden, nach innen und außen intakt zu erhalten, so verbanden sich in Nero die ungemessenen Ansprüche der Divinität mit der Unfähigkeit, den gewöhnlichen Regentenpflichten zu genügen.

In ihm kam die Kehrseite der Verbindung der griechischen Bildung mit der römischen zur Erscheinung. Was die Griechen, die doch unterworfen waren, bewunderten, erweckte die Mißachtung der Römer, denen die Herrschaft zugehörte.

Selbst das Anerkennenswerteste, was Nero that, war mit diesem Beigeschmack versetzt. Wenn er zur Ausführung eines Vorhabens schritt, das schon öfters beabsichtigt worden war und noch heute beabsichtigt wird, der Durchstechung des Isthmus von Korinth, so sagte man ihm nach, bei dem ersten Spatenstich, den er selbst that, habe er einen Gesang zu Ehren der Amphitrite angestimmt.

Indem der Inhaber der Gewalt beinahe lächerlich erschien, war er doch zugleich furchtbarer als jemals. Während er sich darin gefiel, unter den Griechen als Virtuose des Gesanges bewundert zu werden, ward die höchste Gewalt in Rom von einem seiner Freigelassenen ausgeübt. Man versichert, dieser sei ermächtigt gewesen, auch ohne Befragen des Kaisers Senatoren hinrichten zu lassen.

Wir bemerkten schon, daß die Grundlagen der Gewalt nicht mehr unerschüttert waren. Die Senatoren aus den vornehmsten Geschlechtern wurden nur durch persönliche Besorgnis in scheinbarem Gehorsam gehalten. Das Volk konnte die Hinrichtungen der echten Reste des cäsarisch-claudischen Hauses, an denen es festhielt, nicht verschmerzen. Die Prätorianer vermißten die Repräsentantin des Hauses des Germanicus, Agrippina. Und verkennen wir

es nicht: in den gewaltsam reprimierten Gesinnungen lag eine unverwüstliche Widerstandskraft; sie beeinflußten wenigstens in der Stille die allgemeine Stimmung. Auch gärte es hie und da bereits unter den Populationen; zwischen den Truppenführern und den Provinzialen bildete sich eine Art von gemeinschaftlichem Interesse, da die kaiserlichen Prokuratoren auf der einen Seite das Volk mit immer neuen Anforderungen bedrängten, auf der anderen den Befehlshabern beschwerlich fielen. Das wirkte nun alles zu einer Bewegung zusammen, die nach und nach hervortrat, aber in kurzem zu einem entscheidenden Ereignis führte.

Zuerst regte sich der Proprätor des lugdunensischen Gallien, Julius Vindex, der von einer vornehmen einheimischen Familie stammte.

An sich hätte es möglich scheinen können, durch die Verbindung römischer Einrichtungen mit den Kräften der Provinzialen eine Veränderung von Grund aus hervorzubringen. Dahin scheint der Gedanke des Vindex, der mit den angesehensten Eingeborenen in enge Verbindung trat, gegangen zu sein. Von Rom dachte er nicht abzufallen: die Provinzialen würden ihm dazu nimmermehr die Hand geboten haben. Sein Gedanke war, daß sich einer der großen Befehlshaber der benachbarten Legionen mit ihm verbinden und sich zum Imperator ausrufen lassen solle. Und in der That konnte sich aus den Legionen selbst der Imperator erheben, wie ja das Imperium von den Legionen ausgegangen war.

Der Legat des tarraconensischen Spanien, Servius Sulpicius Galba, trug kein Bedenken, sich in den letzten Zeiten Neros von demselben so gut wie unabhängig zu machen; davor aber, sich die höchste Gewalt als ein Nachfolger der Cäsaren anzumaßen, empfand er doch eine wohlbegründete Scheu. Er stellte sich als Legat des Senats und des römischen Volkes auf und erklärte, die höchste Würde nur dann in die Hand nehmen zu wollen, wenn der Senat es gutheiße.

Man kann kaum bezweifeln, daß der Senat mit Galba einverstanden war. Auch die Prätorianer, durch welche ja die Succession des augusteischen Hauses bei dem Übergang der Herrschaft von Caligula auf Claudius, von Claudius an Nero selbst aufrecht erhalten worden war, hielten an diesem nicht länger fest. Ein vorausgegangenes Verständnis zwischen den Oberhäuptern des Senats und den Führern der Prätorianer bildete höchstwahrscheinlich die Grundlage der ganzen Bewegung. Der Boden, auf dem Nero fest zu stehen glaubte, wankte unter den Füßen. Aber er war von seiner Divinität so durchdrungen, daß er davon nichts ahnte, noch besorgte. Gewaltthaten wurden gegen ihn nicht vollzogen; die Furcht reichte hin, ihn zu stürzen.

Als er sich von den wachthabenden Prätorianern verlassen sah, ergriff er die Flucht, wahrscheinlich in der Absicht, einer Anzahl von Truppen aus den germanischen Legionen, die er nach Alexandrien vorausgeschickt hatte, dahin nachzufolgen. Aber der Senat, der unter Augustus und Tiberius,

nicht minder bei dem Wechsel der späteren Regierungen, wieder zu einem universalen Ansehen gelangt war, faßte jetzt den Mut, seiner Stellung gerecht zu werden. Daran zwar dachte er nicht, wie bei dem Tode des Caligula, die Republik wiederherzustellen; er würde dadurch, wie damals, die Prätorianer beleidigt und zum Widerstande aufgerufen haben. Aber er sprach das Wort aus, durch welches der Kaiser außerhalb des Schutzes der Gesetze gestellt wurde: er erklärte denselben für einen Feind der Republik, und hierin fand er die Beistimmung der Prätorianer. Auf die Nachricht von diesem Beschluß hat sich Nero in der Villa eines Freigelassenen, wohin er sich geflüchtet hatte, bei dem ersten Lärm der heransprengenden Reiterei, von der er meinte, sie werde die Strafe eines Feindes der Republik an ihm vollstrecken, in aufgeregter Verzweiflung selbst umgebracht, wie man sagt, mit dem Bedauern, daß ein großer Künstler in ihm sterbe (9. Juni 68 u. Ä.). In dem Widerstreit zwischen der Verwaltung des Imperiums und persönlichen Gelüsten hat er gelebt: so kam er um.

So wenig Nero auch an sich bedeutete, so war doch sein Untergang das größte Ereignis, von welchem das römische Reich betroffen werden konnte. Das Imperium, das aus den inneren Entzweiungen mit Notwendigkeit hervorgegangen war, verlor plötzlich den Princeps, in welchem sich alle Momente der höchsten Gewalt, deren man nicht mehr entbehren konnte, konzentrierten. Auf das schwerste fiel es dann ins Gewicht, daß eine Succession überhaupt nicht bestand, und mit Nero, eigentlich durch ihn, das augusteische Haus vernichtet worden war, in dem sich die höchste Gewalt bisher fortgesetzt hatte. Die Ordnung des Weltreiches und — wenn wir soweit gehen dürfen — die Zukunft der Welt hing davon ab, wie er ersetzt werden würde.

Wollte man die Frage, wie sie damals vorlag, präcisieren, so lag sie darin, daß die verschiedenen Elemente, die das Reich konstituierten, durch die Macht des Augustus in einer Unterordnung gehalten wurden, die dazu diente, das Reich als solches aufrecht zu erhalten. Wenn es nun diesen Elementen nicht möglich war, ohne eine dirigierende oberste Macht zu bestehen: wie sollte eine solche aus ihnen selbst emporsteigen, wie sollten sie fähig sein, den Augustus zu ersetzen, der sie bisher beherrscht hatte?

Wir begleiten einfach die Entwickelung der Thatsachen.

Überzeugt von seinem Recht, in solchen Fällen selbst einen Kaiser zu bezeichnen, trug der Senat kein Bedenken, Galba als den wahren Imperator anzuerkennen.

Doch war damit noch nichts definitives geschehen, da die Prärogative des Senats keineswegs über alle Zweifel erhaben und das Reich in einer allgemeinen Gärung war. Daß man den Ansprüchen des Vindex, die vielleicht die bestberechtigten von allen waren, hätte Rechnung tragen sollen, ließ sich nicht erwarten, da sie dem Prinzip der alleinherrschenden Militärgewalt zuwiderliefen. Wenn Vindex an der Spitze der Provinzialen eine selbständige Haltung annahm und den nächsten Oberbefehlshaber, Galba, aufforderte, mit

ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, so ist es verständlich, wenn Galba, der nicht einmal von seinem eigenen Kriegsheer erhoben sein wollte, diese Forderung von sich wies. Vindex erlag der Übermacht der römischen Truppen. Von den obergermanischen Legionen, die unter Verginius Rufus gegen ihn anrückten, niedergeworfen, hat er sich in der Verzweiflung selbst getötet. Wohl hielten sich nun diese selbst für berechtigt, ihren Anführer Verginius Rufus zum Imperator auszurufen; aber dieser lehnte das ab, ohne Zweifel aus Rücksicht auf den Senat — wie er in seiner Grabschrift angedeutet hat —, der sich bereits für Galba entschieden hatte.

Servius Sulpicius Galba gehörte — ähnlich wie das Oberhaupt der letzten Verschwörung gegen Nero, Calpurnius Piso — einer jener vornehmen Familien an, die sich, obwohl von echt republikanischer Vergangenheit, doch dem augusteischen Hause angeschlossen hatten. Sein Ältervater hatte sich an der Verschwörung gegen Cäsar beteiligt und war in den Stürmen, die darauf folgten, umgekommen. Den Enkel desselben finden wir jedoch wieder im Einverständnis mit dem cäsarischen Hause, so daß er zur Würde des Konsulats gelangte. Er vermählte sich mit einer Urenkelin des Zerstörers von Korinth, Mummius, die die Mutter des Servius Sulpicius Galba wurde.

Das meiste verdankte dieser wohl der zweiten Gemahlin des Vaters, Livia Ocellina, deren Ehrgeiz dadurch befriedigt worden war, daß sie sich in dies vornehme Geschlecht verheiratete, und die ihn adoptierte. Sie stand mit Livia, der Gemahlin des Augustus, in freundschaftlicher Verbindung; sie hinterließ ihm ihre Reichtümer, Livia selbst hat ihn in ihrem Testament reich bedacht. Auch bei Tiberius blieb er in Ansehen. Er gehörte zu den Freunden des Claudius; es gab einen Moment, wo er selbst durch Verbindung mit der jüngeren Agrippina in die kaiserliche Familie kommen zu können schien. Er verschmähte jedoch die Hand der Agrippina und konnte dann als der geborene Gegner der Kombination betrachtet werden, die sich unter ihrem Einfluß vollzog. Als diese zusammenbrach, wurde Galba als der geeignetste Mann betrachtet, um die erledigte höchste Stelle einzunehmen. Nicht eine bloß legislative Institution jedoch war das Kaisertum; das Geschlecht der Cäsaren und Claudier hatte Sympathien, die sich nicht so ohne weiteres auf neue Herrscher übertragen ließen. In Rom selbst regte sich ein gewisser Widerstand gegen Galba.

Der Präfectus Prätorio, Nymphidius Sabinus, mißvergnügt darüber, daß Galbas nächste Freunde nicht eben seine waren, hat einen Versuch gemacht, ihn durch Hülfe der Prätorianer, denen er sagte, daß er selbst ein Sohn des Cajus Cäsar sei, zu verdrängen. Aber der Versuch des Nymphidius scheiterte an dem Widerstand der Prätorianer selbst; im Auflauf wurde er getötet.

So erschien Galba in Rom. Er ließ wohl vernehmen, er wäre nicht abgeneigt, die Republik wiederherzustellen; aber die Weltherrschaft erfordere nun einmal eine einheitliche Leitung. Es war, als wenn ein Cato — wie

denn der Urgroßvater Galbas ein Bundesgenosse Catos gewesen war — den Thron der Cäsaren bestiegen hätte: ein Mann, dem die alten Gesetze heilig waren, streng in seinen Sitten und sparsam. Die Anhänger und Werkzeuge Neros fanden keine Gnade bei ihm. Schon vor seinem Einzug in Rom warf er eine Truppe von der Seemannschaft, welche die Bestätigung der ihnen von Nero verliehenen Privilegien mit Ungestüm forderte, durch seine Reiterei gewaltsam nieder.

In Rom trug er vor allem Sorge, das Gemeinwesen der Delatoren zu entledigen, die in den letzten Jahren sich als besonders verderbliche Helfershelfer der Gewaltsamkeiten erwiesen hatten. Ohne Säumen rief er die Verbannten zurück und vernichtete alle Schenkungen an Geld oder Land, durch welche Nero das Reich geschädigt hatte. Die Sklaven waren unter Nero ihren Herren durch freiwillige oder provozierte Angebereien gefährlich geworden; Galba stellte die unbedingte Herrschaft der Herren über die Sklaven wieder her. Auf diesem Eigentumsrecht aber beruhte die damalige Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft; Nero hatte sie erschüttert, Galba befestigte sie wieder. Das geschah nicht gerade von dem einen aus Vorliebe für die individuelle Freiheit, von dem anderen aus Haß gegen dieselbe; sondern was der eine gethan, weil es sein Vorteil war, das widerrief der andere eben deshalb, weil es ein Moment der früheren Regierung gebildet hatte. Von dem augusteischen Hause wollte sich Galba keineswegs absondern; er nahm an den sakralen Einrichtungen zum Andenken des Augustus Anteil und ließ die Gebeine der von Nero gemordeten Mitglieder dieser Familie in das Grabdenkmal des Augustus bringen. Dem Senat, durch dessen Ausspruch er Imperator geworden war, widmete er volle Anerkennung. Und so viel erreichte er in der That, daß ihm alles gehorchte, ein allgemeiner Vorteil schien es zu sein, daß man von dem Anspruch der Divinität zu einer Verwaltung, die sich auf die alten Gesetze stützte, überging.

Einen Widerspruch gab es jedoch, der noch nicht überwunden war; er entsprang aus der Eifersucht der Legionen untereinander. Darin waren sie einig, daß das Imperium auf der bewaffneten Macht beruhen müsse. Aber es war doch nur Ein militärischer Körper gewesen, der an der Erhebung Galbas teilgenommen hatte. Den Vorzug, den dieser dadurch erlangte, wollten ihm die anderen nicht zugestehen.

Besonders war das bei den Legionen der Fall, die in zwei verschiedenen Lagern zur Verteidigung der Rheingrenzen aufgestellt waren. Sie hatten die Bewegung des Vindex, der ja einen Teil der Gallier für sich hatte, niedergeschlagen und waren, wie schon berührt, nur durch die Weigerung des Verginius Rufus abgehalten worden, diesen selbst auf den Thron zu erheben, und hatten nun, wiewohl nicht ohne Murren, Galba anerkannt. Aber die Abberufung des Verginius Rufus, die Bestellung eines neuen Oberbefehlshabers, auch die Härte, mit welcher Galba die gallischen Populationen, die gegen Vindex zusammengestanden, behandelte, brachten eine Aufregung her-

vor, welche beim Jahreswechsel zum Ausbruch kam. Als die Eidesleistung für Galba wiederholt werden sollte, weigerten sich zuerst die oberrheinischen Legionen, an deren Spitze als ihr Legat Alienus Cäcina stand, ein persönlicher Gegner Galbas, von dem er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder in Anspruch genommen worden war. Unter den niederrheinischen war es der Legat der Legionen, Fabius Valens, der dafür hielt, daß seine Dienste von Galba nicht gehörig gewürdigt und belohnt worden seien. Die oberrheinischen Legionen, die die Eidesleistung verweigert hatten, verhehlten sich nicht, daß sie bei diesem Schritt nicht stehen bleiben dürften. Denn wiewohl sie Senat und Volk als ihre Oberen anerkannt hatten, so leuchtete doch ein, daß ihr Beginnen der Prärogative des Senats selbst, durch welchen Galba zur höchsten Würde gelangt war, entgegenlief.

Und schon waren sie aufmerksam gemacht worden, daß der den Legionen am Niederrhein von Galba selbst vorgesetzte Oberbefehlshaber Aulus Vitellius, der Sohn jenes Censors Vitellius, der einst an den Schritten, welche schließlich zur Erhebung Neros führten, den größten Anteil genommen hatte, wohl dahin zu bringen sein werde, sich an ihre Spitze zu stellen. Vitellius hielt sich in Colonia Agrippina auf und war eben bei Tafel, als ihm die Nachricht von dem, was am Oberrhein geschehen sei, gebracht wurde. Er meinte, nur die Wahl zu haben, ob er die oberrheinische Bewegung mit Gewalt dämpfen oder sich von beiden Heeresabteilungen zum Imperator ausrufen lassen solle. In diesem Augenblick langten niederrheinische Truppen an, die ihn auf Antrieb des Valens zum Imperator ausriefen. Es war nicht eigentlich der Ehrgeiz des Vitellius, von dem die Bewegung ausging; aber er machte doch keinen Versuch, sich ihr zu widersetzen. Er nahm die Würde an, die ihm die beiden Truppenkörper boten, was ihm sofort eine große Stellung in der Welt verschaffte.

Als die Nachricht von dieser Empörung nach Rom kam, täuschte sich niemand darüber, daß sie nicht ohne Krieg werde unterdrückt werden können. Aber zu diesem Zweck mußte eine vorläufige Schwierigkeit beseitigt werden.

Galba war alt und kinderlos, und was schon unter den Cäsaren geschehen, daß der regierende Fürst seinen Nachfolger bestimmte, erschien bei dem Ausbruch dieser Verwickelung notwendig. Mochte Galba selbst gegen die Germanen ins Feld ziehen oder auch nicht, so mußte er sich einen Nachfolger ernennen, um bei dem Schwanken aller Dinge die Zukunft einigermaßen zu sichern.

Eine solche Ernennung war nun aber wieder ein großer Akt der höchsten Gewalt, der bisher noch immer in Übereinstimmung mit den Prätorianern vollzogen worden war. Mit denen aber war Galba durch seine Haltung überhaupt zerfallen. Er hatte ihnen die Geschenke versagt, die sie sowohl von Claudius als von Nero bei ihrem Regierungsantritt erlangt hatten; denn Verhältnisse dieser Art waren es eben, denen der neue Imperator ein

Ende machen wollte. Er hat wohl gesagt, er kaufe seine Soldaten nicht, sondern er befehle ihnen.

Nun gab es aber in der Umgebung Galbas selbst einen Mann, der mit den Prätorianern und den übrigen Truppen in der Hauptstadt in Verbindung stand und persönlich kein Mittel versäumte, ihre Zuneigung zu erwerben: Marcus Salvius Otho. Früher in einer sehr zweideutigen Beziehung intimen Vertrauens zu Nero, dann mit der Verwaltung einer Provinz betraut, war er doch mit denen in bestem Verständnis geblieben, welche noch von Neros Zeit her Ansehen in dem Prätorium besaßen. Otho hielt sich nun, und vielleicht nicht mit Unrecht, für den geeignetsten Mann, zum Kampfe mit Vitellius bestimmt und zu diesem Zweck von Galba adoptiert zu werden. Aber Galba wäre den Ideen, in denen er lebte, untreu geworden, wenn er einen Menschen von so zweifelhaftem Rufe zu seinem Nachfolger bestimmt hätte. Er zog ihm einen jungen Mann von untadelhafter Gesinnung, der dem Hause der Pisonen, zwar nicht durch Geburt, aber durch Adoption angehörte, vor. In dieser Wahl sah nun Otho, der überhaupt in der Umgebung Galbas mehr Feinde als Freunde hatte, eine Gefährdung für sich selbst. Der Gedanke erwachte in ihm, sich nach dem Vorgang der germanischen Legionen von den Prätorianern zum Imperator ausrufen zu lassen, — wenn nämlich diese Absicht wirklich in ihm entstanden und ihm nicht von seinen Anhängern in dem Prätorium, welche weder von Galba noch von Piso hören wollten, eingegeben worden ist. Die Sache nahm einen ebenso raschen als schrecklichen Verlauf.

Otho, der noch eben an dem Morgenopfer Galbas teilgenommen, ließ sich, da der Haruspex nach dem Befund des Opfertieres dem Imperator Unglück geweissagt hatte, wahrscheinlich auch dadurch in seinem Vorhaben bestärkt, von einer kleinen dienstbereiten Schar von Prätorianern in das Lager derselben tragen, wo es zwar eine Gegenpartei gab, die aber jetzt nichts mehr vermochte; Otho wurde hier zum Imperator ausgerufen. Er hat den Prätorianern Versprechungen von weitester Ausdehnung gemacht.

Galba ging von dem Morgenopfer nach dem Kapitol, um auch dort zu opfern, als man ihm Nachricht von der Erhebung Othos brachte. Anfangs meinte man, sie sei mißlungen. Vor dem Imperator selbst erschien ein Bewaffneter, welcher behauptete, Otho getötet zu haben. „Mann", sagte Galba, „wer befahl Dir das?" In diesem Augenblick aber wurde er bereits von dem Aufruhr, der keineswegs unterdrückt worden war, erreicht und in seiner Sänfte übermannt. Wie man erzählt, hat er den Mördern zuletzt seine Kehle mit den Worten dargeboten: man möge sie ihm durchschneiden, wenn es so für das Gemeinwesen gut wäre. Auch Piso wurde in dem Heiligtum der Vesta, wo ihn weder sein Versteck noch die Religion schützte, umgebracht.

In einem momentanen militärischen Tumult ward Otho Herr und Meister der Hauptstadt. Die Senatoren, von Angst für sich selbst ergriffen, zumal da sie sich vielfach gegen Otho ausgesprochen hatten, verstanden sich

dazu, ihm die tribunicische Gewalt und den kaiserlichen Titel zu votieren. Er selbst fand es nicht ratsam, die Verbannungen oder auch die Vergabungen zu erneuern, welche Galba abgestellt hatte; er versäumte nichts, um die Gunst der Menge zu erlangen. Für ihn selbst und, wie die Dinge jetzt standen, für Volk und Senat kam alles darauf an, den Bewegungen der germanischen Legionen entgegenzutreten. Versuche, eine Verständigung anzubahnen, führten nur zu gegenseitigen Schmähreden. Der offene Kampf mußte zwischen Otho und Vitellius entscheiden. Zwei Imperatoren traten dergestalt einander gegenüber, beide Genußmenschen, wie die damalige Gesellschaft sie hervorbrachte, von einem verwegenen Ehrgeiz erfüllt, die aber beide zugleich einem fremdartigen Interesse dienten: der eine dem der Prätorianer, das in Rom wieder die Oberhand gewonnen hatte, so daß sich Senat und Volk ihm fügten; der andere dem der Legionen, welche das Recht in Anspruch nahmen, einen Imperator aufzustellen — mochte der römische Senat dazu sagen, was er wollte.

Ohne sich lange zu bedenken, rückten die rheinischen Legionen gegen Italien vor, um sich der Hauptstadt zu versichern. Die oberrheinischen Truppen überstiegen unter Führung Cäcinas die penninischen, die niederrheinischen, die sich Galliens versichert hatten, unter Valens die cottischen Alpen. Sie beherrschten den Westen des Reiches. Dagegen waren die östlichen Provinzen in diesem Augenblick mehr für Otho, als gegen ihn, und Italien stand entschieden auf seiner Seite: denn trotz der Gewaltsamkeit, mit der er zur höchsten Stelle gelangt war, repräsentierte er doch die Herrschaft Roms über den Erdkreis. Die germanischen Legionen setzten sich ihm mit derselben Einseitigkeit entgegen, mit der sie von Galba abgefallen waren. Ihre Stärke lag in dem Impuls ihres Vordringens. Zwar konnte ihnen Otho mit einer stattlichen Macht entgegenziehen, und bei dem ersten Zusammentreffen beider Heere in der Nähe jener Kolonien, durch welche Oberitalien den Römern unterworfen worden war, behaupteten sich seine Truppen in der einen, Placentia, während die andere, Cremona, von Cäcina eingenommen wurde. In den Scharmützeln, die dann folgten, hatten die Othonianer sogar bisweilen die Oberhand. Aber als es auf der Landstraße, die von Brixellum nach Cremona führt, bei Bedriacum zum Kampfe kam, überwog die Kriegsübung der germanischen Legionen. Die Othonianer erlitten eine vollständige Niederlage.

Fast noch mehr, als die verlorene Feldschlacht, fiel die unerwartete Folge, die sie nach sich zog, ins Gewicht. Otho gab seine Sache verloren und tötete sich selbst, nicht ohne Großheit; man ist in Erstaunen, wenn man die Berichte der Schriftsteller über sein früheres Verhalten und sein damaliges miteinander vergleicht. In den ersten erscheint er höchst verwerflich, in den anderen bewunderungswürdig. Will man ihn verstehen, so muß man sich erinnern, daß er von Anfang an hauptsächlich durch superstitiöse Auslegung vorgekommener Wunderzeichen, fast widerstrebend, zu seinem Unternehmen

fortgerissen worden ist. Entgegengesetzte Wunderzeichen riefen in ihm die Besorgnis hervor, daß er Unrecht gethan und sich in eine Sache eingelassen habe, die er nicht durchführen werde. Innerlich teilte er den Abscheu der damaligen Generation gegen eine Erneuerung der Bürgerkriege; man bemerkte, daß er erzitterte, wenn Brutus und Cassius genannt wurden. In dem Ausgang der Schlacht nun sah er ein Zeichen, daß die Götter gegen ihn seien. Für die Sache, die er nicht ohne Leichtsinn unternommen hatte, wollte er sich doch den Eventualitäten eines langen Kampfes und einem schimpflichen Tode nicht aussetzen. Die Vorstellungen von den Hülfsquellen, die er noch besitze: Italien, den illyrischen Provinzen, den Legionen im Orient, machten ihm keinen Eindruck mehr. Er wußte seine Umgebung von sich zu entfernen und fiel dann in sein Schwert. Der Tod Othos bildet eins der wesentlichsten Momente im Gange der Ereignisse.

Erst nach erfochtenem Sieg erschien Vitellius, der bereits allenthalben als der neue Fürst fast mit königlichen Ehren empfangen wurde und den Genuß des Sieges in sich schlürfte. Auf dem Leichenfelde von Bedriacum soll er gesagt haben: kein Geruch sei so angenehm, wie der des erschlagenen Feindes. Das Wort ist vielleicht erfunden; gewiß ist, daß Vitellius nicht das mindeste Mitgefühl über den Tod so vieler seiner Mitbürger an den Tag legte; er nahm die unabwendbaren Folgen eines Bürgerkrieges, vor denen Otho erschrak, unbedenklich an. Verwandte Galbas, welche ihm gefährlich schienen, ließ er umbringen; Otho hatte sie nur verbannt. Die prätorischen Kohorten wurden aufgelöst und lieferten ihre Waffen ab. Die Senatoren dagegen, die dem Otho in großer Zahl ins Feld gefolgt und damals in Bononia versammelt waren, erhielten, als sie das Schlimmste erwarteten, eine gnädige Botschaft von Vitellius, der zwar den Titel eines Augustus noch verschmähte, aber sich die wesentlichen Zeichen der Autorität votieren ließ. Seine Mutter hat er dann doch als Augusta begrüßt. Sowie er und sein Heer sich sicher glaubten, überließen sie sich jeder Ausschweifung und Gewaltsamkeit.

Sollte nun aber eine solche durch Empörung einiger Legionen, eine blutige Schlacht und Eroberung errungene höchste Gewalt Bestand haben? Dazu hätte vor allem gehört, daß die übrigen Legionen den beiden Truppenkörpern, die den Sieg erfochten hatten, accediert wären. Von vornherein aber war das nicht zu erwarten. Der Anspruch, den die Legionen von Ober- und Untergermanien unter dem Einfluß des Cäcina und Valens kundgegeben hatten, lebte auch in den übrigen. Von Vitellius lag es am Tage, daß er nur ein Werkzeug in den Händen derer war, die er anführte. Die illyrisch-mösischen Legionen hatten den Sieg von Bedriacum eigentlich nicht als eine Niederlage ihrer Partei anerkannt; sie zerrissen die Fahnen des Vitellius, die man ihnen entgegentrug, und verharrten in einer fortwährend widerspenstigen Haltung. Aber die Hauptanregung ging doch von einer anderen Seite aus.

Die Anstrengungen, die der jüdische Krieg nötig gemacht, die glücklichen und ruhmreichen Handlungen, zu denen er führte, hatten in den orientalischen

Legionen ein verdoppeltes Selbstgefühl erweckt. Es waren ihrer neun, die in Ägypten, Judäa und Syrien standen, unter drei Oberhäuptern, die im Kriege gegen Judäa zusammengewirkt hatten: dem Präfekten von Ägypten, Alexander, dem Konsularlegaten von Syrien, Licinius Mucianus, und dem eigentlichen Kriegsanführer in Judäa, Titus Flavius Vespasianus. Der vornehmste von Geburt und zugleich in diesen Angelegenheiten, so weit man sehen kann, der wirksamste war Mucianus. Seine Herkunft, sein Reichtum, der Umfang seiner Provinz, die er auch dadurch beherrschte, daß er sich den griechischen Sitten anschloß, wie er denn einmal im Theater von Antiochia Staatsangelegenheiten vorgebracht hat, verschafften ihm das höchste Ansehen. Man kann nicht daran zweifeln, daß er sich ursprünglich auf der Seite Othos hielt; unter den Verbündeten desselben werden die syrischen Legionen ausdrücklich genannt. Von Vespasian ist dies nicht so gewiß. Er war von geringer Herkunft und eben deshalb von Nero nach Judäa geschickt worden, weil man von ihm nichts zu fürchten habe, aber auch mit Galba in gutem Vernehmen geblieben. Um sich Instruktionen für die Fortsetzung des Krieges einzuholen, machte sich der ältere Sohn Vespasians, Titus, in Person auf die Reise. Man schreibt ihm die Absicht zu, selbst von Galba adoptiert zu werden, was wegen seiner Tapferkeit, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit sehr möglich schien. Aber schon in Korinth vernahm er von der Katastrophe Galbas und eilte zu seinem Vater zurück. Mit Otho brachen sie darum nicht. Der zweite Herodes Agrippa, der sich dem Vespasian in Judäa angeschlossen und Titus auf seinem Wege begleitet hatte, begab sich nach Rom und hat dann ein gutes Vernehmen aufrecht erhalten. Denn mit den Prätorianern konnte man sich verständigen, nicht aber mit den Legionen, die ein gleiches, das heißt in diesem Falle das entgegengesetzte Interesse durchführten. Man meinte sogar, Vitellius denke, die germanischen Legionen selbst nach Syrien zu verpflanzen. Wahrscheinlich doch von allem Anfang an ist es Mucianus gewesen, der sich Absichten dieser Art aus seinem eigenen Interesse, dem der Legionen und des mit demselben verwachsenen Landes entgegenstellte. Vespasian las zwar in seinem Lager den an Vitellius zu leistenden Eid vor, aber er leistete denselben nicht, ebensowenig die Kriegsvölker. Zwischen den drei Provinzialoberhäuptern kam es unter Vermittelung des Titus zu einem Verständnis. Nicht Vitellius, sondern Vespasian selbst wurde in Alexandria und Antiochia zum Imperator ausgerufen. Vespasian hielt sich in Cäsarea auf; eines Tages, als er aus seinem Schlafgemach heraustrat, begrüßten ihn seine Leute als Imperator.

Es war die ganze östliche Reichshälfte, die sich nun gegen Vitellius in Bewegung setzte. Die Heerführer sorgten dafür, daß sie an den Grenzen keine Feindseligkeiten zu erwarten hatten. Mucian, der über eine ansehnliche Flotte gebot, gewann dadurch eine den Westen des Reiches zugleich zur See und zu Lande bedrohende Stellung. Vor allem konnte er auf die mösischen Legionen zählen, von welchen eine, die dritte, unter ihm gedient hatte. Von

denen wurden dann die pannonischen und von diesen die illyrisch-dalmatinischen Truppen in dem gleichen Sinne angeregt. Auch in Spanien, Britannien, selbst in Gallien unterhielten sie Einverständnisse mit den Kriegsvölkern. Es hatte das Ansehen, als ob die gegen die Feinde aufgestellten Legionen von allen Grenzen her die Richtung gegen Italien, dem sie doch ursprünglich angehörten, nehmen würden, um die unrechtmäßige Gewalt, deren sich die germanischen bemächtigt hatten, und die Autorität des von denselben aufgestellten Imperators zu vernichten.

Doch waren die Absichten weder Vespasians noch Mucians auf eine Erneuerung des Bürgerkrieges gerichtet; sie hofften auch ohne eine solche zum Ziele gelangen zu können. Vespasian meinte, der Abfall der reichsten Provinzen und besonders Ägyptens, wovon die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln abhänge, werde die Folge haben, daß die germanischen Legionen den übrigen ebenfalls beiträten. So glaubten die orientalischen Heerführer, zumal da die Strömung der öffentlichen Meinung gegen Vitellius ging, einen unblutigen Sieg erringen zu können. Als die mösisch-pannonischen Truppen gegen Aquileja herangezogen waren, forderte Mucian sie auf, bis auf weiteres innezuhalten.

Aber fast niemals ist es möglich, einem einmal entbrannten Kampfe, in welchem Blut geflossen ist, durch friedliche Verhandlungen ein Ende zu machen. Die illyrisch-pannonischen Legionen waren, wenngleich nur in geringer Zahl, in dem ersten Kampfe am Po mitbeteiligt gewesen; sie brannten vor Begier, die Scharte auszuwetzen, die ihnen beigebracht worden war. An ihrer Spitze stand Antonius Primus, wohl der erste unter den Provinzialen — er stammte aus der Kolonie Tolosa in Gallien —, die in die Geschicke von Rom entscheidend eingegriffen haben. Er verstand es, die illyrischen Legionen nach und nach um seine Fahnen zu scharen und so mit sich vorwärts zu führen. Auf dem Wege durch die Sitze der Veneter, ließ er überall die umgestürzten Bildnisse Galbas wiederherstellen: denn an dessen Andenken vor allem schloß er sich an. Es gelang ihm in Verona, wo die verschiedenen Truppenteile sich versammelten, die Irrungen, die sich noch unter denselben regten und nicht selten zu aufrührerischen Tumulten führten, niederzuschlagen, so daß seine Autorität die allgemeine wurde. Die Sarmaten, mit denen diese Truppen an der Donau zu kämpfen hatten, waren pacifiziert; von den Germanen hatten sich zwei suevische Könige, Sido und Italicus, ihm angeschlossen: sie mögen zu denen gehört haben, welche bei der Auflösung des Marbodschen Reiches selbständig wurden. Dieser Andrang von den Alpen her hatte unmittelbar den Abfall der Flotte von Ravenna zur Folge; denn die Seemannschaften gehörten den dalmatinischen und pannonischen Truppen an. Da wäre es nun wohl zu erklären, wenn in den germanischen Legionen, die an der postumischen Straße bei Hostilia Stellung genommen, eine unsichere Haltung eingetreten wäre. Wenigstens wurde der erste Führer ihrer autonomen Bewegung, Cäcina, von dem man behauptet, er habe schon

früher ein Verständnis mit den Gegnern angeknüpft, nunmehr bewogen, ein solches einem vertrauteren Kreise von höheren und niederen Offizieren anzuraten und sie zur Anerkennung Vespasians aufzufordern, die dann erfolgte. Aber es war nur ein kleiner Teil der Truppen, der sich hiezu fortreißen ließ; in der Mehrzahl erwachte die Erinnerung an den früher über denselben Feind erkämpften Sieg und ihre Waffenehre. Cäcina selbst wurde von ihnen in Ketten gelegt; unter anderen, neugewählten Führern zogen sie nach dem befestigten Cremona zurück, von wo ihr Glück ausgegangen war.

Mit um so größerer Heftigkeit drangen nun die illyrischen Legionen des Antonius von Verona nach Bedriacum vor, und da kam es dann zu einem nochmaligen Kampf, der mit der größten Erbitterung geführt wurde. Zum erstenmal seit den Bürgerkriegen schlugen die römischen Legionen ernstlich mit einander. Den Kriegseifer und das Selbstgefühl, welches an den Grenzen im Kampfe gegen die Anwohner derselben erworben und genährt worden war, wandten die entzweiten römischen Heere nun selbst gegen einander. Der Erfolg war eine Zeit lang sehr zweifelhaft. Antonius Primus hat bei dem ersten Zusammentreffen einen Fahnenträger, der zurückwich, getötet, die Fahne ergriffen und sie gegen die Feinde gewendet. Als diese zurückgeworfen waren, hielt er seine Truppen nur mit Mühe davon ab, sogleich gegen das wohlbefestigte Cremona heranzustürmen, und zwar sehr zur rechten Stunde: denn eben damals wurde die Besatzung dieses Platzes durch den Zuzug anderer Scharen verstärkt, und diese schickten sich unverweilt an, die illyrischen Legionen selbst anzugreifen. Es war das Verdienst des Antonius, daß er seine Leute auf und an der Heerstraße sammelte und in einer solchen Ordnung aufstellte, daß sie dem Gegner Widerstand leisten konnten. Man kämpfte die ganze Nacht, man schlug bei Mondenschein; als die Sonne über dem Leichenfelde emporstieg, hat die mösisch-syrische Legion dieselbe in orientalischer Weise angebetet. Aber die Führung des Antonius war bei weitem die bessere; er wußte die vitellianische Schlachtordnung, als sie zu schwanken anfing, zu durchbrechen und zu zersprengen. In diesem Kampfe ist es zu dem entsetzlichen Ereignis gekommen, daß ein Soldat seinen Vater, der bei den Vitellianern stand, erschlagen und erst in dem Augenblick, als keine Rettung mehr war, erkannt hat. Er flehte seine Kameraden an, ihn deswegen nicht als Vatermörder zu verdammmen; denn in der Feldschlacht sei der Soldat, der nur dem Befehl gehorche, nicht dafür verantwortlich, was durch ihn geschehe.

Bei Tacitus, der hier aus den Berichten von Zeitgenossen und Teilnehmern am Kampfe, wie Vipsanius Messala, schöpft, muß man lesen, wie dann das Lager der feindlichen Truppen erstürmt, Cremona eingenommen und verbrannt worden ist. Antonius Primus ward eines Anteils an den Greueln bezichtigt, die dabei vorgefallen sind; doch hat er Cäcina gerettet und zu Vespasian bringen lassen. Was von den Geschlagenen noch am Leben war, wurde nach Illyrien geschickt. Die Vitellianer waren damit noch nicht vernichtet. Aber

auch in dem Lager von Carsulä, wo sie wohl hätten widerstehen können, wurden sie doch von dem Gefühl, daß ihre Sache eine verlorene sei, ergriffen und hielten nicht länger stand. Die Flotte von Misenum, Campanien, die samnitischen Völkerschaften fielen nacheinander von Vitellius ab: das Imperium war auf die Hauptstadt eingeschränkt.

Hier hatte Vitellius, kein böser Mensch, wie er war, noch eine Partei für sich; das in den Tribus versammelte Volk versprach, ihm zur Seite zu stehen; Ritter und Senatoren wohnten der Versammlung bei. Aber auch eine Gegenpartei gab es, an deren Spitze der Präfectus Urbi, Flavius Sabinus, der ältere Bruder Vespasians, stand, um welchen sich allmählich alles sammelte, was wahrhaft Ansehen und Macht besaß. Vitellius, der die Gewalt angenommen hatte, weil man sie ihm darbot, wurde, als er die Überlegenheit seiner Feinde wahrnahm, dazu vermocht, bei einer Zusammenkunft mit Sabinus sich für zufriedengestellt zu erklären, wenn ihm in Italien ein ehrenvoller Wohnsitz zugesichert würde; in den allgemeinen Abfall von seiner Sache stimmte er gewissermaßen ein — er selbst gab sich auf. Er verließ in der That die kaiserliche Wohnung, um fortan als Privatmann zu leben. Dem aber setzte sich der Überrest der germanischen Legionen entgegen; sie wollten die Abdankung des Mannes, den sie zum Imperator gemacht hatten, nicht zugeben: und Vitellius, eine Natur, die immer von dem im Moment stärkeren Zuge der Dinge fortgerissen wurde, trat wieder als Imperator auf. Hierüber kam es nun in Rom selbst zu offenem Kampf; der Präfectus Urbi besetzte mit seinen Anhängern das Kapitol, die Gegner griffen ihn daselbst an. In diesem Kampf ist das Kapitol in Flammen aufgegangen; Flavius Sabinus geriet in die Hände der Vitellianer, er wurde ermordet und seine Leiche in die Gemonien geschleppt.

Noch hatten die siegreichen Legionen gezögert, nach Rom vorzudringen, weil sie auf die getroffene Abkunft trauten; allein dies Ereignis veranlaßte sie zur Erneuerung der Feindseligkeit mit offener Waffe. Die Vitellianer konnten den eindringenden Gegnern keinen Widerstand leisten; das Volk sah jetzt, als es so weit gekommen war, dem inneren Kampfe wie einem Schauspiel zu. Nur in dem Prätorium wurde ein ernstlicher Widerstand geleistet. Die alten Prätorianer, die bei den bisherigen Ereignissen sehr thätig gewesen und den Kern der flavianischen Truppen gebildet hatten, konnten sich ihres von den Gegnern eingenommenen Sitzes nicht ohne den blutigsten Kampf bemächtigen. Endlich aber geschah es, und soweit griff der Abfall um sich, daß ein Soldat, der den vitellianischen Legionen angehörte, der erste war, der seine Hand gegen Vitellius erhob, der in einem Versteck aufgefunden und herbeigeschleppt wurde. Nicht ohne Würde sagte Vitellius: „Ich war doch dein Imperator.“ Vitellius wurde nach den Gemonien geschleppt und dann ermordet.

So endigte dies Regiment, dessen Kern in dem Anspruch der Legionen des oberen und unteren Germaniens lag, dem Reiche eigenmächtig einen

Imperator zu geben. Der Versuch war einen Moment gelungen, aber er hatte eine Gegenwirkung in dem gesamten Reiche hervorgerufen. So war es nun einmal, daß die öffentliche Macht auf den Legionen beruhte, die, in verschiedenen Truppenkörpern vereinigt und immer im Kampfe an den Grenzen beschäftigt, ein besonderes Selbstgefühl in sich trugen und entfernt davon waren, dem einen oder dem anderen einen Vorzug gestatten zu wollen. Nur aus der Übereinstimmung aller konnte ein neuer Imperator hervorgehen. Ein solcher aber war nun Titus Flavius Vespasianus, dem der allgemeine Abfall von Vitellius zu statten kam; denn eigentlich unter seinem Namen war derselbe vollzogen worden.

Von der bewaffneten Macht dazu berufen, die Stelle der Cäsaren einzunehmen, befand sich Vespasian gleichwohl in einer ganz anderen Lage, als diese. Denn von den Cäsaren war die Gründung ausgegangen; die Verpflichtung der Legionen gegen das augusteische Haus bildete die Grundlage der gesamten Verfassung. Wenn nach dem Abgange Neros sich unter diesen ein Streit erhoben hatte, wer an dessen Stelle treten sollte, so war die Frage durch einen langen und blutigen Waffengang zwischen ihnen selbst entschieden, die Eigenmacht der rheinischen Legionen gebrochen, Vespasian durch Übereinstimmung aller zur ersten Stelle berufen worden. Aber die Bedeutung der alten Bürgerkriege hatte dieser Kampf doch nicht: es war ein großes Ereignis, daß das Imperium aufrecht erhalten wurde; allein mit der Gründung desselben ließ es sich nicht vergleichen. Vespasian war nichts als ein durch die Macht der Legionen emporgekommener Heerführer.

Demgemäß gestaltete sich auch das Verhältnis des Vespasian zum Senat in eigentümlicher, bisher noch nicht vorgekommener Weise.

Die Cäsaren hatten den Senat neu gestaltet und beherrscht. Wenn dann Galba das Imperium nicht eher antrat, als bis der Senat ihn dazu erwählt und proklamiert hatte, so wiederholten sich diese Beziehungen bei Vespasian nicht, insofern er unter den letzten Kämpfen bereits allenthalben zum Imperator erklärt worden war. Doch hatte der Senat unter all den Bedrängnissen, die er erfuhr, die einmal ergriffene Autorität nicht gänzlich wieder verloren: sie galt in den allgemeinen Schwankungen immer als maßgebend; er bildete den festen Kern des Gemeinwesens; an seine Aussprüche knüpfte sich der Begriff der Legalität. Zur Herstellung eines gesicherten Zustandes war nichts notwendiger, als daß die Stellung Vespasians zu dem Senat geordnet würde.

Der Senat war sehr bereit, ihn als Imperator anzuerkennen. Wie das aber geschehen solle, wurde Gegenstand einer Deliberation von großer Tragweite.

Auch Vespasian hatte eine Gegenpartei; sie bestand in der republikanischen Schule, welche durch die letzten Ereignisse eher wiederbelebt als gedämpft worden war; mit den Erinnerungen an die berühmten Namen der Bürgerkriege verband sich, wie wir wissen, in ihr eine ausgebildete philosophische

Doktrin, die der Stoa, die sich mit römischer Denkungsart verschmolzen hatte. Unter den bedeutendsten Männern des Staates, in dem Senat selbst hatte sie ihre Anhänger. Gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung kam es in dem Senat zu einer Debatte, in welcher die verschiedenen Richtungen einander begegneten. Man beriet sich über die an Vespasian abzuordnende Gesandtschaft. Die Frage wurde erhoben, ob die Mitglieder derselben in aller Form erwählt oder nur durch den Ausfall des Loses bestimmt werden sollten. Die Philosophen nun forderten die Wahl. Sie meinten, bei der allgemeinen Stimmung, welche die letzten Handlungen Neros erweckt hatten, an denen manche, die in dem Senat saßen, nicht ohne Mitschuld gewesen waren, werde die an den Imperator abzuordnende Gesandtschaft, wenn es zu einer Wahl käme, auf die dieser Richtung entgegengesetzten Mitglieder fallen. Vespasian hatte mit den namhaftesten von denen, welche unter Nero eben ihrer Meinungen wegen hingerichtet wurden, wie Thrasea Pätus und Soranus, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden: man glaubte, wenn ihn der Senat durch Männer dieser Gesinnung begrüßen lasse, so werde das den besten Eindruck auf ihn machen; denn der Senat würde dann selbst als Vertreter dieser Gesinnungen auftreten. Dem aber setzten sich nun alle die, welche auf eine oder die andere Weise bei den früheren Regierungsakten mitgewirkt hatten, entgegen; sie vermeinten: von der Gesandtschaft ausgeschlossen zu werden, würde einer Anklage gegen sie selbst gleichkommen; eine republikanisch gefärbte Mission würde derselben einen einseitigen und den in der Mehrzahl der Senatoren herrschenden Ansichten widersprechenden Charakter verleihen. So ließ sich besonders Eprius Marcellus vernehmen, der bei jenen Hinrichtungen beteiligt gewesen war, aber darüber nicht zur Rechenschaft gezogen werden zu können glaubte, da ja die Beschlüsse von dem Senat ausgegangen seien. Die andere Meinung verteidigte Helvidius Priscus, Schwiegersohn des Thrasea und wie dieser von republikanischer Gesinnung und ein Anhänger der Stoa. Es ist bezeichnend, wenn ihm Marcellus zurief: er möge Brutus und Cassius in seinem Leben nachahmen, aber der Senat bestehe nicht aus deren Anhängern, sondern den Gegnern derselben; er seinerseits halte sich an den Senat, der bisher dem Prinzipat unterworfen gewesen sei. Diese Ansicht überwog nun auch im Senat; die Namen der Gesandten wurden durch das Los gezogen; eine Demonstration zu Gunsten der Republik wurde ausgeschlossen.

Auf dem Einfluß der Senatoren dieser Partei werden die Bestimmungen beruht haben, die unter dem Namen der Lex Regia in allen folgenden Jahrhunderten berühmt geblieben sind. Bei denselben kam alles darauf an, die Kontinuität des Regimentes gesetzlich auszusprechen. Das Aktenstück definiert die wichtigsten Prärogativen des Imperiums in seiner Civilstellung.

Diese sind vor allem: unabhängige Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, sodann die Initiative der Gesetzgebung durch fortwährende Leitung des Senats, Anstellung der Magistrate in den zuletzt geübten Formen und ein

absolutes Recht zu Verfügungen in religiösen, öffentlichen und privaten Angelegenheiten — umfassende Festsetzungen einer Prärogative, neben denen keine andere Autorität aufkommen konnte, die aber dennoch zugleich eine Beschränkung enthielten. Eine solche besteht, wenn ich nicht irre, darin, daß nur die Rechte, welche Augustus, Tiberius und Claudius wirklich ausgeübt hatten, erneuert, und also die persönlichen Gewaltsamkeiten ausgeschlossen wurden, die sich Caligula und Nero hatten zu schulden kommen lassen. Darin aber lag das wichtigste Moment der Staatsveränderung überhaupt. Die höchste Gewalt, welche dem Prinzipat zugefallen war, sollte aufrecht erhalten, der Mißbrauch zu persönlichen Gelüsten und unterdrückenden Gewaltsamkeiten verhütet werden. Es könnte fast scheinen, als sei hierin ein Ausgleich zwischen den Gegensätzen im Senat selbst gefunden worden. Die Anhänger des Prinzipats erreichten ihr vornehmstes Augenmerk, aber auch der Forderung der Philosophen wurde Rechnung getragen. Auffallend ist, daß von der tribunicischen Gewalt, die doch noch bei Otho erwähnt wurde, hier nichts vorkommt; man nimmt an, daß dieselbe in dem fehlenden Anfang erwähnt worden sei. Wer hätte jemals die schrankenlose Autorität einer Macht, die als absolute emporgekommen war, genau und sicher zu formulieren verstanden? Auch hier blieb man weit davon entfernt. Die in dem Senat vorherrschende Stimmung war und blieb dem Prinzipat günstig. Aber das gehörte doch dazu, um einer solchen den allgemeinen Gehorsam zu verschaffen. Da nun alles in Verhandlungen mit dem Senat festgesetzt wurde, der bei der ersten Erhebung gegen Nero die Initiative ergriffen hatte, so kann man nicht leugnen, daß dadurch in dem Senat jetzt wieder eine Macht anerkannt worden ist, welche auf eigenen Füßen stand. Die Übereinkunft wurde in der begutachtenden Form eines Senatuskonsults abgefaßt. Doch scheint es nachmals den Komitien vorgelegt und so zum Gesetz erhoben worden zu sein. Leider sind wir über den Verlauf dieser Dinge nur sehr schlecht unterrichtet. Die eherne Tafel, auf welcher die neue Festsetzung verzeichnet war, ist uns nur durch einen glücklichen Zufall, eigentlich durch ein Mißverständnis eines Volksführers im 14. Jahrhundert unserer Ära, erhalten worden. Man dürfte darin vielleicht den ersten Versuch einer legalen Konstituierung der höchsten Gewalt sehen. Ich fürchte nicht, zu irren, wenn ich in derselben den Beginn einer neuen Epoche erblicke, durch welche sich das Kaisertum zu regelmäßigen Formen verstand.

Achtes Kapitel.

Das Kaisertum der Flavier und ihr Sturz.

Die Legionen hatten in Vespasian wieder einen Imperator, der Senat einen Princeps, Volk und Reich einen Cäsar. Die fortdauernde Bezeichnung des Inhabers der höchsten Gewalt als Cäsar wurde dadurch vermittelt, daß Galba, der zu dem augusteischen Hause in nahen Beziehungen stand, sie angenommen hatte; Vitellius wies sie zurück, Vespasian aber wurde gleich bei seiner ersten Erhebung als Cäsar und Augustus begrüßt; sie ist dann die bleibende für alle Zeiten geworden. Doch waren die Unruhen, die mit dem Abgange Neros und des augusteischen Hauses überhaupt zusammenhingen, noch bei weitem nicht gedämpft, als Vespasian die Zügel ergriff.

Selbst mit dem, was in Rom geschah, war der neue Cäsar nicht einverstanden. Zwischen denen, die nach dem Umschwung der Dinge die Macht teilten, zu welchen der jüngere Sohn des Vespasian, Domitian, gehörte, waltete kein rechtes Verständnis ob. Überall regten sich noch die Vitellianer. Auch anderwärts schien alles aus den Fugen zu gehen; die Bande lockerten sich, welche bisher das Reich und die Hauptstadt verbunden gehalten hatten, wie denn die Seefahrt im Mittelmeer dadurch unterbrochen wurde, daß sich im nördlichen Afrika ein selbständiges Oberhaupt erhob. Der erste Dienst, welchen Vespasian der Hauptstadt leistete, bestand darin, daß er Schnellsegler mit Korn beladen dorthin abgehen ließ, die nur wenige Tage vorher eintrafen, ehe die vorhandenen Lebensmittel verbraucht waren. Aus den wichtigsten Grenzgebieten vernahm man unerwünschte Botschaften: die Sarmaten seien über die Donau eingedrungen, am Niederrhein gerate Germanien in Bewegung. Gewiß ist, daß der Brand des Kapitols in Rom an vielen Stellen als ein Vorzeichen betrachtet worden war, daß die römische Herrschaft zu Ende gehe — ein Gedanke, der eine Empörung unter den Batavern erregte. In ganz Gallien meinte man, das römische Joch könne noch abgeschüttelt werden. Man gab sich das Wort, wenn Rom sich entzweie und die Macht verliere, werde man die alte Freiheit wiederherstellen. Ähnliche Meldungen gingen von Britannien ein, und noch war der jüdische Krieg mit nichten beendigt.

Bei dieser Lage inmitten mannigfaltiger Bewegungen ist es zu begreifen, wenn die Regierung, die entschlossen war, sie alle zu dämpfen, es ihren ersten Akt sein ließ, das verbrannte Kapitol wiederherzustellen. Nach der Anweisung der herbeigezogenen Haruspices wurden die Trümmer des zerstörten Tempels weggeführt und in Sümpfen begraben: auf der alten Grundlage sollte das neue Gebäude aufgeführt werden; denn der Wille der Götter sei, daß an der bisherigen Form nichts verändert werde. Die Area wurde nach dem ältesten Ritus durch Suovetaurilia, d. h. das Opfer von Stier, Schwein und Schaf,

eingeweiht; Jupiter, Juno und Minerva und die anderen dem Reiche vorstehenden Götter wurden dabei angerufen. Priester und Magistrate, Ritterschaft und Senat, und ein großer Teil der Plebs waren bei der Legung des Grundsteines gemeinschaftlich thätig.

Einen inneren Zusammenhang hat es doch, daß das römische Kapitol, übrigens ganz in den alten Formen, nur höher als das frühere — denn nur diese eine Abweichung gestattete die Religion —, in demselben Augenblicke wiederhergestellt wurde, in welchem diese auch in Judäa die Oberhand behielt.

Vespasian hatte das Glück, die Heerführung in dem jüdischen Kriege seinem Sohne Titus anvertrauen zu können.

Die historische Kombination war es überhaupt, daß die Kräfte von Syrien und Ägypten, durch deren Zwiespalt die letzte Epoche der Unabhängigkeit von Judäa herbeigeführt worden war, jetzt unter einem römischen Führer und dem Abzeichen der römischen Religion zusammenwirkten, um es von Grund aus zu verderben.

Die Juden waren nicht allein isoliert, sie wußten sich auch in dieser Gefahr unter sich nicht zu vereinigen. In Jerusalem stellten sich drei Faktionen einander gegenüber, von denen die eine die Burg, die andere den Tempel, die dritte die untere Stadt dominierte; diese aber waren in offenen Feindseligkeiten gegeneinander begriffen, die mit einer wilden Wut ausgefochten wurden. Auf den Leichen der Gefallenen stehend, haben sie einander angegriffen und immerfort miteinander geschlagen. Nur so viel wurde erreicht, daß bei der Annäherung der Römer sich zwei von ihnen vereinigten, zuweilen alle drei; aber eine Versöhnung kam darum doch nicht zu stande, sondern nach abgewandter Gefahr brach der Kampf zwischen ihnen gleich wieder los.

Titus fand dennoch größeren Widerstand, als er erwartete. Unter seinen eigenen Völkern hat sich einmal die Meinung geregt, Jerusalem sei unüberwindlich, so daß es auch Überläufer zu den Juden gegeben hat, von denen diese neue Kriegserfahrungen sich aneigneten. Mit nicht geringem Geschick bedienten sich die Juden minenartiger Gänge, die aus ältester Zeit stammten und ihnen Gelegenheit zu unerwarteten Ausfällen gaben. Titus entschloß sich endlich, auf römische Weise die ganze Stadt mit einer Circumvallation zu umgeben, welche jeden Ausgang und Eingang abschnitt und den Juden, die in ungeheuerer Anzahl in der Stadt beisammen waren, das gräßliche Leiden einer Hungersnot zuzog. Auch damit war die Widerstandskraft derselben noch immer nicht gebrochen. Dann und wann hatten sie kleine Erfolge; aber die Mauern und Bollwerke der römischen Circumvallation vermochten sie doch nicht zu überwältigen, und den Römern gelang es, das Bollwerk, auf das sie vor allem zählten, die Burg Antonia, mit Sturm zu erobern. Dann aber war nicht mehr zu erwarten, daß der Tempel, der mit seinen äußeren Säulengängen eine Art Festung bildete, verteidigt werden könne. Die Römer konnten bereits darüber beratschlagen, ob sie das herrliche Gebäude zerstören sollten oder nicht. Titus hätte das hochberühmte Gotteshaus gern geschont; er soll gesagt haben:

er führe Krieg gegen die Menschen, nicht gegen Gebäude; aber der einmal in Wut gesetzte Soldat ließ sich durch diese Bedenken der Civilisation nicht aufhalten. Als der äußere Tempel ein Raub der Flammen geworden, hat Titus, so viel man weiß, selbst das Allerheiligste, wie einst Pompejus, noch betreten; aber das Innere und das Innerste wurde so gut verwüstet, wie das Äußere. Was nicht durch die Flammen zu Grunde ging, verfiel der Plünderung. Noch hielt sich eine tapfere Schar auf der Höhe von Zion: Titus ließ ihr Schonung anbieten, wenn sie sich ergeben wolle. Die Antwort war: sie hätten alle geschworen, sich niemals zu ergeben; wolle sie Titus ziehen lassen, so würden sie sich mit Weib und Kind nach der Wüste begeben — gleich als wären sie gesonnen, das unabhängige Leben, das ihre Altvordern einst vor der Eroberung des Jordanlandes geführt hatten, wieder zu erneuern. Titus hielt es für eine Art von Beleidigung, daß sie, vollkommen besiegt wie sie waren, ihm doch noch Bedingungen machen wollten; er ließ den Angriff fortsetzen, der zu wilden und großartigen Scenen führte, gleichsam einem nationalen Selbstmorde. Einige stürzten sich in die Schwerter der Römer, andere töteten sich untereinander, noch andere brachten sich selbst mit eigener Hand um, manche sprangen in das Feuer. Samt und sonders hielten sie es für ein Glück, gleichsam für eine Errettung, daß sie mit ihrem Tempel zugleich zu Grunde gingen.

So waren Ninive und Persepolis, Halikarnaß und Tyrus, Syrakus und Karthago untergegangen, keine von allen diesen Kapitalen großartiger als Jerusalem. Jerusalem hatte noch mehr zu bedeuten, als die Heiligtümer anderer Nationalitäten. Das Volk war heldenmütig, sein Untergang ist mit Heroismus gepaart. Aber das römische konnte nun einmal zwei Heiligtümer nebeneinander nicht dulden. Bei dem Triumph, den Vespasian und Titus im Jahr 71 unserer Ära miteinander feierten, hielt der Zug an den Schwellen des kapitolinischen Jupiter inne. Die goldenen Tempelgeräte der Juden wurden in dem Tempel des Friedens niedergelegt, den man errichtete, ihr Gesetz im kaiserlichen Palast; die zum Unterhalt des Jehovah-Tempels bestimmte Steuer wurde dem Jupiter Capitolinus überwiesen.

Indessen hatte man auch die Waffen gegen die gallische Bewegung gewendet. Sie hing mit dem Streite der Legionen untereinander insofern zusammen, als die Partei des Vespasian, die sich Italiens noch nicht bemeistert hatte, eine Unterstützung gegen die germanischen Legionen des Vitellius in den Eingeborenen suchte, die eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nahmen.

In den Kriegen, in welchen diese den Römern dienten, hatten sie doch unter Anführung einheimischer Oberhäupter gestanden, die eben nicht bloß von den Römern abzuhängen vermeinten. Unter dieser doppelten Anregung erhob sich unter den Batavern Claudius Civilis, ein Mann von fürstlicher Herkunft, der aber wegen seiner selbständigen Haltung mit den Führern der Legionen in Entzweiung geraten und nur mit Mühe dem Tode entronnen war; die Legionen selbst hatten seine Hinrichtung gefordert. Bei dem Ver-

such der Römer, eine regelmäßige Aushebung vorzunehmen, kam die allgemeine Antipathie gegen sie unter der Führung des Civilis zum Ausbruch, der dann nach allen Seiten um sich griff und die römischen Legionen in nicht geringe Bedrängnis brachte. Diese hielten noch immer an Vitellius fest, Civilis proklamierte Vespasian. Und ohne Zweifel hat seine Erhebung, welche die Kräfte der Vitellianer teilte und beschäftigte, viel dazu beigetragen, daß die zweite Schlacht bei Bedriacum zu Gunsten des Antonius Primus und des Vespasian ausfiel. Als nun aber nach derselben Civilis aufgefordert wurde, die Waffen niederzulegen, weil ja der Zweck erreicht sei, so verweigerte er es aus dem Grunde, der ja eine gewisse Wahrheit hatte, daß er sich an denen rächen müsse, die ihn hätten hinrichten wollen. Die Sache Vespasians war doch nur ein Vorwand gewesen; der Impuls der Bewegung entsprang aus den nationalen Gefühlen der Bataver, die Bundesgenossen zu sein meinten und nicht Unterthanen werden wollten.

Und schon hatte sich, wie berührt, auf die Nachricht von dem Brande des Kapitols an allen Grenzen die Erwartung verbreitet, daß der Untergang des römischen Reiches bevorstehe. So verkündete den Germanen, die, wie man weiß, keine Seher hatten, ihre Seherin und Prophetin Velleda, die eine unbedingte Autorität genoß.

Was aber der Empörung ihren eigentümlichen Charakter aufprägte, war die Verbindung mächtiger celto-germanischer und celtischer Völkerschaften in der Nähe: ein Fürstensohn aus einem hervorragenden alten Geschlechte unter den Trevirern, des Namens Classicus, trat auf die Seite des Civilis. Das Schlachtgeschrei der Empörung war das Imperium Galliarum, was nicht gerade eine Herstellung der alten Zustände, aber eine definitive Losreißung von Rom in sich schließt. Aber viel zu stark war die Macht des römischen Imperiums bereits in Gallien geworden, als daß sie durch Empörung einzelner Völkerschaften, die sich untereinander selbst nicht verstanden, hätte gebrochen werden können, wenn sie nur in sich selbst wieder zur Konsistenz gelangte. Sobald Vespasian in den festen Besitz der imperatorischen Macht gekommen war, schickte er Petilius Cerialis nach Gallien, einen seiner vornehmsten Gehülfen bei dem endlichen Erfolg seiner Sache in Rom, der die noch bestehende imperatorische Macht repräsentierte und schon dadurch allein den größten Eindruck bei den Galliern machte. Er erinnerte sie wohl, daß sie wie vor alters zwischen der Herrschaft Roms und der der Germanen zu wählen haben würden und die Herrschaft Roms das Beste für sie selbst sei. Auf einer großen Landesversammlung der Eingeborenen wurde dann für Rom entschieden. Schon hierdurch geriet Civilis in eine beinahe unhaltbare Stellung. Er hatte im Bunde mit den Galliern zu kämpfen gedacht; die Gallier trennten sich von ihm, der Statthalter Vespasians rückte mit Heeresmacht gegen ihn an. Da ist er nun zweimal im offenen Feld geschlagen worden; er hatte keine andere Zuflucht als zu den Batavern, und keinen anderen Schutz als die deutsche Hülfe, welche der Einfluß der Velleda ihm

noch verschaffte. Aber Velleda wurde durch die Anmahnungen des Cerialis, dessen Erscheinung am besten bewies, daß Rom noch nicht untergegangen sei, anderen Sinnes gemacht. Auch die Bataver zeigten sich zum Abfall geneigt; Civilis mußte sich ergeben und der alte Zustand wurde wiederhergestellt. Das von Augustus eingerichtete feste Lager, Castra Vetera, das von Civilis erobert worden war, wurde wieder befestigt. Und wie nun schon von jeher die britischen, nordgallischen und niederdeutschen Verhältnisse ineinander verflochten waren, so warf sich auch jetzt, nachdem die Germanen bezwungen waren und die Gallier sich wieder unterworfen hatten, das Gewicht der römischen Macht gegen Britannien.

Hier trat noch unter Vespasian Cnäus Julius Agricola auf, den man aus dem gelungenen biographischen Denkmal kennt, das sein Schwiegersohn, Cornelius Tacitus, ihm gesetzt hat. Als Konsularlegat i. J. 78 nach Britannien gekommen, nahm er die Romanisierung des Landes energisch und glücklich in die Hand.

Seine ersten Handlungen bestanden darin, das einst Besessene und dann Verlorene wieder zu erwerben. Die Nation der Ordovicen hat er beinahe ganz vernichtet, die Insel Mona, welche durch die Briten eingenommen worden war, durch einen plötzlichen Anfall zurückerobert. Dort erschien er selbst an der Spitze einer geordneten Heeresmacht während des Sommers, welcher sonst den Römern zur Erholung diente; hier kam ihm die Seichtigkeit der Gewässer zu statten, welche durchwatet und selbst durchschwommen wurden, was die Feinde niemals erwartet hatten.

Mit der Autorität, die ihm diese Erfolge verschafften, schritt Agricola zu einer Reorganisation des römischen Dienstes: er ließ an geeigneten Plätzen Burgen anlegen, so daß auch benachbarte noch freie Völker nicht ablehnten, Geiseln zu stellen; sie wurden nicht mehr durch Gewaltthätigkeiten der römischen Truppen aufgereizt, und die guten Anordnungen hielten sie in Schranken. Um die zerstreut wohnenden und rohen und deshalb zum Kriege geneigten Bevölkerungen an Ruhe und Behaglichkeit zu gewöhnen, mahnte er sie an und unterstützte sie dabei, Tempel, Versammlungsplätze, Häuser zu erbauen: er brachte eine Art von Wetteifer in ihnen hervor, der in der veränderten Lage begründet war. Die Kinder der Vornehmsten wurden in den Künsten unterrichtet; in kurzem erlebte man, daß die, welche soeben sich gegen die römische Sprache gesträubt hatten, jetzt nach der römischen Beredtsamkeit verlangten. Sie hielten die Kleidung der Römer in Ehren und trugen häufig die Toga. Bald folgten Säulengänge, Bäder und elegante Grabmäler.

Agricola ist der Gründer der römischen Kolonisation von Nordbritannien. Mit der Befestigung der römischen Herrschaft hing aber auch eine Erweiterung derselben zusammen. Als Agricola bis zur Landenge, an welcher die Fluten des Oceans und der Nordsee branden, zwischen Clyde und Forth, vorgedrungen war, meinte er die Briten gleichsam nach einem anderen Eilande zurückgeworfen zu haben. Allein die Bevölkerungen waren doch durch ihre

Verwandtschaft allzu enge verbunden, als daß er nicht hätte versuchen müssen, auch nach dem inneren Caledonien vorzudringen.

Da trafen noch einmal die römischen Waffen und die celtische Unabhängigkeit aufeinander. Bei dem Berge Graupius, den man oft für die Grampianberge gehalten hat, hörte man dem Geschichtschreiber zufolge die Reden der Heerführer, auf der einen Seite von der Macht des römischen Reiches, welche hier an ihre äußersten Grenzen gelange, auf der andern von der Notwendigkeit des Widerstandes gegen diese Räuber des Erdkreises. Auch hier aber erfochten das Schwert der Römer und ihre anderen Angriffswaffen über die kleinen Tartschen der Caledonier und ihre Schwerter ohne Spitze den Sieg. Agricola nahm sein Quartier bei den Horesti, also mitten in Schottland. Indessen umschiffte seine Flotte das nördliche Schottland, so daß nun zuerst die sichere Kunde in die Welt kam, daß Britannien eine Insel sei. Zur festen Begründung der römischen Herrschaft hätte vor allen Dingen die Eroberung von Irland gehört, und es schien nur einer Legion zu bedürfen, um die gesamte Insel zu überwältigen und zu romanisieren. Wahrscheinlich wäre Agricola der Mann gewesen, auch das nördliche Schottland, sowie Irland zu unterwerfen; allein eine so große Autorität wollte der jüngere Sohn Vespasians, damals Imperator, Domitian, in diesen entfernten Landstrichen nicht zustande kommen lassen; er berief Agricola von seinem großen Wirkungskreise ab.

Aber auch ohne weiter zu gehen, haben doch die Flavier die große Aufgabe erfüllt, die ihnen zunächst oblag. Wie den Orient, so haben sie auch den Occident den kapitolinischen Göttern wieder unterworfen und die Grenzen des Reiches, wie sie unter den Claudier-Cäsaren bestanden, wiederhergestellt, in Britanien selbst erweitert. Die Aufmerksamkeit wendet sich wieder nach dem Verhältnis des Imperators in Rom.

Trotzdem der mit dem Senat getroffenen Übereinkunft stieß doch Vespasian im Schoße desselben auf einen mächtigen Widerstand. Die republikanische Partei, die im allgemeinen zurückgedrängt worden war, regte sich immer aufs neue. Als ihr Führer trat Helvidius Priscus auf.

Daß dem Imperator selbst der endliche Triumph dieser Partei nicht unmöglich vorkam, scheint die Äußerung anzudeuten, die man einst beim Herausgehen aus einer Sitzung von ihm vernahm: entweder werde ihm sein Sohn nachfolgen oder gar niemand; — das heißt doch: wenn er nicht eine Gewalt gründe, in der seine Kinder ihm nachfolgen könnten, so werde die Republik wiederhergestellt werden.

Die Rücksicht auf seine Familie und das Reich überhaupt bewog ihn, wenigstens in einem Falle, zu einer Härte, die sonst nicht in seiner Natur lag, zu schreiten. Da Helvidius Priscus in seiner oppositionellen Stellung verharrte, so ist er ins Exil geschickt und dort nicht lange darauf hingerichtet worden. Vespasian soll das schon gefällte Urteil zurückgenommen haben, aber diese seine Weisung zu spät eingetroffen sein, um dem Helvidius das Leben zu retten. Weiter aber vergoß er kein Blut.

Wir werden versichert, er habe sich um den standhaften Widerspruch der Philosophen wenig bekümmert und habe Versuche, die gegen ihn gemacht wurden, mehr übersehen als bestraft. Er hütete sich, die, welche gegen ihn gewesen waren, oder ihre Anhänger zu verfolgen. Schon genug, wenn er die im Zaume hielt, welche auf seiner Seite gestanden hatten. Im Anfang nahm sich besonders Mucianus viel heraus. Vespasian wies ihn mit dem einfachen Worte, daß der Cäsar ein Mann sei, wie Mucian ja wisse, in seine Schranken. Einer seiner Gesichtspunkte tritt darin hervor, daß er die Ausgaben des Reiches im allgemeinen berechnete. Er soll die Summe, deren er bedürfe, auf 40 000 Millionen Sesterzien, zehn Milliarden Franken, angegeben haben. Ich finde in den Ziffern nichts Unglaubliches; die Hauptsache ist, daß er die Bedürfnisse des Gemeinwesens im allgemeinen überschlug und nicht die zufälligen Erträge, die nach Rom gelangten, sondern eine bestimmte Summe zur Grundlage der Verwaltung machte. Wie so oft später, so war es auch bei Vespasian die Erhaltung des Kriegsheeres, wovon er ausging: denn ohne das Heer konnten die an den Grenzen eingenommenen Stellungen nicht behauptet werden, konnte überhaupt weder das Imperium noch der Imperator bestehen. Wie sehr treten hiebei die Anekdoten, die man von dem Geize Vespasians erzählt, in den Hintergrund! Die Sparsamkeit, deren er sich befleißigte, kam dem ganzen Reiche zu gute. Das monumentale Bauwerk, zwar nicht das schönste, aber das größte und umfassendste in der Hauptstadt, welches soeben eine neue Restauration erfährt, hat das Andenken an ihn alle Zeit lebendig erhalten. Das durch den Brand und die Kriege zerstörte Rom wurde wieder erneuert.

Eine ähnliche Sorgfalt widmete er den Städten im ganzen Umfang des Reiches. Er bot zu dem Wiederaufbau des Zerstörten allenthalben hülfreiche Hand. Er stellte die unterbrochenen Kommunikationen her — jene Kunststraßen, welche die Einheit des Reiches unentbehrlich machte — und stiftete sich dadurch ein rühmliches Gedächtnis. Allenthalben nahm man seine fördernde Fürsorge wahr.

Ein späterer römischer Geschichtschreiber hat es als eine besondere Gnade der Götter bezeichnet, daß das Gemeinwesen nach so vielen Gewaltthaten wieder einen Imperator erhielt, der es verstand, es wieder haltbar und lebensfähig zu machen. Vespasian erkannte die Pflichten, die ihm als Vorsteher des großen Gemeinwesens oblagen, und lebte darin, sie zu erfüllen. Schon vor Tage stand er auf, um die eingegangenen Briefe und Berichte zu lesen, die schleuniger Erledigung bedurften. Dann empfing er im kaiserlichen Schmuck die Freunde; hierauf stieg er zu Pferde und widmete sich den Beschäftigungen des Tages. Abends sah er Freunde bei sich, mit denen er vertraulich verkehrte. Vespasian war eine durchaus praktische Natur, die die Pflicht der Herrschaft noch mehr als ihren Genuß zur Anschauung brachte. Tacitus versichert, daß sein Beispiel auf die Verbesserung der Sitten im allgemeinen zurückgewirkt habe; so meinte er auch selbst, das Beispiel wirke

mehr als Strafe. Er war strenge durch und durch, aber doch fern von willkürlichen Gewaltschritten, mannhaft bis in den Tod. Von ihm ist das Wort: ein Kaiser müsse stehend seinen letzten Augenblick erwarten.

Das Charakteristische seiner Regierung kann man darin sehen, daß das Imperium unter ihm ein Amt geworden war, zu dessen Verwaltung aber die persönlichen Qualitäten gehörten, die er besaß. Eine Voraussetzung dabei war, daß es auf seine Erben übergehen werde, wie es dann geschah.

Wie in dem jüdischen Krieg, so hatte Vespasian auch in dem Prinzipat seinen älteren Sohn Titus zum Nachfolger, welcher auch seinerseits den Grundsatz aussprach, allem abzusagen, woran er bisher besonderes Vergnügen gefunden hatte, sowie er den Thron bestieg, und sich nur den Pflichten seines Amtes zu widmen. Er vermied die Härten seines Vaters und machte sich dessen allgemeine Gesichtspunkte zu eigen: in dem besten Vernehmen stand er mit den Senatoren, die seinen Tod wie ein ihrer Familie zugestoßenes Unglück beklagten; sie versammelten sich ungerufen in der Kurie und sprachen dem Verstorbenen lebhafter ihren Dank aus, als jemals bei Lebzeiten geschehen war. Denn schon sah man andere Zeiten kommen.

Domitian, der jüngere Sohn Vespasians, war bei dem Wechsel der Dynastie in Rom anwesend gewesen, und schrieb es seiner Einwirkung auf die großen Angelegenheiten zu, daß sein Vater zum Imperium berufen worden war. Im Getümmel jener Tage aber war ihm aus dem Gedächtnis gekommen, woher denn eigentlich die Unruhen entsprungen waren, in deren Mitte sein Vater emporstieg. Er schlug eben die Wege ein, die zu denselben geführt hatten.

Auch er hatte eine persönliche Liebhaberei für poetische Studien, wie Cajus für die Redekunst. Was schon Nero versucht hatte, nahm er mit besserem Succeß wieder auf. Er richtete auf dem Kapitol die quinquennalischen Wettstreite wieder ein, bei denen auch um den Preis in griechischer und lateinischer Prosa gerungen wurde. In purpurnem, halb griechischem Ornat, mit einer Art von Krone geschmückt, auf welcher Jupiter, Juno und Minerva prangten, präsidierte er denselben, nicht ohne die Assistenz seiner flavianischen Priesterschaft, die er nach dem Muster der augusteischen eingerichtet hatte. Es war ohne Zweifel als Schmeichelei gemeint, nimmt sich aber beinahe wie eine Satire aus, wenn Quintilian von den poetischen Arbeiten des Domitian sagt, den Göttern sei es nicht genug gewesen, ihn zum größten Poeten zu machen, denn sie hätten ihm die Regierung der Welt vorbestimmt.

Zu dem wesentlichen der imperatorischen Macht besaß Domitian nur geringe Fähigkeiten. Nach Kriegsruhm trug er wenig Verlangen. Wenn er als Sieger erscheinen wollte und Triumphe hielt, so setzte sich die Meinung fest, daß sie erdichtet und eigentlich den unbesiegten Feinden abgekauft seien. Das auf das mühevollste eingerichtete Gleichgewicht der Finanzen wußte er nicht zu behaupten; er vergrößerte den Sold der Truppen; aber da die Ein-

künfte hiezu nicht hinreichten, so verminderte er ihre Zahl, obgleich sich doch an allen Grenzen längs der Donau und des Rheines Völkerbewegungen zeigten. Da man, um den Geldmangel zu ergänzen, zu dem alten System von Gewaltsamkeiten schritt, bei dem auch die Erbschaften angetastet wurden, so trat eine allgemeine Unsicherheit des Besitzes ein, die eine Gärung wie unter Cajus veranlassen mußte. Noch war die Schule des Thrasea und Helvidius keineswegs vernichtet. Domitian trug kein Bedenken, jede Regung derselben mit Gewalt zu unterdrücken. Man nennt eine Reihe ausgezeichneter Männer, die er aus der Hauptstadt verbannte. Von seinen Gewaltsamkeiten sahen sich eben die am meisten bedroht, welche in gesellschaftlicher oder litterarischer Beziehung am höchsten standen.

An sich war es nun ein Unterschied, ob ein Abkömmling des augusteischen Geschlechtes sich seiner Macht überhob, oder der Sohn des Mannes, der dazu berufen worden war, den Excessen des ersteren ein Ende zu machen. Und wenn man durch die Lex Regia den neuen Herrscher durch einige Bestimmungen hatte beschränken wollen, so ist es auffallend, daß gerade die Cäsaren, deren Namen in der Urkunde absichtlich nicht als autoritative genannt worden waren, von Domitian nachgeahmt und kopiert wurden. Bleiben wir aber nicht bei einem einzelnen Artikel stehen; die Gesamtlage war eine solche, daß der Senat, von dem augusteischen Hause wiederhergestellt und in Unterwerfung gehalten, dem flavischen Hause gegenüber von Anfang an eine selbständigere Stellung einnahm. Vespasian hatte mit ihm einen Vertrag geschlossen, sodaß die Beachtung des Senats ein wesentliches Moment der Verfassung bildete. Aber Domitian übte das Recht des Schwertes so gewaltsam aus, wie einer der ersteren Cäsaren, bei denen es doch auf der aus den Bürgerkriegen überkommenen militärischen Gewalt des Siegers über die Besiegten beruhte.

Die Senatoren haben einmal den Gedanken gehabt, dem Kaiser das Recht über Leben und Tod der Senatoren zu beschränken, die ja selbst seine Kollegen seien; ein Todesurteil sollte nur unter Teilnahme des Senats selbst verhängt werden können. Aber Domitian war weit davon entfernt, sich einem Widerspruch von seiten des Senats oder einer Freisprechung aussetzen zu wollen: er bestand auf dem unbeschränkten Rechte des Schwertes über alle. Die Folge war, daß die Senatoren, für ihr Leben zitternd, nicht mehr zu reden wagten.

Plinius schildert einmal, wie es bei den Senatsbeschlüssen herging. Eigentliche Beratungen fanden nicht statt. Nur einige wenige wurden gefragt, diese aber waren im voraus über den Inhalt ihrer Antwort instruiert. Sie sprachen aus, was sie vielleicht selbst mißbilligten. Niemand hätte dagegen den Mund aufzuthun gewagt — nicht gerade aus Dienstbeflissenheit, sondern aus Furcht. Sie schlossen sich der schon gegebenen Antwort an.

Die Autorität des Senats diente nur dazu, die tyrannische Gewalt des Fürsten zu verstärken, wenn man ihr folgte, oder sie herauszufordern, wenn man ihr widersprach.

So fern Domitian dem genealogischen Anspruch der Cäsaren auf die Abkunft von den Göttern stand, so erneuerte er doch die Divinität der höchsten Gewalt. Aber die Servilität des Senats war nicht mehr eine in der Lage begründete, mehr oder minder freiwillige. Die thatkräftigen Männer aus angesehenen Geschlechtern, die jetzt zur Knechtschaft unter einem Imperator von viel geringerer Herkunft, als die ihre war, verurteilt waren, knirschten vor Wut. Und dieser Imperator genügte der vornehmsten Amtspflicht nicht mehr, die ihm oblag: Domitian war, wie berührt, kein Kriegsmann. Aber überdies, er wußte auch das kriegerische Verdienst nicht zu schätzen. Den hochverdienten Agricola rief er aus Britannien zurück, weil er nirgends einen Mann aufkommen lassen wollte, dessen Ansehen dem seinen gefährlich werden konnte: er meinte wohl, in anderen Beziehungen verdunkelt werden zu können, nicht aber in der Kriegführung, die das eigenste Geschäft des Imperators sei. Mit der Gewaltsamkeit, die ohne alles Verdienst war, verband sich die Eifersucht auf fremdes Verdienst. Agricola wurde bei seiner Ankunft in Rom mit einer frostigen Umarmung abgefertigt und hielt sich seitdem in einer Art von Verborgenheit, die ihm selbst zur Last gelegt wurde, in der ihn aber, wenn wir Tacitus glauben, geheime Nachstellungen erreichten. Tacitus preist seinen Schwiegervater glücklich, daß er das Schlimmste nicht habe erleben müssen: denn immer wilder sei die Gewaltsamkeit Domitians geworden. Nero hatte doch seine Augen von den blutigen Exekutionen abgewandt; Domitian wohnte ihnen bei. Der Ausdruck von Grausamkeit in Blick und Miene gab dem hochroten Antlitz des Gewalthabers das Gepräge des Schreckens. Plinius versichert: wo er sich gezeigt habe, sei jedermann zurückgewichen; eine einsame Öde habe sich in seiner Nähe gebildet.

Domitian hat einmal gesagt, daß man die Realität von Verschwörungen erst glaube, wenn sie zu ihrem Ziele gelangt seien. Aber indem er sich gegen Gefahren zu schützen vermeinte, wurde er von einer Verschwörung erreicht, die er nie geahnt hatte. Seine allervertrautesten Hausgenossen, denen die unbedingte Gewalt, die jeden Augenblick auch über ihr eigenes Leben verfügen konnte, unerträglich wurde, haben sich vereinigt, ihn umzubringen. Ein Libertus versetzte ihm den Todesstoß. Daß seine Gemahlin selbst daran Anteil gehabt, ist wenigstens nicht bewiesen. Der Oberkammerherr Parthenius leitete alles. Doch hat er sich im voraus ein Verständnis verschafft, das ihn für den Fall sicher stellte, wenn der gegenwärtige Herr weggeschafft sein würde. So wurde der Herrschaft des vor kurzem emporgekommenen flavischen Hauses ein Ende gemacht (September des Jahres 96).

Neuntes Kapitel.

Das Imperium des Marcus Ulpius Trajanus.

Jene Übereinkunft, die man als Lex Regia bezeichnet, hatte ihren Zweck allerdings zum Teil erreicht. Die Kontinuität der höchsten Gewalt, der Umfang des Reiches waren erhalten worden, das Imperium bestand. Aber wenn jede Verfassung eines Landes auf der Tendenz beruht, eine höchste Gewalt mit einem solchen Ansehen zu schaffen, daß sich die für die Gesamtheit notwendige Autorität zur Geltung zu bringen vermag, so steht ihr doch auch immer die andere zur Seite, das provinzielle, korporative und individuelle Leben, das in dem der Gesamtheit nicht aufgeht, in dem Bestand seiner Besonderheit zu erhalten. Diese beiden Bestrebungen stehen einander unaufhörlich gegenüber; auf der einen beruht die Macht, auf der anderen das innere Gedeihen. In dem römischen Reiche nun war die Macht des Oberhauptes aus den bürgerlichen Kriegen erwachsen und mit faktischen Prärogativen ausgestattet, deren Ausübung jedes andere lebendige Dasein unmöglich machte oder doch gewaltsam niederhielt.

Man darf das römische Kaisertum nicht als eine Staatsform ansehen, wie Monarchie, Aristokratie oder Demokratie nach griechischem Begriff; es ist eine weder einer früheren noch einer späteren gleichartige Institution: wie der Name, so die Sache. Das Wort schon ist der Ausdruck der durch Kriege errungenen und durch die Gewalt des Schwertes begründeten höchsten Macht, von der niemand leugnen kann, daß sie für die Erhaltung des öffentlichen Friedens unentbehrlich war, die aber in ihrer Verbindung einer unbedingten Autorität mit persönlichen, von einer vermeintlichen Divinität hergeleiteten Ansprüchen nicht für alle Zukunft bestehen konnte. Man darf die Excesse der Gewalt, die vorkommen, nicht allein aus den Eigenschaften der Individuen, welche sie besaßen, herleiten; sie entspringen aus der Natur dieser Gewalt selbst, für welche ein unmittelbar göttlicher Ursprung angenommen wurde, kraft dessen sie die allgemeine unbedingte Unterwerfung forderte. Durch Gesetze konnte sie nicht beschränkt werden: denn dazu hätte eine gesetzlich über ihr stehende Macht gehört, die es eben nicht gab. Sie konnte nicht beschränkt, sondern nur umgebildet werden. In diesen Umwandlungen liegt die spätere Geschichte des Reiches. Die erste Umbildung, welche sie erfuhr, lag darin, daß das Geschlecht, welches sie ausübte, zu Grunde ging, woraus dann folgte, daß das zweite Geschlecht, wenn es zu einem ähnlichen Verhalten sich fortreißen ließ, den Grund seines Bestehens aufhob.

Nero und Domitian sind eigentlich einer inneren Unmöglichkeit, ihre Position zu behaupten, erlegen. Nero tötete sich, als er sich von allen anderen verlassen sah; Domitian, der diesen Tod selbst an dem Gehülfen des-

selben rächte, der doch nur den Willen des Kaisers vollzogen, ist durch seine nächste Umgebung umgebracht worden.

Nun aber hatte das Kaisertum infolge der Umstände, aus denen es hervorging, republikanische Institutionen, namentlich den Senat, den es beherrschte und brauchte, ohne jedoch vollkommen mit ihm einverstanden zu sein, übrig gelassen. Schon der sterbende Tiberius hatte sich zu einem erneuerten Kampfe mit dem Senat angeschickt. Bei dem Sturze Caligulas waren einige angesehene Senatoren beteiligt, und nach dessen Tode erhob sich im Senat einen Augenblick der Gedanke, die höchste Gewalt an sich zu bringen oder doch mit dem Kaisertum zu teilen. Bei dem Sturze Neros hat der Senat, wenn nicht geradezu die Initiative ergriffen, so doch die entscheidenden Beschlüsse gefaßt. Nach der Erhebung Vespasians war eine Art von Pakt zwischen dem Senat und dem neuen Imperator zu stande gekommen, durch welchen man die Extreme der Gewaltsamkeit zu vermeiden hoffte. In dieser Hinsicht war jedoch die Lex Regia ohne allen Erfolg geblieben. Niemals war der Gegensatz zwischen Senat und Princeps stärker gewesen als beim Tode Domitians. Wir wissen, wie tief die Senatoren durch die Knechtschaft empört waren, welche Domitian ihnen auflegte. Schon waren einige der angesehensten Männer unbegründeten Anklagen erlegen. Die Delatoren, welche ihr Unglück veranlaßt hatten, gelangten selbst zu den wichtigsten Stellen, auch zu dem Konsulat; sie wurden in die Priesterschaften aufgenommen. Die Senatoren sahen sich mit dem Untergange bedroht, besonders wenn sie Reichtümer besaßen und wichtige Stellungen bekleideten oder solche ausgeschlagen hatten. Viele wurden zum Exil verdammt; manches Felseneiland wurde mit dem Blut von Verbannten befleckt. Da war nun einer der angesehensten Senatoren, Marcus Coccejus Nerva, der aus einem Geschlechte stammte, das unter Augustus und Tiberius große Dienste geleistet, und der selbst die höchsten Ämter verwaltet hatte, in ein Verständnis mit der Umgebung des Domitian getreten, durch welche dieser getötet worden ist. Nerva war, soviel man weiß, nicht in der Verschwörung; aber dieselbe würde doch ohne ihn nicht stattgefunden haben: denn es kann kein Zweifel sein, daß er sich eventuell zur Annahme des Prinzipats bereit erklärt und den Mördern sichernde Versprechungen gemacht hat.

Ein Augenblick trat ein, wo noch einmal alles zweifelhaft erschien. Das Gerücht erscholl, Domitian sei seinen Mördern entronnen. Man sah Nerva blaß werden, erzittern und beinahe zusammenbrechen: denn noch war er nichts als ein rebellischer Privatmann. Auf die Nachricht, daß Domitian wirklich umgekommen sei, ermannte er sich wieder. Nerva, der auf Veranstaltung des Oberkammerherrn und des mit ihm einverstandenen Praefectus Praetorio Petronius Secundus zum Imperator ausgerufen worden war, begab sich in die Kurie, wo er als solcher anerkannt wurde, ohne daß man von hierüber gepflogenen Beratungen etwas vernähme. Einer der Vornehmsten soll dem Eintretenden gedankt haben, daß er in dieser gefährlichen Krisis die höchste Gewalt anzunehmen den Mut besitze. Alle sahen in dem Morde Domitians

ihre eigene Errettung. Unverzüglich wurden Leitern herbeigebracht und in der Kurie selbst die Bilder und Abzeichen des Verstorbenen herabgerissen. Statt der üblichen Vergötterung faßte man den an das ägyptische Altertum erinnernden Beschluß, daß sein Name aus seinen Denkmälern ausgemeißelt und sein Gedächtnis auf immer vertilgt werden sollte.

Um Imperator zu werden, hat jedoch Nerva dem Senat, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sogleich einen Preis für seine Anerkennung zahlen müssen: er mußte schwören, daß er keinen Senator umbringen lassen werde. Den Tag seiner Erhebung hat man in einer kapitolinischen Inschrift als den Tag gefeiert, an welchem die Freiheit wiederhergestellt worden sei.

Die ersten Schritte der neuen Regierung waren Akte heftiger Reaktion. Die goldenen und silbernen Bildsäulen Domitians wurden herbeigeschafft und in Geldmünzen verwandelt. Man nahm aus seinem Nachlaß, was man vorfand, und gab es denen zurück, welchen es entrissen war. Auch neue Ackerverteilungen wurden vorgenommen; vornehmlich aber: die Delatoren, denen man die allgemeine Unsicherheit zuschrieb, wurden der öffentlichen Rache preisgegeben. Die allgemeine Aufregung, die hierdurch entstand, wurde durch eine Kundgebung der Prätorianer verdoppelt. In dem Lager derselben war man keineswegs mit dem Präfekten Petronius einverstanden. Man machte einen Unterschied: man nahm den einmal ausgerufenen Nerva zum Imperator an, aber man verlangte die Bestrafung derer, die an der Ermordung Domitians teilgenommen hatten, des Parthenius selbst und des mit ihm einverstandenen Petronius. Nerva weigerte sich: denn wie könne er Leute zur Strafe ziehen, durch welche ihm der Weg zu seiner Autorität gebahnt worden sei. Aber die Prätorianer bestanden auf ihrem Ansinnen, und Nerva war nicht stark genug, ihnen zu widerstehen. Die beiden Angeklagten wurden umgebracht, und der Kaiser selbst mußte dem Volke erklären, es sei ein Verdienst der Prätorianer, die Urheber des abscheulichen Attentats gezüchtigt zu haben. Man begreift es, wenn der damalige Konsul Fronto sagte: es sei schlimm, unter einem Kaiser zu stehen, der alles verbiete, aber schlimmer noch, unter einem solchen, der alles erlaube.

Der Senat und der neue Kaiser waren keineswegs Meister der Situation. Das Kaisertum war überhaupt auf die militärische Macht, Legionen und Prätorianer gegründet. Wenn schon die Prätorianer dem Kaiser ihren Willen auflegten: was ließ sich erwarten, wenn die Legionen sich demselben widersetzten? Es war nichts dringender, als die Legionen, die bei den letzten Unruhen ihrer Macht sich sehr bewußt geworden waren, zu befriedigen, um sie von eigenmächtigen Erklärungen zurückzuhalten. In diesem Gefühl und gleich damals wieder von einer Verschwörung bedroht, faßte Nerva den Entschluß, der ihn unsterblich gemacht hat: er stieg zu dem Kapitol hinauf und ernannte, wie er sagte, zum Heile des Senats, des Volkes und zu seinem eigenen den berühmtesten und angesehensten unter den damaligen Heerführern, Marcus Ulpius Trajanus, zu seinem Adoptivsohne.

Trajan gehörte nicht zu seinen Freunden. Er war kein geborener Römer; er stammte aus einer noch von dem älteren Scipio gegründeten militärischen Ansiedelung in Spanien. Aber die Verhältnisse forderten einen Mann, der das allgemeine Vertrauen besaß. Trajan galt als der beste Soldat seiner Zeit; er war der Mann der Legionen, mit den würdigsten persönlichen Eigenschaften ausgestattet. Dadurch erst bekam die neue Wendung der Dinge Haltbarkeit; man konnte Vertrauen auf die Zukunft fassen.

Unbedenklich darf man annehmen, daß auf alles, was dem voranging und folgte, die bisher so oft und so gewaltsam reprimierte Partei der Philosophen und Republikaner Einwirkung ausgeübt hat. Mit der Natur der großen Hauptstadt, in der sich alle Ideen repräsentierten, hing es zusammen, daß sich jetzt und vielleicht zum ersten Male in den an der höheren Kultur Anteil nehmenden Klassen eine öffentliche Meinung bildete und zu maßgebendem Einfluß gelangte. Selbst die Ernennung Trajans hing mit demselben zusammen: denn wie oft war schon unter Domitian von der Unerträglichkeit seines Regiments und der Möglichkeit, zu einem anderen zu gelangen, die Rede gewesen! Wir vernehmen mit zuverlässiger Gewißheit aus Tacitus, der eines intimen Gespräches, das er mit seinem Schwiegervater Agricola hatte, gedenkt, daß schon damals die Augen auf Trajan fielen, denselben, den Nerva jetzt erwählt hatte, und der allein dazu fähig schien, eine neue Ära zu inaugurieren.

Von dem Umschwung, der sich vollzog, haben wir ein unvergängliches Denkmal in den historischen Schriften des Tacitus. Denn in den Historikern, namentlich in ihren politischen Anschauungen, reflektiert der Geist der Epoche, in der sie schreiben. Die taciteischen Schriften haben den Widerstreit der unbedingten Herrschaft mit den noch obwaltenden Gefühlen der republikanischen Freiheit zu ihrem vornehmsten Gegenstand; Tacitus stellt denselben in dem Sinne der neuen Ära dar. Die Schriften des Tacitus sind wie ein zwischen den verschiedenen Epochen aufgerichteter Markstein; in dem Genuß der neuen Freiheit wird die eben vergangene Zeit mit moralischer Verwerfung geschildert und dem Abscheu preisgegeben. Gewiß läßt sich gegen die objektive Gültigkeit der taciteischen Darstellung manches einwenden, und ein großer Irrtum würde es sein, Ansichten in der allgemeinen Historie zu adoptieren, die eben nur in einer entgegengesetzten Strömung der Anschauungen wurzeln. Aber auch darin liegt eine Aufgabe, daß die Schattenseiten hervorgehoben und zur Kunde der künftigen Jahrhunderte gebracht werden. Niemals ist dies großartiger geschehen, als in den taciteischen Werken. Nochmals traten die echtrömischen, altrepublikanischen Gesinnungen auf; man erkannte das Prinzipat an, jedoch unter dem Vorbehalt der Bedingung der individuellen Freiheit. Anschaulich und ergreifend werden die Abweichungen von der moralischen Grundlage alles Gemeinwesens, welche sich die früheren Imperatoren hatten zu Schulden kommen lassen, geschildert. Tacitus trägt die Gewaltsamkeit der Machthaber und das Recht der Unterdrückten mit einer Wärme der Sym-

pathie vor, die wieder Sympathie erweckt. Von diesem Gegensatz rührt die große Wirkung seiner Darstellung auf alle späteren Epochen her. Auf unmittelbare Popularität aber war es dabei nicht abgesehen. Die Sprache selbst ist von dem Gedankenreichtum angehaucht, in welchem der Autor lebt; sie ist nur für ein einsames Nachdenken recht verständlich.

Tacitus beruht zum Teil auf Seneca und knüpft an ihn an; doch ist er weit entfernt, die allgemeinen politischen, religiösen und moralischen Tendenzen Senecas und seiner Zeit zu teilen. Er glaubt an die alten Götter und hält an der Idee der römischen Weltherrschaft fest. Aber er hat vor allen klassischen Autoren den Vorzug, daß er den Eigentümlichkeiten der Nationen, mit denen die Römer kämpften, aufmerksame Beachtung widmet. Mit seinem Abscheu vor einer alles dominierenden Gewalt im Gemeinwesen hat das einen inneren Zusammenhang. Denn wie er einmal selbst sagt: in den Formen der Civilisation wurde die Knechtschaft fortgepflanzt. Die Tugenden, die er an den Germanen rühmt, sind eben die, die er an den Römern vermißt; er stellt seinen Römern die Barbaren zum Muster auf. Doch genug hievon; die taciteischen Werke sind nicht allein Geschichtsbücher, sie sind selbst eine historische Erscheinung.

Auch die äußeren Verhältnisse des römischen Reiches haben bei der Erhebung des Trajan mitgewirkt.

Fast der vornehmste Ruhm Trajans ist es, daß er das unter Domitian zweifelhaft gewordene Übergewicht der Römer über die benachbarten Völker wiederherstellte, wodurch dann zunächst die abgesonderte Entwickelung der beiden europäischen Hälften möglich wurde.

Jenes Vorhaben des Augustus, den Weltkreis gleichsam zur See zu umfassen und Germanien zu einer römischen Provinz zu machen, war aufgegeben. Man sprach nicht mehr von der Elbe und den östlichen Gewässern. Nur davon war noch die Rede, die Position, die man inne hatte, auf eine Weise zu gestalten, daß sie sich behaupten ließ. Am Niederrhein war durch den Untergang des Civilis die Scheidung zwischen den freien Germanen am rechten Rheinufer und den in Abhängigkeit von den Römern geratenen am linken neu begründet worden. Die letzteren mußten sich den Römern eben infolge ihrer Niederlage noch mehr anschließen und noch unterwürfiger werden, als bisher. Der Bestand von Colonia Agrippina und die Erneuerung der anderen Kastelle schloß jeden Angriff aus. Dagegen waren am Oberrhein und der oberen Donau deutsche Stämme in steten Konflikten mit den Römern, deren Ausgang niemand absehen konnte, wenn die Grenzen nochmals überschritten wurden.

Trajan stand als Legat in Obergermanien, als er die Nachricht von seiner Adoption durch Nerva erhielt.

Das erste Werk, das er angriff, war die Fortführung der von Moguntiacum her bereits begonnenen Grenzbefestigung, des Limes, der sich vom

Odenwald nach der Wetterau hinzog und unter dem Namen Pfahlgraben eine große Wichtigkeit für die nächste und alle folgenden Epochen gehabt hat. Der eigenste Gedanke Trajans scheint es gewesen zu sein, den Limes der Rheingegenden mit dem zu vereinigen, der die Landschaften an der oberen Donau sicherte, deren Mittelpunkt Regensburg war. Man braucht diese Namen nur zu nennen: Köln, Mainz, Regensburg, um inne zu werden, welche Bedeutung diese Grenzbefestigungen für das innere Leben von Europa überhaupt gehabt haben. Aber eine Sicherung des Reiches innerhalb dieser Grenzen war doch unmöglich, solange nicht auch die mittlere und untere Donau in der Gewalt der Römer standen.

Schon zur Zeit Cäsars war dort ein ausgedehntes Reich entstanden, welches bei den Griechen als ein getisches, bei den Römern als ein dacisches erscheint und dem römischen Reiche selbst gefährlich zu werden drohte: Cäsar soll die Absicht gehabt haben, den Kampf mit demselben aufzunehmen. Seitdem war es nun aber wieder in kleinere Reiche zerfallen, von denen damals das des Decebalus am meisten bedeutete. Es hatte seinen Mittelpunkt in Siebenbürgen, von wo es sich westlich nach der Theiß, östlich nach dem Pruth und der Dniesterbiegung, südlich nach der Donau hin erstreckte: 250 geographische Meilen weit und breit. Decebalus, streitbar und oftmals siegreich, zog die Feindschaft der Römer auf sich, so daß Trajan, der indes durch den Tod Nervas wirklich Imperator geworden war und die Regierung in einem die Zeitgenossen befriedigenden Sinne begonnen hatte, den Entschluß faßte, einen großen Kriegszug gegen ihn zu unternehmen. Im Jahre 101 ging er auf zwei Brücken, bei Ujpalenko und bei Orsova, über die Donau; die beiden Heere vereinigten sich unfern des Eisernen Thores, des Passes nach Siebenbürgen; vor Sarmizegethusa, der Hauptstadt des damaligen Dacien, das man nach Varhely setzt, schlug er die Feinde. Decebalus schickte hierauf eine Gesandtschaft, die aus den Vornehmsten seines Landes bestand; nachher erschien er selbst und warf sich dem Cäsar ohne Waffen zu Füßen. Er versprach, seine Eroberungen herauszugeben und ferner römische Krieger und Kunstverständige nicht mehr in seinen Dienst zu nehmen.

Allein zwei Jahre darauf brach der Krieg wieder aus. Jetzt (104) baute Trajan eine steinerne Brücke über die Donau, von der noch einige Pfeiler in der Gegend von Kladowa in Serbien im Fluß nahe am Ufer bemerkt werden. Leider sind die Kommentarien verloren, welche Trajan selbst nach Cäsars Beispiel über diesen Krieg verfaßt hatte. Auch andere Nachrichten haben wir nicht: die Abbildungen der trajanischen Säule müssen als eine historische Urkunde dienen; wenigstens erläutern sie die Schriftsteller. Dio sagt, daß viele Dacier zu Trajan übergegangen seien; so sehen wir auf der Säule eine Anzahl Dacier mit dem römischen Schwert, während andere das sichelförmige tragen.

Man überschritt jetzt die drei siebenbürgischen Pässe: das Eiserne Thor, den Paß Volka und den Roten Turm-Paß, und rückte in das Gebirge vor.

Die Darstellung der Säule zeigt, daß da besonders Germanen auf Seite der Römer Anteil nahmen.

Als Decebalus alles verloren sah, tötete er sich selbst. Die Säule stellt dar, wie auch die vornehmen Dacier den Ruin ihres Landes nicht überleben wollten und bei dem Feuer ihrer brennenden Häuser einander den Giftbecher zutranken.

Dacien ward nun als Provinz eingerichtet. Noch nennen die Eingeborenen die Straße, die durch die Walachei nach Siebenbürgen führt, Kalea Trajanului, und das Thor jenseit des Roten Turmes Puarte Romanilor. Sie sind die Nachkommen der Menschen, welche Trajan aus allen Ländern der römischen Herrschaft dahin verpflanzte.

Sarmizegethusa verwandelte sich in Ulpia Trajana. Es ist wohl eigentlich der letzte Kriegszug, durch welchen die Römer eine ansehnliche Provinz unterwarfen und mit römischen Kolonen besetzten, historisch deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie damit den halb nomadischen Bewegungen in den Regionen jenseit der Donau eine feste Grenze entgegensetzten. Eben an dieser Grenze aber haben sich dann infolge der Aktionen der Eingeborenen neue Kämpfe entwickelt, welche dort militärische Einrichtungen hervorriefen, die für die Nachwelt auf beiden Seiten die wichtigsten Folgen herbeigeführt haben.

Wenden wir nun aber unsern Blick auf das Innere des römischen Reiches zurück, für welches es an historischen Dokumenten ebenfalls mangelt, so bietet sich uns doch ein anderes Dokument dar, das zugleich die Regierungsweise Trajans und die öffentliche Stimmung bezeichnet, die ihm dabei zu Hülfe kam: der Panegyricus des jüngeren Plinius.

Es ist eine Anrede, durch welche Plinius als Konsul im Jahre 100 dem Kaiser im Namen des Senats seinen Dank aussprach, jedoch erst später als ein kleines Werk ausgearbeitet.

Wir können das Charakteristische der Regierungsweise Trajans daraus mit Sicherheit abnehmen. Den größten Wert legt Plinius darauf, daß Trajan sich nicht den Göttern gleichstelle: er betrachte sich als ein sterblicher Mensch, der über Menschen herrsche. Bei seinem Einzuge sei er nicht auf einem Viergespann gefahren, noch wie frühere Imperatoren von Menschen getragen worden, sondern zu Fuß sei er einhergeschritten, alle anderen durch seine hohe Gestalt überragend, so daß auch die Frauen gesehen, wer der Mann sei, dem ihre Söhne im Frieden gehorchen und im Kriege dienen sollen. Weiter hebt er dann das Verhältnis hervor, in welches sich Trajan zu dem Senat gesetzt hatte. Von anderen Fürsten seien die Senatoren von der Sella curulis her mit kalter Gleichgültigkeit begrüßt worden: Trajan habe sie mit einem Kusse bewillkommnet und sich mit einem Kusse von ihnen verabschiedet. Unter den früheren Regierungen habe der Gedanke vorgewaltet: bei dem Senat seien die in Gunst, die der Fürst hasse; er hasse die, die der Fürst liebe. Jetzt erhebe der Fürst die zu den höchsten Stellen, die der Senat ihm empfohlen habe; es herrsche ein Wetteifer zwischen Fürst und Senat zu

Gunsten ausgezeichneter Männer. Die Älteren genießen Bevorzugungen, die den Jüngeren zum Antrieb dienen. Was vom Senat gebilligt wird, gewinnt dadurch die allgemeine Beachtung. Der Fürst sieht seine Ehre darin, daß die, welche im Vergleich mit ihm zurückstehen, doch auch ihrerseits Geltung haben. Die öffentlichen Spenden verteile er an das Volk nicht, wie manche seiner Vorgänger, in der Absicht, den Haß desselben zu beschwichtigen, sondern aus wirklichem Wohlwollen, und so werde es auch aufgenommen. Zwischen diesen Geschenken und dem Donativ an die Truppen beobachte er das Gleichgewicht: denn alle seien Bürger.

Höchlich rühmt er die alimentaren Einrichtungen, die von Nerva begonnen, von Trajan in größerem Umfange ins Werk gesetzt wurden. Es waren hypothekarisch mit aller möglichen Sicherheit in den Kommunen angelegte Kapitalien, deren Zinsen zur Erziehung junger Leute beiderlei Geschlechts verwandt werden sollten. Ein Relief stellt Italia mit ihren Kindern dar, der der Kaiser die Hände entgegenstreckt. Plinius sagt: die Tausende von jungen Leuten, denen diese Stiftungen zugute kommen — er giebt wahrscheinlich bloß die Zahl der in Rom unterhaltenen auf 5000 an —, werden ihr Vaterland lieben, nicht bloß, weil es ihr Vaterland ist, sondern weil es sie ernährt; sie werden das Heer und die Tribus füllen. Bei der Erwähnung der Annona gedenkt Plinius der aus der Art, wie Trajan sie einrichtete, für das ganze Reich entspringenden Vorteile. Bei dem Handel und Wandel, Kauf und Verkauf, wie er jetzt stattfinde, habe man nirgends Hungersnot zu befürchten. Ägypten selbst, das sich gerühmt habe, die Hauptstadt zu ernähren, sei durch die Fürsorge des Fürsten bei einer Hungersnot, die daselbst eingetreten, gerettet worden. Der Begriff, nach welchem die Versorgung der Hauptstadt der Zweck aller Einrichtungen war, tritt hiebei zurück. Die Provinzen lernen die Vorteile kennen, die aus der Unterwürfigkeit unter Rom für sie entspringen. Was die Natur in jeder Provinz hervorbringt, gereicht allen zu Nutzen. Unter der Verwaltung eines weisen Fürsten kommen sie einander zu Hülfe, so daß das Reich sich selbst als ein zusammengehöriges Ganze zu begreifen anfängt.

Mit besonderer Freude begrüßt Plinius die Vorkehrungen gegen die Delatoren, welche die Kinder gegen ihre Eltern, vor allem auch die Sklaven gegen ihre Herren aufgewiegelt hätten, Es sei wie ein Sklavenkrieg gewesen, der von der höchsten Gewalt selbst in Gang gesetzt worden. Dem aber habe Trajan ein Ende gemacht. Die Sklaven haben wieder gelernt, ihren Herren zu gehorchen, was für sie selbst das beste sei. So habe auch das Ärar aufgehört, bloß einen Tummelplatz für geraubtes Gut zu bilden. Der Fiskus gestatte, daß man mit ihm rechte. Der Fürst und der freie Bürger haben dasselbe Forum. Und so könnte es fast scheinen, als sähe Plinius in dem Imperator nur eben einen Vorsteher des Gemeinwesens, welcher sonst anderen gleich sei. Doch ist das nicht sein Sinn. Er vindiziert demselben eine höhere Autorität, wie eine solche der gesetzlichen Macht gebühre.

Das Prinzipat erkennt er auf seine Weise an, nicht aber die Dominatio, kraft deren der Fürst Herr und Meister im Staat sein würde, wie ein Hausherr in seinem Gehöfte. Er sagt: der Fürst habe das, was allen gehöre; er habe ebensoviel, wie alle anderen zusammengenommen. Es kommt sogar vor: es wäre wünschenswert, der Fürst legte über den Aufwand, den er etwa bei den Kriegen machen müsse, in aller Form Rechenschaft ab. Das ganze Reich erscheint bei Plinius als eine Einheit, in deren Mitte der Fürst zu dem allgemeinen Besten waltet, — im ganzen so, wie das einst Seneca als das Wünschenswürdigste ausgesprochen hatte. Mehr als einmal geschieht der Tugend der republikanischen Zeiten Erwähnung, für welche jetzt wieder die Zeit gekommen sei. Offenbar ist es, daß wir uns hier in Vorstellungen bewegen, die einer neuen Epoche angehören. Es ist ein Schritt in der Entwickelung des Kaisertums, daß die Ideen der allgemeinen, durch die Geschichte hervorgebrachten Einheit und der persönlichen Freiheit sich mit demselben ausgleichen. Nur so konnte es geschehen, daß die historische Notwendigkeit zugleich die Fortentwickelung der Welt in einem von dem absoluten Willen freien Gebiete möglich machte. Auch der Schluß der Schrift ist bemerkenswert. Es ist ein Gebet an Jupiter Capitolinus, der als die leitende Gottheit erscheint. Er wird angefleht, den bereits empfangenen Wohlthaten die der Perpetuität derselben hinzuzufügen, und nach einer langen Reihe von Jahren, wenn ein Nachfolger nötig werde, möge er denjenigen bezeichnen, der auf dem Kapitol adoptiert zu werden verdiene.

Mit diesen Schlußworten berührt Plinius die größte Schwierigkeit, welche bei dem Fortbestand des Reiches notwendig eintreten mußte und wirklich eintrat.

Der kriegerische Trajan hielt es für seine Pflicht, das Ansehen des römischen Reiches auch nach einer anderen Seite hin, wo es unter Nero geschädigt worden war, wiederherzustellen.

Im Orient hatte Nero einen Arsaciden auf dem Throne von Armenien anerkannt, was dann das Übergewicht der Parther in diesen Landstrichen herbeiführte, dem Trajan ein Ende machen zu müssen glaubte.

Ich sehe nicht, warum man es ableugnen will, daß aus dem entfernten Asien Aufforderungen an die Römer gelangt seien, um ihre Hülfe gegen den Arsacidenkönig Chosroës in Anspruch zu nehmen. Dazu nun machte sich Trajan wahrscheinlich im Jahre 114 auf. Wenigstens besitzt man eine Münze von diesem Jahre, in welcher die Abreise des Augustus verherrlicht wird, und in dem folgenden finden wir Trajan mit überlegener Macht in Armenien vorrückend. Denn darin lag die erste Frage, ob Armenien von den Römern oder von den Parthern abhängen sollte.

Parthamasiris, Neffe des Chosroës und von diesem in Armenien eingesetzt, war doch nicht gemeint, seine Krone in einem Kampf auf Leben und Tod gegen die Römer zu verteidigen; er erschien in der ersten armenischen Stadt, welche Trajan eingenommen, und legte sein Diadem in dem ver-

sammelten Heereslager vor Trajan, der auf seinem Suggestus saß, nieder, in der Erwartung, dieser werde ihm dasselbe zurückgeben. Nicht so aber verstanden die Legionen die Demütigung des Arsaciden: sie begrüßten dieselbe als ein Zeichen völliger Unterwerfung mit militärischem Jubel. Betroffen von diesem Geschrei, aber nicht erschreckt, verlangte Parthamasiris ein Zwiegespräch mit dem Imperator, das aber zu nichts führte: denn der Imperator konnte nichts verfügen, was sein Heer mißbilligt hätte. Trajan behandelte Armenien als ein den Römern von Rechtswegen unterworfenes und nun wiedergehöriges Land. Auch in den benachbarten Gebieten erneuerte sich nun der alte Einfluß der Römer. Der Fürst von Edessa ergab sich unter Vermittelung seines Bruders, der in der Umgebung des Imperators eine gewisse Rolle spielte; anderwärts erhoben sich die den einheimischen Fürsten zugesendeten, aber nicht allein unthätig gebliebenen, sondern von diesen aus Furcht in einer Art Gefangenschaft gehaltenen römischen Truppen unter Führung eines mutigen Centurio. Der Zug des Imperators war zugleich unaufhörliche Kriegsübung: er selbst war zu Fuß wie die Legionen: er durchwatete mit ihnen die Flüsse. Zuweilen ließ er sie durch falsche Nachrichten allarmieren, um ihre Streitfertigkeit zu erproben. Feste Orte, wie Nisibis, wurden mit Gewalt genommen. Mit den freilich keineswegs unzweifelhaften Berechnungen der Jahre stimmt es überein, wenn man annimmt, daß Trajan nach diesen Vorbereitungen nach Antiochia zurückging, wo er sich zu dem Unternehmen gegen Parthien selbst gerüstet hat, das entscheidend werden sollte. Der Senat hatte ihm die Titel Optimus und Parthicus votiert; Trajan machte kein Hehl daraus, daß ihm der erste am besten gefiel: der andere war erst noch zu verdienen. Dem setzten sich jedoch größere Schwierigkeiten entgegen, als man ahnen konnte. Mitten in den Kriegsrüstungen traf ihn zu Antiochia, wo sich alle militärischen, administrativen, merkantilen Interessen vereinigten, eines der entsetzlichsten Erdbeben, welches die alte Welt verwüstet hat. Er selbst geriet dabei in persönliche Gefahr; die Berichte der Zeit, die auch das Kaisertum gern mit Wundern umgeben, erzählen von einer übermenschlichen Gestalt, die den Kaiser aus den zusammenstürzenden Gemächern gerettet habe. Mit möglichster Anstrengung schritt man hierauf zu dem großen Unternehmen.

Der Imperator eroberte Seleucia und Ktesiphon; er nahm die Landschaft, in welcher einst Alexander den Darius Codomannus besiegt hatte, in Besitz: Schiffe, die von den Mündungen der Flüsse nach Indien abfuhren, riefen in ihm die Erinnerung an Alexander auf. Diese wurde in der Epoche überhaupt aufs lebendigste im Gedächtnis erneuert. Trajan soll gesagt haben, er würde nach Indien gehen, wenn er nur jünger wäre. Die Parther leisteten damals keinen nachhaltigen Widerstand; der goldene Stuhl der Arsaciden fiel in die Hände des römischen Imperators. Aber nun auf dem Wege Alexanders des Großen weiter vorzudringen, war schon deshalb unmöglich, weil die nächsten Provinzen keineswegs einen sicheren Rückhalt darboten. Die

Parther wurden durch eine Empörung gerettet, welche in den eben eroberten Städten Seleucia und Nisibis ausbrach. Auch die alten Freunde der Parther, die Juden, haben sich in diesem Augenblick nochmals erhoben, und zwar zugleich in Afrika und in Asien. Dort haben sie die Römer und Griechen, die in ihre Hände gerieten, gräßlich zu Grunde gerichtet. Und an den Grenzen selbst leisteten die Orientalen, in denen sich eigentümliche Regungen Bahn machten, einen hartnäckigen Widerstand. Vor dem geheimnisvollen Sonnenpalast in Hatra wich Trajan, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück. Es blieb dabei, was schon das Resultat der Niederlage des Crassus gewesen war: dem römischen Reiche waren dort unübersteigliche Schranken gezogen. Der tapfere Trajan selbst ward bei dem Rückzug von einer Krankheit ergriffen, der er im August 117 erlag.

In den Konflikten der Zeit nicht allein, sondern für die allgemeine Entwickelung war dieser Todesfall ein bedeutendes Ereignis. Trajan muß als der Imperator betrachtet werden, dem es am besten gelang, die beiden großen Zweige seines Amtes gut zu verwalten. Nur sehr außerordentliche Umstände hatten es möglich gemacht.

Von ihm war der Krieg selbst noch glücklicher geführt worden als von Vespasian. Er hatte die Grenzen des Reiches erweitert und zuletzt auch die Schmälerung desselben im Orient, welche unter Nero vorgefallen war, wettgemacht. Und zugleich war es ihm gelungen, auch im Inneren eine neue Ära der Gesetzlichkeit und einer mit der Monarchie vereinbarten Freiheit anzubahnen. Den Ruhm, der beste der Kaiser gewesen zu sein, verdient er bei weitem eher, als Titus, dessen Einwirkung nur eine vorübergehende und flüchtige gewesen ist. Trajan hat die äußere Macht und innere Freiheit auf unwandelbaren Grundlagen befestigt. Da trat nun die inhaltschwere Frage ein, ob er einen Nachfolger haben würde, der den doppelten Anforderungen auf eine ähnliche Weise, wie er, genügen würde. Schon Plinius hatte diese Frage, indem er sie erhob, gleichsam an die Götter gerichtet. Soviel sich urteilen läßt, hat noch Trajan in seinen letzten Augenblicken seinen Nachfolger bezeichnet. Aber so nahe ihm dieser stand, so schlug er doch unverzüglich eine andere Richtung ein; er schickte sich nicht an, den Krieg fortzusetzen, sondern den Frieden wiederherzustellen.

Zehntes Kapitel.

Zeiten des äußeren Friedens und inneren Gedeihens.

Von den römischen Eroberungen war keine in so enge Beziehungen zu der Hauptstadt getreten, wie die pyrenäische Halbinsel. Sie war eher römisch, als das obere Italien, und das selbst entschiedener, als das untere, in welchem die Griechen allezeit einen besonderen Bestandteil bildeten. Aus den in Corduba angesiedelten vornehmen Römern entsprang Seneca, der erste Römer, der eine eigentümliche Weltanschauung in die griechisch-römische Philosophie brachte. Noch entscheidender vielleicht war Italica, welches Scipio aus den Veteranen seines Heeres gebildet hatte, wo dann — man kann daran nicht zweifeln — die Erinnerungen an die altrömische Tapferkeit und der geistige Schwung, den ihr Scipio eingehaucht hatte, fortwirkten; von da stammte der größte Kriegsmann dieses Jahrhunderts. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß sich in Kolonien überhaupt der Geist freier von den engen Beziehungen des Herkommens zu entwickeln vermag, ohne doch die eingeborene Eigentümlichkeit zu verlieren, wie man im Altertum an einigen griechischen Kolonien — z. B. Syrakus — bemerkt und in neueren Zeiten in Amerika erlebt hat.

In Rom nimmt man eine eigentümliche litterarische Rückwirkung schon damals auch von Afrika her wahr, wo sich Autoren ersten Ranges und große Juristen hervorthaten, wie sich einige Zeit später gallische Kulturelemente und eine militärische Ausbildung von der größten Bedeutung für die Welt in Illyrien unterscheiden lassen. Alles wirkte auf die Kapitale zurück. Entfernen wir uns aber nicht aus den Zeiten, in denen wir stehen.

Corduba war die älteste aus Römern und vornehmen Provinzialen zusammengesetzte Kolonie, die, soviel man sieht, keine militärische Besatzung hatte; die epigraphischen Denkmale, die von derselben übrig sind, beweisen aber ein ausgebildetes municipales Leben. Der Sitz des Legaten der Legion war Italica. Noch in dem sechzehnten Jahrhundert trugen die Ruinen den Namen La Talca.

In den Inschriften von Italica finden sich zuweilen die Ulpier, von denen Trajan abstammte, häufiger die Älier, aus denen Hadrian hervorging. Dieser Name selbst erinnert an den Ursprung aus Italien, indem sich das Geschlecht von einem Stammvater herleitete, der aus Hadria in Picenum gebürtig gewesen sei. Die beiden Familien waren auf das engste verbunden; eine Vaterschwester Trajans war mit einem Älier vermählt, dessen Enkel Publius Älius Hadrianus war.

Der Vater Hadrians war früh gestorben; dieser selbst war in Rom auferzogen worden, dann aber wiederum zu seiner Mutter nach Gades zurück-

gekehrt. Dort ergab sich der junge Mensch, der vom ersten Augenblick an die mannigfaltigsten Fähigkeiten an den Tag legte, dem Vergnügen der Jagd. Trajan wollte ihn nicht dabei verkommen lassen: er beschied ihn zu sich und behandelte ihn als seinen Sohn. Durch seine Gemahlin Sabina trat der junge Hadrian in eine noch engere Verbindung mit der Familie der Ulpier: sie war die Enkelin einer Schwester Trajans. Trajan war wenigstens nicht dawider. Hadrian wurde hierauf noch mehr in die Dienste des Kaisers gezogen: er hat die Reden desselben im Senat verlesen; dabei geschah ihm aber, daß er durch seinen provinziellen Dialekt unangenehm auffiel, worauf er sich befliß, diesen Fehler abzulegen. Er folgte dem Kaiser in seine Feldzüge und verfehlte nicht, dabei auch die Enthaltsamkeit und Strenge desselben nachzuahmen. Er erwarb in Bezug auf den Dienst im Lager einen guten militärischen Namen. Der Kaiser hatte ihm wohl einen Diamanten geschenkt, der ihm selbst vom Senat verehrt worden war. Daß er ihn nun aber auch für den besten Oberanführer gehalten hätte, läßt sich nicht nachweisen. Mehrere andere werden genannt, wie Palma, Celsus, Quietus, die ihn in der Heerführung übertrafen. Auch keinen von diesen ernannte Trajan; denn wer überläßt nicht am liebsten die Zukunft ihr selber? Erst in den letzten Augenblicken seines Lebens, unter der Einwirkung seiner Gemahlin Plotina, ist die Adoption Hadrians geschehen, wenn sie überhaupt geschehen ist. Die syrischen Legionen, an deren Spitze Hadrian stand, begrüßten ihn als Imperator; er wies das nicht zurück — weil ja das Reich einen Imperator haben müsse; dann aber entschuldigte er sich darüber beim Senat, denn anders sei es in einem gefährlichen Moment des Krieges nicht möglich gewesen. Erwägt man seine Lage, so konnte sie ihn nicht zur Fortsetzung des Krieges animieren. Denn was hätte wohl daraus erfolgen können, als daß er von den größeren militärischen Talenten anderer Heerführer in Schatten gestellt worden wäre? Und überdies: die Absichten Trajans waren zu weit ausgreifend gewesen, als daß sie von einem anderen hätten aufgenommen werden können.

Hadrian begann seine Regierung mit einem Entschluß, in dem sich seine geistige Selbständigkeit manifestierte. Er hielt für notwendig, die Grenzen im Orient zu pacifizieren, was ohne einen Rückgang in dem soeben erworbenen Übergewicht der Römer nicht möglich war. Um die Parther zu befriedigen, hatte Trajan einen nationalen König aufgestellt, dem sie aber den Gehorsam versagten. Hadrian willigte in die Absetzung des Schützlings der Römer durch die Parther, zufrieden damit, daß dieser von einigen kleinen Völkerschaften anerkannt wurde. Auch durch andere Nachgiebigkeiten hat er sich der Freundschaft der Parther zu versichern gewußt. Er zog die römischen Truppen an den Euphrat zurück. Aus einem Schriftsteller, der eben hier aus den eigenen Aufzeichnungen Hadrians geschöpft haben wird, Älius Spartianus, entnehmen wir sein Motiv, welches darin bestand, daß an vielen Stellen des Reiches, namentlich in Judäa und Ägypten, Empörungen aus-

gebrochen und die Nachbarn an den von Trajan erweiterten Grenzen allenthalben in Bewegung waren. Hadrian säumte nicht, das sich unaufhörlich regende Judentum zu unterdrücken; an die Stelle des Jehovah-Tempels trat die römische Älia Capitolina. Das System Hadrians war nun, mit den benachbarten Fürsten freundschaftliche Verhältnisse einzugehen, wie mit den Iberern und Albanern im Orient, an der Grenze von Mösien mit den Roxolanen, denen er die Zahlungen, welche sie nach dem Herkommen forderten, unverkürzt weiter leistete, und mit den germanischen Stämmen, unter denen er angesehene Oberhäupter zu Königen ernannte. Doch geschah das nicht ohne Verstärkung und Übung der an den Grenzen lagernden Legionen, mit denen der Kaiser auch nachmals, wenn er sie besuchte, alle Beschwerden und ihre frugale ländliche Kost teilte, indem er so zugleich die Magazine und die Provinzialkassen in guter Ordnung hielt. Er duldete keine zu alten, wollte aber auch keine zu jungen Soldaten. Zu den Befehlshaberstellen nahm er Männer im Vollbart, erfahren, aber noch kräftig, die sein Vertrauen besaßen, ohne daß er sich viel darum gekümmert hätte, ob sie beliebt waren oder nicht. An dem Limes zwischen Rhein und Donau traf er so gute Anstalten, daß das Land vor plötzlichen Einfällen gesichert wurde. So gab er auch dem britannischen Wall eine haltbare Erweiterung und Befestigung. Dieser bildete eine zusammenhängende Reihe von Wällen, Gräben, Türmen und Kastellen zu Schutz und Trutz von Meer zu Meer, deren Ruinen man dort mit Bewunderung wahrnimmt. Appian versichert, man habe nicht weitergehen wollen, weil das Land nichts einbringen würde. Der Limes sprang nun von Nordbritannien an den Niederrhein über, erreichte dann bei den alten Kastellen des Drusus jenen Sinus Imperii, dessen Grenze in Germanien der Pfahlgraben ist, und der sich dann längs der Donau fortsetzte. Durch eine doppelte Befestigung, die der britannischen ähnlich war, wurden Mösien und die untere Donau geschützt. An dem Schwarzen Meere hielten die bosporanischen Könige, die im Klientenverhältnis zu den römischen Kaisern standen, die Wacht. An den asiatischen Küsten erhob sich Trapezunt zu einer großen Metropole des Handels und der Kultur; es war mit einem wohlbefestigten Hafen versehen. Die Binnenbefestigung in Asien wurde durch Bündnisse mit den benachbarten Völkern gesichert; zuweilen erscheinen die Könige der Iberer in Rom. Für den Besitz Vorderasiens war es von größter Wichtigkeit, daß Armenien in Abhängigkeit von den Römern erhalten wurde, was man dadurch erreichte, daß man es einem König von arsacidischem Stamme anvertraute. In Mesopotamien wurden die alten griechischen Ansiedlungen durch römische Einzöglinge verstärkt. Überall finden wir römische Legionen. Im oberen Mesopotamien erhielt sich das aus syrisch-griechischen Elementen erwachsene mixobarbarische kleine Reich der Abgare von Edessa, die soeben durch ihr Schwanken zwischen Parthern und Römern sich das schwerste Schicksal zugezogen hatten. Der Euphrat bildete unter Hadrian im Osten die Grenze des römischen Reiches. Seleucia und Ktesiphon waren noch

zwischen den beiden Welten, der orientalischen und occidentalischen, streitig. Palmyrene wurde von Hadrian mit der Provinz Syrien vereinigt. Das System beruhte darauf, daß die Beschränkungen doch nicht erzwungen, sondern mit einer Überlegenheit der römischen Waffen verbunden waren. Wir vernehmen, daß die Anträge mancher benachbarter Völkerschaften, sich den Römern anzuschließen, von diesen abgelehnt, andere aber, welche in das römische Gebiet feindlich einzudringen die Begierde hatten, durch den Anblick der militärischen Tüchtigkeit der ihnen gegenüber lagernden Legionen abgeschreckt worden seien.

Von diesen unbesiegbaren Bollwerken umgeben, durch das Atlantische Meer und durch die afrikanische Wüste gesichert, genoß nun das römische Reich eines Friedens, in welchem für den Fortschritt einer ruhigen Entwickelung Raum gemacht wurde. Sobald als möglich eilte Hadrian nach Rom, wo er mit einem Triumph begann, wohlverstanden jedoch im Namen Trajans, nicht in seinem. Er bewirkte, daß das Andenken Trajans die herkömmliche Sanktion erhielt, und wurde alsdann als Imperator begrüßt. Man darf das nicht unbemerkt lassen, weil darin doch wieder eine Rückkehr zu einem die Nachfolge bestimmenden Familienverhältnis lag, das sich dann auch weiter fortgesetzt hat. Nach Ereignissen, welche einen Umsturz der bestehenden Gewalt, wie beim Untergang der Claudier und Flavier, herbeiführten, sind immer wieder Successionen eingetreten, die eine Zeit lang vorgehalten haben. Doch ist der erste Eintritt Hadrians nicht ohne Gewaltsamkeiten geschehen. Als seine wirksamsten Gehülfen dabei werden die beiden Praefecti Praetorio, Attianus, ebenfalls einst sein Vormund, und Sulpicius Similis, genannt; mit deren Unterstützung habe er sich der vornehmsten seiner Nebenbuhler, die ihn, sei es bei einer Jagd oder bei einem Opfer hätten umbringen wollen, entledigt: es waren Cornelius Palma und Publilius Celsus, die schon vorher nach der höchsten Gewalt getrachtet hatten, und Nigrinus, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Hadrian hat behauptet, sie seien eigentlich gegen seinen Willen auf Befehl des Senats umgebracht worden. Auch er erwies dem Senat die Rücksicht, deren sich derselbe unter Trajan erfreute. Für einen durch die Legionen erhobenen Imperator hat es doch eine große Bedeutung, daß er den Schwur Nervas erneuerte, gegen keinen der Senatoren das Recht des Schwertes geltend zu machen. Erhebung in den Senat erklärte er für die höchste Ehre, die er überhaupt erweisen könne. Nie versäumte er eine Sitzung des Senats, wenn er sich in der Nähe befand. Die, welche ihn besuchten, empfing er mit der Ehrerbietung, die sie in Anspruch nahmen. Die Ritter zog er hervor und beschäftigte die, die dessen bedurften, in seinem Dienst. Er nahm sie in das Konsilium von Senatoren und Rechtsgelehrten auf, welches bei der Beratung schwieriger Rechtsfälle ihm zur Seite stand und jetzt erst eine feste Gestalt erhielt. In der Verwaltung übertrug er ihnen einige der wichtigsten Ämter, die bisher in den Händen von vertrauten Freigelassenen gewesen waren. Doch wollte er den

Rittern keinen Anteil an den gerichtlichen Verurteilungen der Senatoren gestatten. Das Volk von Rom wußte er durch eine Freigebigkeit, welche mit der der julisch-claudischen Cäsaren wetteifern konnte, zu befriedigen. Was unter Nerva und Trajan begonnen, die Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Gewalten, bestand auch fortan. Für die allgemeine Regierung hielt Hadrian den Grundsatz fest, daß die Fehler seiner Vorgänger hauptsächlich daraus entsprungen seien, daß sie ihren Freigelassenen zu viel Spielraum gewährt hätten. Sueton, der Geheimschreiber Hadrians, hat in seinen Lebensbeschreibungen der vorangegangenen Kaiser diesem Gesichtspunkt einen besonders durchgreifenden Ausdruck gegeben.

Für Hadrian hatte das die Folge, daß er der Organisation des Reiches eine neue, von der Hofhaltung unabhängigere Gestalt gab, die seinen Nachfolgern zum Muster gedient hat. Allgemein verrufen sind die Unordnungen, welche durch die Rückstände bei der Steuerzahlung eingerissen waren. Hadrian hat dieselben mit einem Schlage für ungültig erklärt und für die Folgezeit eine alle fünfzehn Jahre wiederkehrende Revision der Steuerreste und des gesamten Steuerwesens angeordnet: eine Einrichtung, auf die sich die späteren Indiktionen zu begründen scheinen.

Genug, indem Hadrian in der politischen Richtung, welche bei dem Tode Domitians hervorgetreten war, weiter fortschritt, den Ansprüchen der senatorischen Geschlechter Rechnung trug und den persönlichen Rückwirkungen der Hofhaltung Einhalt that, hielt er doch an der berechtigten Pflicht der Imperatoren fest, den allgemeinen Interessen zu dienen. Wir werden sogleich des Anteils gedenken, den er an der Gründung einer festen Rechtspflege hat. Hier werde noch zweier anderer Anordnungen gedacht, die ihn unvergeßlich machen. Er verfolgte die Menschenopfer, die man noch hie und da in punischer Weise vollzog. Und zugleich machte er dem Mißbrauche, daß das Leben des Sklaven von dem guten Willen des Herrn abhing, ein Ende; er verbot den Herren, ihre Sklaven umzubringen. Dadurch zuerst kamen die Sklaven in eine unmittelbare Beziehung zu dem Staate und zu dem Rechte. Hängt aber nicht das eine mit dem anderen genau zusammen? Es liegt eine Idee angeborener Menschenrechte hiebei zu Grunde, die sich allmählich Bahn bricht.

Hadrian scheint es ganz gefühlt zu haben, was es hieß, der erste Mann unter alle den Bevölkerungen zu sein, die das Mittelmeer umgaben, und welche die Kultur der Menschheit in sich schlossen.

Er hat sein Reich unaufhörlich durchzogen. Er hat den Ätna und den Mons Casius bestiegen, um sich an dem Anblicke des Sonnenaufgangs zu weiden. Er hat seinen Namen auf der Memnonsäule in Ägypten eingraben lassen. An dem Eise der Donau und in der Glut der afrikanischen Sonne ist er mit unbedecktem Haupt einhergegangen. Allenthalben hat er die Denkmäler der Kunst in Augenschein genommen. Doch war das nicht etwa sein einziger Zweck. Aus einem Privatbriefe, der von ihm übrig ist, ersieht man, daß er nicht allein das alte Ägypten aufsuchte, sondern das damals gegen-

wärtige in Augenschein nahm. Von der beweglichen Stimmung der Einwohner war er nicht erbaut. Die Betriebsamkeit der Alexandriner schildert er mit einer gewissen Ironie. Er hat dieser Stadt aber einige Privilegien gewährt, und nicht ohne Befriedigung erwähnt er den Dank, der ihm dafür zu Teil geworden sei. Die Villa unfern Rom, auf der Hadrian die letzten Jahre verlebte, bildete, wenn wir so sagen dürfen, eine Centralhalle für die bedeutendsten Denkmale, an denen Hadrian sich auf seiner Reise erfreut hatte, besonders aus Athen. Tibur war vielleicht die schönste Kunstschöpfung, oder wenigstens die reichste; alle Museen Europas sind aus den Ruinen derselben mit Bildsäulen versehen worden.

Wir haben ein Denkmal dieser Zeiten übrig, jedermann kennt es: es ist das Mausoleum Hadrians, welches freilich später ganz anderen Zwecken gedient hat.

In unmittelbarer Nähe des Flusses, welcher nun einmal der Mittelpunkt der Welt geworden war, erhob sich auf einer mit parischem Marmor bekleideten viereckigen Basis ein Rundbau von kolossalen Dimensionen. Wie in den Pyramiden der ägyptischen Könige entdeckt man auch in jenem ursprünglichen Grundbau Grabkammern für Urnen und für Sarkophage. Dem Baumeister schwebten aber nicht allein ägyptische, sondern auch die altrömischen Denkmale vor.

Wenn von den früheren Imperatoren einer ein Redner, ein anderer ein Musiker, ein dritter ein Dichter gewesen war, so war Hadrian in allen Wissenschaften und in allen Künsten bewandert. Er war recht ein Mann der allgemeinen Kultur, die niemals weiter verbreitet oder den Menschen wichtiger erschienen ist als damals.

Man darf sich das römische Reich im zweiten Jahrhundert nicht als ein durchaus von Rom abhängiges Gemeinwesen denken. Denn überall im Umkreis desselben bestanden die alten landschaftlichen Kantone, vor allem in Griechenland und Vorderasien. Hier blühten die philosophischen Schulen, aber noch mehr die Sophistik, d. i. die öffentliche Rede als Kunstübung betrachtet. Man wird in deren Beurteilung nicht zu hart sein dürfen. Die Redekunst hatte ihren vornehmsten politischen Zweck verloren. Nur in den Gerichtsverhandlungen, namentlich in denen, die vor dem Kaiser stattfanden, war sie nicht ohne Wert. Aber auch abgesehen von einem unmittelbaren Zweck, gewährte sie dem griechischen Geiste eine seiner Natur analoge Beschäftigung, selbst als sie Deklamation geworden war und Gegenstände mehr des allgemeinen Wissens aus der Geschichte der alten Republik behandelte. Der Scharfsinn, mit dem alles erwogen wurde, und die Form des Vortrags erregten die Aufmerksamkeit der gebildeten Menge. In Rom selbst fanden die Redekünstler eben unter Hadrian Eingang und Beifall. Hadrian hat wohl einen derselben, den namhaftesten von allen, Herodes Atticus, zu den höchsten Ehren erhoben, einen anderen, Polemon, mit reichen Geschenken bedacht, einem dritten große Räumlichkeiten zu seinen rednerischen Leistungen eröffnet. Die

Sophisten waren Schauspieler, aber ihre Vorträge beschäftigten die Zuhörer mit Gedanken und Erinnerungen, die etwas Ideales in sich trugen.

Im zweiten Jahrhundert finden wir rhetorisch-grammatische Schulen, für beide Sprachen bestimmt, in den großen Städten Galliens. Die Einrichtung besoldeter Lehrstühle in den vornehmsten Städten des Reiches, die Hadrian, wenn nicht zuerst, so doch systematischer als seine Vorgänger durchführte, hat zur Erhaltung der litterarischen Kultur in dieser Epoche und zur Fortpflanzung derselben in eine spätere vorwiegend beigetragen. Wenn man erzählt hat, er habe sich gegen die Gelehrten und Künstler, die er um sich sammelte, doch nicht immer unparteiisch erwiesen, einen mißfälligen Widerspruch sogar auf das härteste bestraft, so verrät das eine rücksichtslose, herrische Natur, aber sein Verdienst kann es an sich nicht schmälern.

Für Hadrian walteten nun, wenn er zu einer Adoption schreiten wollte — auch er hatte keinen Sohn —, nicht dieselben Schwierigkeiten ob wie für Trajan; denn eines bewährten Kriegsmannes bedurfte er nicht. Dennoch waren mit diesem letzten Akt seiner Regierung ähnliche Gewaltsamkeiten verknüpft, wie mit dem Anfang. Hadrian konnte nichts weniger ausstehen, als wenn jemand die Succession im Imperium, zu dessen sicherem Besitz es damals wünschenswert erschien, daß kein bestimmter Nachfolger im voraus anerkannt war, in Anspruch nahm. Die ziemlich durchsichtigen Andeutungen einer solchen Prätension, welche sein Schwager Servianus für seinen Enkel, nicht für sich selber — denn er zählte schon neunzig Jahre — sich erlaubt hatte, veranlaßten den Cäsar, beide, Großvater und Enkel, zugleich hinrichten zu lassen. Vor seinem Tode bezeugte Servianus vor den Göttern, denen er Weihrauch anzündete, seine Unschuld und flehte sie zugleich an, daß Hadrian, wenn er zu sterben wünsche, nicht sterben könne: eine Erzählung, die damit zusammenhängt, daß Hadrian in eine unheilbare Krankheit fiel, von der er durch den Tod befreit zu werden auf das ernstlichste herbeisehnte. Er forderte seine Sklaven auf, ihn umzubringen, und seinen Arzt, ihm Gift zu geben. Niemand aber hätte es wagen dürfen, der geheiligten Person des Cäsar ein Leid anzuthun; denn nach seinem Tode standen ihm göttliche Ehren bevor. Hadrian rief zähneknirschend aus: Andere könne er töten, aber nicht sich selber.

Statt des Schwagers hatte er sich den Lucius Cejonius Verus zum Nachfolger ausersehen, gleich als wolle er das Unrecht wieder gut machen, das er einst an Nigrinus, seinem gefährlichsten Nebenbuhler, begangen hatte; denn dessen Schwiegersohn war der Erwählte. Hadrian sparte keine Kosten, die Anerkennung dieser Adoption bei Volk und Senat durchzusetzen. Cejonius, dem er bereits den Namen Älius gegeben hatte, starb aber noch vor ihm. Hierauf nun wandte Hadrian sein Augenmerk auf Titus Aurelius Antoninus, der aus einer römischen Kolonie stammte, wie Hadrian, dem an der Straße nach Spanien gelegenen gallischen Nemausus. Er gehörte der ursprünglich sabinischen, mit sacralen Vorrechten ausgestatteten Familie der Aurelier an. Antonin hatte sich nicht im Krieg, wozu keine Gelegenheit war, aber in der

Verwaltung einen guten Namen gemacht und überhaupt den Ruf eines moralisch vortrefflichen und zu den Geschäften tauglichen Mannes erworben. Hadrian soll ihn den Senatoren mit der Reflexion empfohlen haben, daß es zweierlei Söhne gebe: solche, welche man der Natur oder, wie er sagt, dem Dämonion verdanke, die dann leicht mit allerlei unliebsamen Fehlern behaftet sein könnten, und solche, die man sich selbst nach ihrem Verdienst und ihren Eigenschaften aussuche. Einen Mann dieser Art erblickt er in Antoninus. Hadrian legte ihm die Pflicht auf, zwei Männer zu adoptieren, durch die er gleichsam auf seine erste Adoption zurückkam; der eine war der Sohn des Cejonius, Älius Verus, und der andere Marcus Annius, welcher durch die Adoption den Namen Aurelius Antoninus empfing; es ist der so berühmt gewordene Marc Aurel.

Hadrian fügte also seinen übrigen Verdiensten auch das hinzu, daß er dem Gemeinwesen die beiden durch ihre Tugenden berühmtesten Kaiser, Antoninus Pius und Marc Aurel, verschaffte. Nicht minder hoch darf man anschlagen, daß beide Senatoren waren und ihr Ansehen dem guten Verhältnis verdankten, das zwischen dem Imperator und dem Senat überhaupt bestand. Von dem Großvater Antonins wird erzählt, er habe Nerva bedauert, als derselbe das Imperium annahm: der Enkel that es nun selbst, aber unter glücklicheren Umständen. Das Reich befand sich in vollkommenem Frieden; er bedurfte keines Gehülfen, wie Nerva; nirgends war ein Widerstand zu befürchten, Antonin konnte seine friedliche Autorität in vollem Umfang ausüben. Er war der erste Imperator, der aus dem Senat unmittelbar hervorging. Bald nach vollzogener Adoption ist Hadrian gestorben. Antonin verdiente sich den Beinamen Pius hauptsächlich dadurch, daß er dem Widerstand zum Trotz, der sich im Senat regte, dem Adoptivvater göttliche Ehren dekretierte. Man erzählt, der Senat habe gezögert, die Acta Hadriani im allgemeinen zu bestätigen; Antonin habe darauf erwidert: er könne dann nicht Princeps sein, denn seine Adoption gehöre zu den Acta Hadrians.

Antonin war eine von Hadrian durchaus verschiedene Natur, weit entfernt von dessen heftigem, rücksichtslosem Wesen. Er besaß jene freundliche Milde, welche die Herzen gewinnt. Er war nüchtern und fleißig, unter anderem auch beim Landbau, ohne jedoch einen Ehrgeiz darin zu suchen. In allen häuslichen Verhältnissen hat er sich musterhaft betragen; auch durch die Fehler seiner Frau ließ er sich darin nicht beirren. Dieser selbst sagte er: indem er die Regierung übernehme, gewinne er doch nichts für sich selbst dabei; vielmehr müsse, was sein Eigen gewesen, jetzt der Republik zu gute kommen. Schon bisher war er an der Regierung wesentlich beteiligt gewesen. Man bemerkte, daß er bei den Beratschlagungen, die dann vorkamen, immer für die mildere Meinung gestimmt habe. Von seinem Prokonsulat in Asien, einem Amte, das leicht zu Eigenmächtigkeiten und Bereicherungsgelüsten Anlaß gab, war das allgemeine Urteil, er habe es nicht allein mit Würde, sondern mit einer gewissen Heiligkeit verwaltet. Nachdem er jetzt der Nachfolger

Hadrians geworden, beließ er alle, die dieser mit höheren Ämtern bedacht hatte, in denselben. Er hat, worin ihm Tiberius vorangegangen war, die Vorsteher der Provinzen sieben, selbst neun Jahre lang in ihrem Amte gelassen. In den Staat, der erst von den republikanischen Parteien und dann von der Gunst oder Ungunst der Kaiser und ihrer Liberti in steter Gärung erhalten worden, kam dadurch endlich die Stabilität einer wirklichen Monarchie. Wie Hadrian, so war auch Antonin streng gegen seine Freigelassenen und Hausgenossen. Er erwies jedem Senator die Ehre, die er selbst in Anspruch genommen hatte, als er Senator war. Es kam nun wirklich dahin, daß unter dieser Regierung kein Senator hingerichtet wurde. Einen, dem ein todeswürdiges Verbrechen nachgewiesen wurde, hat der Senat selbst auf eine Insel verwiesen. Seine Prokuratoren hielt Antonin in strenger Zucht, indem er ohne Schwierigkeit die anhörte, welche sich über dieselben beklagten. Wir erinnern uns, wie hoch man es dem Trajan anschlug, daß er Beschwerden gegen seinen Fiskus annahm. Es war der Weg, den Trajan gebahnt und Hadrian innegehalten hatte, dem auch Antonin folgte.

Dabei aber vermied Antonin doch manches, was man Hadrian zur Last gelegt hatte. Er war neidlos gegen Talent und Wissenschaft: allen denen, welchen eine specifische Wissenschaft beiwohnte, gab er gerne nach, namentlich denen, welche die Kunde der Gesetze besaßen. Die Anstellungen in den rhetorischen Lehranstalten der Hauptstädte des Reiches gewannen größere Festigkeit. Alle die philosophischen Schulen, welche damals blühten, hatten ihre Lehrer: wir lesen bei Lucian, wie hoch diese Stellungen angeschlagen wurden, wie man sich darum stritt und beneidete. Antonin hielt darüber, daß ein jeder seines Amtes wartete; niemand sollte ein Besoldung beziehen, ohne einen Dienst zu leisten. In der Veranstaltung von Schauspielen und anderen Vergünstigungen an das Volk beobachtete er die größte Mäßigung. Er bekümmerte sich nicht um die Acclamationen der Menge. Nur die Sache selbst, so rühmt sein Nachfolger, habe er vor Augen gehabt; er habe die Dinge kommen sehen und für das Geringste Aufmerksamkeit gezeigt; niemals habe er etwas mit Leidenschaft ergriffen: er habe nichts im Schweiße seines Angesichts gethan, aber auch Überdruß habe er niemals empfunden, weder gegen Personen, noch in Bezug auf die Sachen; an seinen Freunden habe er allezeit festgehalten. Oftmals sei er von Kopfschmerz heimgesucht worden; nachdem er denselben überstanden, sei er mit vollkommener Heiterkeit an die Geschäfte gegangen. In Antonin erscheint die Monarchie in ruhiger und sicherer Fassung, selbstgenügsam und stark. An die Stelle der Tyrannei, welche das Prinzipat ausübte, sieht man eine väterliche Gewalt treten, welche doch nicht ohne Strenge war. Einige Bewegungen sind auch unter Antonin entstanden — es kam zu Empörungen in Achaja und Ägypten —, sie wurden aber sofort unterdrückt. Der Friede, den Hadrian an allen Grenzen herbeigeführt hatte, wurde ein paar Mal gestört, aber ohne viele Mühe wiederhergestellt, auch infolge der Ehrerbietung, welche man an allen Grenzen gegen

die kaiserliche Autorität in dieser Gestalt empfand. Antonin brauchte sich nicht selbst in Bewegung zu setzen; er blieb möglichst ununterbrochen in Rom, wo die Nachrichten von allen Seiten her einliefen und dann die Beschlüsse gefaßt, die Befehle erlassen wurden. Das System der Posten, welches Augustus eingerichtet hatte, war von Hadrian erweitert, es war durch ihn recht eigentlich eine Sache des Fiskus geworden. In Rom war die Stelle, von der aus das Ganze geleitet wurde: früher war die Verwaltung meist Freigelassenen anvertraut worden; Hadrian hatte sie in die Hände der Ritter gegeben. Die Einrichtung diente zur Entwickelung einer centralen Gewalt, die jetzt mit der Autorität der Macht und der Gesittung ausgeübt wurde. Wenn sich von Antonin keine Biographie von einigem Werte findet, so rührt das wohl auch daher, daß von einer ruhigen administrativen Thätigkeit, die sich in Geschäften bewegt und die eingefahrenen Bahnen inne hält, nicht viel zu sagen ist. Wie Trajan, so hielt auch Antonin darüber, daß er immer zugleich als Privatmann erschien. In seinem Hause sah man ihn kleine Dienste selbst verrichten. Er liebte das Schauspiel, vergnügte sich an Jagd und Fischfang, hielt vergnügte Weinlese; er besuchte die Gelage seiner Freunde und verstand Scherz. Die Macht des Imperiums erscheint unter ihm gleichsam in bürgerlicher Gestalt. Von seinem Tode erzählt man: nach einem kurzen Fieberanfall habe er die goldene Fortuna, welche in den Gemächern des Kaisers zu stehen pflegte, in die des Nachfolgers hinübertragen lassen und ihm die Republik, sowie seine Tochter empfohlen.

Man sieht, wie die politischen Ideen so ganz andere geworden waren, als in den Zeiten der Cäsaren und selbst der Flavier.

Hauptsächlich zwei Männer hatten die Notwendigkeit eines gemäßigten Regiments in der Litteratur zum Ausdruck gebracht.

In seinen Schriften bezeichnet Dio Chrysostomus den Fürsten, der die Gesetze nicht achtet, nur seinem eigenen Vergnügen nachhängt, für die Unterthanen keine Sorge trägt und, anstatt sie vor Gewaltthaten zu sichern, selbst solche begeht oder veranlaßt, unverhohlen als Tyrann und Räuber, wobei er jedoch die Verwaltung durch einen einzigen Willen, in welchem sich Verstand und Tugend vereinigen, jeder anderen Verfassung vorzieht.

Dio gehört zu denen, welche, von Domitian aus Rom verbannt, nur in tiefster Niedrigkeit ihr Leben fristen konnten.

Gar nicht auszusprechen ist es, wie viel die niederen Klassen, die durch die Sklaverei in eine unmittelbare Berührung mit den höheren gelangten, zur Entwickelung des allgemeinen Geistes beigetragen haben. Es gehörte eben alles zusammen: das Leben der Weltmetropole in sich selbst, die Einwirkung der aus den Kolonien nach derselben zurückkommenden Römer von unabhängiger Stellung, ihre Vermischung mit den übrigen, die Ausdehnung des Bürgerrechtes auf entfernte Kommunen, welche dann ein gewisses Recht der Selbständigkeit erwarben und ihren Angehörigen mitteilten, ferner aber der Einfluß der aus allen Regionen dahin geführten Sklaven, die sich zu emancipieren

trachteten und, wenn ihnen das gelang, in dem Verhältnis zu ihren Patronen verharrten oder auch im ganzen einen Stand bildeten, der zwar nicht am Bürgerrecht, aber doch an der Freiheit teilnahm. In dem kaiserlichen Palast haben die Liberti an der Ausübung der Gewalt, zuweilen am Sturze derselben entscheidenden Einfluß gehabt. In ihrer Mitte ist der Gedanke der allgemeinen Freiheit gefaßt worden, so entschieden und kräftig, wie er bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, bis Fenelon, nicht wieder ausgesprochen ist.

Epiktet, der als Sklave nach Rom gekommen war, bildete die stoische Lehre, welche der erwähnte Hymnus des Kleanthes enthielt, zu dem Postulat allgemeiner Freiheit aus. Denn die Seele, lehrt er, sei ein Teil des göttlichen Wesens, das dem Menschen mitgeteilt ist. Dieses innere Leben könne keinem Zwange unterworfen werden; die Götter würden nicht mehr Götter sein, wenn das Göttliche gezwungen werden könnte. Auch die Furcht vor dem Tode dürfe darauf keinen Einfluß haben, kein Verlust irgend einer Art; denn er betreffe das, was die Seele nicht sei. Von alledem, was nicht in der Macht der Seele sei, müsse der Mensch sich entfernt halten, selbst von großem Ansehen und hohen Stellen. In dieser individuellen Unabhängigkeit liege die Freiheit. Mancher sei Konsular, alle seine Vorfahren seien frei gewesen. Waren sie aber, so fragt Epiktet, darum wirklich frei? Bei einer Ansicht, wie diese, verlieren die Sklaverei, die bedrückenden Einrichtungen des Staates, die höchste Gewalt selbst ihre Bedeutung für das Individuum; die Bedingungen des socialen Lebens haben keinen wahren Wert mehr; nur das Selbst des Philosophen in seinen Beziehungen zu gut und bös, in seiner Herrschaft über sich selbst, ist das Lebendige. Diese Anschauungen, in dem niedrigsten Stand entsprungen, aber durch einen Lehrer, der sich allgemeinen Eingang verschaffte, verbreitet, erreichten nun die höchste Stelle.

Ich möchte behaupten: auf den beiden Elementen, die sich aus den individuellen Anforderungen Epiktets und den socialen Dios ergeben, beruht Philosophie und Regierung Marc Aurels.

In der philosophischen Schrift, die wir von ihm übrig haben, und die man als „Selbstgespräche" bezeichnen könnte, erwähnt Marc Aurel einige Grundzüge der Gesinnung, die er von Vater, Mutter und Großvater überkommen habe: Gemütsruhe frei von aller Hitze, Männlichkeit mit Bescheidenheit gepaart, Gottesfurcht, Milde und Wohlthätigkeit. Die letzte Weisung verdankt er seiner Mutter Domitia Lucilla, die ihm die Lehre gegeben hat, nicht allein nichts böses zu thun, sondern auch nichts arges in Gedanken zu fassen, und sich eines einfachen Wandels zu befleißigen, entfernt von der Lebensweise reicher Leute; dem Ältervater schreibt er die Weisung zu, sich nicht durch öffentliche Vorträge, sondern durch gute Privatlehrer ohne Rücksicht auf die darauf zu verwendenden Kosten unterrichten zu lassen. Die Familie gehörte zu den vornehmsten und meistbegüterten. Umsomehr fällt es ins Gewicht, daß es gleichsam eine erbliche Sinnesweise in derselben war,

mit allen männlichen Eigenschaften die Tugend der Mäßigung, Einfachheit, Milde und Zurückgezogenheit zu verbinden. Marc Aurel erwähnt dann die Unterweisungen seiner Lehrer; sie bestehen hauptsächlich in Warnungen vor den Faktionen des Cirkus, vor Verleumdungen, vor angeblichen Erscheinungen und Gaukeleien, der eitlen Anwandlung in dem Wettstreit der Sophisten zu glänzen, vor aller tyrannischen Mißgunst, Veränderlichkeit und Heuchelei, sowie vor der den vornehmen Herren eigenen Lieblosigkeit. Der Philosoph Junius Rusticus, der ihm in der ganzen Zeit seiner Regierung zur Seite stand, hat ihm die Schriften des Epiktet eingehändigt, die, wie das ganze Buch zeigt, die mächtigste Wirkung auf ihn hervorbrachten, ihn mit sich fortrissen und gleichsam seine eigene Überzeugung bestimmten. Manche gute Lehren werden gegeben, wie sie auch anderen Fürsten eingeschärft worden sind. Was aber am höchsten anzuschlagen sein wird, ist die durch seinen Bruder oder — denn die Lesart ist zweifelhaft — durch einen anderen Lehrer vermittelte und durch die Weisung, immer die Wahrheit zu lieben, unterstützte Bekanntschaft mit Thrasea, Helvidius, Cato und Brutus, wodurch er den Begriff von einem Staate erhalten habe, in welchem Isonomie und Isegorie herrsche, und die Idee von einem Königtum, welches die Freiheit der Beherrschten über alles liebt. Die oppositionelle Gesinnung, die sich unter Kaisern wie Nero und Domitian ausgebildet hatte, gelangte hierdurch zu maßgebendem Einfluß auf den Inhaber der höchsten Autorität, die doch noch auf ihren alten Grundlagen beruhte und unter den damals obwaltenden Umständen eine Hervorbringung mächtig förderte, welche als die bedeutendste geistige Leistung der Römer in der ihnen eigentümlichen Richtung angesehen werden muß. Das Imperium trat in die engste Beziehung zu der Rechtswissenschaft, wobei diese zu einer Durchbildung gelangte, durch welche sich der römische Geist seine Wirkung auf alle folgenden Jahrhunderte gesichert hat.

Ausbildung des römischen Rechts.

Die Rechtswissenschaft hat sich in enger Verbindung mit dem Staate selbst entwickelt. Ursprünglich war das Civilrecht mit dem Jus sacrum beinahe identisch. Es gab Dekrete der Pontifices, welche bei der späteren Rechtsentwickelung zu Grunde lagen: an dieselben war die Rechtsprechung gebunden, wiewohl diese selbst von den Magistraten ausgeübt wurde. Die Magistratur, welche ebenfalls aus der unvordenklichen Vorzeit stammte, hatte zwar das Recht der Jurisdiktion, aber sie war an ein bestimmtes Herkommen geknüpft; denn sonst würde sie der von den politischen Bewegungen unzertrennlichen Willkür verfallen sein. Alles dies atmet den Geist der ursprünglichen Verfassung, in welcher patricisch-pontifikale Ideen und Antriebe vorwalteten; an diese Gewalten war noch alles gefesselt.

Wenn nun das Emporkommen des plebejischen Elementes eine Losreißung der römischen Staatsentwickelung von dem Patriciat in sich schloß, so mußte

die Veränderung, welche hierin lag, auch die Rechtsverfassung ergreifen, sobald es gelang, das Pontifikat von den Patriciern zu trennen. Der erste plebejische Pontifex Maximus, Tiberius Coruncanius, ist auch zugleich als der Begründer des Systems der Wirksamkeit der eigentlichen Rechtsgelehrten zu betrachten. Man hat oft der Ursache nachgefragt, weshalb das Civilrecht bei den Griechen bei weitem nicht zu der Ausbildung gefördert wurde, welche es in Rom erhielt. Schon Cicero hat dieselbe darin gefunden, daß bei den Römern nicht Männer von untergeordneter Stellung den Parteien zur Seite standen, sondern nur solche, die auf die höchsten Ämter Anspruch hatten und zu den ersten Männern der Republik gehörten. Das war nun schon immer geschehen, doch hatte es mehr den Charakter eines freundschaftlichen Dienstes; erst seit Coruncanius trat ein, daß diese Thätigkeit anerkannt wurde. Es war niemals erforderlich, daß der fungierende Magistrat Rechtskunde besaß: zu seiner Seite aber erschienen Rechtsgelehrte, an deren Ausspruch er sich notwendig halten mußte. Die Pontifikalbücher waren und blieben die Grundlage der Gesetze; die Thätigkeit der Rechtsgelehrten stützte sich darauf, daß keine Forderung anerkannt wurde, sie wäre denn auf ein schon bestehendes Recht begründet gewesen; und eben darin bestand der vornehmste Beruf der Rechtsgelehrten, alle Aktionen an ein schon gegebenes Gesetz anzuknüpfen und daraus abzuleiten. Die Jurisprudenz gewann nun einen auf das Leben tief eingreifenden Einfluß, der umsomehr wachsen mußte und wuchs, als die inneren Entzweiungen der Republik einen Rechtsschutz notwendig machten. In den Verwirrungen der marianischen Zeiten ist dann der erste große Jurist, Lehrer und Meister aller späteren, Mucius Scävola, emporgekommen.

In der Entwickelung des Rechts lag also eine doppelte Notwendigkeit: die eine der Befreiung von den Beschränkungen der alten Zeiten durch wissenschaftliche Deduktion, welche dem veränderlichen und immer veränderten Zustand der Republik entsprach; auf der anderen Seite aber auch die Pflicht, den Willkürlichkeiten der durch die inneren Stürme zur Gewalt erhobenen Männer zu widerstehen. Freiheit und Konsequenz der Rechtsentwickelung bedingten einander. In diesen Zeiten der größten politischen Entwickelung im Innern und nach außen, die zwar zu einer Weltherrschaft, aber auch zum Imperium führte, hat sich nun die römische Jurisprudenz in ihrem eigentümlichen Charakter ausgebildet. Daß sie in sich nicht ohne Widerspruch war, versteht sich von selbst: wie hätte sie sich sonst wissenschaftlich entwickeln können? Damit waren mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden; aber auch überhaupt stellte sich die Frage heraus, wie sich das Prinzipat zu der Rechtskunde verhalten werde. Cäsar soll den Gedanken gehabt haben, ein umfassendes Rechtssystem als Gesetz zu proklamieren; Augustus stand von diesem Äußersten ebenso ab, wie er es in vielen anderen Dingen that. Mit dem sicheren Takt, mit dem er überall verfuhr, verband er die wissenschaftliche Jurisprudenz mit der höchsten Gewalt dadurch, daß er das Recht, Gutachten zu erteilen, an eine Verleihung des Prinzipats knüpfte, wodurch beides ver-

einigt war, die Freiheit der Wissenschaft und die Autorität des Prinzipats. Die Responsa waren bisher frei hinsichtlich der Personen, ihrer Form und ihrer Wirkung; Augustus ordnete an, daß die Responsa schriftlich und zwar versiegelt eingegeben werden sollten.

Unter den Rechtsgelehrten gab es, wie sich denken läßt, auch eine republikanische Schule, welche die Gewaltthätigkeiten der Triumvirn verwarf und sich den Neuerungen des Augustus entgegensetzte, wie Antistius Labeo, dessen Vater als Anhänger des Brutus gestorben war, und der die Hälfte seines Lebens, die Hälfte jedes Jahres, zu wissenschaftlichen juridischen Arbeiten anwendete, welche den Sinn der alten Festsetzungen — denn Labeo war auch ein guter Grammatiker — weiter zu entwickeln bestimmt waren. Denen aber trat eine andere Schule gegenüber, die sich den einmal geschehenen Umwandlungen in der Republik in Bezug auf Besitz und Gewalt unterwarf und auf diesem Grunde fortbaute, als deren Oberhaupt in der gleich darauf folgenden Zeit Massurius Sabinus erscheint, der das Recht, Gutachten zu geben, von Tiberius erhielt, aber in seinen drei Büchern über das bürgerliche Recht den wissenschaftlichen Charakter behauptete, was ihm dann auch wieder Ungunst zuzog. Diese Bücher haben den Späteren vielfach vorgelegen und sind von ihnen herübergenommen worden. Für die Entwickelung des Rechtes war nun aber das Prinzipat auch insofern von Wichtigkeit, als es alle Streitigkeiten, die in den Bereich der höchsten Gewalt fielen, abschnitt. Aus dem taciteischen Dialogus erfährt man, daß die vornehmste öffentliche Thätigkeit der Privaten sich bei den verschiedenen Gerichtshöfen, welche fortbestanden — einer vor dem Kaiser selbst —, entwickelte. In Rede und Antwort konnte man dabei sehr weit gehen. Nur mußte man sich hüten, die Linie zu überschreiten, die sich aus dem Begriff des Prinzipats ergab. Gewaltsame Kaiser, wie Caligula und Nero, waren mit beiden Schulen unzufrieden: Caligula hat wohl gesagt, ihm selbst sollte eigentlich das Recht, Gutachten zu geben, allein zustehen. Nero verbannte einen der vornehmsten Rechtslehrer der sabianischen Schule. Auch darin liegt eine der rühmlichen Handlungen Vespasians, daß er beide Schulen in seinen Schutz nahm: er hat ihre Oberhäupter in das Konsulat befördert. Der damalige Meister der labeonisch-republikanischen Schule, Juventius Celsus, war in die Verschwörung gegen Domitian verwickelt; der Kaiser Nerva war selbst ein Enkel jenes Marcus Coccejus Nerva, der als der vornehmste Schüler Labeos gegolten hat, desselben, der den Tiberius nach Caprea begleitet hatte. Unter Hadrian besaß ein Sabinianer, Salvius Julianus, das meiste Ansehen, ein geborener Afrikaner, der aber zu den größten nicht allein, sondern auch zu den wirksamsten Rechtsgelehrten aller Zeiten gehört. In den Pandekten sind mehr als fünfhundert Sätze aus seinen Schriften aufgenommen. Das Bedeutendste, was er leistete, ist sein Anteil bei der Aufstellung eines unveränderlichen prätorischen Edikts. Es erinnert doch sehr an die republikanischen Zeiten, wenn der Prätor ursprünglich nur an das von ihm selbst erlassene Edikt in

den bürgerlichen Rechtshändeln gebunden war. Wohl hatte sich allmählich eine solche Form dieses Edikts eingeführt, die von einem Prätor auf den andern übergehen, jedoch auch wieder von demselben abgeändert werden konnte. Der hierdurch eintretenden Unsicherheit des Rechtsverfahrens that nun Hadrian dadurch Einhalt, daß er ein prätorisches Edikt promulgierte, welches für keine momentane Abänderung Raum ließ, nur für Erweiterung in solchen Fällen, die in demselben nicht berührt seien. Auch das sollte dann unter der höchsten Autorität zu erfolgen haben, die er selbst bekleidete. Er griff damit nicht in die juridische Thätigkeit ein. Durch den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, welcher lebte, wurden die Ergebnisse der alten Jurisprudenz zusammengefaßt und durchgearbeitet. Aber das Edikt, das durch ein Senatskonsult bestätigt wurde, gab nun für die Zukunft eine bestimmte Norm an die Hand, deren Inhalt unveränderlich sein sollte und auch später, nur wenn es nötig wäre, durch die höchste Autorität ergänzt werden könnte.

Wie es jetzt von Hadrian promulgiert wurde, sollte es der Hauptstadt und den Provinzen zur Richtschnur dienen. Die höchste Gewalt trat in die engste Verbindung mit der Rechtspflege, ohne die Fortbildung des Rechtes auf dem Wege der Rechtsgelehrsamkeit zu verhindern.

Antonin folgte auch darin dem Vorgang Hadrians nach, daß er die großen Juristen, deren Antworten den Gerichtshöfen zur Richtschnur dienten, in seine Nähe zog, sodaß Legalität und Recht umsomehr die Norm des ganzen Gemeinwesens wurden.

Marc Aurel hatte die juristische Schule ebenfalls durchgemacht; er war ebensowohl Jurist als Philosoph. Die allgemeine Stellung der Juristen hat eine Analogie mit der Stellung der Philosophen. In beiden repräsentierte sich der unabhängige Geist der Wissenschaft im Zusammenhang, aber auch im Gegensatz mit der Alleinherrschaft des Kaisertums.

Unter Marc Aurels Regierung hat Gajus seine Institutionen geschrieben: eines der merkwürdigsten Rechtsbücher, die überhaupt abgefaßt worden sind, inwiefern durch dasselbe die Ausbildung des römischen Rechtes zu einem allgemeinen angebahnt wurde und zum Ausdruck gelangte. Eingeleitet war das freilich schon längst; denn das römische Recht, welches die Entwickelung einer original-römischen Idee enthielt, konnte schon in den republikanischen Zeiten nicht schlechthin auf die Fremden angewendet werden, die zahlreich nach ihren verschiedenen Völkerschaften nach Rom strömten. In den Streitigkeiten zwischen Römern und Peregrinen bildeten sich Modifikationen des römischen Rechtes aus, die dem Geiste desselben nicht eben Eintrag thaten. Denn bei aller seiner Einseitigkeit und Strenge entwickelte der römische Geist in dem Laufe der Jahrhunderte doch eine große Flexibilität. Er modifizierte sich den veränderten Verhältnissen gemäß, ohne sich doch zu verlieren. Sehr gut spricht Gajus dies Verhältnis aus. Er geht davon aus, daß alle Nationen ihre besonderen Rechte haben, welche aus der natürlichen Auffassung der Dinge durch die Vernunft entspringen. Jede Nation hat ihr eigenes, aus ihren

besonderen Zuständen hervorgegangenes Recht; alle diese Rechte aber werden durch die natürliche Auffassung der Vernunft bedingt: so hat auch das römische Recht einen Bestandteil, der dem allgemeinen Rechte angehört. Dieser Bestandteil ist es nun, der zu einem allgemeinen Rechte führt, dem sich alle Völker unterwerfen können, zu dem, welches die Vernunft als ein gemeinschaftliches erscheinen läßt. Auf das positive Recht der Ausländer wird dabei wenig Rücksicht genommen: das Recht der Völker ist römisches, auch auf die Fremden anwendbares Recht. Wie die Weltherrschaft eine römische war, so erhebt sich in ihr und durch sie ein allgemeines, auf alle Unterthanen fremden Ursprungs anwendbares Recht. Die Arbeiten der Rechtsgelehrten dienten dazu, es vorzubereiten: durch die Konstitutionen der Kaiser wurde es ein allgemeines, das den römischen Erdkreis umfaßte.

Die Epoche, welche auf die Antonine folgte, weit entfernt das Verhältnis der Rechtsgelehrten zur obersten Gewalt in Frage zu stellen, bildete ihre Verbindung vielmehr noch enger aus.

Die Rechtswissenschaft ist das echteste Produkt des römischen Geistes. Das römische Recht erscheint als eine Institution des Kaisertums und der höchsten Gewalt, wenngleich auf uralten Grundlagen, wie das Reich selbst, dem es entsprach. In dem Staat war das Lebendige der Civildienst, der vom Begriff des Rechts durchdrungen war und dadurch, man möchte sagen, geadelt wurde, daß er mit dem persönlichen Dienst den Dienst der Idee verband.

Die Rechtsgelehrsamkeit entsprach einem praktischen Bedürfnis und war zugleich eine wissenschaftliche Leistung, welche die Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft verband. Ähnliche Arbeiten hat das Zeitalter auch in einigen anderen Zweigen hervorgebracht. Es ist dadurch gleichsam zur Herrschaft über die folgenden Epochen gelangt. An dem Hofe Marc Aurels lebte Galenus, auf dessen Wirksamkeit die Medizin eine lange Reihe von Jahrhunderten beruht hat. Nicht allein auf die Sammlung des Stoffes kam es dabei an, sondern auf eine geistige Durchdringung desselben, die auch anderen ein Verständnis möglich machte. Das schöpferische Talent, welches Galenus in der Physiologie bewährte, befähigte ihn, auch eine Pathologie und Therapie aufzustellen, die in den folgenden Jahrhunderten beibehalten worden ist.

Das größte wissenschaftliche Verdienst erwarb sich ohne Zweifel Claudius Ptolemäus, der zur Zeit der Antonine im Serapeum zu Alexandrien den gelehrten Ruhm dieser Schule erneuerte. Sein Hauptwerk, der sogenannte Almagest, beruht vornehmlich auf den umfassenden Beobachtungen, wie sie bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts fortgesetzt waren, und ist auch deshalb unschätzbar. Ptolemäus bildete sie dadurch zu einem System aus, daß er die Bewegungen der Himmelskörper mit mathematischer Genauigkeit berechnete. Gewisse Ungleichheiten in der Bewegung des Mondes hat er zuerst entdeckt. Er beschreibt die Planeten mit einer Kunde, die noch heute

jedermann in Erstaunen setzt; die Milchstraße lernt man bei ihm fast am besten kennen. Die Erde betrachtet er als den unbeweglichen Mittelpunkt des Universums; doch kennt er die sphärische Gestalt derselben, und die Messungen der Schatten setzen ihn in den Stand, die Erdoberfläche in verschiedene Zonen zu teilen und geographische Ortsbestimmungen in großem Umfang zu verzeichnen: alles auf eine Weise, welche den Reiz der fortgehenden Forschung mit der Genugthuung verbindet, die ein gefundenes Resultat gewährt. Das Weltsystem des Ptolemäus hat eine lange Reihe von Jahrhunderten die Vorstellungen der Menschen über die kosmischen Verhältnisse beherrscht und ist für die orientalische Kultur ebenso wichtig geworden, wie für die occidentalische; Ptolemäus ist einer der großen Lehrmeister der Menschheit. So verhält es sich auch mit seinem geographischen Werke. Er knüpft an die Verlassenschaft der Phönizier an, geht aber weit über die bisherige Erdkunde hinaus, selbst wie sie bei Strabo erschien. Indem er die völlige Abgeschlossenheit des Kaspischen Meeres nachwies, zerstörte er den Wahn, daß dasselbe in das Weltmeer münde, und die Meinung von dem die Erde im Osten umflutenden Ocean. Er benutzte Nachrichten, die ihm der Karawanenhandel zuführte; in seiner geographischen Nomenklatur finden sich Namen, die aus Sanskrit und Zend stammen. Ebenso eröffnet seine Beschreibung der Länder jenseit der Donau und des Rheines gleichsam eine neue Welt. Seine Geographie ist, wie seine Astronomie, das Handbuch der folgenden Jahrhunderte gewesen; daran haben die großen Entdeckungen der neueren Zeit angeknüpft.

Außer Alexandrien behauptete sich Athen als ein lebensvoller Mittelpunkt für die litterarische Kultur. In dieser Stellung wurde es durch die Fürsorge der Kaiser, welche besondere Lehrämter einrichteten, befestigt.

Aber auch die anderen Sitze der alten Studien waren in hoher Blüte. Niemals hat die Litteratur einen größeren Schauplatz gehabt, als die damalige, niemals ein größeres Publikum von gleicher Teilnahme, gleicher Befähigung und gleichem Verständnis. Alles aber, was getrieben und gedacht wurde, beruhte auf den Hervorbringungen der alten klassischen Zeiten, deren Denkmale eine unmittelbare Kontinuität des geistigen Lebens erhielten.

Wie mächtig diese Gegenwart von der Vergangenheit umfaßt wurde, sieht man, wenn man sich an der Hand des Pausanias in Griechenland umherführen läßt; sein Buch ist die beste Fundgrube für die Antiquitäten des Götterkultus. Noch immer herrschte der Polytheismus. Die griechische Philosophie hatte denselben in seinen Wurzeln erschüttert; aber zu ersetzen vermochte sie ihn doch nicht. In den produktivsten und gelesensten Autoren des zweiten Jahrhunderts treten die Gegensätze hervor, welche die Geister beschäftigten.

Plutarch hat für die Religion ein tiefes Gefühl; er sucht sie in den geheimnisvollen Diensten, welche aus Asien und Afrika nach Europa gedrungen waren, zu begreifen; er verehrt die Götter im allgemeinen und glaubt ihre Wirksamkeit im Laufe der Ereignisse zu erkennen. Apulejus, eines der glän-

zendsten schriftstellerischen Talente, die die Epoche hervorgebracht hat, verfolgt eine ähnliche Tendenz. Die lächerlichen und zugleich verabscheuungswürdigen Erscheinungen, welche der Dienst der Magna Mater herbeiführte, vergegenwärtigt er auf das anschaulichste. Aber dabei hält er doch an dem Dienst der Isis fest und läßt sich darüber mit Bewunderung und Feierlichkeit vernehmen. Wie ganz anders Lucian! Er leugnet die Unterwelt und überschüttet die Götter, an welche die Menschen glauben, mit Spott. Die Immoralitäten, welche die Mythologie ihnen Schuld giebt, bringt er zu einer Evidenz, welche die vernichtende Wirkung der Komödie hat. Die Abscheulichkeit der Opfer stellt er in starken Zügen vor Augen, im Gegensatz zu dem Glauben des Volkes, den er für eine Thorheit hält. So wenigstens konnten die religiösen Meinungen und Dienste nicht überliefert werden. Denn der Mensch bedarf eines sicheren Gottesbewußtseins, welches die Grundlage seines geistigen und moralischen Lebens ausmacht. Und schon war, wie wir wissen, eine Religion in der Welt erschienen, die ihm ein solches darbot.

Anfänge der christlichen Kirche.

Wenn man die Völkerelemente, die sich in dem römischen Reiche vereinigten und ihre damalige Entwickelung wieder scheidet, so repräsentierte sich der griechische Geist in der allgemeinen Kultur, die jetzt vom Osten her auch den Westen umfaßt hatte, der specifisch römische in dem Kriegswesen, der Verwaltung und der Rechtsgelehrsamkeit; die gegenseitige Durchdringung des griechischen und römischen Geistes bildete die vornehmste Aufgabe der damaligen Zeitgenossenschaft. Aber noch ein anderes Element gab es in derselben, das semitische, welches, in den allgemeinen Verband entweder freiwillig oder gezwungen aufgenommen, jetzt zwar niedergeworfen und beinahe vernichtet, in seinem Kern eine Transformation erfahren hatte, die eben in der Annäherung an die übrigen Nationen bestand, und dadurch eine nicht zu ermessende Wirkung in Aussicht hatte, da es zugleich das Prinzip der ältesten Religion behauptete und so zum Gemeingut der Welt machte.

Wir haben oben den Ursprung des Christentums zu schildern versucht; wir begleiten seine weitere Entwickelung Schritt für Schritt.

In den ältesten nachapostolischen Schriften waltet der Geist der Absonderung von dem Judentum vor, den Paulus angeschlagen hatte.

Noch entschiedener als der Apostel selbst knüpften seine Nachfolger an die älteste Tradition der Menschheit an, welche durch das Judentum nur verdunkelt worden sei. In den ignatianischen Briefen wird sehr ausdrücklich betont, daß das Christentum dem Judentum geistig vorangehe. Der Christianismus hat nicht an den Judaismus geglaubt, sondern der Judaismus an den Christianismus; das Wahre des Judentums gehörte im voraus schon nicht dem Judentum, sondern dem Christentum an, wie die Propheten des Alten Testamentes; die Juden, die noch vor Christus auf seine Ankunft ge-

hofft haben, waren bereits damals nicht mehr Juden, sondern Christen. In dem Briefe des Barnabas wird dem Judentum alle geistige Realität abgesprochen; es erscheint als Nichtwissen, das Christentum als das Wissen. Im Hirten des Hermas ist weder von Beschneidung, noch von den für die Proselyten gemachten Vorbehalten die Rede. Im Hebräerbriefe wird Melchisedek, Priester Gottes des Höchsten, ausführlich erwähnt; an dessen Stelle ist Jesus durch die Kraft Gottes Hoherpriester auf immer und zugleich Gott.

Diese Bestrebungen einer Emancipation von dem Judentum verloren aber ihre prägnante Notwendigkeit durch den Untergang des Restes der Selbständigkeit, welchen die Juden noch besaßen. Die Eroberung Jerusalems kam insofern den Christen zu gute, als der Tempel, an den sich zu halten ihnen angemutet worden war, zerstört wurde; die Beschneidung, außer welcher die Juden keine an Jehovah anknüpfende Religion anerkennen wollten, wurde denselben von Kaiser Hadrian verboten.

Wenn nun hierdurch der Gegensatz zum Judentum, der dem werdenden Christentum verderblich zu werden gedroht hatte, aus dem nächsten Gesichtskreise verschwand, so trat dagegen die Idee des römischen Imperiums, an welches sich die Christen anfangs angeschlossen hatten, ihnen um so feindlicher entgegen.

An intensiver Macht hatte die römische Religion durch die über die Gegner erfochtenen Siege gewonnen; in den Gemütern war sie festgewurzelt.

Es war kein Zufall, wenn eine römische Militärkolonie mit einem Jupitertempel an die Stelle Jerusalems trat; es entsprach vielmehr dem Prinzip, welches den Sieg erfochten hatte und durch denselben aufs neue bestätigt worden war, der ausschließenden Geltung der römischen Religion im Umkreis des Reiches. Jene ersten Annäherungen, wie sie zwischen Paulus und Seneca stattgefunden, verschwanden: es wurde als ein Verbrechen betrachtet, sich dem Dienste der römischen Götter zu entziehen. In diesem Widerstreit nun hat sich allmählich die christliche Kirche gebildet. Auf dem von den Aposteln gelegten Grunde hatte sie sich auf eine nicht mehr nachweisbare Weise — denn mit der Apostelgeschichte bricht, wie gesagt, jede glaubwürdige Kunde ab — ausgebildet und ausgebreitet. Das Bedürfnis der Religion, das durch keine andere Form der Verehrung erfüllt wurde, und der sittliche Kern, den die neuen Formen des Lebens und Glaubens atmeten, sind ihr dabei ohne Zweifel wesentlich zu statten gekommen.

In einem Briefe des Clemens wird der Inbegriff der christlichen Tugenden geschildert, wie sie in einer großen Gemeinde wirklich vorhanden waren. Sie sind: Gehorsam gegen Vorsteher und Magistrate, wohlthätige Fürsorge des einen für den andern, tadellose Reinheit des Hauswesens, dem die Frauen mit heiliger Gewissenhaftigkeit vorstehen, sittlich-mäßiges Verhalten der Jugend. Oft wurden den Christen ihre besonderen Versammlungen im Namen ihres Stifters zum Vorwurf gemacht. Wenn man aber denselben nachforschte, so fand man doch nichts weiter, als daß sie sich in der Frühe

des Tages gemeinschaftlich zu all den Tugenden verpflichteten, die das römische Gesetz voraussetzte oder forderte.

Wohl kam es auch schon zu gehässigen Streitigkeiten in Bezug auf die Verfassung der Kirche. Diese war, wie oben berührt, ursprünglich von einer sehr patriarchalischen Natur; die ersten Bekehrten, an die sich dann die übrigen Gläubigen aggregierten, waren die Stammväter der Gemeinde nicht allein, sondern ihre Vorsteher geworden, Älteste oder auch Bischöfe. Allein bei dieser primitiven Verfassung konnte es doch bei der Zunahme der Mitglieder verschiedener Art und Gesinnung sein Verbleiben nicht haben. In jenem Briefe rügt Clemens den in der Gemeinde Korinth herrschenden Ehrgeiz in Bezug auf diese Vorsteherschaft. Er nimmt für das Ansehen der Bischöfe Partei, deren Autorität von den Aposteln stamme. Diese mehr gewachsene als gemachte Verfassung der Gemeinde, welche ihre innere Einheit erhielt und überall die vorwaltende blieb, gab nun der Genossenschaft der Christen eine gewisse Uniformität, die sie von der übrigen Population unterschied. Und nicht ohne alle Einheit war diese Genossenschaft und konnte sie sein, da der Glaube, den sie bekannte, von ungleichartigen Elementen, welche einzudringen drohten, gnostischer oder neoplatonischer Natur, reingehalten werden mußte. Eine selbständige Autonomie des Geistes gab sich kund, die alles untereinander verband.

Notwendig wurden nun durch die Erhebung einer durch die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses verbundenen und in sich geschlossenen Genossenschaft die dem Polytheismus ergebene Population der römischen Provinzen und die Imperatoren an ihrer Spitze in Aufregung gesetzt und zu einer Gegenwirkung veranlaßt.

Von den Gewaltsamkeiten der neronianischen und der domitianischen Zeiten wurden die Bekenner des neuen Glaubens besonders betroffen; sie wurden in der einen und in der anderen noch nicht recht von den Juden unterschieden und mit diesen verwechselt.

Die römischen Magistrate in der Hauptstadt und den Provinzen sahen in ihnen gefährliche Widersacher. Daß die Christen durch besondere ausdrücklich gegen sie gerichtete Gesetze verdammt gewesen seien, möchte ich nicht wiederholen. Gesetze dieser Art sind nie zum Vorschein gekommen. Der Gegensatz, in welchem die Christen zur römischen Staatsverwaltung standen, konnte keinen Augenblick verborgen bleiben.

Jene Fragen, welche einst zu Thessalonich den Apostel Paulus und seine Begleiter bedroht hatten, erhoben sich aufs neue. Der Glaube, den die Christen bekannten, hinderte sie, dem Imperator die Ehrerbietung zu erweisen, welche die andern Unterthanen des Reiches ihm bezeigten. Die Delatoren, die eben den Feinden der Ansprüche des Kaisertums nachspürten und dabei ihr Glück machten, richteten ihre eigensüchtige und verderbliche Betriebsamkeit auch gegen die Christen. Hätte das Regiment des Domitian bestanden, so würden sie von dem Kaiser und seinem geheimen Rat ebensowenig Scho-

nung erfahren haben, als einst von dem Hohenpriester und dem Synedrium zu Jerusalem. Da kam nun den Christen jene Thronveränderung, die mit dem Tode Domitians eintrat, mächtig zu Hülfe. Nicht als ob sie nun den Beifall der republikanisch gesinnten Schar der Philosophen, welche die Oberhand erhielten, erlangt hätten. Wie wenig das der Fall war, sieht man aus den Worten des Tacitus, der mit Wegwerfung von ihnen spricht. Die Veränderung des Systems kam ihnen hauptsächlich dadurch zu statten, daß die Delatoren, die der Gegenstand allgemeinen Hasses wurden, fortan gegen die Christen so wenig Gehör fanden, als gegen andere.

Wir haben Dokumente übrig, die über diesen Sachverhalt keinen Zweifel Raum lassen. Es sind die allbekannten Korrespondenzen zwischen dem jüngeren Plinius und dem Kaiser Trajan. Plinius, damals Prokonsul von Bithynien und Pontus, fand bei der Verwaltung seines Amtes eine besondere Schwierigkeit darin, daß man die in diesen Provinzen sehr zahlreich gewordenen Christen bei ihm doch eigentlich eben deshalb anklagte, weil sie von den Formen der Religion, die als Gesetz galt, abgefallen seien. In seiner vollen konfessionellen Ausbildung war jedoch das Christenthum nur von den wenigsten angenommen. Es scheint fast, als hätten die meisten sich damit begnügt, die von der apostolischen Versammlung in Jerusalem festgesetzten Pflichten zu erfüllen; sie weigerten sich nicht, den Bildnissen der Götter und des Kaisers zu huldigen. Nicht wenige aber gab es, welche an dem Begriffe des Christentums streng festhielten. Plinius fragte bei dem Kaiser an, wie er sich gegen diese verhalten solle. Die Antwort Trajans, nicht ganz entschieden, atmet doch Milde und Schonung. Man soll den Reuigen verzeihen, wenn sie zu den römischen Göttern beten. Aufsuchen soll man die Christen nicht, und ohne Angabe des Anklägers keine Untersuchung anstellen. Die Ideen, die bei der im römischen Reiche vorgegangenen Staatsveränderung vorwalteten, kamen den Anhängern der neuen Religion durchgreifend zu statten.

Trajan wollte das Unwesen der Delatoren auch insofern nicht dulden, als es sich gegen die Christen wendete. Das zu gestatten, sagt er, würde dem Geist der Zeit entgegenlaufen.

Diesen Standpunkt hat dann auch Hadrian, der Adoptivsohn Trajans, mit Entschiedenheit festgehalten. In einem Edikte Hadrians, dessen in einigen folgenden Aktenstücken Erwähnung geschieht, so daß an seiner Echtheit nicht gezweifelt werden sollte, wird den Christen zwar nicht ausdrücklich Duldung gewährt, aber die Weisung ausgesprochen, auf die Angebereien der Delatoren in Bezug auf sie nicht zu hören. Der Kaiser ist eifriger gegen die Angeber, als gegen die Christen. Jene sollen unbedingt bestraft werden; diese sind nur dann straffällig, wenn sie die Gesetze übertreten.

Hadrian scheint selbst noch weiter gegangen zu sein; in einem Schreiben Antonins wird eines Reskriptes Hadrians gedacht, nach welchem die Christen erst dann bestraft werden sollen, wenn sie etwas gegen die oberste Gewalt der Römer unternehmen.

Unter dieser Stimmung, die den gemäßigten und duldsamen Sinn des Kaisertums überhaupt entsprach, konnten sich die Christen, gestützt auf den frischen Hauch, den ihr religiöses Leben atmete, weiter entwickeln. In dem wohlgesinntesten und friedfertigsten dieser Kaiser, Antoninus Pius, erweckte der religiöse Schwung der Christen sogar eine gewisse Sympathie.

Unter dem dritten Konsulat des Kaisers Antonin, welches in das Jahr 140 fällt, wurde Asien von einer Erderschütterung heimgesucht, die vielen Schaden anrichtete. Die Einwohner der betroffenen Provinzen gaben dies Unglück der Anwesenheit von Christen im Lande Schuld, über welche die lokalen Gottheiten erzürnt seien.

Die Christen wurden in der Provinz wie Landesfeinde behandelt.

In unsern Tagen hat man ein Motiv Antonins, sich hiegegen zu erklären, darin sehen wollen, daß er die reichen Asiaten um seiner eigenen Autorität willen zu Grunde richten zu müssen geglaubt habe. Die Spuren einer solchen Absicht, wenn es deren giebt, sind mir verborgen geblieben. Ich kann nichts anderes finden, als daß Antonin alles Ernstes entrüstet war. Der Begriff, den er von den göttlichen Dingen hegte, lief einer solchen Absicht schnurstracks entgegen. Wie könne man, sagt er, den Göttern zutrauen, das Eigentum der Landeseingeborenen zerstören zu wollen, weil sie über die Christen erzürnt seien; sie würden ja diese selbst züchtigen, wenn sie es vermöchten. Der Imperator verwirft die Meinung von der Macht der Lokalgötter, die ein ganzes Land verderben, weil darin einige Abtrünnige wohnen. Er mißbilligt die hieraus entstehenden Unruhen, welche er nur daher leitet, daß man das Wesen der Gottheit nicht kenne. Eine monotheistische Idee liegt hier ohne Zweifel zu Grunde; es ist die stärkste Annäherung des philosophischen Monotheismus an das Christentum, aber keineswegs das Christentum selbst, welchem nur eben in dem vorliegenden Falle der Vorzug gegeben wird.

Diesem milden Verfahren von seiten der höchsten Staatsgewalt entsprach es nun aber, daß auch die Christen ihrerseits eine friedliche Haltung bewahrten, nicht gerade aus unmittelbarer Rücksicht auf diese Beziehung, sondern in Gemäßheit der in ihnen lebenden Überzeugung überhaupt.

Bezeichnend hiefür ist ihr Verhalten in den montanistischen Streitigkeiten.

Der Phrygier Montanus überbot noch die schon eingeführten asketischen Grundsätze und Gewohnheiten. Er wollte die Fasten über die Beschränkung derselben auf die Osterzeit ausdehnen. In einer das ganze Leben umfassenden Frömmigkeit erblickte er den Zweck des menschlichen Daseins und sah es als ein Glück an, wenn ein Christ der in den Provinzen dann und wann hervorbrechenden Verfolgung erliege. Überdies wollte er auch von den Wissenschaften nichts hören und verdammte den militärischen Dienst — Prinzipien, welche die ganze christliche Genossenschaft in eine mönchische Sekte verwandelt haben würden. Er ist der erste jener Schwärmer, welche sich einem übertriebenen religiösen Begriffe zu Liebe der in sich selbst fortschreitenden ruhigen Entwickelung der menschlichen Zustände entgegensetzten. Grundsätze wie diese

würden die Gemeinde mit der Gewalt des Imperiums in unmittelbaren Konflikt gebracht und wahrscheinlich ihren Ruin herbeigeführt haben. Auch um ihrer selbst willen durften die Gemeinden einen Mann nicht dulden, der sich für den Parakleten ausgab, also eigentlich eine neue Offenbarung mitteilen zu können den Anspruch erhob. Welches Mittel aber konnten sie gegen ihn anwenden? Das einzige, in welchem sich zugleich ihre Selbständigkeit manifestierte, lag darin, daß sie ihn von ihrer Gemeinschaft ausschlossen. Man hat immer angenommen, daß dies in einer Kirchenversammlung zu Hierapolis um das Jahr 170 geschehen sei. Unzweifelhaft ist das nicht. Aber soviel ergiebt sich aus unverwerflichen Überlieferungen, daß die asiatischen Gemeinden mehr als einmal zusammenkamen, um die Meinungen des Montanus zu prüfen, und sie schließlich verwarfen. Sie konnten und mußten, wenn sie von einer Verfolgung betroffen wurden, sie mit aller Standhaftigkeit über sich ergehen lassen; aber das diesseitige Leben um des jenseitigen willen zu verschmähen, den Tod in der Verfolgung zu suchen, soweit ging ihr Glaubenseifer nicht. Alles hatte Grenze und Ziel; das Maßlose und Ungeheure wurde vermieden.

Und noch nach einer anderen Seite hin waren die christlichen Gemeinden in einer Abwehr des Fremdartigen begriffen, durch welche für die Entwickelung der Religion überhaupt eine feste Grundlage geschaffen worden ist. Vornehmlich die gnostischen Meinungen waren es, gegen welche die christgläubigen Gemeinden eine Schutzwehr in der Sammlung der Evangelien und der Schriften der Apostel suchten, welche in dem neutestamentlichen Kanon zusammengefaßt wurden. Es war eben um diese Zeit, daß sich Marcion unter der Einwirkung eines befreundeten Gnostikers zu einem Aufbau christlicher Lehre verstieg, welcher sich theoretisch in abenteuerliche Philosopheme verliert und dabei doch praktisch an Montanus anlautet. So hatten auch Basilides und Valentin das Geheimnis des Christentums mit gnostischen Lehren versetzt und dadurch den Charakter desselben verändert. Alle diese Lehren wurden nun von den Christen verworfen.

Nicht sowohl ein doktrinärer Zweck war das leitende Moment bei der Festsetzung des Kanon, sondern ein polemischer. Das Eindringen fremdartiger Lehren in die christlichen Gemeinden sollte dadurch verhindert werden. Abweichenden Ansichten hat es seitdem immer die größte Schwierigkeit gemacht, sich mit dem Kanon auseinanderzusetzen.

Aber indem die Christen nach der einen Seite feindselige Elemente abwehrten, um ihre religiöse Selbständigkeit zu erhalten, gerieten sie nach der anderen eben in betreff ihres äußeren Bestehens doch wieder mit dem Kaisertum in Konflikt. Die Rücksichten, welche man nahm, hatten ihren Grund mehr in der inneren Lage der höchsten Gewalt, als darin, daß die Selbständigkeit der Christen wirklich anerkannt worden wäre. Alles beruhte doch nur auf momentanen Erlassen der Imperatoren, ohne daß sie deshalb von der Idee der mit dem römischen Götterdienst verknüpften Gewalt zurück-

getreten wären. Diese Idee, die in dem Dienste des kapitolinischen Jupiter ihren Mittelpunkt hatte, war eben die einzig vorwaltende geblieben. Man hat das Verfahren gegen die Christen oft von dem Verbot nicht anerkannter Genossenschaften (Collegia illicita) hergeleitet; in älteren Zeiten setzte man ein förmliches Verbot des Christentums voraus. Ich kann darüber nicht entscheiden; daß aber das Christentum mit den in dem römischen Reiche herrschenden juridischen sowohl wie religiösen Begriffen in Widerspruch stand, springt in die Augen. Es hat eine gewisse Analogie, daß in derselben Zeit das römische Recht fixiert zu werden anfing und die Urkunden des christlichen Glaubens gesammelt wurden; in der That aber steht das eine mit dem anderen in prinziellem Gegensatz. In dem Recht war der eigenste Geist des römischen Wesens ausgesprochen; wenn es auf eine Weise ausgebildet wurde, daß es auch bei anderen Nationen Eingang finden konnte, so war dabei doch die Idee der römischen Weltherrschaft festgehalten worden. Das Christentum dagegen war ein dem römischen Reiche trotz aller Annäherungen im tiefsten Grunde fremdes Institut. Das römische Recht war durch die Konstitutionen der Imperatoren fixiert; die christliche Religion trug eine über das Imperium hinausreichende Idee an der Stirn. Es gab einen inneren Gegensatz zwischen der imperatorischen Allgewalt und dem Reiche Gottes auf Erden. Und so sehr die erste Idee durch Bildung, die andere durch vernünftige Mäßigung einander genähert worden, so bestand doch kein eigentlicher Friede zwischen ihnen; unaufhörlich wurden die Christen im Namen der öffentlichen Autorität beunruhigt und gemißhandelt.

In diesem Widerstreit tritt uns die ernste Gestalt eines Märtyrers entgegen, Justinus, eben deshalb genannt Martyr, der seinen Philosophenmantel beibehielt, als er Christ geworden war. Er billigt die Sittenlehre der Stoiker und schließt sich den Spekulationen Platos an. Er erklärt die Philosophie für das Gott Wohlgefälligste und nimmt, wie Epiktet, einen göttlichen Geist an, der durch alle Vernunft gehe. Alles aber, was sie vortrage, mache doch nur einen Teil der Wahrheit aus, die erst in Christus vollständig erschienen sei. Denn das, sagt er, sei die Pflicht wirklicher Philosophen, nur nach der Wahrheit zu forschen, ohne Rücksicht auf althergebrachte Meinungen. Was er als eine Pflicht bezeichnete, hielt er auch für ein unbestreitbares Recht; und da Herkommen und Rechtsübung diesem Grundsatz geradezu entgegenliefen, so wandte sich Justinus an die imperatorische Gewalt und forderte sie auf, die Christen gegen die ungerechten Gesetze zu beschützen. Er ermahnt den Kaiser — es war Antoninus Pius —, ohne Voreingenommenheit, ohne Vorliebe für die Abergläubischen, ohne Rücksicht auf verleumderische Gerüchte über die Christen zu richten: denn es sei die Pflicht eines Imperators, nicht der Gewalt und der Tyrannei, sondern nur der Philosophie und Frömmigkeit Raum zu geben, wenn er sein Urteil spreche.

Darin liegt nun aber doch, daß die Regierung von tyrannischen Gesetzen abzusehen die Befugnis und den Willen habe. Von dem, was wir politische Ideen nennen, sind die Christen weit entfernt. Sie forderten eine höchste Gewalt, durch welche die Ungerechtigkeit, die bisher dem Gesetz gemäß im Schwange gegen sie gewesen war, abgeschafft würde. In dem Gedanken, daß nur die Offenbarung die Wahrheit enthalte, und daß die höchste Gewalt denen Sicherheit gewähren müsse, die sich zu ihr bekennen, liegt wohl eine Conception von größter Tragweite für den Staat. Die Christen waren keineswegs Gegner der Imperatoren; sie verlangten vielmehr eine Ausdehnung ihrer Gewalt selbst im Gegensatz mit dem Begriffe, der das römische Reich konstituierte. Man sieht wohl, was das bedeutete.

Bald im Anfang der Regierung des Marc Aurel kam es nun aber vor, daß Christen, eben weil sie das waren, hingerichtet wurden. Den Anlaß hat eine Ehescheidung auf den Wunsch einer Frau, die, über das zuchtlose Leben ihres Mannes empört, Christin geworden war, gegeben. Nicht gegen diese selbst wurde ein gerichtliches Verfahren eingeschlagen; aber der Stadtpräfekt Lollius Urbicus zog denjenigen zur Strafe, der sie bekehrt hatte. Dieser selbst und zwei andere wurden ohne weiteres hingerichtet. Zu ähnlichen Scenen kam es in Kleinasien, namentlich in Ephesus und Pergamum, wo die höchsten Beamten in ihrem eigenen Namen die Verfolgungen der Christen erneuerten. Wenn Justinus durch den ersten Vorfall veranlaßt wurde, sich in einer zweiten Apologie an Marc Aurel zu wenden, so bewirkte der andere, daß auch ein entfernter Bischof, Melito von Sardes, dessen Hülfe anrief. Das Schreiben des Melito ist vor allem dadurch merkwürdig, daß er das Christentum in einer Weise dem Kaisertum näher bringt, in welcher dieses sich mit demselben vereinigen konnte: dem philosophischen Kaiser gegenüber bezeichnet er das Christentum als Philosophie. Diese Philosophie, d. h. doch Weltanschauung, so führt Melito aus, habe schon früher unter barbarischen Königen bestanden; sie sei aber unter Augustus im römischen Reiche wieder aufgeblüht. Sie habe diesem nur Glück gebracht: denn große Verluste hätten sich seitdem nicht ereignet. Nur Nero und Domitian seien durch die Vorstellungen böser Menschen bewogen worden, den Verleumdungen gegen die Christen Gehör zu geben. Denen aber hätten sich die frommen Väter entgegengesetzt und die Neuerer durch Reskripte zurechtgewiesen. Jetzt würden die Frommen in Asien durch neue Verordnungen bedrängt. Auf deren Grund würden die Unschuldigen mehr als je durch Sykophanten, welche nach ihrem Besitz trachten, belästigt und verfolgt.

Melito leugnet nicht geradezu, daß diese Verordnungen vom Kaiser selbst stammen können. Der Gehorsam, den die Christen der höchsten Gewalt schuldig zu sein glauben, drückt sich in den Worten aus: wenn er das wirklich befohlen habe, so werde es wohl gerecht sein, denn der gerechte Fürst werde nichts Ungerechtes thun. Wenn aber das Edikt, von welchem

man härter betroffen werde, als Barbaren, nicht von ihm stamme, so möge der Kaiser es zurücknehmen.

Die beiden Schriftstücke, die Apologie des Philosophen und das Gesuch des Bischofs, sind von universaler Bedeutung. Man lernt die Frage kennen, von welcher die Zukunft des Christentums überhaupt abhing. Es war eine solche Konstituierung der Autorität des Kaisers, durch welche dem Herkommen der Verfolgungen, zu denen Gerichte und Populationen zusammenwirkten, ein Ziel gesetzt würde.

Welchen Eindruck nun auch immer diese Vorstellungen auf Marc Aurel gemacht haben mögen: unleugbar ist, daß die Christen unter seiner Regierung die schwersten Widerwärtigkeiten zu bestehen hatten; Justinus wurde eben unter ihm Märtyrer. Den schlimmsten Ruf haben dem Kaiser die Verfolgungen gemacht, die in Gallien vorfielen. In den größten Städten, namentlich in Lugdunum und Vienne, hatten sich christliche Gemeinden gebildet, in denen Männer und Frauen von starker Überzeugtheit erscheinen. Aber sie erregten den Widerwillen des Volkes; man stellte sie eigentlich deshalb, weil sie Christen seien, vor Gericht, was sie dann ohne weiteres bekannten. Der Präses hatte kein Mitgefühl für sie; er verhehlte seine religiösen Antipathien keinen Augenblick. Man verbrannte ihre Leichen und warf die Asche in die Rhone, um die Hoffnung der Christen auf Auferstehung zu nichte zu machen.

Daß Marc Aurel, in dessen Zeiten man diese Verfolgungen verlegt, daran Schuld gehabt habe, erhellt aus dem Schreiben nicht. Die Provinzialverwaltungen folgten hierin ihrem eigenen Impuls. Dieser Impuls beruhte doch wahrscheinlich auch auf der Veränderung der allgemeinen Lage, welche die Verehrung der das Reich schützenden Gottheiten wieder in Aufnahme brachte. Von dem Kaiser läßt sich nicht ableugnen, daß er demselben nachgegeben hat. Auf eine Anfrage hat er sogar erklärt, daß die Christen, die sich als solche bekennen, mit dem Schwerte hingerichtet werden sollten. Dabei erfahren wir doch durch ein unverwerfliches Zeugnis, daß er die Christen vielmehr in seinen Schutz nahm. Tertullian, dessen Jugend noch in diese Zeiten gefallen ist, bezeichnet ihn als einen Protektor der Christen: welches seien denn die Kaiser, von denen die Christen verfolgt worden? nur solche, von denen verfolgt zu werden eine Ehre gewesen sei. Die übrigen, unter ihnen, namentlich Marc Aurel, seien Protektoren der Christen gewesen. Und wenn die Kaiser nicht selbst gegen die Christen waren, so konnten diese durch den Druck der Provinzialbehörden nicht unterdrückt werden. Tertullian erzählt von einem Prokonsul, der kurz nach Marc Aurel die Provinz Asia verwaltete: er habe Anstalt getroffen, die äußerste Strafe über die Christen zu verhängen, aber eine so große Anzahl von Menschen habe sich offen zu dem Christentum bekannt, daß er sich begnügt habe, die angedrohte Strafe nur an wenigen zu vollstrecken, alle anderen habe er freigelassen. Der Erfolg konnte kein anderer sein, als daß eben diese in ihrem Bekenntnis um so

eifriger wurden. Ihre Anzahl selbst machte es unmöglich, sich an ihnen zu vergreifen. Wir finden sie in unaufhörlichem Wachstum und in der lebendigsten inneren Entwickelung begriffen, die noch im zweiten Jahrhundert zu großen Erscheinungen inmitten der werdenden Kirche geführt hat.

In Alexandria bildete sich eine Schule aus, recht eigentlich dazu bestimmt, die Zweifel der Heiden zu beseitigen, und daher genötigt, wie einer der Lehrer es ausdrückt, vieles zu lernen und überall das Nützliche auszulesen, den Hellenen den Glauben auf hellenische Art zu erweisen. Der Hauptbegründer der Schule, Clemens, ist zugleich einer der größten Kenner der alten Philosophie, dem es gewiß ist, daß die göttliche Vorsehung die Heiden ebenso bedacht habe wie die Juden, so daß er die griechischen Philosophen als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung ansieht; es hat eine historische Wahrheit, wenn er sagt: durch das Gesetz und durch hellenische Bildung werden die nach dem Glauben sich Sehnenden zusammengeführt zu einem Volk. Und auch bei denen, die sich der Philosophie nicht mit entschiedener Hinneigung näherten, sondern von ihr abwichen, war doch ihr Einfluß nicht zu verkennen.

In dem Abendlande finden wir zuerst den aus einer kleinasiatischen Gemeinde nach Gallien versetzten Irenäus; eben die Städte, in denen kurz vorher die erwähnte Verfolgung stattgefunden hatte, Lyon und Vienne, sind der Schauplatz seiner Thätigkeit. So sehr er gewisse philosophische Lehrsätze verwirft, aus denen er den Gnosticismus ableitet, so ist er doch unaufhörlich bemüht, für die historisch-gebildete, kirchliche Überlieferung Gründe der Vernunft zu entdecken. Allenthalben verrät er einen wissenschaftlichen Trieb, der von der Einwirkung der griechischen Philosophie ausgeht.

Das wichtigste Moment liegt darin, daß sich die christlichen Lehren von den abenteuerlichen Phantasien des Morgenlandes abwandten und an die gesunden Gedanken der gräco-romanischen Welt anzuschließen suchten. Der Widerstreit zwischen der Philosophie und dem Christentum trat dabei doch auch jeden Augenblick in helles Licht; ob derselbe jemals völlig geschlichtet werden könne, war eine Aufgabe für alle folgenden Jahrhunderte. Noch eine andere, unmittelbare aber war die von Justinus Martyr aufgestellte: die höchste Gewalt zu einer Anerkennung des Christentums bei seiner Absonderung von dem öffentlichen Dienst zu vermögen. Diese schloß dann wieder eine andere, noch allgemeinere in sich ein. Wenn das römische Reich in der Weltstellung verharrte, die es eingenommen, so konnte das Christentum doch in dem Umkreis desselben kaum bestehen. Denn die Imperatoren waren ja selbst an die römische Religion gebunden und mußten sie handhaben. Auf eine eigentliche Toleranz konnten die Christen bei der obwaltenden Lage der Dinge nicht rechnen. Man darf es unbedenklich aussprechen: die Weltherrschaft der Römer und die Ausbreitung des christlichen Glaubens liefen einander in der Idee entgegen; nur eine Erschütterung des römischen Kaisertums konnte dem Christentum Raum zu einer inneren Entwickelung verschaffen. Hätte die Idee, auf welcher die Weltherrschaft zur Zeit des Augustus beruhte, sich behaupten und durch-

führen lassen, so würde von der Ausbreitung der christlichen Religion nicht mehr die Rede gewesen sein. Das universalhistorische Verhältnis liegt darin, daß die Ausdehnung des Reiches nicht mehr möglich war und aufgegeben wurde. In dem Grade, daß das zum Bewußtsein kam, gewann das Christentum die Zukunft für sich.

Elftes Kapitel.

Übergang des Imperiums von dem Hause Marc Aurels auf das Haus des Septimius Severus.

Niemals hat es ein lebensvolleres Reich gegeben, als das römische, in welchem die Elemente der durch Eroberung zusammengebrachten Nationalitäten zu einem ganzen vereinigt waren, ohne daß ihre Besonderheiten in der Tiefe unterdrückt worden wären. Nicht einmal von dem gräco-romanischen Geist, der in der Welt die Oberhand behalten hatte und in Rom dominierte, ließ sich behaupten, daß er die Herrschaft allein und unbedingt ausgeübt hätte. Wir sahen soeben, wie sich aus dem niedergeworfenen Gemeinwesen der Hebräer eine Religion erhoben hatte, welche den Uranfängen desselben entsprach, aber die im Laufe langer Zeiträume erwachsenen stammesartigen Beschränkungen vermied und ausschloß. Was gehörte nun alles dazu, diese Elemente zu pflegen oder wenigstens nebeneinander zu erhalten! Das Imperium versuchte es, den Beigeschmack der Gewalt, durch die es zustande gekommen war, von sich abzustreifen und eine Monarchie patriarchalischer oder vielmehr väterlich fürsorgender Art, wie sie die alten Philosophen als Ideal hingestellt hatten, zu realisieren. Eine der bewunderungswürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte bildet die Reihe dieser Imperatoren, die durch successive Adoption zur Regierung gelangt waren, aber doch als eine einzige Familie betrachtet wurden. Einer der vertrautesten Freunde und Beamten Marc Aurels, Fronto, bezeichnet Antonin als den Vater, Hadrian und Trajan als den Großvater und den Ältervater desselben, gleich als wären sie alle durch Geburt aus demselben Geschlechte entsprossen. Wir finden Inskriptionen, welche bis auf Nerva zurückgehen. Eben daraus ergab sich jedoch auch für die Fortsetzung des Imperiums eine große Schwierigkeit. Alles beruhte auf dem über untergeordnete Differenzen erhobenen Geiste der damaligen Imperatoren. Wie ließ es sich denken, daß derselbe auch in den Nachfolgern vorwalten würde. Es gab keine Successionsordnung, und jene Adoptionen konnten doch nicht immer dauern. Marc Aurel hatte einen Sohn, von dem es nicht zweifelhaft war, daß er die Nachfolge in Anspruch nehmen würde. Dann aber mußte leicht die oberste Gewalt wieder zum Kampfpreis der Parteien werden, welche

eben ausgeschlossen werden sollten. Dazu kam noch eine andere, vielleicht noch größere Schwierigkeit, die aus der allgemeinen Lage entsprang. In der Mitte der Welt emporgekommen, hatte das römische Reich allenthalben mächtige Feinde zu seinen Nachbarn. Man darf die Epoche der durch Adoption erhobenen Kaiser insofern als eine entscheidende ansehen, als das Reich bisher, durch glückliche Waffen und Siege begründet, zwar provoziert, aber doch immer vordringend zu seiner Stellung gelangt war; diesem Vordringen aber war damals Einhalt geschehen und ein friedliches Verhältnis zu den Nachbarn hergestellt worden: die Epoche des Friedens hatte dazu gehört, um jene Zustände hervorzubringen, die wir eben schilderten. Doch nur die Frist eines halben Jahrhunderts war dazu gewährt worden; dann brachen die Feindseligkeiten wieder aus. Sie trugen einen von den bisherigen ganz verschiedenen Charakter. Früher war die Sicherheit in fortwährender Eroberung gesehen worden; da hatten sich die Männer gebildet, welche dann die oberste Gewalt in dem Gemeinwesen ausübten. Jetzt dagegen lag die große Aufgabe in der Verteidigung allein. Welch ein Unterschied jedoch, fortzuschreiten oder nur abzuwehren! Und wie nun dann, wenn beide Momente zusammentrafen, die Erfolge zweifelhaft wurden und zugleich das Imperium auf eine ungeeignete Persönlichkeit überging?

Noch unter Marc Aurel begann sich das zu entwickeln.

1. Erneuerung der Kriege.

Unter Marc Aurel erhob sich ein zwiefacher Anfall, von der Donau und von dem Euphrat her, welcher große und dauernde Anstrengungen erforderte, um bestanden zu werden.

Während seiner ganzen Regierung war Marc Aurel genötigt, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin Front zu machen.

Der so oft unternommene, immer wieder unterbrochene, niemals recht zu Ende geführte Krieg mit den Parthern, der eigentlich die Zukunft von Asien umfaßte, brach wieder in hellen Flammen aus. Von den ihnen von Hadrian gemachten Zugeständnissen waren die Parther nicht befriedigt; sie verlangten, Armenien, wo die Römer zwar einen Arsaciden, der aber doch von ihnen abhängig war, eingesetzt hatten, wieder in unmittelbaren Besitz zu erhalten. Und wenn sie bisher noch durch das Ansehen Antonins zurückgehalten worden waren, so nahmen sie von dem Thronwechsel Veranlassung, den alten Krieg wieder aufzunehmen. Unerwartet brach Vologeses III., der als den Römern besonders feindselig geschildert wird, in Armenien ein, verjagte den dort eingesetzten Fürsten, bezwang eine gegen ihn vorrückende Legion und drang dann in Syrien vor, wo er ebenfalls Vorteile erfocht und das Land überflutete.

Um den verderblichen Anfall zurückzuweisen, entschloß sich Marc Aurel mit Beistimmung des Senats, den Lucius Verus, der durch die Adoption

Antonins als sein Bruder betrachtet und von ihm zum Mitaugustus ernannt worden war, nach dem Orient zu schicken.

Man hat allgemein angenommen, Verus habe sich untüchtig und nachlässig erwiesen. Aus einem zufällig aufbewahrten Schreiben desselben an Fronto sieht man doch, daß die Schuld der ersten Unfälle meist an den des Krieges entwöhnten Legionen gelegen hat; von sich selbst rühmt Verus, daß er sie wieder dazu gebracht habe, den Feind zu bestehen; er habe unter glühender Sonne eine Heerschau gehalten und die Truppen in ihren Zelten besucht, um sich ihrer gehörigen Verpflegung zu versichern.

Unter seinen Auspicien, wenngleich nicht unter seiner Führung, wurden dann auch große Erfolge erfochten.

In Armenien brachte Statius Priscus den parthischen Kataphrakten eine entscheidende Niederlage bei; die verlorenen Städte wurden wieder erobert, der verjagte König zurückgeführt. In Mesopotamien erfocht Avidius Cassius große Erfolge, sodaß Vologeses, dem sich seine Bundesgenossen nicht eben treu erwiesen, über den Tigris zurückgehen mußte. In diesem Kampfe ist die herrliche Metropole, welche Seleucus Nicator gestiftet hatte, Seleucia, zu Grunde gerichtet worden; sie war bestimmt gewesen, Oberasien und die Euphratländer vereinigt zu halten; in dem Kriege zwischen Römern und Parthern zuletzt auf die Seite der Parther getreten, wurde sie von den Römern zerstört: denn die Stätten der allgemeinen Kultur lassen sich in den großen Völkerkämpfen nicht behaupten. Marc Aurel und Lucius Verus, der nun nach Rom zurückkam, feierten einen prächtigen Triumph.

Aber indessen hatte sich von einer anderen Seite her der alte Widerstreit mit den Germanen zu einer für Rom noch dringenderen Gefahr entwickelt.

Von der mittleren Donau her waren die Markomannen und Quaden, germanische Stämme, die dem Völkerkomplex angehörten, der aus dem Reiche des Marbod hervorgegangen war, über die Grenze des römischen Reiches vorgedrungen; sie forderten, wie einst jene Usipeter und Tenchterer von Cäsar, Landabtretungen zu ihrer Ansiedelung von dem Imperator.

Es waren, wie damals, Reibungen der germanischen Stämme miteinander und mit ihren Nachbarn, was dazu Anlaß gab, und die römischen Grenzbefestigungen zeigten sich nicht fähig, ihrem Andrang zu widerstehen. Pannonien und Mösien wurden von den Germanen überflutet; wäre Aquileja in ihre Hände gefallen, so würden sie nach Italien gedrungen sein, wo sie nur geringen Widerstand gefunden hätten. Wie sehr man das bereits fürchtete, erkennt man daraus, daß Marc Aurel alle religiösen Ceremonien, die in Rom beim Eintritt großer Gefahren vorgenommen zu werden pflegten, sorgfältig vollzog, gleich als stünde ein gallischer oder ein cimbrisch-teutonischer Anlauf bevor. Sein Bruder Verus begleitete ihn ins Feld. Die beiden Imperatoren legten die Toga ab und nahmen den Kriegsmantel um: so begaben sie sich zu den Truppen. Noch schwebte die Autorität des römischen

Namens schützend oder schreckend über den Adlern der Legionen: die Völkerstämme, die doch kein Gefühl von Einheit oder Gemeinsamkeit hatten, scheuten davor zurück, den Kampf mit Entschiedenheit aufzunehmen. Wir finden unter ihnen auch Könige, die sich fügen. Ein Fall wird erwähnt, in welchem ein Volk bei einer entstandenen Vakanz einen König nur deshalb annimmt, weil die Römer ihn approbieren. Der drohende Sturm wurde auf diese Weise beschworen, und Verus, der die Genüsse der großen Städte, im Orient Antiochiens, im Occident der Reichshauptstadt selbst, mit Begierde in sich schlürfte, war sehr der Meinung, daß man sich damit begnügen und den Feldzug für beendigt ansehen könne. Marc Aurel wußte jedoch recht wohl, daß die Ruhe nur von einer vollen Entwickelung der Übermacht abhänge. Die Sicherheit der Marken von Italien und Illyricum, die jetzt wiederhergestellt war, genügte ihm noch nicht, er wollte Pannonien, Dacien, Mösien beherrschen, wie Trajan und Hadrian. Ein Verlust war es nicht, wenn auf der Rückreise nach Rom, die doch nur eine momentane Waffenruhe in sich geschlossen haben kann, Verus plötzlich umkam. Es gab Leute, welche in gewohnter Weise Marc Aurel selbst als den Urheber dieses Todes betrachteten. Aber so groß war der Ruf von dessen moralischer Vortrefflichkeit, daß ein solcher Verdacht nicht Wurzel schlug. Mit seinen eigenen Äußerungen über den Bruder würde derselbe in schneidendem Widerspruch stehen. Er war nun in dem alleinigen Besitz der höchsten Gewalt und konnte den unternommenen Krieg weiter führen, wo er es denn seiner körperlichen Schwäche zum Trotz an persönlicher Teilnahme nicht fehlen ließ.

In allgemeiner Erinnerung ist die Schlacht geblieben, durch welche dem Vordringen der Quaden Einhalt geschah. Ein römisches Heer, von denselben in die Mitte genommen und durch die in der Balkanhalbinsel oft sehr empfindliche Hitze bedrängt, wurde durch einen plötzlichen Regenguß erfrischt und gerettet. Der Kaiser und seine Römer schrieben denselben dem Jupiter Pluvius zu — so ist er auf der antoninianischen Säule abgebildet —, die Christen ihren Gebeten; das Beste that wohl der Aberglaube der Quaden, die in dem Ungewitter ein von den Göttern über sie verhängtes Unglück sahen: sie wurden durch ein Naturereignis besiegt, wie einst Ariovistus. Die Sage ist nur deshalb merkwürdig, weil wir sehen, daß die Christen thätigen Anteil an dem Feldzug und der Landesverteidigung nahmen.

Eine andere Schwierigkeit hatte der Kaiser selbst dadurch zu bestehen, daß seine Legionen besondere Belohnungen für ihre Dienste forderten. Marc Aurel gab ihnen zu bedenken, daß alles, was er ihnen geben würde, von dem Vermögen der Provinzialen genommen werden müsse, dem Blute ihrer eigenen Brüder. Wurde es ihm doch ungemein schwer, nur den wirklich verdienten Sold aufzubringen. Man weiß, daß er in Rom die Kostbarkeiten des kaiserlichen Schatzes zu Gelde gemacht hat, um den Truppen den verdienten Sold zahlen zu können. Es war eine Art von Rückkaufsgeschäft, ohne Zinsen jedoch, zu dem er sich herbeiließ; als die dringende Not vorbei war, löste er

die Kostbarkeiten um die Summe wieder ein, die man ihm gezahlt hatte: eine der ersten großen Staatsanleihen auf Hypothek, welche vorkommen, allerdings in rohester Form. Genug: weder die Erschöpfung der Staatskasse, noch der Abfall der schon gewonnenen Völkerschaften, noch auch die Unzuträglichkeit des Klimas hielten den militärisch geschulten Philosophen ab, die Ehre des Reiches mit Nachdruck und Erfolg zu verteidigen. Wir erfahren, daß er die Markomannen, welche als die vornehmsten Urheber der Völkerbewegung bezeichnet werden, bei ihrem Übergang über die Donau überwältigte und ihnen den Raub abjagte, den sie aus der Provinz zusammengeschleppt hatten; doch hat er dann auch glimpflichere Mittel gegen sie angewendet: er ist selbst so weit gegangen, einen Teil von ihnen in Italien anzusiedeln. In diesen Anordnungen begriffen, wurde er genötigt, seine Blicke nach dem Orient zu richten, wo infolge der erfochtenen Siege selbst eine Bewegung ausbrach, wie sie die Imperatoren von siegreichen Feldherren von jeher zu fürchten hatten.

Das Beste in dem erwähnten Feldzug gegen die Parther hatte Avidius Cassius geleistet, an ihn war dann der Oberbefehl übergegangen. Dieser verstand es, die ihm anvertrauten Legionen durch die strengsten Maßregeln, bei denen selbst der Würde der römischen Bürger gespottet wurde, in Ordnung zu halten und zum Siege zu führen.

Es erinnert an die altrömische Disciplin, wenn er Kohorten, welche siegreich von dem Feinde zurückkamen, deswegen zur Verantwortung zog, weil sie ohne seinen Befehl angegriffen hatten. Das ganze Heer geriet darüber in tumultuarische Aufwallungen: er trat in dessen Mitte ohne irgend eine Schutzwaffe; er rief aus, man möge ihn töten, wenn man der Verletzung der Disciplin noch ein schwereres Verbrechen hinzufügen wolle. Hierauf fügte sich alles. Und nicht ohne guten Grund waren die strengen Strafen, die er verhing: er wollte die Truppen nötigen, von dem Raub abzustehen, und ein andermal sie von den verderblichen Vergnügungen von Antiochia zurückhalten.

Allein diese Erfolge erregten in Cassius hochstrebende Pläne. Er gehörte dem Geschlecht des letzten Republikaners Cassius an und sprach sich auch seinerseits in republikanischem Sinne aus. Das Imperium, sagte er, könne jedoch aus dem Gemeinwesen nicht wieder hinweggeschafft werden, außer durch einen andern Imperator, der er selbst zu werden gedachte. Auf die falsche Nachricht, Marc Aurel sei gestorben, stellte er sich ohne Rückhalt als Herrn und Meister auf; er bezeichnete Marc Aurel als Divus, sich selbst als Imperator.

Aber Marc Aurel lebte noch und fühlte sich kräftig genug, um auch gegen die Parther den Krieg zu unternehmen. Wir lernen seine Sinnesweise aus einem Briefe kennen, in welchem er auf eine Warnung gegen die Anschläge des Cassius antwortet: er fürchte das nicht; denn das Imperium werde doch in die Hände des Mannes geraten, den die Götter dazu be-

stimmt hätten; ob das seine Kinder seien oder vielleicht Cassius und dessen Kinder, kümmere ihn wenig, wenn es nur zum Heile des Gemeinwesens gereiche.

Aber indem Marc Aurel sich nun anschickte, mit Cassius zu schlagen, wurde dieser selbst von seinem Heere getötet.

Dem philosophischen Kaiser gelang es, die Autorität des Reiches und seine eigene im Osten und Westen aufrecht zu erhalten. Marc Aurel konnte noch einmal nach der Donau zurückkehren; er besiegte die Grenzvölker, vornehmlich durch den Präfectus Prätorio Paternus; zu pacifizieren vermochte er sie nicht. Auf einem dieser Feldzüge ist er im Frühling des Jahres 180 gestorben.

Ich möchte nicht an alle die Lobeserhebungen erinnern, die ihm immer aufs neue gespendet worden sind; aber er nimmt doch eine sehr ehrenwerte außerordentliche Stellung ein. Im Vollbesitz der Kultur der Epoche hat er das Imperium, welches der Mittelpunkt derselben war, nach den Seiten hin, von denen es am meisten gefährdet wurde, zu verteidigen gewußt: ein schwacher Mann, der im Feldlager philosophische Betrachtungen niederschrieb, bald mit seinem Mitaugustus zu streiten, bald seine Legionen in Ordnung zu halten und endlich einen aus der Mitte derselben emporstrebenden Nebenbuhler zu bekämpfen hatte, und dabei immer eine großartige, dem Gemeinwesen hingegebene Gesinnung bewährte, an der niemand zweifeln konnte, so daß alle seine Feinde vor ihm zerstoben. Daß aber die obschwebenden Gefahren von ihm nicht beseitigt waren, am wenigsten die germanische, liegt auf der Hand. Und zugleich trat mit seinem Tode die zweite der oben berührten Fragen in volle Evidenz.

2. Commodus und seine nächsten Nachfolger.

Marc Aurel hatte die Verbindung seiner letzten Vorgänger mit dem Senat auf das sorgfältigste gepflegt. Er hatte seine Töchter in senatorische Geschlechter verheiratet, auch seinen Sohn Commodus mit der Tochter eines Senators. Daher aber kam es nun wieder, daß der neue Fürst sich beschränkt fühlte und sich dieser Beschränkung seitens des aristokratischen Elementes, das hierdurch in die Regierung kam, wieder zu entledigen suchte. Gegen den Willen der Senatoren, die in dem Feldlager waren, schloß er eine Abkunft mit den Feinden und eilte nach Rom zurück, um sich des Genusses der Gewalt zu erfreuen. Er war nicht gerade bösartig von Natur, aber er wollte die höchste Gewalt vollkommen in seinem Besitz haben. Er säumte nicht, eine durchgreifende Veränderung in den wichtigsten Ämtern vorzunehmen; die gewohnten Freunde stieß er von sich oder beschimpfte sie. Da geschah dann, daß sich eben in den höchsten Kreisen Widerwille gegen ihn regte, der sofort zum Ausbruch kam.

Alles beruhte auf einer Verbindung der Schwester des Commodus, Lucilla, mit Ummidius Quadratus, ihrem Schwager. Die Quadrati, früher unter Hadrian verfolgt, waren in die engsten Beziehungen zu den Antoninen getreten. Einer von ihnen hatte die Schwester Marc Aurels geheiratet, was ihm dann Anteil an der Erbschaft der reichen Familie verschaffte. Dessen Sohn, Neffe Marc Aurels, Marcus Ummidius Quadratus, war zugleich Schwiegersohn desselben geworden. Sein Name erscheint mit dem seiner Gemahlin Annia Faustina auf Töpferarbeiten, die aus der Ziegelerde eines ihnen angehörigen Grundstücks gebrannt wurden; Ummidius ist auch einmal Konsul gewesen. Mit diesem nun verband sich Lucilla im Einverständnis mit dem Praefectus Praetorio Paternus, der das ganze Vertrauen Marc Aurels genossen und das Kriegstheater, das ihm Ruhm verschaffte, nur ungern verlassen hatte. Sie scheinen die Absicht gehabt zu haben, die alte Regierungsweise unter dem neuen Fürsten möglichst aufrecht zu erhalten und noch zu verstärken. Der Schwiegersohn der Lucilla, Claudius Pompejanus, der mit Commodus in jugendlicher Vertraulichkeit gelebt hatte, wurde bewogen, die Hand dazu zu bieten. Er drang eines Tages, ein bloßes Schwert in der Hand, auf Commodus ein mit dem Wort: dies schickt dir der Senat — allerdings ohne ihn zu verletzen. Aber, wie zu erwarten, erregte er damit dessen Ingrimm; das nur halb vollbrachte Attentat hatte die Folge, daß eine Anzahl bedeutender Männer, die als einverstanden betrachtet wurde, unter ihnen auch Paternus, mit dem Tode dafür büßten. Zunächst kam dann die Gewalt, die mit dieser Stellung verbunden war, in die Hand des neuen Praefectus Praetorio Perennis. Historisch kommt wohl nicht viel darauf an, ob er, wie die einen sagen, Commodus darin bestärkt habe, sich seinen Lüsten hinzugeben, um selbst an dessen Stelle zu regieren, oder ob er durch die Ausschweifungen des Commodus genötigt wurde, die Geschäfte zu besorgen. Genug, er übte die Regierungsgewalt aus. Die Haushaltung, welche Commodus einführte, hat schon ein sehr orientalisches Ansehen. Perennis war der Wesir des Kaisers, der gleichsam seinem Harem lebte. Der Praefectus Praetorio aber gelangte doch nicht zu der umfassenden Macht eines Wesirs: denn die Legionen, die sich als die natürlichen Träger der höchsten Gewalt betrachteten, waren nicht geneigt, sich von dem Führer der in der Hauptstadt stationierten Leibwache nach seinem Belieben regieren zu lassen. Perennis zerfiel mit den britannischen Legionen, indem er Befehlshaber senatorischen Ranges entfernte und andere von ritterlichem anstellte. Diese Legionen beschlossen, sich an den Kaiser selbst zu wenden, und schickten ihm eine starke Deputation — sie wird auf 1500 Mann angegeben — nach seinem Hoflager. Commodus würde sie leicht haben überwältigen können, da seine Prätorianer ohne Vergleich stärker an Zahl waren, wenn er darin einen Aufruhr gesehen hätte; die Handlung war aber mehr eine Appellation von dem Präfekten an den Imperator. Und in der Umgebung des Kaisers gab es Männer seines intimen Vertrauens, welche sich ebenfalls des Perennis zu entledigen wünschten; Commodus opferte den Prae-

fectus Praetorio den Legionarien auf: Perennis wurde auf das grausamste umgebracht. Die Verwaltung der höchsten Gewalt kam nun an Commodus selbst zurück, der sie jedoch auch jetzt nicht in die eigene Hand nahm. Kleander aber, ursprünglich ein phrygischer Sklave, der, in persönlichem Dienste emporgekommen, jetzt zur höchsten Stelle gelangte, war unfähig, die Autorität würdig auszuüben. Hinrichtungen und Beraubungen, die ersten oft zum Zwecke der letzteren, waren an der Tagesordnung, und selbst dem Imperator wurde das zuweilen zu viel. Eine allgemeine Entrüstung erregte die Hinrichtung eines auch in Rom beliebten Prokonsuls von Asien aus dem Hause der Antonine. Zugleich auf den Anlaß der mangelnden Zufuhr in der Hauptstadt kam es zu einem Volkstumult, welchem Kleander aufgeopfert wurde, wie vor kurzem Perennis; denn Commodus war leicht zu erschrecken, zugleich zügellos und furchtsam. Erst nach dem Tode Kleanders trat seine Natur in voller Nacktheit hervor. Er hatte nicht musikalische oder poetische Anwandlungen, wie Nero oder Domitianus, sondern den Ehrgeiz eines Gladiators. Er wollte als der neue römische Herkules verehrt sein; er betrachtete sich als den stärksten von allen Menschen; Beweise dieser Stärke seiner Muskeln nahm er unter seine Titel auf. Im Gebrauch der Wurfgeschosse erwies er sich ungemein geschickt: man hat aufgezeichnet, wie gut er zielte und traf; unzählige Bestien erlagen seiner Geschicklichkeit und seiner Begierde, Blut zu sehen. Einst kam er im Theater mit einem soeben abgeschlagenen Straußenkopf vor die Tribüne der Senatoren und zeigte ihnen denselben nicht ohne Grinsen. Sie mußten sich in acht nehmen, nicht darüber aufzulachen; doch noch näher lag ihnen die Furcht, daß der Kopf des Straußen eigentlich ihre Köpfe bedeute. Denn in der unbeschränkten, weder durch politische Gewalten, noch durch eine öffentliche Meinung gezügelten Herrschaft liegt zugleich eine Verführung für die, die sie besitzen; aber indem sie sich ihr hingeben, wird ihre Stellung in sich selbst unhaltbar. Commodus fühlte bereits den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Er machte dieselbe Erfahrung, wie einst Domitian. Nicht da waren seine Feinde, wo er sie suchte, sondern in seiner unmittelbarsten Nähe. Commodus erlag einer Verschwörung der Personen, mit denen er am vertrautesten war, des Praefectus Praetorio Lätus, des Oberkammerherrn Eclectus, eines geborenen Ägypters, und der bevorzugten Concubine Marcia. Die über die Motive derselben in Umlauf gesetzte Erzählung ist eigentlich einer früheren abgeborgt; wir können sie übergehen. Das Ereignis ist, daß der allwaltende Imperator plötzlich nicht mehr war; er ist am 31. December 192 ermordet worden. Damit trat aber auch die Frage von ehedem wieder hervor, wie die oberste Stelle ausgefüllt werden sollte.

Es ist eine Art von Naturgewalt, mit der Katastrophen dieser Art im römischen Reiche hervorbrachen. Die damalige aber hatte beinahe noch eine größere Nachwirkung, als die früheren, inwiefern sie den inneren Zwiespalt der in Rom neben dem Kaiser bestehenden vornehmsten Gewalten, nicht allein

des Senats und der Prätorianer, sondern auch des Volkes, zur Erscheinung brachte. In sich ohnmächtig, kamen sie doch zu einer gewissen Selbständigkeit der Aktion, wenn es kein Oberhaupt mehr über ihnen gab.

Die Verschworenen hatten nicht unterlassen, auf die unverzügliche Ausfüllung der Lücke Bedacht zu nehmen. Sie riefen einen Mann, zwar von niedriger Herkunft, aber von großem Verdienst in der Verwaltung und im Krieg, Publius Helvius Pertinax, zum Imperator aus.

Pertinax hatte sich in den orientalischen Provinzen, wie in den Donauländern, in Germanien und endlich in Britannien durch die Herstellung der Zucht unter den Truppen Verdienste erworben. Er forderte eine größere Anstrengung, um den Krieg an den Grenzen zu bestehen, als Commodus darauf verwandt hatte; eines seiner ersten Worte war: wir müssen Krieg führen. Aber damit erweckte er den Widerwillen der Mehrheit der Prätorianer, denen man die Vernachlässigung des Kriegswesens hauptsächlich zum Vorwurf machte, die doch von jeher bei dem Wechsel der Regierungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen gewohnt waren. Eine Minderheit, die nach dem Vorgang des Präfekten Lätus sich an Pertinax anschloß, wurde niedergeworfen, eine bewaffnete Schar drang nach dem Palaste vor; es war gleichsam das Gegenstück jenes Anfalls des Pompejanus auf Commodus, wenn die Prätorianer, indem sie das Schwert gegen ihn zückten, ihm die Worte zuriefen: dies sende ihm das Heerlager.

Sie ermordeten Pertinax und schritten nun dazu, einen neuen Imperator zu setzen: wie sich versteht, nicht ohne Rücksicht auf den pekuniären Vorteil, der ihnen daraus erwachsen würde.

In der Kurie selbst ersahen sie sich einen Kandidaten, Didius Julianus, einen Enkel jenes großen Rechtsgelehrten, der bei dem Edictum perpetuum die Feder geführt hatte; er war ebenfalls Rechtsgelehrter und vor allem einer der reichsten Männer, welche lebten. Dennoch fand er einen Konkurrenten, der sehr ansehnliche Versprechungen machte: Julianus überbot dieselben bei weitem. Überdies aber: zugleich versprach er, das Andenken des Commodus, der bei den Prätorianern sehr beliebt war und dessen Namen er sogar annahm, vornehmlich auch die Prärogative der Prätorianer aufrecht zu erhalten. So wurde er als Imperator begrüßt, und der Senat, dem weniger an Pertinax gelegen gewesen war, als an der Beseitigung des Commodus, nahm ihn ohne langes Bedenken an; denn auch von Julian war keine Wiederholung der Gewaltthätigkeiten des Commodus zu besorgen. Julian ward mit seiner Familie in den Palast aufgenommen, seine Gemahlin, die sich jedoch dabei nicht viel Gutes versprach, als Augusta begrüßt.

Ein Unterschied gegen die früheren verwandten Ereignisse lag darin, daß der Senat früher die Initiative ergriffen hatte, während er sich jetzt alles willenlos gefallen ließ, die Ermordung des Commodus, sowie die des Pertinax. Damit aber war nun noch keineswegs die Herrschaft in der Hand des Julian befestigt.

Wenn früher das Volk den Beschlüssen des Senats selbst zum Vorteil der Prätorianer immer beigetreten war, so erlebte man jetzt das Gegenteil. Schon seit einiger Zeit hörte man von selbständigen Regungen im Volke, wie denn seinen Anforderungen und seinem Anstürmen der Fall des Kleander zugeschrieben werden muß. Es war damals zu Thätlichkeiten zwischen den Prätorianern und dem römischen Volke gekommen, bei denen Blut geflossen war: eben deshalb hatte das Volk Pertinax mit Freuden begrüßt, weil er mit den Prätorianern nicht durchaus einverstanden war. Daß diese nun den Mann ermordeten, von welchem sie eine Repression ihres Übermuts erwarten mußten, und dagegen einen andern an seine Stelle setzten, von dem sich nichts als eine Begünstigung desselben voraussehen ließ, brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Bei dem ersten Opfer, welches Julian darbrachte, wurde er durch einen Volkstumult gestört; denn man befürchtete beinahe, er möchte die Gunst der Götter für sich gewinnen. Auf seinem Wege nach dem Kapitol erfolgte ein Auflauf, der nur durch die bewaffnete Macht auseinandergetrieben werden konnte. Aber die Menge begab sich dann eigenmächtig in den Circus; die allgemeine Meinung erklärte sich gegen Julianus. Zum Schutze gegen die Prätorianer beschloß man sogar, einen der vornehmsten Anführer der großen Armeen, die im Felde standen, den Legaten in Syrien, Cajus Pescennius Niger, herbeizurufen. Das Wesentliche des Ereignisses liegt darin, daß bei dem Abgang des Commodus, mit welchem die Succession der letzten großen Imperatoren abbrach, das damalige Rom sich über den Nachfolger nicht vereinigen konnte. Dem prätorianischen Imperator setzte sich das Volk mit Entschiedenheit entgegen.

Wenn nun aber die Hauptstadt selbst sich nicht vereinigte, wie sollten die Heerführer und die Provinzen den Imperator anerkennen, den die Prätorianer einseitig aufgestellt hatten?

Wörtlich ist es nicht wahr, was später erzählt worden ist, daß sich dem prätorianischen Imperator gegenüber drei andere in den Provinzen zu Imperatoren hätten ausrufen lassen: Pescennius Niger im Orient, Albinus in Britannien und Gallien, Lucius Septimius Severus in Illyrien und Pannonien. Aber thatsächlich verhält es sich doch so, daß die drei großen Befehlshaber die Prärogative der Prätorianer nicht anerkennen wollten, weder sie selbst, noch ihre Legionen. Der erste, der zum Imperator ausgerufen wurde — soviel man weiß, mehr durch den Wunsch der Legionen, als auf eigenen Antrieb —, war der Befehlshaber in Pannonien, Septimius Severus. Ein persönliches Mißverständnis war es nicht, was ihn zum Gegner Julians machte. Auch Septimius war ein Zögling der Rechtsschulen; und man erinnerte sich, daß er dem Julian in einem Rechtshandel persönlichen Dank schuldig geworden sei. Allein über solche Beziehungen reichte der vorliegende Fall weit hinaus. Die Legionen meinten, keineswegs verpflichtet zu sein, sich einem durch die Gewaltthätigkeiten der Prätorianer erhobenen Imperator zu unterwerfen; hatten sie doch von jeher das Recht in Anspruch genommen,

ihre Feldherren zu Imperatoren auszurufen. Die Ermordung des Pertinax erweckte ihr Selbstgefühl, da dieser ihnen gleichsam angehörte. Sie forderten Septimius Severus auf, sich mit ihnen zu erheben, um Pertinax an den Prätorianern zu rächen. Eben das geschah, was bei dem Eintritt Vespasians geschehen war: die Legionen der Provinz riefen ihren Führer Septimius Severus zum Imperator aus. Dieser trug kein Bedenken, sich unverzüglich aufzumachen, um die Prätorianer und ihr Geschöpf zu bezwingen.

Nicht ohne allgemeines historisches Interesse ist der Kampf, der sich nun entspann.

Julian regte sich nach Kräften: er bot sein prätorianisches Kriegsheer auf; die Mauern, selbst der Palast wurden in Verteidigungsstand gesetzt, der Senat vermocht, Septimius für einen Feind des Gemeinwesens zu erklären und die Truppen aufzufordern, sich bis auf einen bestimmten Tag von ihm zu sondern. Der Befehl wurde erlassen, Septimius hinzurichten. Aber indem gelang es diesem, die Flottenstation von Ravenna, die der Hauptstadt zur Sicherheit diente, einzunehmen, so daß Rom sogleich in die größte Gefahr geriet Daß die Prätorianer, deren militärische Erscheinung beim ersten Blicke ihre Ungeübtheit verriet, einer Vereinigung der illyrischen und pannonischen Legionen, die dort fast immer Krieg führen mußten und sich bereits aus tapferen Landeseingeborenen ergänzten, würden widerstehen können, glaubte von Anfang an kein Mensch. In dieser Krisis meinte Julian, das Prästigium der Hauptstadt für sich aufzurufen; die vestalischen Jungfrauen und die andern Priesterschaften sollten den Truppen entgegenziehen, um sie an die Hoheit von Rom zu erinnern. Dabei aber stieß er auf einen Widerspruch, welcher die Lage, in der er sich befand, recht eigentlich charakterisiert. Ein Augur erhob sich und erklärte, daß ein Mann, welcher Rom nicht zu verteidigen vermöge, auch nicht Imperator sein könne. So ganz wollten die Priesterschaften die Sache der Götter mit der jedesmaligen des Imperators nicht identifizieren: dieser selber sollte die Tempel und die Götter verteidigen. Julian hat noch zu exotischen Gottheiten und Diensten seine Zuflucht genommen; aber seine Beschwörungen fielen gegen ihn aus; er verfügte eine Anzahl von Hinrichtungen, selbst die der Marcia: er hatte die Absicht, seine Truppen gegen den Senat heranzuführen. Davon hielt ihn aber wieder die Betrachtung zurück, daß ja der Senat es sei, durch den Septimius zum Feind erklärt worden war. Er meinte einen Augenblick, Septimius werde auf eine Teilung der Gewalt, die er ihm wirklich anbot, eingehen; aber Septimius war kein Mann, den Versuch zu machen, das seiner Natur Widersprechende vereinigen zu wollen. Den Eifer und die Kraft der Prätorianer lähmte er durch das Versprechen, ihnen nichts zu Leide zu thun, wofern sie nur die Mörder des Pertinax ausliefern wollten. Die Prätorianer, die keineswegs alle für die Ermordung des Pertinax gewesen waren, nahmen dies an; sie verhafteten die Mörder desselben. War nun Julian eben durch die, welche an der Ermordung Schuld hatten, zum Imperium erhoben worden, so lag in diesem Beschluß

ein Abfall der Prätorianer von seiner Sache. Julian hatte sich in dem Palast eingeschlossen; man gab vor, er habe sich selbst vergiftet, und erhob nun Septimius zum Imperator. In der That aber ist Julian auf Senatsbeschluß hingerichtet worden: ein Mann, nicht gerade so schlecht, wie man ihn dargestellt hat, aber schwach von Natur, der es kaum verdient, unter den Imperatoren genannt zu werden, ein Abenteurer des Machtbesitzes, nur eben ein Geschöpf der Prätorianer, die er doch zum Teil erkauft hatte, ein Vorfechter ihrer Sache, die aber mit ihm zu Grunde ging.

Noch ehe Septimius nach Rom kam, ließ er die Prätorianer vor sein Tribunal im Lager bescheiden, machte ihnen Vorwürfe über das Attentat, das sie an ihrem Herrn und Kaiser begangen, befahl ihnen dann, ihre Waffen und ihre Pferde auszuliefern, und verbot ihnen, jemals wieder in Rom zu erscheinen. Es war das Ende der alten Prätorianer. Septimius selbst zog unter den Waffen in Rom ein und begab sich mit bewaffnetem Geleit nach dem Kapitol: seine Truppen nahmen die Tempel zu ihrem Quartier.

Unleugbar ist es, daß die Entzweiungen in Rom zwischen dem Palast, dem Senat, den Prätorianern und dem Volke den illyrischen Legionen und ihrem Führer den Weg gebahnt und den Sieg bereitet haben. Aber Herr und Meister des Reiches war Septimius damit keineswegs geworden. Den Legionen, die er befehligte, standen die orientalischen und die britannischen mit gleicher Befugnis gegenüber. Es mußte zwischen ihnen zu einem ähnlichen Kampfe kommen, wie einst nach dem Tode Neros. Septimius war so glücklich, die Gegner nicht auf einmal, sondern nach einander bekämpfen zu können. Albinus soll er durch eine Mission, in der er ihm dereinstige Teilnahme an dem Reiche versprach, für den Augenblick gewonnen haben. Er konnte alle seine Kräfte gegen den Orient wenden. Pescennius Niger war bei weitem mehr Kriegsmann, als Septimius Severus. Marc Aurel hat ihm nachgerühmt, er führe ein würdiges Leben und habe einen tapferen Arm: er sei noch mehr als Soldat. Eine Menge von Beispielen werden zum Beweis dafür angeführt, daß er die Truppen, denen er alle Schwelgereien verbot, der Strenge des römischen Lagers zu unterwerfen wußte. Er ließ also eine zugleich gemäßigte und kriegsmännische Regierung nach dem Muster der besten Kaiser erwarten. Und damals besaß er im Orient ein unbedingtes Ansehen. Die römischen Beamten und die Bevölkerungen hingen ihm an. Er beherrschte Ägypten und Libyen, was ihm schon der Zufuhr wegen die Beachtung der Römer verschaffte; mit den Parthern unterhielt er freundschaftliche Verhältnisse, und selbst mit den Hatrenern stand er in gutem Vernehmen.

Dennoch vermochte er sich gegen Septimius, der nach einem kurzen Aufenthalt in Rom mit seinen Legionen gegen ihn heranzog, nicht zu behaupten. Diesem kam hiebei vor allem zu statten, daß er die Kapitale inne hatte, durch deren Besitz die Familien der in Asien verweilenden Legaten und Prätoren in seine Gewalt gerieten, was dann auf diese selbst naturgemäß zurückwirkte. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen der beiderseitigen Heere in der Gegend

von Cyzikus wurden die Truppen Nigers geschlagen, wovon man die Schuld dem vornehmsten Führer auf dessen Seite beimaß, der durch seine Kinder, die sich in den Händen des Severus befanden, abgehalten worden sei, diesem so nachdrücklich, wie er wohl sonst vermocht hätte, Widerstand zu leisten. Sowie dann der Besitz der höchsten Gewalt zweifelhaft wurde, erhoben sich in dem griechischen Orient die gewohnten Reibungen der Kommunen gegeneinander; denn noch immer hatten diese eine gewisse Freiheit der Selbstbestimmung. Doch werden wir versichert, daß dabei nicht Vorliebe für den einen oder für den anderen der Prätendenten entscheidend gewesen sei, sondern nur gegenseitige Eifersucht. Daß Antiochien sich mit Wärme an Pescennius Niger anschloß, veranlaßte Laodicea und selbst Tyrus, sich auf die entgegengesetzte Seite zu schlagen, worauf Niger seine Mauretianer, die schon unter Trajan das Beste im Kriege geleistet hatten und eine eingeborene Wildheit an den Tag legten, gegen sie losließ, was beinahe zum Untergang dieser Städte führte. Aber der innere Krieg in der Provinz selbst konnte doch die Autorität Nigers nicht befestigen; im Felde wurde er von den illyrischen Legionen noch zweimal besiegt; sie nahmen die Engpässe im Taurus, auf die er sich vorzüglich verließ, und brachten ihm — denn auf eine angebotene Abkunft mochte er nicht eingehen — bei Issus in einer Schlacht, bei der man um so mehr an Alexander den Großen erinnert wurde, weil Pescennius selbst sich diesem gleich gestellt hatte, eine Niederlage bei, durch welche Severus Meister des Orients wurde. Niger flüchtete darauf nach Antiochien, das ihm aber keinen Rückhalt mehr darbot, und wurde daselbst getötet.

Von seinen Truppen war eine ansehnliche Zahl über den Tigris geflüchtet, wo ihnen die mit Niger verbündeten Fürsten eine gute Aufnahme gewährten: Severus rief sie zurück; aber wir vernehmen, daß ihre dortige Anwesenheit auf die Organisation des parthischen Heeres nicht geringen Einfluß ausgeübt habe. Wenn es bei dem Sturze des Commodus auch auf die bessere Verteidigung der Grenzen abgesehen war, so brachten die Siege des Septimius Severus dem römischen Gemeinwesen in dieser Beziehung keinen Vorteil. Für die römische Herrschaft war es in der That kein Gewinn, wenn empörerische Scharen sich als Verbündete des Severus darstellten, weil sie die demselben feindselige Partei unter den Römern selbst bekämpften. Und als ein Unglück für das Reich konnte es betrachtet werden, daß Byzanz mit Gewalt bezwungen und dabei seiner festen Mauern beraubt wurde; es hatte bisher das beste Bollwerk des römischen Reiches gegen die von den Ufern des Schwarzen Meeres vordringenden Barbaren gebildet. Von denen, welche sich an Niger gehalten und an seiner Regierung teilgenommen hatten, gleichviel ob sie ihm treu geblieben waren oder nicht, entgingen nur wenige dem Tode durch das Schwert des Siegers. Die Senatoren von Nigers Partei, die in seine Hände fielen, wurden zwar nicht hingerichtet, einen ausgenommen, aber ihres Vermögens beraubt und auf entfernte Inseln verwiesen.

Nach den orientalischen Siegen ließ Septimius seine Waffen gegen seinen Nebenbuhler im Occident, Clodius Albinus, richten.

Schon Commodus hatte, als er sich gefährdet sah, Albinus zu seinem Nachfolger ausersehen und mit dem Titel eines Cäsar hervorzuheben gedacht. Albinus hatte sich aber nicht dem Schicksal des Commodus anschließen wollen, und Septimius hatte ihn durch die Ernennung zum Cäsar und Mitregenten entschädigt. Albinus war von vornehmer Herkunft und einer der besten Männer der Zeit: man hat ihn sowohl dem Niger als dem Septimius vorgezogen. Nicht allein die britannischen Legionen, sondern auch die gallischen und einige germanische waren auf seiner Seite; in ihm erscheint zuerst ein Imperator Galliarum, wie in Niger ein orientalischer. Nachdem aber Niger bezwungen war, konnte auch Albinus neben Septimius nicht länger bestehen. Man hat noch einen der freundschaftlichsten Briefe, die sich denken lassen, von Septimius an Albinus; aber die allgemeine Annahme ist, Albinus habe durch das Schreiben nur getäuscht und vielmehr von denen, die mit Überreichung desselben beauftragt worden, umgebracht werden sollen. Albinus verließ Britannien, machte sich zum Meister von Gallien und rückte gegen die Alpen vor, um nach Italien vorzudringen.

Noch einmal vernehmen wir hier die Stimme des römischen Volkes, in welchem der Gedanke, daß Rom die Hauptstadt der Welt sei, die Königin von allen, festgewurzelt war. Die circensischen Spiele sind einmal durch Ausrufungen in diesem Sinne unterbrochen worden, was der gleichzeitige Geschichtschreiber Dio gleichsam einer göttlichen Inspiration zuschreibt, zumal da die Spiele nach diesen Ausrufungen wieder ihren gewohnten Verlauf angenommen hätten. Ein Mann von untergeordneter Lebensstellung, ein Schulmeister, machte sich nach Gallien auf und brachte, indem er sich für einen Senator ausgab, eine Truppe ins Feld, die mit den Soldaten des Albinus nicht unglücklich schlug.

Daß der Senat hierin der Meinung des Volkes beipflichtete, darf man nicht annehmen. Wir erfahren, daß Albinus höher in der Gunst der Senatoren stand, als Septimius selbst. Nur in offenem Kampf konnte der Streit ausgemacht werden; und wenn der blutige Krieg in Asien bereits nicht mit Unrecht als eine Erschütterung der römischen Macht betrachtet worden ist, so trat das noch stärker hervor, als bei Lugdunum zwei mächtige römische Heere, jedes 150 000 Mann stark, feindselig aufeinander trafen. Severus, der hier, wie man erzählt, zum erstenmal an einer offenen Feldschlacht teilnahm, war in Gefahr, geschlagen und selbst gefangen zu werden, was auch daher rührte, daß der Praefectus Praetorio Lätus, der alte Freund des Pertinax, der eben deshalb zu Septimius übergegangen war, lange Zeit zögerte, an der Schlacht teilzunehmen: er that dies erst, als sie bereits entschieden war; was dann Septimius, indem er ihm das Leben nahm, zu rächen nicht verfehlte.

Septimius erschien nun als wirklicher Imperator und Augustus des römischen Reiches. In ihm repräsentiert sich das afrikanische Römertum, wie

in Trajan und Hadrian das spanische — er gehört einer Familie ritterlichen Ranges der Kolonie Leptis an —, und einige Züge seiner Herkunft hat man immer an ihm beobachtet. An seiner wohltönenden Stimme bemerkte man bis in sein Alter eine Rauheit, die man seinem ostafrikanischen Ursprung zuschrieb. Was an ihm auffiel, war eine gewisse Bedürfnislosigkeit; er lebte nach dortiger Landessitte mehr von Gemüsen als von Fleisch; er kleidete sich immer einfach, beinahe ärmlich: eine große, würdige Gestalt mit grauem, lockigem Haupthaar, langem Bart und Gesichtszügen, welche Ehrfurcht einflößten.

Durch die Stellung, die er nunmehr einnahm, wird man an Vespasian erinnert. Aber Vespasian hatte an den Konflikten im Innern doch keinen direkten Anteil genommen; er erschien erst, als der Kampf zwischen den Legionen und den Faktionen der Hauptstadt bereits entschieden war. Dann trat er infolge eines Kompromisses mit dem Senat die Verwaltung der höchsten Gewalt an. Dagegen hatte Septimius damit begonnen, sich der Hauptstadt zu versichern, und dann in großen und blutigen Schlachten die Alleinherrschaft in seine Hände gebracht. Septimius hatte in Albinus den Senat zum zweitenmal besiegt und verhing ein schweres Blutgericht über die, welche von ihm abgefallen waren. Eine nicht geringe Anzahl von Senatoren wurde hingerichtet, nach dem Verzeichnis bei Spartian mehr als vierzig. Vespasian hatte die alten Prätorianer wiederhergestellt; Septimius vernichtete die, welche er vorfand, und setzte eine neue, aus allen Legionen auserlesene Truppenschar an ihre Stelle. In den Verzeichnissen finden wir eine Anzahl Namen aus Dalmatien, Pannonien, Dacien, Mösien und Thracien, viele andere aus dem Orient, aus Phönizien und Palästina, Galatien und Bithynien, Cappadocien und Syrien — eine buntfarbige, aus verschiedenen Nationalitäten, die bereits in den Namen erscheinen, zusammengesetzte Truppe. Septimius trat dem antoninianischen Rom bei weitem stärker gegenüber, als Vespasian dem augusteischen. Von jenem Gleichgewicht zwischen Imperium und Senat, welches die frühere Epoche charakterisiert hatte, war nach alledem, was in dem Thronwechsel und den inneren Konflikten vorgefallen war, nicht mehr die Rede.

Und wenn die Christen nur von einer Reform in der Idee des Kaisertums ihr Heil erwartet hatten, so war eine solche faktisch eingetreten. Der Gedanke, den noch Marc Aurel aufrecht erhielt, konnte nach dem Umsturze, der seitdem durch den Gang der Ereignisse eingetreten war, nicht mehr behauptet werden. Die Verehrung der göttlichen Roma im Verein mit dem Imperator und seinem Genius hatte durch die Niederlage des Didius Julianus, dem der hierarchische Dienst nicht mehr zu statten kam, den schwersten Schlag erlitten. Damit hängt es dann zusammen, daß unter Septimius Christenverfolgungen, wie sie damals von Marc Aurel zugelassen waren, nicht mehr vorkamen. Septimius Severus duldete die Christen an seinem Hofe und suchte nur ihrem Übergewicht vorzubeugen.

Unter Septimius, der ursprünglich selbst zu ihnen gehörte, gelangten die Rechtsgelehrten zu den höchsten Stellen der Verwaltung. Diese konzentrierte sich großenteils in dem Amt des Praefectus Praetorio. Schon unter den Kaisern des zweiten Jahrhunderts war den Präfekten ein großer Anteil an der Ausübung der kaiserlichen Jurisdiktion, der civilen sowohl wie der Kriminaljustiz, zugefallen. Eine Neuerung von der höchsten Bedeutung war es ohne Zweifel, wenn es sich einführte, daß unter den Praefecti Praetorio immer ein Rechtsgelehrter sein mußte. Es leuchtet ein, welchen Wert das für die Praxis und Stellung der Rechtsgelehrten überhaupt hatte. Das Rechtsbewußtsein, das alle Privatverhältnisse regelt, erstarkte dadurch zu einer fortwährenden Thätigkeit, so daß es den administrativen und militärischen Bedürfnissen nicht geradezu erlag. Die Administration geriet vielmehr selbst in die Hände des Präfekten.

Der Präfekt, der die kaiserlichen Gesetze zu promulgieren hatte, bekam dadurch auch einen Anteil an der Legislation; er wurde gleichsam Genosse der kaiserlichen Autorität selbst. Septimius Severus schien es nicht ungern zu sehen, daß ein Präfekt neben ihm aufkam, der die Last der Geschäfte ihm abnahm. Es war Plautianus, der eine Macht, einen Reichtum und ein Ansehen erwarb, durch welches der Kaiser selbst in Schatten gestellt wurde. Der Kaiser vermählte seinen Sohn Bassian, dem er den Namen Antoninus gegeben hatte, mit Plautilla, Tochter Plautians; jedermann erstaunte über die Pracht der Ausstattung, die über die öffentlichen Plätze nach dem kaiserlichen Palast getragen wurde. Die Autorität Plautians erschien unerschütterlich, jedermann schwur bei seinem Glücke, alles war ihm zu Diensten: man wollte wissen, Severus habe ihn als den Träger der effektiven Gewalt zu seinem Nachfolger bestimmt; man hat den Kaiser wenigstens sagen hören, er wünsche eher zu sterben, als Plautian. Mit der Zeit aber tauchte auch hier der natürliche Gegensatz des Fürstentums und der ministeriellen Autorität auf. Der Kaiser empfand es doch als einen Übergriff der letzteren, wenn Plautian nicht allein veranlaßte, daß ihm überall Bildsäulen errichtet wurden, selbst mehr an Anzahl als Severus, sondern sein Bildnis auch unter die Bilder der Mitglieder des kaiserlichen Hauses aufnehmen ließ. Besonders legte auch die Gemahlin des Kaisers, Julia, ihr Mißvergnügen hierüber an den Tag: sie war für die Regierung des Severus von vieler Bedeutung, diese Julia. Sie stammte aus einem der vornehmsten syrischen Geschlechter; und für ihn selbst war diese Verbindung insofern von Wert, als die syrische Bevölkerung, noch immer so mächtig im Orient, dadurch für ihn gewonnen wurde. Man sagte, durch einen Traum sei ihr die Vermählung mit einem Könige verheißen worden; eben wegen dieser Vorbedeutung, die in diesem Traume lag, hatte Severus ihr seine Hand angeboten. Sie empfand es, daß sie vor dem Glanze, mit dem Plautians Gemahlin umgeben war, zurücktreten mußte: sie soll sich selbst darüber zu philosophischer Abgeschiedenheit verurteilt haben. Bei weitem gefährlicher aber als die Gemahlin war der Sohn des Kaisers dem großen

Gewalthaber, eben dessen eigener Eidam, der aber die Gemahlin nicht so hoch stellte, wie ihr Vater es wünschte. Wir werden den gewaltsam aufstrebenden Antoninus noch näher kennen lernen: er war trunken von der Vorstellung der höchsten Gewalt. Plautian wurde mitten in seinem Glück von der Anklage betroffen, daß er dem Kaiser und den Söhnen desselben nach dem Leben stehe; daß der Präfekt wirklich diesen Gedanken gehegt habe, ist ein später ausgesonnenes Märchen. Der Kaiser beschied ihn vor sich, und in seiner Gegenwart kam es zu einem Wortwechsel zwischen Antoninus und Plautian; der Eidam ließ den Schwiegervater vor den Augen des Severus, ohne daß dieser es anbefohlen hätte, ermorden. Dieser sprach darüber in dem Senat, jedoch ohne Plautian anzuklagen; nur sich selber klagte er an, daß er dem Praefectus mehr Gewalt eingeräumt habe, als ein Mensch leicht ertragen könne. Dann wurden die Zeugnisse gegen Plautian verlesen; aus dem Verhalten des Kaisers meinte man abnehmen zu dürfen, daß er selbst an das Verbrechen Plautians nicht glaubte.

Eine Verwaltung im Sinne des Pius und Marcus war es nun eben nicht, was sich Severus angelegen sein ließ: er schloß sich, wie er auch in jener Rede an den Senat erklärt hatte, mehr an Commodus an. Nur das ließ er nicht auf sich kommen, was man diesem schuld gab, daß er den Krieg in den Grenzlanden verabsäume. Er selbst begab sich in die beiden damals am meisten gefährdeten Grenzgebiete, an den Euphrat und an die britannische Mauer. Dort war eigentlich der Kampf gegen Niger noch zu vollenden, mit dem die Parther in einem Verständnis gewesen waren, das freilich erst nach seinem Fall in Wirksamkeit trat. Severus warf sie aus Mesopotamien zurück; durch einen unerwarteten Handstreich gelangte er in den Besitz von Ktesiphon und meinte nicht wenig ausgerichtet zu haben, da er das Bollwerk an den Grenzen, Nisibis, nochmals befestigte. Es wurde zu einer römischen Kolonie erhoben und dem Kommando eines römischen Ritters anvertraut. Er wandte sich dann gegen den reichen Sonnentempel von Hatra, wo ihm die Araber großen Widerstand leisteten. Man erzählt, er habe bereits einmal einen Teil der Mauern niedergeworfen, dann aber den vordringenden Truppen den Befehl gegeben, inne zu halten: denn die Einwohner würden ja aus Furcht vor den Greueln einer Eroberung sich auf Unterhandlungen einlassen, so daß die Reichtümer des Sonnentempels ungeschmälert in seine Hand fallen müßten. Aber er hatte hier die Anbeter der Sonne zu bekämpfen, die es vorzogen, das Äußerste zu erwarten: sie stellten ihre Mauern wieder her, so daß sich Severus zurückziehen mußte. Der Eindruck des Feldzuges war nicht, daß er etwas Bleibendes erreicht hätte; in kurzem sah man die Parther wieder in Armenien.

Bei diesen zweifelhaften Erfolgen wundert man sich nicht, wenn Severus das Innere des Reiches nicht recht im Zaume zu halten wußte: in Italien trat ein Räuberhauptmann, Namens Bulla, auf, dessen Thun schon den Charakter des späteren Räuberhandwerks atmet; und obgleich Severus seines

Amtes als Richter wartete, so kamen doch die größten Ungerechtigkeiten vor. Die Mannszucht im Heere verfiel; selbst die Söhne des Kaisers zeigten sich unbotmäßig.

Obgleich mit Gewißheit voraussehend, aus Wahrsagungen nämlich, daß er nicht wieder zurückkommen werde, ging Septimius Severus doch nach Britannien und erneuerte den Krieg gegen Caledonier und Mäater. Er durchzog, freilich in einer Sänfte — denn er litt an Podagra —, ganz Schottland und nötigte die Feinde, die nirgends standhielten, ihm einen Teil des Gebietes abzutreten. Welch ein Zustand aber! Indem der Imperator des Reiches der Kultur die einfachen Naturkinder des Nordens demselben zu unterwerfen suchte, geschah ihm, daß sein eigener Sohn ihn ermorden zu wollen in begründeten Verdacht geriet. Severus ließ ihn zu sich bescheiden; auf dem Tische lag ein bloßes Schwert. „Nimm das," sagte er, „und töte mich; es wird dir nicht schwer werden; denn du bist stark, und ich bin schwach." Severus starb, indem er sich zu einem neuen Feldzuge rüstete.

Wenn man ehedem die Reliquien des alten Rom in dem neuen suchte, so fiel nichts so sehr auf, als der Triumphbogen des Septimius Severus am Abhang des kapitolinischen Hügels. In der Inschrift desselben werden seine Siege über Parther und Araber und seine Verdienste um die Wiederherstellung des Gemeinwesens gepriesen. So verhält es sich auch im allgemeinen. Durch die Anmaßungen der alten Prätorianer hätte leicht eine Scission der verschiedenen Provinzialheere, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten, herbeigeführt werden können; einer solchen Auflösung des Reiches aber beugte Septimius durch seine Siege vor.

Doch können dieselben nicht als eine Verstärkung des römischen Reiches betrachtet werden; im Westen hat man immer die blutige Schlacht von Lyon als den Moment betrachtet, in welchem die militärische Kraft der Römer sich selbst zu Grunde richtete; in dem Osten wurden doch die Anhänger des Pescennius Niger ebenfalls nur durch Unternehmungen bekämpft, welche die Verteidigung gegen barbarische Anfälle schwächten und die parthische Macht zu einer neuen Erhebung ermutigten. Und wenn man in Rom selbst an die Epoche der Antonine dachte, so war der Unterschied, der durch Septimius eingetreten war, ein überaus bedeutender. Das alte Rom hatte sein Prästigium verloren; der Senat, die alten Prätorianer, welche seit den augusteischen Zeiten den Imperatoren in der Stadt selbst einen militärischen Rückhalt gegeben hatten, waren vernichtet und durch andere Scharen von provinzieller Farbe ersetzt worden. Der Senat hatte seine Teilnahme für die Gegner des Septimius durch eine lange Reihe blutiger Hinrichtungen büßen müssen. Die Selbständigkeit, deren sich derselbe in den Zeiten der Antonine erfreut hatte, war, wenn nicht vernichtet, so doch tief herabgewürdigt worden; den Legionen war die Entscheidung über das Kaisertum vollständiger als je anheim gefallen.

Zwölftes Kapitel.

Erste Einwirkung des Orients auf Rom und ihre Zurückweisung.

Severus pries sich glücklich, daß er zwei Söhne hinterließ, nicht wie Antoninus Pius zwei Adoptivsöhne, sondern Leibeserben. Er gab ihnen sterbend den Rat, sich vor allem andern auf die Macht der Legionen zu stützen. Sein Abschiedswort, das Dio als ganz unbezweifelt mitteilt, war: „Seid einig, macht die Soldaten reich; über alle anderen setzt Euch hinweg."

Gerade darin aber lag nun eine beinahe unüberwindliche Schwierigkeit, daß er eine Macht von so entschieden militärischer Grundlage, welche die Einheit des Oberbefehls forderte, zwei Söhnen hinterließ. Der ältere von den Söhnen war Bassianus, genannt Antoninus, dem man von einer gallischen Kleidung, die er in Rom einführte, den Beinamen Caracalla gegeben hat; der jüngere Geta. Beide gingen nach Rom mit der Urne, welche die Asche des Vaters enthielt: sie wurden mit Ehrfurcht und zugleich Glückwünschen empfangen und richteten sich nun jeder einen besonderen Hofhalt ein.

Aber die Natur des römischen Imperiums widersprach einer Teilung der Gewalt, die schon ein paar Mal in Aussicht genommen und einmal selbst versucht worden war. Caracalla, der seinen Schwiegervater umgebracht und seinen Vater selbst einmal mit dem Tode bedroht hatte, war nicht der Mann, einen jüngeren Bruder als Teilhaber der Gewalt neben sich zu dulden. Das Heer hatte beiden geschworen; das hinderte aber Caracalla nicht, den jüngeren Bruder umbringen zu lassen, wie man sagt, im Schoße der Mutter, zu der er geflüchtet war.

Hierdurch bekam die Regierung den Charakter gewaltsamer Unbeschränktheit. Auch die Freunde Getas, unter ihnen der große Rechtsgelehrte, damals Praefectus Praetorio, Papinian, mußten sterben: eine nicht geringe Anzahl hervorragender Persönlichkeiten in den Provinzen, die Stadt Alexandria hat die Hinneigung, die sie für Geta an den Tag legte, mit einer Art von Verwüstung büßen müssen.

Wie Caracalla mit den Senatoren umging, hat einer derselben, der Geschichtschreiber Dio, eingehend geschildert. Er berief sie wohl zu einer Gerichtssitzung, ließ sie aber, wenn sie erschienen, in den Vorhöfen des Palastes warten, während er sich im Innern mit Wettrennen und Gladiatorenspiel beschäftigte. Das alte Herkommen, Senatoren an seiner Tafel zu sehen, hob er auf; an den Urteilssprüchen über Soldaten ließ er sie nicht teilnehmen: denn er wollte der Abhängigkeit der Milizen von dem Senat auf immer ein Ende machen. Auf seinen Zügen durch das Reich mußten die Senatoren Lieferungen herbeischaffen; sie mußten Absteigequartiere einrichten oder auch die Orte, wo er Aufenthalt nahm, mit Rennbahnen ver-

sehen, häufig auf ihre eigenen Kosten. Dann machte er doch nicht einmal Gebrauch davon. Es war ihm genug, die Senatoren durch die Dienste, die sie ihm leisteten, niederzuhalten. In seinem Anschreiben an den Senat begrüßte er denselben zugleich im Namen seiner Mutter, der er die Korrespondenz anvertraut hatte, und der Legionen, die ihn umgaben. Nur für die Kriegstruppen schien er zu leben; die Kommunen wurden unter dem einen oder anderen Vorwand zu ungewohnten Leistungen genötigt; die Gebühren, die bei Freilassung der Sklaven gezahlt werden mußten, wurden auf das Doppelte erhöht; er vergrößerte die Ansprüche des Fiskus in Erbfällen und steigerte allenthalben die Zölle. Er war davon durchdrungen, daß er als Augustus, als Imperator über jede Rücksicht, jedes Herkommen erhaben sei.

Dabei hat er doch eine Handlung vollzogen, die ihm ein unvergängliches Andenken gesichert hat. Es war nun soweit gekommen, daß der Imperator nicht mehr durch Rom regierte und Rom durch ihn. Der Imperator war Meister von Rom; in Wahrheit waren die Römer seine Unterthanen. Dem entspricht es nun, wenn Caracalla den Hauptunterschied, der bisher in der Bevölkerung des römischen Reiches obwaltete, zwischen römischen Bürgern und denen, die das nicht waren, geradezu aufhob. Man weiß, daß das bei ihm hauptsächlich dazu dienen sollte, die Hindernisse wegzuräumen, welche die Vorrechte der Römer gegen seine pekuniären Forderungen geltend machen konnten.

Aber dabei kommt doch auch die Idee einer von Rom unabhängigen Rechtseinheit noch mehr zu Tage, als das selbst unter seinem Vater geschehen war. Noch mehr als dem Vater war dem Sohne daran gelegen, alle Kräfte unbedingt zu dem einen Zweck der bewaffneten Macht und neuen Unternehmungen zu vereinigen.

Für diese hat er nun aber sehr präcise Pläne ins Auge gefaßt. Den Krieg in Britannien wollte er nicht weiter führen; Caracalla wich aus dem zuletzt besetzten Landstrich freiwillig zurück. An den deutschen Grenzen erhob sich eine weitaussehende Völkerbewegung: längs des Limes verwandelten sich die Überreste der kriegerischen Völkerschaften, deren Tacitus gedenkt, Chatten, Usipeter, Tenchterer, in eine einzige große Völkerverbindung, die unter dem Namen Alemannen erscheint. Sehr verräterisch behandelte sie Caracalla; er ließ ihre Jugend zusammenrufen, um sie, wie er sagte, als Auxiliartruppen in den Dienst zu nehmen; dann aber gab er seinen Römern, die ihn in überlegener Anzahl begleitet hatten, mit seinem Schild ein Zeichen und ließ die jungen Leute sämtlich niedermachen.

Von einem anderen germanischen Volke, welches Dio die Cennen nennt, erkaufte er sich den freien Rückzug mit Geld. Die gefangenen Weiber der Cennen und Alemannen wurden gefragt, ob sie es vorzögen, getötet oder in die Sklaverei abgeführt zu werden. Sie wählten das erste; als das zweite dennoch erfolgte, töteten sie sich selbst, einige sogar zugleich ihre Kinder. Durch Gewaltthaten gegen die Widerstrebenden und Geldgeschenke an die, die sich fügen wollten, blieb er Meister an diesen Grenzen.

Im Occident gesichert oder doch nicht gefährdet, sammelte er alle seine Kräfte zu einem großen Unternehmen nach dem Orient, wo sein Vater die Feindseligkeiten, die ihm aus dem Kampfe mit Pescennius Niger erwachsen waren, nicht hatte überwältigen können; wir sahen, wie er vor Hatra scheiterte.

In Parthien waren in diesem Augenblicke Entzweiungen ausgebrochen, die für die Römer günstige Hoffnungen erweckten. Dem Großkönig Artaban hatte sich dessen Bruder entgegengesetzt und die unabhängige Herrschaft über einige Provinzen erworben. Mit dieser Entzweiung wird es zusammenhängen, daß Caracalla Osrhoëne und Armenien vollkommen zu unterwerfen vermochte; er verfuhr dabei wie gegen die Alemannen, gelangte aber an sein Ziel. Er dachte dann mit Artaban selbst in Verbindung treten zu können, wie eine solche schon oft beabsichtigt worden war. Die parthischen Herrscher aus arsacidischem Stamme waren doch nicht unversöhnliche Gegner der Römer. Auch die Herrschaft der Arsaciden beruhte auf der von Macedoniern und Griechen herstammenden Grundlage; Hekatompylos, die Hauptstadt von Parthyene, verdankte seinen Glanz, der aus der allgemeinen kommerziellen Verbindung der asiatischen Länder entsprang, den Seleuciden. Der Streit zwischen Parthern und Römern war nicht ein Streit um die Existenz des einen oder des anderen Reiches: er betraf hauptsächlich den Besitz der Grenzprovinzen; jetzt hatten die Römer Armenien und Mesopotamien in ihren Händen.

Caracalla faßte den Plan, auf eine oder die andere Weise sich mit Artaban zu Schutz und Trutz zu verbinden. Er bewarb sich bei ihm um die Hand seiner Tochter, und es ist wenigstens nicht gewiß, daß ihm dieselbe geradezu verweigert worden sei. Damit aber hing noch ein anderer, sehr merkwürdiger Vorschlag zusammen. Durch einen Handelsvertrag — denn gerade auf den Artikeln, die beide Reiche miteinander austauschten, beruhte der orientalische Handel — wollte Caracalla die Interessen beider Länder zu verschmelzen suchen. Die beiden Reiche, von denen das eine die beste Reiterei, das andere das beste Fußvolk besitze, sollten sich vereinigen, um Asien zu unterwerfen, und die Folge hat gezeigt, daß dies für die Parther selbst das Beste gewesen wäre. Denn das östliche Asien war in einer Gärung begriffen, die sich gleich darauf gegen sie selber richtet. Der Gesichtskreis wandte sich über Baktra und Indien, und wenn wir recht unterrichtet sind, bis nach China hinaus. Der verrufene Caracalla trug sich mit universalhistorischen Gedanken. Die syrische Herkunft seiner Mutter Julia scheint einen Hebel für dieselben bei ihm gebildet zu haben. Aber sie durchzusetzen, waren Zeit und Umstände doch nicht angethan.

Wir wissen, welche mächtige nationale Gegenwirkung den römischen Einflüssen allezeit unter den Parthern begegnete. Artaban wies zuletzt alles von sich, worauf Caracalla ein doppeltes Recht zu haben glaubte, ihn mit Krieg zu überziehen. Er setzte dann eine sehr glückliche Invasion ins Werk; die

Parther wichen über den Tigris zurück. In einem überaus wilden und tumultuarischen Kampfe gegen einen Satrapen behielt der Kaiser die Oberhand; er zerstörte die Königsgräber in Arbela.

Durch diese Successe wurde Caracalla in seinem Ehrgeiz bestärkt; er meinte, als ein neuer Alexander der Große Ostasien selbst unterwerfen zu können; er rüstete sich zu einem zweiten Feldzug, der für das Schicksal von Asien hätte entscheidend werden müssen. Aber in diesem Augenblick wurde er ermordet. Es geschah unfern Carrhä durch einen Evocatus, den er nicht hatte befördern wollen. Dio findet gleichsam eine Nemesis darin, daß der große Beschützer des Soldatenstandes, der diesem alles unterordnete, dann doch mitten in seinem Heere ermordet worden sei.

Man hat immer angenommen, daß der Praefectus Praetorio Macrinus, ein Rechtsgelehrter und hauptsächlich in den bürgerlichen Angelegenheiten thätig, mit einigen anderen hohen Befehlshabern vereinigt diese Unthat veranstaltet habe. Er selbst hat es auf das allerbestimmteste geleugnet. Aber er wurde in dem Heere als Imperator anerkannt, nachdem ein anderer Präfekt, der mehr militärischen Ruf genoß, die höchste Würde abgelehnt hatte. Macrin gehörte zu den Anhängern Plautians, der auf den Befehl des jungen Caracalla getötet worden war, und es ist ganz wahrscheinlich, daß er nicht auch ein ähnliches Schicksal, wie dieser, über sich kommen lassen wollte. So wenig man übrigens den wilden Caracalla und den großen Julius Cäsar miteinander vergleichen könnte, so ist doch unleugbar, daß man in Rom jetzt wie damals die Unterwerfung des parthischen Reiches durch den römischen Imperator unmöglich gern sehen konnte. Ein Caracalla, der auf den Fußstapfen Alexanders des Großen einhergegangen wäre, würde für den Senat unerträglich geworden sein; den Senatoren war Macrinus lieber. Sie waren glücklich, den Fürsten losgeworden zu sein, den man des Brudermordes und des Incestes beschuldigte und der die Senatoren nur als reiche Leute ansah, deren Vermögen er durch ihre Hinrichtungen an sich ziehen könne, damit seine Soldaten zu befriedigen.

Der Senat nahm Macrin als Imperator an. Aber in der Haltung des Heeres zeigte sich auf der Stelle, daß es damit nicht einverstanden war: nicht alle Legionen folgten dem Macrinus in den parthischen Feldzug, so daß eine Niederlage erlitten wurde, in deren Folge die Parther Mesopotamien und Armenien einnahmen. Dem Macrinus selbst setzte sich eine der seltsamsten Kombinationen entgegen, welche jemals vorgefallen sind.

Wir gedachten oben der Vermählung Severs mit einer syrischen Fürstentochter, die schon unter ihm, noch mehr unter Caracalla, den größten Einfluß ausgeübt hatte. Diese wurde durch den Tod Caracallas fast am meisten betroffen: denn sie war es, durch deren Hände Caracallas Korrespondenzen gegangen waren, was ihrem angeborenen Ehrgeiz Genüge that. Aber die Lage der Dinge in Syrien war so angethan, daß sie nicht zu verzweifeln brauchte. Sie hatte eine sehr angesehene Verwandtschaft in Syrien, als deren Ober=

haupt ihre Schwester Mäsa auftrat. Die Verwandtschaft beherrschte den Sonnentempel zu Emesa; ein Enkel der Mäsa war daselbst in frühen Jahren zum Oberpriestertum aufgestiegen; ein junger Mensch von schöner Gestalt, der sich in seinem gottesdienstlichen Aufzug prächtig ausnahm, noch so jung, daß ihn Mäsa für den Sohn Caracallas ausgeben konnte. Damit fand sie dann bei den römischen Legionen Eingang, in welche bereits, wie in alle Grenztruppen, provinziale Elemente eingedrungen waren. Sie wurden leicht bewogen, in dem Knaben, der sich Elagabal nannte, den Sohn und Erben Caracallas anzuerkennen. Schon vor jener Schlacht in Mesopotamien war ein Teil des Heeres zu ihm übergegangen; jetzt folgte ein anderer nach: Mäsa erschien mit dem Knaben in dem Heerlager, und er wurde zum Imperator ausgerufen, ohne doch darum seinen priesterlichen Charakter, der sein Ansehen vielmehr vermehrte, aufzugeben.

Emesa bildete eine religiöse Metropole für alle Nachbarländer; Caracalla hatte es dadurch mit Rom in Verbindung gebracht, daß er es als römische Kolonie einrichtete. Er hatte auch deshalb in diesen Regionen Eingang gefunden, weil Pescennius Niger hier einst durch seine Mauretanier die wildesten Grausamkeiten hatte verüben lassen, denen dann sein Vater Septimius Einhalt gethan. Der außerordentliche Gedanke wurde gefaßt, das Priestertum des Sonnengottes mit dem römischen Kaisertum zu vereinigen. Der provinzialen Bewegung, die hieraus entsprang, war Macrinus nicht gewachsen. Seine zum Angriff heranrückenden Truppen verloren allen Eifer in ihrem Dienst, als man ihnen zurief, ob sie denn gegen den Sohn ihres Wohlthäters fechten wollten.

Im Gebiete von Antiochia ist es darauf zu einem förmlichen Kampfe gekommen; aber auch hier bewirkte der religiöse Enthusiasmus, der durch die Gegenwart Elagabals belebt wurde, so viel, daß seine Anhänger selbst in einem gefährlichen Moment Stand hielten, worauf die Truppen Macrins zu ihm übergingen. Macrin war der erste, der den Mut verlor: er schickte noch seinen Sohn nach Parthien und machte sich, möglichst unkenntlich und in anderer Kleidung, doch ohne im mindesten seine Sache aufzugeben, auf den Weg nach den westlichen Provinzen und nach Rom. Aber unterwegs wurde er erkannt und getötet.

In Rom mußte das als ein schweres Geschick empfunden werden: der Senat hatte sich bewegen lassen, Elagabal für einen öffentlichen Feind zu erklären und jedermann von ihm abzumahnen. Eben der stand nun jetzt an der Spitze einer großen siegreichen Armee. Aber wie hätte der Senat, von dem angeblichen Großvater des neuen Imperators seiner wirksamsten Mitglieder beraubt, in diesem Augenblick ohne Oberhaupt, den Mut fassen, und woher hätte er die Kraft dazu nehmen sollen, ernstlichen Widerstand zu leisten!

Man glaubte in Rom, der junge Mann sei wirklich der Sohn Caracallas, und war erfreut, den Namen Antonin, den er angenommen hatte und der eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte, wieder zu vernehmen. Der

Senat erkannte den Hohenpriester von Emesa als Augustus und dessen Vetter Alexander, ebenfalls einen Enkel der Mäsa, als Cäsar an.

Überlegt man nun den Widerstreit der religiösen Meinungen untereinander, das Vordringen der orientalischen Götterdienste nach Westen, des Dienstes der Isis von der einen, des Mithras von der anderen Seite her, so muß es als ein Ereignis betrachtet werden, daß die syrischen Dienste, wie sie sich aus der Religion der Babylonier entwickelt hatten, den Anlauf nahmen, durch einen neuen Imperator Rom zu überfluten. Der Stein, von dem man in Emesa sagte, er sei vom Himmel gefallen, so daß sich eben an ihn die dortigen Gottesdienste knüpften — denn El Gabal ist der Gott des Steines —, wurde selbst nach Rom übergeführt; das vermeintlich von Troja stammende Palladium, das römische Ancile, trat neben ihm in Schatten. Der neue Kaiser dachte alle Dienste in seiner Person zu vereinigen und eine Dynastie zu gründen, welche beides, Hohenpriestertum und Imperium fortpflanzen sollte. Er hielt dafür, daß Samaritaner und Juden, soweit sie noch bestanden, auch die Christen, sich um dieses neue Heiligtum vereinigen sollten.

Rom sollte der Mittelpunkt aller Gottesdienste der gebildeten Welt noch in einem anderen Sinne werden, als es das schon war. In der Sache selbst aber lag eine unermeßliche Schwierigkeit, die an Unmöglichkeit grenzt, einen Gedanken dieser Art auszuführen; denn das Imperium war mit der Religion und den alten Diensten auf das engste verknüpft. Man geriet in Erstaunen, als man erfuhr, Elagabal sei in Nikomedien als Konsul, ohne doch gewählt zu sein — denn dieser Schein wurde noch immer beobachtet — aufgetreten, habe aber dabei das gewöhnliche Prachtkleid anzulegen verschmäht. Am schroffsten stießen die Vorstellungen aufeinander, als der neue Kaiser die Absicht verriet, sich mit einer vestalischen Jungfrau zu vermählen: nach altrömischen Begriffen hätte er dafür den Tod verdient; aber er meinte — denn er sah sich gleichsam als die Erscheinung seines Gottes selbst — diesem hierdurch eine unvergängliche Nachkommenschaft zu erwecken zur Herrschaft über die Welt. Auf Rom und die Römer nahm er keinerlei Rücksicht; er meinte, sie seien eben die Besitzer eines großen Grundstücks: die Senatoren bezeichnete er als Sklaven in der Toga. Der Mäsa selbst, welche die ganze Kombination eingeleitet hatte, schreibt man zu, daß sie die Inkompatibilität des Dienstes der Religion, welcher orgiastischer Natur war, mit der eigentlichen Autorität eines Imperators eingesehen und dem älteren ihrer Enkel den Rat gegeben habe, dem jüngeren, welcher ebenfalls als ein Sohn Caracallas aus einer geheimen Verbindung mit einer Tochter der Mäsa betrachtet wurde, die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten zu überlassen. Der Idee einer religiösen Herrschaft von Rom wäre sogleich die andere Idee einer von derselben getrennten weltlichen Autorität zur Seite getreten. Und dazu neigte man sich in Rom: der junge Cäsar genoß bereits die allgemeine Verehrung. Allein dem wollte sich Elagabal nicht fügen: er war gleichsam im legitimen Besitz des Imperiums, von dem Heere ausgerufen,

von dem Senate anerkannt, und schon von Menschen umgeben, welche den wilden Enthusiasmus des Götzendienstes mit der Begier zu herrschen verbanden. Er schritt sogar dazu, die Erhebung seines Vetters zum Cäsar für ungeschehen zu erklären, und befahl, auf den Bildsäulen desselben seinen Namen zu vertilgen oder vielmehr mit Schmutz zu verdecken. Aber damit verletzte er doch das Selbstgefühl der Römer, auch wie sie damals waren. Die ersten, die ein solches kundgaben, waren die Prätorianer, dieselben, welche ihre Stellung dem Septimius Severus verdankten. Sie repräsentierten, mehr als die früheren, die Gesamtheit der Legionen, frei von den provinziellen Sympathien der orientalischen.

Man hatte in Rom dem Kaiser alle Laster nachgesehen; aber es giebt doch auch in der Immoralität eine Grenze dessen, was sich die Welt gefallen läßt. Diese wurde von Elagabal und seiner Umgebung überschritten und zugleich das religiöse Nationalgefühl beleidigt. Als die Inauguration der neuen Konsuln vorgenommen werden sollte, weigerte er sich trotz der Warnungen seiner Großmutter und seiner Mutter, bei derselben neben Alexander einherzuschreiten. Da das aber unmöglich nachgegeben werden konnte, so zog er es vor, bei der Ceremonie nicht zu erscheinen und ihr überhaupt einen anderen Charakter zu geben. Da sich zugleich das Gerücht verbreitete, er wolle seinen Vetter umbringen, und in der Stadt Anstalten getroffen wurden, die auf die Vorbereitung eines solchen Vorhabens hindeuteten, so erhob sich ein Aufruhr unter den Prätorianern, in welchem Elagabal umgebracht worden ist: er starb, von seiner Mutter Soämis umschlungen. Alexander, der bisherige Cäsar, wurde nun als Augustus begrüßt.

Den Prätorianern darf man nicht schuld geben, daß sie hierdurch von ihrer eigenen Sache abtrünnig geworden wären: das Haus des Septimius wurde vielmehr durch sie gerettet und zugleich die römische Religion. Auch der Gott, den man auf dem Palatin ein Heiligtum gegründet hatte, wurde verbannt. Dem Unwesen, welches die Eunuchen trieben, so daß Elagabal als Sklave dieser Sklaven betrachtet wurde, machte man dadurch ein Ende, daß sie in der Nähe der Person des neuen Fürsten überhaupt nicht geduldet wurden. Alle die Anhänger, welche Elagabal in den Gerichten, in der Verwaltung, in dem Senat gefunden hatte, wurden entfernt; das syrische Element wurde so gut wie vollkommen ausgestoßen, und eine neue Ordnung der Dinge begann, welche an das rein römische Wesen anknüpfte.

Neben den Prätorianern trat nun auch der Senat wieder wirksam hervor; er votierte dem neuen Fürsten von vornherein alle Befugnisse, durch welche die oberste Gewalt damals konstituiert wurde, nicht nach und nach, wie bisher gewöhnlich, sondern auf einmal. Eine sehr sonderbare Scene trat ein, als Alexander zuerst im Senat erschien. Der Senat begrüßte ihn als Antoninus; auch die letzten Imperatoren hatten diesen Namen getragen: man meinte den neuen Kaiser in diese Reihe aufzunehmen, jedoch mehr mit

der Rücksicht, daß er das wieder gutmachen müsse, was der Vorgänger verdorben hatte. Alexander dankte für die ihm in rascher Folge gemachten umfassenden Bewilligungen; den Namen Antonin verbat er sich: nicht als ob er fürchtete, diesen schönen Namen durch Laster und Unthaten ebenfalls zu beflecken, sondern weil er sich nicht genügend fühle, ihn mit voller Würde zu tragen. Er blieb dabei, nur den Namen Augustus — denn von Augustus stamme die höchste Würde des Imperiums — annehmen zu wollen. Da er so standhaft war, so fügte sich der Senat, und jedermann erkannte die Unabhängigkeit des Geistes an, mit welcher der junge Fürst das einmütige Ersuchen der Senatoren abgelehnt habe.

Dabei waltete jedoch auch noch eine andere Rücksicht ob. Der Senat war zu seiner Nachgiebigkeit hauptsächlich dadurch bewogen worden, daß die von Septimius umgestalteten Prätorianer den Anspruch ihrer Vorgänger, selbständig über das Imperium zu verfügen, erneuern zu wollen schienen. Um einem solchen Beginnen zuvorzukommen, eilten die Senatoren, jene Bewilligungen zu machen, die sie doch nicht hätten versagen können. Den Namen Antonin anzunehmen, würde nun eine neue Vereinigung des Imperators mit dem Senat angekündigt haben; die Prätorianer gaben ihm den Namen des Kaisers, von dem sie in ihrem damaligen Zustand begründet waren; demgemäß nannte sich Alexander nicht Antonin, wie der Senat, sondern Severus, wie die Prätorianer wünschten. So erscheint sein Name in der Geschichte.

Für die neue Regierung kam nun alles auf das Zusammenwirken der Militärgewalt der Prätorianer und der civilen des Senats an; der neue Kaiser, zwar ein Syrer, wie sein Vorgänger, aber dem römischen Wesen doch wieder dadurch zugewandt, daß er durch eine Reaktion gegen den priesterlichen Orientalismus seines Vorgängers zur höchsten Würde gelangt war, bewies überhaupt, daß er seine Stellung begriff. Er zeigte sich als einen Mann von Einsicht und einer gewissen Willenskraft. Im Senat wollte er kein Mitglied dulden, welches sich eines Mißbrauches der Autorität, besonders zum Zweck eigener Bereicherungen, schuldig gemacht hatte: er forderte ihre freiwillige Entfernung, damit er nicht ihre Verbrechen durch Hinrichtung an ihnen strafen müsse. Wenn er aber dann selbst einen neuen Senator ernennen sollte, so that er das nicht anders als auf den Beirat der erprobtesten seiner Umgebung und nach förmlicher Abstimmung des Senats darüber, welche durch das Zeugnis des einen und des andern der vornehmsten Mitglieder bekräftigt wurde. Der Senat gewann keineswegs seine unabhängige Stellung wieder, aber er behauptete doch den vornehmsten Rang in dem Gemeinwesen: wir hören, daß auch die Ernennung der Praefecti Praetorio und des Praefectus Urbi unter der Autorität und Mitwirkung des Senats geschah; die prokonsularen Provinzen wurden nach dem Willen desselben verteilt.

Was man als den Staatsrat Alexanders bezeichnet hat und bezeichnen

kann, war eigentlich ein Ausschuß aus dem Senat, der dem Kaiser unmittelbar zur Seite stand, durch dessen Mitwirkung die Verwaltung, welche bisher willkürlich und einseitig gewesen war, geregelt wurde. Allmählich wurde das Konsilium so zahlreich, daß die Gesetze und Verordnungen, die aus seinem Schoße hervorgingen, eben so viel Stimmen für sich haben mußten, wie vielleicht ein Senatuskonsult. Jedes Mitglied wurde in den Stand gesetzt, sein Votum im voraus gehörig zu überlegen und zu motivieren. Auch in die Verwaltung der militärischen Angelegenheiten kam eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit. Der Kaiser hatte genaue Listen der bewaffneten Macht und hielt sich immer vollständig unterrichtet; er duldete nicht, daß die gemeinen Leute von den Militärtribunen bei der Austeilung der Annona übervorteilt wurden, er bestrafte ein solches Verbrechen mit dem Tode: er fürchtete darum keinen Abfall oder Ungehorsam von ihnen. Auf diese beiden Stützen gelehnt, konnte Alexander seiner angeborenen Leutseligkeit, seinem Wohlwollen für alle Raum geben, was ihm den besten Ruf bei Mitwelt und Nachwelt verschafft hat. Seine Mutter Mammäa genoß ein unermeßliches Ansehen: auf einer Inschrift wird sie nicht nur als Mutter des Kaisers, sondern des Senats, des Lagers, des Vaterlandes und des gesamten Menschengeschlechtes bezeichnet. Alexander folgte ihr jedoch nicht blindlings: sie hat ihn einst erinnert, daß er durch sein Verhalten doch auch wieder die Achtung schmälere, welche der Imperator kraft seines Vorranges haben müsse; Alexander erwiderte, er vermehre doch dadurch seine Sicherheit. Man darf es als ein Glück des römischen Reiches betrachten, daß ihm nach allen heftigen Konvulsionen, an denen es unter Septimius und noch mehr nach demselben gelitten hatte, noch einmal gleichsam ein Moment der Sammlung, eine Zeit der Ruhe gewährt wurde, in welcher die inneren Kräfte sich in einem gewissen Gleichgewicht bewegten.

Der Begriff der römischen Monarchie, wie er unter Trajan und den Antoninen gewaltet, kam in dem römischen Reiche wieder zur Erscheinung. Und auch in dieser Zeit war es voll innerer und schöpferischer Lebenskraft.

In der ersten Epoche des dritten Jahrhunderts lebten die Meister der Rechtswissenschaft. Noch unter Marc Aurel, zur Seite des späteren Kaisers Septimius Severus hatte Papinian sich ausgebildet, der dann, durch Genossenschaft der Jugend und Familienverbindung empfohlen, in die Stellung eines Praefectus Praetorio gelangte. Papinian wird für den größten oder doch für einen der größten aller Juristen gehalten. Er verband, worauf zuletzt alles ankommt, lebensvolle Anschauung der allgemeinen Rechtsgrundsätze und eingehende treffende Ansicht jedes einzelnen Falles. Allein mit Caracalla konnte er sich nicht vertragen; er galt, wie wir wissen, als ein Anhänger Getas und wurde nach dessen Tode hingerichtet.

Auch der Nachfolger Papinians, Julius Paulus, wird als einer der größten Rechtsgelehrten gerühmt. An Fruchtbarkeit übertraf er noch seinen Vorgänger, an innerer Bedeutung kam er demselben nicht gleich; man räumt

ihm die zweite Stelle ein. Wie hätte sich aber der römische Jurist mit dem eigenmächtigen Orientalismus Elagabals vertragen können? — er ist von demselben verbannt worden.

Mit der Rückkehr des Alexander Severus zu den altrömischen Ideen hing es zusammen, daß ihm Domitius Ulpianus zur Seite trat, ebenfalls ein sehr fruchtbarer Autor, der zu den vornehmsten Begründern der Rechtswissenschaft gerechnet wird. Ihm wird ein großer Teil des Lobes gebühren, das der Verwaltung des Kaisers in dieser und allen folgenden Zeiten gezollt worden ist. Allein der Kaiser war zu schwach, ihn zu behaupten. Wir kennen das Verhältnis Alexanders zu den Prätorianern, von denen der Sturz Elagabals ausgegangen war. Aber einen Praefectus Praetorio, dessen Ansehen in seiner Jurisprudenz wurzelte, wollten sie nicht ertragen. Sie ermordeten Ulpian, ohne daß der Kaiser es hindern konnte.

Papinian und Ulpian werden wie zwei Märtyrer der Rechtswissenschaft gefeiert; sie fielen dem Begriffe, den sie ihr Leben lang verteidigt hatten, zum Opfer. Aber ihr Werk, die zum System gereifte Rechtswissenschaft, blieb bestehen, mochten sie leben oder nicht. Es ist allmählich immer mehr das Gesetz der Welt geworden. Man erinnert sich kaum daran, daß es aus dem Urgrund pontifikaler Satzungen aufgewachsen ist, aber unter stetem Kontakt mit den allgemeinen Ereignissen und den besonderen Vorgängen in Rom. Das römische Recht ist wie ein Baum von tiefen Wurzeln, welcher die Welt überschattet.

Alexander Severus widmete auch den Christen mehr Anerkennung als irgend einer seiner Vorgänger. Er gestattete ihnen, wie sein Biograph sagt, zu sein, was sie waren. Man kann das doch nicht anders verstehen, als daß es nicht mehr als Verbrechen betrachtet wurde, Christ zu sein, wie früher das bloße Bekenntnis schon ein Todesurteil in sich enthielt. Es würde damit zusammenhängen, daß Alexander Christus unter die Götter aufzunehmen gedachte, die in Rom überhaupt verehrt wurden.

Ein Zeitgenosse der großen systematischen Juristen war Origines: ein Mann, der mit dem Hause des Alexander Severus in persönlicher Verbindung stand, und in jenem herodischen Cäsarea, wo er seinen Sitz genommen, die christliche Lehre auf den Grund der apostolischen Schriften und der Glaubensregel mit Berücksichtigung der Gnosis, die er ausstieß, und der platonisch-stoischen Doktrin, der er nahe stand, zu einem System ausbildete. Sein Sinn war, die Offenbarung als die Vollendung alles menschlichen Denkens zu erweisen: mit Recht ist bemerkt worden, daß man dabei nicht so sehr auf die Inkohärenzen seiner Spekulation und die Widersprüche in seinen Annahmen Gewicht legen darf, als auf den Versuch im allgemeinen, ein System zu bilden und es der philosophisch geschulten Welt der Epoche annehmbar zu machen.

In dieselbe Epoche fällt der große Lehrer der nordafrikanischen Kirche, Tertullian. Unter Septimius, der aus Afrika stammte und in einigen Städten

desselben Bauwerke gegründet hat, deren Ruinen Teilnahme an der allgemeinen Bildung atmen, hatte auch die dortige Kirche einen großen Aufschwung genommen. Tertullian ist der erste von allen Lateinern, der originale philosophische Gedanken mit der Kirchenlehre in Verbindung gebracht hat, ein abgesagter Gegner der Philosophie, aber doch ganz auf dem Boden derselben erwachsen, heftig und schroff und besonders als Vorfechter der Rechte des Christentums unerschöpflich und unwiderleglich. In dem Christentum sieht er die ursprüngliche Vernunft, durch deren Herrschaft die Menschen zu einem Ganzen vereinigt werden sollen. In Tertullian möchte man die erste Manifestation des exklusiven Geistes der lateinischen Kirche sehen, die sich bald hernach um Rom her zu gruppieren anfing. Beide Richtungen aber, sowohl die griechische als die lateinische, setzten sich als selbständige Bildungen dem eindringenden orientalischen Element, dem Sonnendienst von Emesa und dem wiedererwachenden Parsismus, als natürliche Bollwerke entgegen. Welthistorisch betrachtet, bilden sie doch bereits als der Inbegriff des geistigen Lebens der römischen Welt ein untrennbares Ganze. Dieses aber erfuhr in diesem Augenblick einen Angriff so systematisch und stark, wie er noch nie vorgekommen war.

An Stelle der Arsaciden, die doch, wie berührt, einen gewissen inneren Zusammenhang mit dem römischen Reiche hatten, erhob sich die einheimische Dynastie der Sassaniden, die nicht mehr an die Griechen anknüpfte, sondern an die Achämeniden, und das rein asiatische Element des altpersischen Reiches wieder erneuerte. Der neupersische König, Ardeschir Babegan, behauptete als der rechte Nachfolger der Achämeniden, einen Anspruch auf ganz Vorderasien, Jonien und Karien eingeschlossen, machen zu dürfen. Das römische Reich erfuhr eine Feindseligkeit, die sich darauf gründete, daß es einen Teil der Reiche der Nachfolger Alexanders des Großen an sich gebracht hatte, Landschaften, welche die Perser nun als einen alten Besitz revindizierten: ein in der universalhistorischen Verflechtung der Dinge hochbedeutendes Zusammentreffen, das sich aber wohl erklärt, da auf beiden Seiten die Erinnerungen an Alexander den Großen aufgefrischt wurden. Die Römer meinten noch unter Caracalla dessen Unternehmungen wiederaufnehmen zu können; die Neuperser hielten es für ihre Pflicht, da sie nun wieder aus der ihnen vor einem halben Jahrtausend auferlegten Knechtschaft erwacht seien, die Erfolge des großen Eroberers rückgängig zu machen. Die Parther waren stark genug gewesen, sich gegen die Römer zu behaupten, der Wiedererhebung eingeborener orientalischer Elemente hingegen erlegen. Damit aber trat die Notwendigkeit ein, die griechisch-römische Welt in Asien vor dem Eindringen eines neu hervorbrechenden Völkerelementes und neuer religiöser Ideen zu beschützen.

Im Jahre 231 setzte sich Alexander Severus mit einer nochmals nicht ohne Erinnerung an Alexander den Großen zusammengesetzten Armee in Bewegung, um den neuen Achämeniden zu bestehen. In dem römischen Heere

sah man Goldschildner, Silberschildner, Phalangiten: übrigens war es ein Muster römischer Mannszucht. Man erinnerte daran, daß Alexander Severus an dem Jahrestag geboren sei, an dem Alexander der Große gestorben war, und zwar in einem dem Andenken desselben gewidmeten Heiligtum. Alexander glaubte gleichsam vom Schicksal berufen zu sein, den großen Kampf der Nationen, welcher die Universalhistorie verknüpft, wiederaufzunehmen. Das römische Asien erblickte die Rettung seines bisherigen Daseins in den Erfolgen dieser großen Rüstung. Darüber aber, was durch dieselbe ausgerichtet worden ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. In den Berichten, die in Rom selbst verlesen wurden, rühmte sich der Kaiser, einen vollständigen Sieg über die Perser davongetragen zu haben: er zählt die Elephanten, die er getötet, die Streitwagen, die er genommen, mit einer Art von Siegestrunkenheit auf. Dagegen weiß der einzige ausführliche Historiker der Epoche, Herodian, der gerade über Asien am besten unterrichtet ist, nur von verfehlten Unternehmungen und einem durch klimatische Einwirkungen veranlaßten Rückzuge zu erzählen, der einer Niederlage gleichkommt. Ich möchte urteilen, daß beides wahr sein könnte, eben in verschiedenen Momenten des beginnenden Kampfes: mit Bestimmtheit vernehmen wir doch, daß Alexander das römische Kriegsheer in einem erträglich guten Zustand zurückließ, daß er hoffen konnte, in kurzem einen neuen Feldzug zu unternehmen oder wenigstens den Sassaniden, der sich eben, durch andere Vorfälle nach einer anderen Seite hingerufen, von der Grenze entfernt hatte, sobald als er wieder erschiene, mit Nachdruck zurückzuweisen.

Die große Aufgabe nnd zugleich die größte Schwierigkeit des römischen Kaisertums lag aber darin, die zur Behauptung des Orients erforderlichen Streitkräfte auch aus den entlegenen Provinzen aufzubieten und in Bewegung zu setzen. Alexander sah ein, daß dazu die Pacifikation der occidentalischen Grenzvölker gehöre, namentlich der Germanen, die indes wieder zu Feindseligkeiten geschritten waren, und die Verstärkung der orientalischen Legionen durch die occidentalischen. Den Frieden hoffte Alexander durch Gewalt und Güte zustande zu bringen, wobei ihn seine Mutter unterstützte, in deren Händen die eigentliche Leitung der Geldgeschäfte war. Die occidentalischen Legionen jedoch setzten sich dem Vorhaben des Kaisers schroff entgegen; das ganze Kriegssystem war zugleich ein lokales und durch den Eintritt von Eingebornen ein provinzielles. Sie wollten sich nicht verlegen lassen. Die Nachricht, daß Alexander ungehorsame Legionen aufzulösen und andere zu bilden, diese alsdann nach dem Orient zu führen beabsichtige, brachte die Gemüter gegen ihn auf. Aus guten Quellen schöpft man die Nachricht, daß die Hinneigung zum Christentum den Haß der Legionen an den germanischen Grenzen gegen ihn verstärkt habe. Sie warfen dem Kaiser Furchtsamkeit und seiner Mutter Geldgier vor: die vornehmsten unter den Mißvergnügten waren solche, denen unter der Regierung Elagabals Zugeständnisse gemacht worden waren, die man jetzt zurücknahm. Diese nun sind es nach dem glaubwürdigsten Be-

richt gewesen, welche den Mord des Kaisers in dem Lager desselben durch plötzlichen Überfall vollzogen, ohne daß die Prätorianer, welche ja ebenfalls keine eifrigen Anhänger der Regierung mehr waren, noch auch die unmittelbare Leibwache den Kaiser geschützt hätten: er wurde samt seiner Mutter, zu der er floh, ermordet.

Dreizehntes Kapitel.

Imperatorischer Bürgerkrieg in der Mitte des 3. Jahrhunderts.

Wenn im römischen Reiche von Dynastien im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann, so konstituieren doch die verschiedenen Reihenfolgen der Imperatoren ein ähnliches Verhältnis; die Katastrophen derselben bilden die Epochen der Reichsregierung. Nach dem Sturze des augusteischen Hauses unter Nero kamen die Flavier empor infolge der allgemeinen Übereinstimmung der Legionen und einer Abkunft Vespasians mit dem Senat. Der Sohn desselben, der sich um diesen Pakt nicht kümmerte, wurde ermordet. Hierauf gelangten Männer von hohem persönlichen Verdienst, nicht zwar auf den Grund einer erblichen, aber einer analogen Berechtigung, durch successive Adoption, deren Ursprung im Senat lag, zur höchsten Stelle; sie realisierten den Begriff einer friedlichen Monarchie und wußten eine Ausgleichung der Ansprüche des jeweiligen Imperators mit den Gerechtsamen des Senats durchzuführen. Die Katastrophe des Commodus war das Symptom einer neu ausbrechenden Entzweiung zwischen dem Imperator und dem Senat, welche die Folge hatte, daß im Getümmel der Faktionen der Hauptstadt keine haltbare Fortsetzung des Imperiums möglich wurde. Die Erhebung des Septimius Severus ging von den Legionen aus, deren Übergewicht zuerst noch mehr anwuchs, da sein Nachfolger Caracalla die militärische Allgewalt zum obersten Prinzip erhob, das aber von dessen vermeintlichen Söhnen nicht mehr festgehalten werden konnte. Der ältere ließ sich beikommen, orientalische Dienste und Ideen in Rom einführen zu wollen; dieser Versuch jedoch erweckte eine Reaktion, in welcher der alte römische Geist noch einmal zum Bewußtsein seiner selbst erwachte und das Recht des Senats von neuem zur Geltung gelangte; der jüngere, Alexander, versuchte dann wieder in den alten Formen zu regieren. Er sträubte sich gegen den Namen Antonin, war aber in der That der Nachfolger der Kaiser, die diesen Namen getragen hatten.

Nun geschah es, daß Alexander einer Bewegung unter den Legionen erlag, die seiner Autorisation durch den Senat zum Trotz ihm die Heeresfolge versagten. Ursache und Anlaß dazu gaben die Feindseligkeiten, in welche das römische Reich seit der Zeit Marc Aurels verwickelt worden war.

Auf die erfolgreichen Unternehmungen des Lucius Verus im Orient, die Caracalla mit unerwartetem Glück wieder aufnahm, war im inneren Asien die Erhebung der Sassaniden gefolgt, welche für das römische Reich noch ernstlichere Gefahren herbeiführten, als jemals die Arsaciden.

Diesen zu begegnen und die Macht zu behaupten, schien Alexander Severus durch seine Herkunft — er war in Syrien geboren — und durch seinen natürlichen Ehrgeiz berufen zu sein. Der Tod Alexanders ist in mehr als einer Hinsicht ein epochemachendes Ereignis für die römische Geschichte; nicht allein wurde die kaum wiederhergestellte Autorität des Senates von den Legionen verleugnet, sondern auch die Verteidigung des Reiches selbst wurde dadurch zweifelhaft. Wenn es für diese notwendig war, den Nerv der Gesamtkräfte immer dahin zu richten, wo die größte Gefahr drohte — wie es denn in der Absicht Alexanders gelegen hatte, occidentalische Streitkräfte nach dem Orient zu führen —, so trat in dem Widerstand, auf den er stieß, die Schwierigkeit hervor, welche die Reichsverteidigung an den verschiedenen Grenzen notwendig haben mußte. Der vornehmste Grund davon lag in dem veränderten Verhältnis der Legionen. Es waren nicht mehr die altrömischen Legionen, die aus römischen Bürgern bestanden, welche in Rom ihren heimatlichen Mittelpunkt sahen. Dieses Verhältnis war durch die Gesetzgebung und durch die Zeit selbst aufgehoben; die Legionen hatten, was schon bei Septimius Severus zu Tage kam, einen provinzialen Bestandteil.

Man ermißt, daß die Kontinuation des Imperiums, die doch in sich selbst unbedingt notwendig war, durch diesen Gegensatz der Legionen gegen den Senat nicht allein, sondern auch untereinander, doppelt schwierig wurde. Will man sich nun den Kampf, der darüber ausbrach, vergegenwärtigen, so wird man von den persönlichen Motiven bis auf einen gewissen Grad absehen können, um die allgemeine Verflechtung der Angelegenheiten im Auge zu behalten.

Die germanischen Legionen wollten und konnten vielleicht den ihnen anvertrauten Limes den Feindseligkeiten der allezeit streitbaren Germanen nicht überlassen. Aber sie begnügten sich nicht, den Gehorsam zu versagen; sie stellten vielmehr einen neuen Imperator auf, der diese Würde zur vollen Geltung zu bringen unternahm. Es war Maximin, genannt der Thracier.

Wie in den letzten Nachkommen des Severus der syrische Orientalismus, den dieser in sein Haus eingeführt hatte, die vornehmste Grundlage ihrer Erhebung bildete, so kam in Maximin das barbarische Element, welches in den Kämpfen an der Donau und am Rhein, hauptsächlich den ersten, in die römischen Truppen eingedrungen war, zur Erscheinung. Er war von gotisch-alanischer Herkunft, sein Vater ein Gote, seine Mutter eine Alanin; seine erste Schule hatte er als Hirte, der seine Herden gegen bewaffnete Räuber verteidigen mußte, gemacht; dann war er unter Septimius Severus in das römische Kriegsheer eingetreten. Ein Mann von außerordentlicher Körperstärke und Gewandtheit, mit dem sich in den Wettkämpfen des Lagers nie-

mand messen konnte und der immer die besten Preise davontrug. In dem Lager erzählte man Wunderdinge von seiner Tapferkeit und seinen niemals fehlenden Erfolgen. Die Römer sahen in ihm einen neuen Herkules oder Antäus. Dabei hatte er doch bisher eine ungewöhnliche innere Ehrenhaftigkeit an den Tag gelegt; von Macrinus, dem er die Schuld an dem Tode Caracallas beimaß, wollte er nichts hören: er hielt sich an das Haus des Septimius Severus, selbst unter Elagabal, dem Naturen wie diese antipathisch waren, noch mehr unter Alexander Severus, der ihn im Dienste förderte und ihn als Lehrmeister und Führer einer neu angeworbenen Legion verwandte.

Man sieht nicht mit Bestimmtheit, ob er an den Bewegungen Anteil hatte, denen Alexander zum Opfer fiel. Gewiß nahm er daran Anstoß, daß Alexander nicht selbst dem Waffenhandwerk oblag; er meinte wohl, nur der könne Imperator sein, der die Waffen führe; und so war das ganze Heer gesinnt. Um seiner Waffentüchtigkeit willen wurde Maximin zum Imperator ausgerufen. Der nun fragte nicht lange, ob ihn der Senat anerkennen wolle; denn die Prätension der Legionen war es ja, daß ihnen selbst das Recht zustehe, einen Imperator zu wählen. Sie hatten diesen Anspruch schon bei dem Tode des Augustus, nochmals bei dem Tode Neros erhoben; durch Septimius Severus war derselbe durchgesetzt worden. Die Besorgnis vor einer Erneuerung des vermeinten Rechtes war es, wie wir berührten, was den Senat veranlaßt hatte, Alexander unverzüglich zum Augustus zu ernennen. Nach dessen Ermordung trat nun aber dieser Anspruch stärker als jemals hervor. Ohne sich um die Bestätigung durch den Senat zu bekümmern, legte Maximin sofort Hand an, die militärische Pflicht des Imperators nach allen Seiten zu erfüllen. Obwohl Germane von Herkunft, zeigte er doch nicht die mindeste Sympathie für die Germanen: er verwüstete das Land, das er einnahm, schonungsloser als je ein anderer, und war eher der Meinung, Germanen und Sarmaten dem römischen Reiche vollkommen unterwerfen zu können. Die Gesamtmacht des Reiches schwebte ihm unaufhörlich vor Augen; er wußte selbst im Orient das Ansehen der römischen Waffen wieder emporzubringen; und wenn Alexander den Osten durch den Westen hatte verstärken wollen, so gelang es Maximin vielmehr, Hülfsvölker von Osrhoëne nach dem Occident herbeizuführen, gute Bogenschützen, denen die Germanen keine Schutzwaffe, wie sie erforderlich gewesen wäre, entgegensetzen konnten. Um nun aber die Kriege zu führen, nahm er keine Rücksicht weiter auf die Rechte der Bürger. Den erwähnten Grundsatz des Septimius und Caracalla von der Notwendigkeit, vor allem den Mittelstand zu schützen und zu fördern, hatte sich Maximin im vollsten Umfange zu eigen gemacht. Wenn der Imperator keine andere Pflicht gehabt hätte, als die Verteidigung des Reiches, so konnte es keinen besseren geben, als Maximin. Aber das war nur die eine Seite seines Amtes. Indem Maximin alles andere vernachlässigte oder vielmehr durch seine Prokuratoren diesem einen Zwecke gewaltsam dienstbar machen wollte, rief er doch mit Notwendigkeit ein Widerstreben

hervor, das sich gegen ihn selbst richtete. Dies kam zuerst in Afrika zum Ausbruch. In der Furcht, durch die Beamten Maximins seiner Güter beraubt zu werden, erhob sich der junge Adel des Landes gegen dieselben. Damit er aber deshalb nicht in der Folge zur Strafe gezogen werden könne, bewog er den alten Prokonsul Gordianus, der schon über achtzig Jahre zählte, das Imperium anzunehmen. Gordian wollte jedoch nicht Imperator und Augustus sein ohne Anerkennung des Senats. Bei der Meldung hievon wurde der Senat vor freudigstem Erstaunen ergriffen; auf der Stelle erkannte er Gordian als Augustus an und erklärte Maximin für einen öffentlichen Feind, einen Feind, wie das Dekret mehrmals wiederholt. „Wie," rief Maximinus aus, „indem ich für sie fechte, sie beschütze, erklären sie mich für ihren Feind?" Ohne vorbereitet zu sein oder sich dazu vorzubereiten, schlug er die große Straße nach Italien ein.

In Afrika hatte indessen das Glück bereits für ihn entschieden. Mauretanier und Numidier waren ihm ergeben geblieben; im Kampfe mit ihnen erlag der jüngere Gordianus, der mit dem Vater zugleich den Purpur empfangen hatte. Hierüber von Schmerz ergriffen und überdies von der äußersten Gefahr bedrängt — denn das Land neigte sich jetzt auf die entgegengesetzte Seite —, machte der alte Gordianus seinem Leben ein Ende. Hierauf sah sich die Hauptstadt selbst von der Macht Maximins bedroht. Um ihm zu widerstehen, entschloß sich der Senat, nicht einen, sondern zwei Imperatoren ihm gegenüberzustellen.

Der eine derselben, Maximus, war ein tapferer Kriegsmann von niederer Herkunft, der andere, Balbinus, ein einsichtiger Geschäftsmann von hohem Stande. Man wollte damit die Inkonvenienz vermeiden, welche bei den letzten Imperatoren vorgekommen war, daß die gesamte Regierung sich in das Feldlager verlegt hatte. Diese sollte unter dem einen der Imperatoren ihren Sitz beständig in Rom haben, während der andere sich den Wechselfällen des Krieges aussetzte. Und anfangs nun schien es damit bestens zu gelingen. Maximus, der sich gegen Maximin wandte, hatte unerwartet gute Erfolge. Vor allem kam ihm zu statten, daß Aquileja, welches seit Marc Aurel die Hauptfestung gegen die germanischen Grenzvölker ausmachte, durch eigene Konsularen, welche noch zur rechten Zeit eintrafen, bewogen, dem heranstürmenden Maximin Widerstand leistete. Er schickte sich zu einer Belagerung an, wozu jedoch sein in der Eile zusammengebrachtes, wiewohl tapferes Heer nicht fähig war. Indem aber die Truppen nicht weiter vorrückten und durch Mangel an Lebensmitteln verstimmt wurden, regte sich in ihnen wieder das alte Gefühl der Abhängigkeit von Rom: einen Krieg gegen Rom zu bestehen, waren auch die Prätorianer nicht gemeint, deren Weiber und Kinder in den albanischen Standquartieren zurückgeblieben und so in der unmittelbaren Gewalt des Senats waren. In der allgemeinen Verflechtung zeigte sich doch, daß der Imperator sich von dem Senat nicht trennen

durfte. Maximin ist in dieser Krisis von seinen eigenen Truppen umgebracht worden. Als Maximus sie wieder in Pflicht nahm, unterließ er nicht, ihnen vor allen Dingen den Gehorsam gegen den Senat einzuschärfen. In Rom war das Volk dadurch befriedigt, daß auf seinen Wunsch ein dritter Gordian, Neffe des zweiten, noch ein Knabe, zum Cäsar ernannt wurde.

Aber zwei Imperatoren und noch einen Cäsar zu haben, widersprach dem altrömischen Herkommen so entschieden, daß sich dieser Zustand nicht behaupten konnte. Die beiden Imperatoren wurden von den Prätorianern, die jetzt mit dem Volke verbunden waren, erschlagen. Der dritte Gordian erhielt nun das Imperium selbst. Der aber war noch zu jung, als daß ihm die Verwaltung des Reiches hätte übertragen werden können. Die Auskunft, die man traf, war nicht unglücklich. Einer der angesehensten Männer in Rom, ausgezeichnet in der Litteratur, der Verwaltung und zugleich im Kriege, Misitheus, trat dem jungen Kaiser zur Seite. Das Verhältnis wurde dadurch vermittelt, daß sich Gordian mit der Tochter des Misitheus vermählte. Wir haben noch ein Bruchstück aus der Korrespondenz zwischen ihnen übrig, das beiden Ehre macht. Auf diese Weise waren die gewohnten Beziehungen des Imperators zu Senat und Volk wiederhergestellt, und es kam nun darauf an, ob sich diese Kombination auch in der Verteidigung der Grenzen bewähren würde, die soeben wieder in große Gefahr gerieten. Der zweite Sassanide, Schapur, hatte das römische Asien mit seinen Scharen überflutet; er hatte nicht allein Nisibis, sondern selbst Antiochia eingenommen; man fürchtete ihn in Italien. Unter Gordian setzte sich nun ein ansehnliches Kriegsheer gegen ihn in Bewegung, das von Misitheus geführt wurde. Wir vernehmen, daß es zuerst Thracien, in dem bereits die verschiedenen Völkerelemente aufeinander trafen, zur Ruhe brachte; dort gesichert, schritt es glücklich im Osten fort. Die Perser wichen zurück und überließen die eingenommenen Städte den Römern aufs neue, die alsdann zu einem Angriff auf Ktesiphon fortzuschreiten gedachten. In diesem Augenblicke aber ist Misitheus gestorben. Das Gerücht, es sei durch Gift geschehen, ist nicht eben wahrscheinlich. Daß aber der Mann fehlte, der bisher alles geleitet hatte, konnte nicht anders als eine verderbliche Rückwirkung auf das Kriegsheer ausüben, das nun dem unselbständigen Gordian oder vielmehr denen, die an seiner Seite sich der Geschäfte bemächtigt hatten, nicht gehorchen wollte. Der Praefectus Praetorio, Marcus Julius Philippus, genannt Arabs, verschmähte, von einem Kaiser wie dieser Befehle einzuholen; denn es sei besser, daß der, welcher die Truppen leite und das Gemeinwesen verstehe, auch selbst Imperator sei. Er unterscheidet sich insofern von Maximin, der von dem Imperator nur soldatische Qualitäten forderte, als er denselben noch staatsmännische hinzufügte. Aber dabei bleibt es doch, daß wieder ein Anführer der Armee ohne alle Rücksicht auf den Senat sich des Imperiums bemächtigte.

Überhaupt darf man Philippus, wenn wir so sagen dürfen, als das orientalische Gegenbild gegen Maximin ansehen. Philippus war in der

arabischen Kolonie Bostra aufgewachsen; man hielt oder erklärte ihn für einen Araber. Auch er hatte sich durch persönliche Thatkraft, freilich nicht in der Verteidigung seines Besitzes, sondern als Bandenführer hervorgethan. Wie Maximin dem Hause des Severus, so war er dem jungen Gordian ursprünglich ergeben, in deren Diensten sie jeder an seiner Stelle emporgekommen waren: Naturen, die sich selbst alles verdankten, in denen aber das provinziale Element der römischen Kriegsmannschaften gleichsam persönlich zur Erscheinung kam. Denn der Anspruch der Legionen, den Imperator einzusetzen, bekam dadurch noch eine weitere Entwickelung, daß sie nicht mehr exklusiv römischer Herkunft waren, wie ehedem, sondern Eingeborene der Provinzen in sich schlossen, die sich dann in den Führern repräsentierten. Der Araber erscheint von Anfang an umsichtiger und verschlagener, als der Germane. Er entledigte sich des schon um seiner Jugend willen beliebten Gordian, aus der Rücksicht, daß derselbe die Liebe des Senats und des Volkes besitze, Sohn und Enkel von Imperatoren sei und leicht auch wieder eine Faktion unter den Soldaten gewinnen könnte, wodurch für ihn selbst der Besitz der höchsten Gewalt sehr zweifelhaft werden würde.

Noch nach Jahrhunderten hat man auf der Straße von Circesium nach Ktesiphon in der Nähe der ersteren Stadt das prächtige Grabmahl Gordians, bei dem man sich der römischen Größe erinnerte, bewundert. Philippus wollte nicht als der Gegner, sondern als der rechtmäßige Nachfolger desselben erscheinen; denn, woran Maximin wenig gedacht hatte, der Hauptstadt des Imperiums sich zu bemächtigen, das unternahm er. Es gelang ihm, einen Frieden mit den Persern abzuschließen, der, wenn auch anfangs schimpflich für die Römer, später doch so umgestaltet wurde, daß sich diese nicht beklagen konnten. In Rom hatte man ursprünglich die Absicht gehegt, in der Hauptstadt selbst einen neuen Imperator aufzustellen, und als der erste, den man erkoren hatte, unerwartet starb, ihm einen Nachfolger gegeben. Aber auch dieser überlebte seine Wahl nicht lange. Als Philippus erschien, wurde er, da er es nicht verschmähte, auf die leitenden Persönlichkeiten sich Einfluß zu verschaffen, als Imperator und Augustus anerkannt. Es war also wieder ein Heerführer, diesmal aus dem Orient, der eigentlich im Widerspruch mit dem Senat das Imperium erlangte.

Philippus säumte nicht, nun auch längs der Donau auf die Herstellung des Friedens und gesicherter Grenzen Bedacht zu nehmen.

An der unteren Donau spielten damals die Carpen, eine germanische Nation, die eine Zeit lang das Gebiet zwischen den Ausflüssen der Donau und des Dniepr beherrscht zu haben scheint, die größte Rolle. Sie waren in einer Art von Wettstreit mit ihren Nachbarn, den Goten, um den Preis der Tapferkeit begriffen. Einen solchen sahen beide in den Jahrgeldern, welche ihnen die Römer zahlten. Sie selbst betrachteten dieselben als einen Sold für die Erhaltung des Friedens; die römischen Befehlshaber wollten darin bloß eine Gnade sehen. Aber diese Reibungen führten zu offenem

Krieg, den nun Philippus in die Hand nahm und glücklich beendigte, so daß er als Germanicus und Carpicus mit dem Beinamen Maximus gefeiert wurde.

In diesen Zeiten eines durch fortwährende Waffenthaten zuletzt doch behaupteten Friedens an den beiden vorzüglich gefährdeten Grenzgebieten war es, daß Rom das tausendste Jahr seines Bestehens feierte. Es hatte noch immer eine Stellung, welche die Welt dominierte. Bei den Festlichkeiten prangte eine große Anzahl orientalischer Elephanten, die zum Teil noch unter Gordian zum Behuf eines persischen Triumphs, mit dem er umging, herbeigebracht worden waren. Nicht mit Unrecht; denn die Schlachtordnung, die auf der Verwendung der Elephanten beruhte, hatte den Römern einst in Italien und dann in Libyen, endlich in Asien selbst den größten Widerstand geleistet; jetzt waren die Tierkolosse zur Verherrlichung der Geburtsfeier des Reiches nach Rom gebracht worden. Wir haben ein paar Münzen übrig, welche die Festlichkeiten in der Erinnerung gehalten haben. Auf der einen Seite erblickt man den Circus Maximus und die in denselben einfahrenden Quadrigen, die Porta triumphalis und den in einen Palmenbaum verwandelten Obelisken des Augustus; auf der andern die sich deckenden Brustbilder des Kaisers und seiner Gemahlin Marcia Otacilia Severa — jener mit dem Lorbeer, diese mit dem Diadem —, ihnen gegenüber das ihres lorbeerbekränzten Sohnes, der schon zum Augustus erhoben worden war, mit einer Inschrift, welche die Eintracht der regierenden Familie rühmt: Concordia Augustorum. Auf einer anderen Münze sieht man die beiden Kaiser verschleiert vor einem Altar opfernd, mit einer Inschrift, die den Beginn einer neuen Epoche ankündigt mit den Worten: Säculum novum. Durch eine dritte Münze wird die älteste Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft; auf der einen Seite erscheint die Wölfin mit den Zwillingen, auf der anderen das strahlenbekränzte Haupt des jüngeren Philipp.

Die öffentlichen Belustigungen dauerten drei Tage und drei Nächte. Man darf wohl nicht vergessen, daß der Kaiser für diese Feier Veranstaltungen getroffen hat, um die transtiberinische Stadt mit Trinkwasser zu versorgen; denn jedermann sollte befriedigt werden. Die Münzen lassen erkennen, mit welcher Bestimmtheit der Kaiser auf die Fortdauer des Imperiums in seiner Familie rechnete. Sie zeigen aber zugleich, daß er unmöglich, was man oft gesagt hat, ein Christ gewesen sein kann. Die konstante Tradition hierüber ließe sich nicht erklären, wenn er sich den Christen nicht wirklich sehr geneigt erwiesen hätte, wie denn auch mehrere Briefe vorhanden sind, die berühmte Kirchenlehrer mit seiner Gemahlin gewechselt haben sollen. Die Verwaltung des Imperiums in Asien übertrug Philippus seinem Bruder Priscus, die Heerführung an der Donau seinem Schwager Severianus. Was man von dem jungen Sohne Philipps erzählt, stellte wenigstens eine strenge Herrschaft in Aussicht; er war so ernsthaft, daß man ihn trotz seiner Jugend niemals hatte lachen sehen; er tadelte es vielmehr, daß sein Vater bei den Säkular-

spielen einmal aufgelacht hatte. Genug, in Rom meinte Philippus, die Autorität fest in der eigenen Hand zu halten.

Unvermeidlich erweckte aber dieser Versuch, eine eben aus dem Nichts emporgestiegene Familie in der Herrschaft über das Reich zu befestigen, mannigfaltigen Widerstand. In Asien erschien der Druck der Auflagen, welche Priscus mit aller Strenge eintrieb, unerträglich; an der Donau regten sich die Legionarier gegen die durch die neue Regierung an ihre Spitze gestellten Anführer. An der einen wie an der anderen Stelle faßten die Mißvergnügten den Gedanken, Imperatoren ihrer eigenen Wahl aufzustellen. An Philippus trat nun die Aufgabe heran, das Imperium in der Kapitale zu behaupten und in den Provinzen wieder zur Geltung zu bringen. Er ist hierüber mit dem Senat in Verhandlungen getreten. Darüber, was in denselben vorgekommen, weichen die Berichte voneinander ab. In einem Punkt aber stimmen sie zusammen: einer der vornehmsten Senatoren, Decius, ein Pannonier von Herkunft, der die Niederschlagung der Empörung in Pannonien für ein leichtes Unternehmen erklärt hatte, wurde selbst mit dem Werke beauftragt und begab sich an Ort und Stelle. Es ist zu begreifen, wenn er nun bei den Legionen den Gehorsam herstellte, aber zu seinen eigenen Gunsten. Denn, daß der Senat, der in Decius seinen besten Vertreter fand, den Philippus, der sich ihm aufgedrängt hatte, gern gesehen hätte, darf man nicht voraussetzen. Decius nahm die Huldigung der Legionen, die ihn zum Imperator ausriefen, nicht allein an, sondern er führte sie selbst nach Italien, unter dem Vorgeben jedoch, dem Philipp die Abzeichen der Gewalt zurückgeben zu wollen, sobald er nach Rom komme. Philippus nahm ohne Zweifel mit Recht an, daß dies nimmermehr der Fall sein werde, und sammelte ein ansehnliches Heer, mit dem er dem Gegner an den Pforten der Alpen, bei Verona, begegnete. Hier trat er, ein schon bejahrter Mann, selbst in die vorderste Schlachtreihe ein, erlag aber dem Feinde, der die allgemeine Stimmung für sich hatte, — wie der glaubwürdigste Bericht meldet, zugleich mit seinem Sohne, der ihm zur Seite focht. Nun konnte Decius sich des Imperiums bemächtigen.

Kehren wir zu unserer Vergleichung mit Maximin zurück, so erlag der Araber wie der Germane dem wiederhergestellten Einverständnis des Senats mit einem Teile der Truppen. Die fremden Imperatoren wurden noch einmal ausgestoßen.

Mit dem Sturze des Philippus aber waren noch zwei andere Ereignisse verknüpft, durch welche zugleich die innere Ruhe gestört und das Übergewicht an den Grenzen gefährdet wurde. Für den Frieden im Innern kam hauptsächlich das Verhältnis zu den Christen, die unter der Konnivenz des Alexander und Philippus zu festeren kirchlichen Einrichtungen als bisher gelangt waren, in Betracht. Das überwiegende Ansehen der Bischöfe in der Gemeinde hat sich ausgebildet, und es dürfte scheinen, als ob Philippus diese besonders in seinen Schutz genommen hätte. Er bekannte sich nicht zum Christentum, aber er ließ die Christen gewähren. Der Senat dagegen war und blieb ihr Gegner.

Die Autorität des Senats war zugleich die Autorität der altrömischen Religion, die durch das Christentum nicht gerade angegriffen, aber aus den Gemütern verdrängt wurde. Insofern waren Philipp und das Christentum, der Senat und das Heidentum Verbündete. Diese Verflechtung brachte es mit sich, daß der Untergang des Philippus ein Unglück für die Christen war. Decius schlug eine Politik ein, die eben das Gegenteil von dem bezweckte, was sein Vorgänger gewollt hatte; er trat als der abgesagte Feind der christlichen Bischöfe auf. In einer Krypta der Katakomben liest man den Namen des römischen Bischofs Fabian, welcher der Verfolgung erlag. Auch die Bischöfe von Jerusalem und Antiochia wurden getötet. Während die sogenannten Christenverfolgungen früherer Zeit doch nur gleichsam sporadisch gewesen waren, nahm die decianische einen Charakter weitverbreiteter und unversöhnlicher Feindseligkeit an. Und wenn dieselbe sich dann vorzugsweise gegen Afrika wendete, so darf man dies vielleicht daher leiten, daß die Macht Philipps aus dem Kampfe gegen die Gordiane, die von dort ausgegangen waren und sich noch einmal an den Senat angeschlossen hatten, entsprungen war. Eine Vermutung ist wohl entschuldigt, wo die Umstände spärlich und unverständlich überliefert sind. Sei dem wie ihm wolle, die Thatsache ist, daß die Verfolgung sich vornehmlich in Afrika entwickelte. Diese Provinz war von jeher durch entgegengesetzte Einwirkungen von Wahrsagern und Poeten zu Gunsten der alten Götterdienste in Aufregung gesetzt worden. Alle Christen, welche gewisse Worte, die als gottlos bezeichnet werden, auszusprechen sich weigerten, wurden mißhandelt und beraubt; sie sind zuweilen gesteinigt worden. Dann aber erst folgte das Gebot, Opfer zu vollziehen. Dionysius, Bischof von Alexandrien, beschreibt, daß viele von denen, welche sich dazu entschlossen, es nur zitternd thaten, gleich als sollten sie selbst geopfert werden. Viele haben sich gefügt; manche gab es, welche ohne Schwierigkeit an die Altäre gingen, als wären sie niemals Christen gewesen. Aber wie weit blieb doch diese Verfolgung entfernt, ihr Ziel zu erreichen! Wir werden der unruhigen Bewegungen, die hieraus nach beiden Seiten hin, in den Beziehungen der Christen zu den Imperatoren und den Verhältnissen der Christen untereinander, entsprangen, noch öfter zu gedenken haben.

Indem aber die Verfolgung eine allgemeine Aufregung im Reiche hervorrief, zeigte sich doch, daß die Entblößung der Grenzen, die durch die Erhebung gegen Philippus veranlaßt worden war, noch eine andere Wirkung hatte, durch welche der Bestand des römischen Reiches überhaupt gefährdet wurde. Zum erstenmal treten hier die Goten, denen ein so großer Anteil an den Geschicken des römischen Reiches vorbehalten war, in voller Kraft und Stärke hervor.

Ich mache keinen Versuch, das Verhältnis der Goten zu den Geten und Scythen, oder ihre Wanderungen, durch welche sie der Sage nach von Skandinavien bis an den mäotischen See und die untere Donau vorrückten, zu erörtern. Ich bleibe nur dabei stehen, daß sich in dem Reiche des Marbod

auch Goten befanden, die freilich nicht zu den Sueven gehörten, und die dann das meiste beitrugen, daß es zerstört wurde. Wie nach dem Fall Marbods viele andere Völkerschaften, die ihm gehorchten, selbständig erschienen, so traten auch die Goten in voller Unabhängigkeit auf. So stießen sie an den Grenzen der von Trajan in Besitz genommenen transdanubischen Provinzen mit den Römern zusammen. Wir gedachten schon der Eifersucht, die zwischen ihnen und den Carpen über den Empfang römischer Jahrgelder ausgebrochen war.

Die Frage ist, wie sie dazu kamen, die römischen Grenzen zu überschreiten: ob sie, durch ihren Wanderungstrieb fortgerissen, über die Donau gegangen sind, oder ob dies infolge der unter den Römern ausgebrochenen Entzweiungen geschehen ist. Ich muß bei der Erörterung dieser wichtigen Frage um die Erlaubnis bitten, die Forschung selbst noch mehr, als ich es sonst für angemessen halte, in die Erzählung zu verflechten. Das erste ist die Überlieferung eines Schriftstellers von germanischem Ursprung, des Jordanes, der die einheimische Sage mit den Notizen, die er aus römischen Quellen schöpfte, verbunden hat. Er behauptet: bisher seien die Goten den Römern befreundet gewesen und durch Jahrgelder, die eine Art von Tribut waren, in diesem Verhältnis festgehalten worden; Philippus Arabs habe dasselbe gebrochen, und, hierüber entrüstet, seien die Goten über den großen Strom gegangen; Philippus habe den Decius gegen sie geschickt, aber dadurch zu seinem eigenen Sturze Veranlassung gegeben. Es ist jedoch gewiß, daß Decius, noch ehe von den Goten die Rede war, nach Dacien und Mösien geschickt worden ist, um den Parteiungen, die dort unter den Truppen ausgebrochen waren, ein Ende zu machen. Man kann nicht anders, als diese Angabe des Jordanes verwerfen. Dann aber bringt er andere Nachrichten bei, die ein durchaus römisches Gepräge tragen. Er berichtet, daß römische Truppen, die von Decius wider ihren Willen aus dem Dienst entlassen worden waren, sich an die Goten gewendet und sie um Hülfe angerufen haben. Und da nun hiemit eine von einem wohlunterrichteten römischen Autor überlieferte Notiz übereinstimmt, daß der Statthalter von Macedonien, Lucius Priscus, der sich empörte und zum Imperator ausrufen ließ, dies mit Hülfe der Goten gethan habe, so wird man auf die Annahme geführt, daß diese Entzweiungen der Römer untereinander es waren, was die Goten veranlaßt hat, die Donau zu überschreiten, nicht, wie man sagt, entrüstet über Philippus, sondern vielmehr zu Gunsten der Partei, die sich nach seinem Sturze in seinem Sinne gebildet hat. So hatte sich auch ein Aufstand in Asien geregt; Decius erlebte, daß der Anführer getötet und sein Kopf ihm überbracht wurde. Priscus wurde von dem Senat zum Feinde der Republik erklärt; und für Decius war dann nur noch übrig, dem Einfall der Goten, auf die Priscus sich vor allem stützte, mit offenen Waffen zu begegnen. Decius wird als ein durchaus tapferer Kämpe für seine Sache geschildert. Als ihm nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde der Tod seines Sohnes gemeldet wurde, soll er gesagt haben:

der Tod eines Soldaten sei für das Gesamtreich ohne Bedeutung; dann aber habe er sich, so erzählt man, doch mit verdoppelter Heftigkeit — denn auch seinen Sohn habe er rächen wollen — gegen den Feind gewandt; dabei aber sei er, dahersprengend, in einen Sumpf geraten, der ihn selbst samt seinem Roß begraben habe. Das erledigte Imperium sei dann an Gallus, den Oberbefehlshaber des Limes, übergegangen, und der habe, nachdem er in Rom anerkannt worden, einen Frieden mit den Goten geschlossen.

Von den beiden griechischen Autoren, welche diese Verhältnisse berühren, wird das Unglück des Decius von der Verräterei des Gallus hergeleitet, der mit den Goten, mit denen er eine Unterhandlung einzuleiten beauftragt war, vielmehr ein Verständnis gegen den Kaiser geschlossen habe, worauf dann durch ihn selbst an ungünstiger Stelle die Schlacht herbeigeführt worden wäre, in welcher Decius fiel.

Aber diese Erzählungen, die schon bei Jordanes als Verleumdungen bezeichnet werden, anzunehmen, ist schon deshalb unmöglich, weil Gallus in Rom zugleich mit einem Sohne des Decius und seinem eigenen anerkannt worden ist und ein paar Jahre die Regierung würdig und ruhig bekleidet hat. Die Goten waren durch die inneren Parteiungen unter den Römern veranlaßt worden, über die Donau zu gehen; nach deren Beilegung traten auch sie in friedliche Verhältnisse und zogen, nicht ohne daß ihnen ansehnliche Geldsummen bewilligt worden wären, wieder zurück. Aus diesen Vorgängen entsprang nun aber noch unter Gallus eine Feindseligkeit der Römer untereinander.

Der Oberbefehlshaber in Mösien, Ämilianus, ein Maure von Herkunft, der mit Auszahlung der Gelder an die Goten beauftragt war, gewann einen Teil der Legionen dadurch für sich, daß er ihnen die Überweisung der den Goten bewilligten Subsidien an sie selbst versprach, so daß sie ihm freudig folgten und den Sieg erfochten. In kurzem finden wir dennoch die Goten in Thracien, sowie die Perser in Syrien. Ämilianus, der von seinem Heerhaufen zum Imperator ausgerufen worden war, hielt sich Manns genug, um beide Feindseligkeiten zu bestehen, wenn ihn der Senat als Imperator anerkennen wolle. Er machte sich anheischig, nur als Heerführer des Senats zu handeln und diesem die höchste Gewalt in den inneren Angelegenheiten zu lassen.

Ämilianus wird als kampfbegierig, dabei aber vorsichtig, als ein Mann, der sich nicht überstürzt, geschildert.

Sein Gedanke war nicht schlecht, wäre er nur ausführbar gewesen. Aber wie hätte ein Imperator bestehen sollen ohne eine unbedingte Autorität auch in den inneren Geschäften, und wie hätte der Senat jemals den Anspruch der Legionen, einen Imperator zu ernennen, so entschieden anerkennen sollen, daß er dabei das Recht der Legalisierung eines solchen Aktes aufgegeben hätte! Auf ihrem gegenseitigen Verhältnis beruhte die damalige Republik.

Ämilianus sah im Kampfe gegen Gallus seine nächste Aufgabe; er nahm keinen Anstand, nach Italien vorzudringen. Gallus, der nicht alle seine

Truppen beisammen hatte, wurde von den übrigen, welche die Überlegenheit des Feindes empfinden mochten, verlassen und mit seinen Kindern umgebracht. Hierauf entschloß sich auch der Senat, Ämilian, den er früher als öffentlichen Feind verurteilt hatte, als Augustus zu begrüßen. Aber das reichte nicht hin, demselben den vollen Besitz der Gewalt zu verschaffen. Denn noch gab es Legionen, die in einem andern Kriege gegen Germanen, dem alemannischen, der sich schon unter Alexander Severus wieder erneuerte, dadurch Ruhm erworben hatten, daß sie Rhätien verteidigten. An ihrer Spitze stand Valerianus, der von Decius dahin geschickt worden war; die Legionen, welche gegen die Alemannen fochten, waren nicht gemeint, dem Besieger der Goten die höchste Gewalt zu überlassen. Valerian wandte seine Kräfte von den Grenzen ab und gegen das innere Italien selbst. Jetzt standen zwei Heere in Italien einander gegenüber, während die Landschaften, welche sie verließen, den Einfällen der Goten und Alemannen ausgesetzt blieben. Da hat sich denn doch in beiden römischen Heeren das Gefühl geregt, daß es nicht recht sei, noch mit der altrömischen Religion übereinstimme, wenn sie untereinander schlügen und indessen den Fremden die Provinzen zur Plünderung überließen. Ämilianus wurde, als es zum Schlagen kommen sollte, von seinen Truppen verlassen; wahrscheinlich ist er von ihnen selbst erschlagen worden, worauf Valerianus von den beiderseitigen Legionen als Imperator anerkannt wurde. Soviel wurde dadurch erreicht, daß der Senat wieder einen Imperator nach seinem Herzen erhielt.

Cajus Publius Licinius Valerianus gehörte einem der vornehmsten senatorischen Geschlechter an und besaß die volle Verehrung des Amplissimus Ordo, wie sich der Senat jetzt wieder bezeichnete. Einige Zeit früher, als die Rede davon war, in der Hauptstadt eine strenge Ordnung herzustellen und zu diesem Zwecke einen Censor zu ernennen, dem sehr ausgedehnte Rechte zugedacht waren, namentlich z. B. über die Formation des Senats selbst, ist er von dem Senat einstimmig zu dieser Magistratur vorgeschlagen worden: denn er sei der beste von allen, und einem solchen gebühre es, über alle anderen zu richten. Der damalige Imperator, Decius, wäre damit einverstanden gewesen; aber Valerian sträubte sich dagegen, vornehmlich auch deshalb, weil Geschäfte dieser Art von dem Augustus verwaltet werden müßten. Mit dieser Würde sah er sich nun selbst bekleidet. Die Verehrung, die er genoß, bestimmte den Übertritt des Heeres zu seinen Fahnen: darin lag alles, was der Senat wünschen konnte.

Hierdurch wurde wieder eine centrale Macht in Rom gebildet, und Valerian war entschlossen, dieselbe nach allen Seiten hin geltend zu machen. Aber die Verhältnisse waren bereits so bedenklich geworden, daß dazu eine ungewöhnliche Thatkraft und Umsicht erforderlich gewesen wären. In der Kombination der Dinge lag es, daß Valerian feindselig gegen die Christen gesinnt war, so wie der Senat selbst. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf das Verhältnis zu den Persern gerichtet, welche, durch die mit Philippus getroffene Abkunft

keineswegs befriedigt, mächtig im Orient vordrangen. Diese Gefahr aber wurde durch eine große Bewegung der Goten, die durch Ämilianus zwar zurückgeworfen, aber keineswegs besiegt und nur aufs neue aufgereizt worden waren, verdoppelt. Ihre Herrschaft erstreckte sich bereits bis an das Schwarze Meer; sie fanden die Mittel, über dasselbe zu setzen und die asiatischen Gestade des Pontus mit Raubzügen heimzusuchen. Die bosporanischen Könige hatten sich bisher an Rom gehalten; man kann es als einen Beweis davon, daß das Prästigium der römischen Größe und Unüberwindlichkeit schon gebrochen war, ansehen, wenn sie ihre Fahrzeuge den Goten zur Verfügung stellten: die Goten stiegen dann in der Gegend von Sinope ans Land. Ein wichtiges Moment liegt in der Verflechtung der beiden Kriege. Daß Valerian einen der besten Befehlshaber von der Küste, die er verteidigte, abberief, um ihn in Antiochia den Persern entgegenzustellen, verschaffte den eingedrungenen Goten freie Hand. Nicht einmal Trapezunt, schon damals eine Metropole für alle diese Landschaften, leistete den Goten Widerstand: sie erstiegen die Mauern, die sie nicht hätten niederwerfen können. Einem andern, zu Lande daherstürmenden Heerhaufen der Goten gelang es, mit Schifferbarken, die sie aus ihren Verstecken hervorzogen, über die Propontis zu gehen und Chalcedon einzunehmen.

Die Goten eroberten auf diesem Zuge Nikomedien und brachten Bithynien in ihre Gewalt. Valerian hatte den Mut, allen diesen Feindseligkeiten die Spitze zu bieten. Mit ansehnlichen Streitkräften brach er nach dem Orient auf. Man erstaunt, ihn zuerst in Cappadocien zu finden; er hielt es aber für notwendig, gerade diese Provinz zu sichern, da sie sonst der einen oder der andern der feindseligen Mächte in die Hände zu fallen Gefahr lief. Dann begab er sich nach Byzanz, wo er in den Thermen einen großen Kriegsrat hielt, an welchem nicht allein der damalige Konsul und der Praefectus Praetorio teilnahmen, sondern auch der Präses des Orients, ferner die obersten Befehlshaber an dem scythischen Limes, an dem Limes orientalis, dem thracischen, illyrischen und rhätischen Limes, und der Statthalter, der für Ägypten bestimmt war. Welche Pläne etwa für den Krieg dort gefaßt worden sind, erfahren wir nicht. Doch darf man nicht bezweifeln, daß Maßregeln verabredet wurden, welche es möglich machten, den genannten Grenzbezirken eine besondere Verteidigung angedeihen zu lassen und zugleich den Krieg gegen die Perser zu führen. Der Kaiser selbst behielt sich den Kampf gegen diese vor.

Wie hätte aber der weise, zwar in der Idee unbeschränkte, aber durch mannigfaltige Rücksichten gefesselte römische Imperator, der ein trefflicher Censor gewesen wäre, sich mit dem durch große nationale Impulse angetriebenen Perserkönig messen können!

Es war die Epoche Schapurs des Ersten, der seinen Vorgänger an Thatkraft und Erfolgen weit übertraf. In den persischen Geschichtsbüchern erscheint er als der Eroberer von Nisibis und Hatra, freilich nicht ohne den Schmuck

der Sage. Dort läßt diese die Wälle bei dem Gebet seiner Truppen zusammenstürzen: Hatra gerät durch die Verräterei der Königstochter, die den Helden von der Mauer erblickt und für ihn eine Leidenschaft gefaßt hat, in seine Hände. Sicher ist, daß die beiden großen Bollwerke, um welche so oft geschlagen worden war, von den Sassaniden eingenommen wurden. Es war ein ebenso hochbedeutendes, wie zweifelhaftes Unternehmen, wenn nun Valerian mit römischen Truppen heranrückte, um sich Schapur entgegenzusetzen. Nirgends hatte der Welteroberungstrieb der Römer kräftiger zu wiederholten Malen nach dem Siege gerungen, aber nirgends auch schwerere Verluste erlitten, als in diesen Grenzgebieten. Jetzt aber wurden sie von dem schwersten von allen betroffen. Die Arsaciden hatten den Römern das Gleichgewicht gehalten; die Dynastie, durch welche die Arsaciden gestürzt wurden, erfocht den größten aller Erfolge. Der römische Kaiser geriet in ihre Gefangenschaft. Die einfachste Nachricht über diese Begebenheit ist, das römische Heer sei von einem weit überlegenen persischen in die Mitte genommen, und Valerian genötigt worden, sich kriegsgefangen zu ergeben. Andere erzählen, dem Heere des Kaisers habe es an Lebensmitteln gefehlt, so daß er genötigt gewesen sei, den Feind um Vertrag anzugehen, indem er ihm zugleich reiche Geschenke zusandte; Schapur habe darauf nichts gegeben; er habe eine Zusammenkunft mit dem Kaiser selbst gefordert, bei welcher dieser von den Persern umringt und zum Gefangenen gemacht worden sei.

Dem aber fügen nun noch andere die anzüglichste von allen diesen Erinnerungen bei. Valerian sei, wie einst Gordian, von dem Heere selbst bedroht worden, und da er für sein Leben fürchten mußte, hätte er sich selbst überliefert. Sollte nicht der letzteren Version eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegen? Valerian wäre im Konflikt zwischen den beiden Heeren, von denen das feindliche angriff und das eigene ihn bedrohte, zu Grunde gegangen.

Genug, der römische Kaiser fiel persönlich in die Hand des größten Nebenbuhlers seiner Macht.

In den sassanidischen Skulpturen, die sich erhalten haben, wird nichts mehr gefeiert, als diese Gefangennehmung. Auf denselben sieht man Schapur hoch zu Roß; zu seinen Füßen liegen gefallene Römer, vor ihm Valerian um sein Leben bittend. Aus dieser Auffassung mag sich die Überlieferung herschreiben, Schapur habe seinen Fuß auf den Nacken des Valerian gesetzt. Eine Darstellung solcher Art ist den ältesten Gräbern der Achämeniden hinzugefügt. Es ist, als ob die Perser darin eine Rache für die durch Alexander erfahrene Unbill erblickt hätten. Eine auch nicht eben verbürgte Nachricht findet sich: durch die gefangenen Römer sei auf Befehl Schapurs ein Imperator aufgestellt worden und durch diesen Antiochia in Schapurs Hände gefallen; Schapur habe dann als Eroberer über ganz Asien gewaltet.

Wie verhielt sich nun Rom in diesem Moment der größten Verluste und Gefahren? Noch einmal war in Valerian ein Imperator aufgetreten, in welchem die centrale Macht in Rom zur Geltung kam. Eben auf dieser

Autorität beruhte die allgemeine Verehrung, die er genoß. Bei seiner Abreise nach dem Orient hatte er seinem Sohne Publius Licinius Egnatius Gallienus den Occident überlassen, indem er jedoch zugleich Sorge trug, die Provinzialverwaltung in die Hände der bewährtesten Männer zu legen. Man hätte nun meinen sollen, daß Gallienus, das Beispiel seines Vaters nachahmend, das gute Vernehmen mit dem Senat aufrecht erhalten und die imperatorische Macht auf dasselbe gründen werde. Aber Gallienus war von einer ganz anderen Sinnesweise als sein Vater, von der dem Imperator innewohnenden Macht bis auf das Mark durchdrungen, nicht ohne eine gewisse Genialität, aber rücksichtslos und recht absichtlich grausam. Wenn der Vater zu den Imperatoren gehörte, die sich dem Senat anschlossen, wie Gordian, selbst Decius, so erwuchs in dem Sohne einer der heftigsten Gegner des Senats. Er wollte denselben wieder auf seine friedlichen Geschäfte ausschließend zurückführen und verbot geradehin, daß ein Senator an den kriegerischen Unternehmungen persönlich teilnehme. Er verschmähte es, ein System fortzusetzen, welches zu dem noch nie vorgekommenen Ereignis der Gefangennahme des Kaisers durch die Fremden geführt hatte. Gallienus setzte sich in allen Dingen den von seinem Vater getroffenen Einrichtungen entgegen; er zerfiel mit denen, welche Valerian begünstigt und hervorgezogen hatte. Der Wechsel der Regierung kam vor allem den Christen zu gute.

Wenn Valerian, wie es im Sinne der mit dem Senat vereinigten Kaiser lag, den Christen beschwerlich geworden war, so war das unter dem Einfluß orientalischer Machthaber geschehen, welche die Unvereinbarkeit der christlichen Anschauungen mit einem Unternehmen dieser Art betonten. Der an sich wohlwollende Fürst war veranlaßt worden, Edikte zu erlassen, die zu den härtesten gehören, die jemals gegen die Christen gegeben worden sind. Er erneuerte die Feindseligkeiten, mit denen Decius besonders die Bischöfe bedrängt hatte, noch in erweitertem Maßstab. Er verbot die Zusammenkünfte der Christen, zerstörte ihre Kirchen und wollte ihre Begräbnisplätze nicht dulden. Diese Verfolgungen aber hatten die Christen damals mit besonderer Standhaftigkeit ertragen und waren dadurch in sich selbst erstarkt. Sie sahen in dem Unglück des Kaisers nur eben die Strafe, die der Himmel wegen seiner Ungerechtigkeit über ihn verhängt habe. Auf die mit seinem Verhältnis zu dem Senat zusammenhängende, den Christen entgegengesetzte Haltung Valerians folgte in Gallienus, der sich von dem Senat abwendete, eine Begünstigung derselben. Der Sohn widerrief die Edikte des Vaters, gab den Christen ihre Kirchenvorsteher und Begräbnisplätze zurück und hatte nichts dagegen, daß sie ihre Verfassung wieder herstellten. Augenscheinlich ist, wie so ganz dies Verhalten dem zwischen dem Senat und dem Imperium wieder hergestellten guten Einvernehmen entgegenlief. Die kaum begründete Einheit der Centralgewalt wurde dadurch wieder aufgelöst. Von seiten der Anhänger Valerians traten die stärksten Gegenwirkungen hervor, welche die Autorität des Gallienus allenthalben zweifelhaft machten. Das geschah selbst im Occident.

Zum Präses von Gallien hatte Valerian den Marcus Cassianus Latinius Postumus eingesetzt als die geeignetste Persönlichkeit, die er zu dieser Stelle finden könne: der werde die Rechtspflege in den Tribunalen und auf dem Forum aufrecht erhalten; er werde auch für die Truppen in ihren Standquartieren Sorge tragen. Nun aber ernannte Gallienus, als er die Provinz verließ, seinen noch sehr jungen Sohn zum Cäsar. Aber die Gallier, welche zu regieren schon damals eine feste Hand erforderlich war, wollten von einem Knaben nicht regiert sein: sie schlossen sich an Postumus an, der das allgemeine Vertrauen besaß. Postumus selbst trat als Imperator auf.

Gallien, Spanien und, wie es scheint, auch Britannien schlossen sich ihm an. Er war, wie einst Albinus, bereits ein Vorbild der späteren Imperatoren des Occidents. Man rühmt ihn, daß er die germanischen Nationen längs des Rheins im Zaum gehalten habe. Den Kampf gegen die Alemannen hatte Gallienus selbst in die Hand genommen; eine ganze Anzahl von Münzen rühmen die Siege, die er über sie erfochten habe; doch war er auch mit ihnen in Verbindung getreten: er soll die Tochter eines germanischen Königs als seine zweite Gemahlin heimgeholt und jenem dafür ein Stück Landes abgetreten haben.

In Mösien erhob sich ein Widersacher des Gallienus, des Namens Ingenuus, der ohne viele Mühe besiegt wurde. Ein Schreiben des Gallienus ist aufbehalten worden, in welchem er die schonungsloseste Rache an allen seinen Anhängern zu vollziehen, sie mit Weib und Kind zu vernichten befiehlt. Hierdurch erbittert, schloß sich die dortige Bevölkerung an einen anderen römischen Feldherrn, Cajus Publius Regalianus, an, der sein Geschlecht von Decebalus herleitete. Denn in den Bewegungen der Legionen erscheint, wie angedeutet, immer zugleich ein provinziales Element, das nach Unabhängigkeit trachtet. Aber die Autorität des Kaisers zeigte sich nochmals siegreich und übermächtig. Aus Furcht vor dem Strafgericht des Gallienus fügten sich die mösischen Legionen wieder in den gewohnten Gehorsam. Ohne sich um Postumus zu bekümmern, wandte Gallienus seine ganze Aufmerksamkeit auf den Orient.

Man besitzt einen Brief Valerians, in welchem er unumwunden ausspricht, daß er die militärischen Angelegenheiten dem Macrianus, dessen er mit hohem Lobe gedenkt, anvertraut habe. Macrianus wird als der intellektuelle Urheber jener gegen die Christen gerichteten Anordnungen des Kaisers betrachtet. Ihm schreibt man auch die Unfälle zu, welche den Kaiser betroffen hatten. Jetzt ließ er sich zum Imperator ausrufen, unterstützt von dem Praefectus Praetorio Balista. Macrianus nahm dann sogleich eine Richtung nach dem Occident, um sich des allgemeinen Imperiums zu versichern. Aber auch Gallienus gebot über ansehnliche Streitkräfte; sein Heer, von dem bisherigen Befehlshaber der Legionen in Rhätien, Aureolus, geführt, erfocht einen Sieg über Macrian, welcher bereits nach Illyricum vorgedrungen war; doch fehlte viel, daß damit die Autorität des Gallienus wiederhergestellt worden

wäre. Vielmehr folgte Empörung auf Empörung. In Macedonien und Achaja erhob sich ein neuer Gewalthaber als Imperator, Valens, dem sich ein anderer aus dem alten Geschlechte der Pisonen in Thessalien entgegensetzte. Doch Piso wurde gestürzt und getötet, bald darauf auch Valens von seinen eigenen Leuten umgebracht.

Wir befinden uns in der Epoche, welche durch die seltsame, in der That absurde Anwendung eines Vorfalls in Athen als die der dreißig Tyrannen bezeichnet wird. Was hat es damit eigentlich auf sich? Es ist ein innerer Krieg, in den wohl auch die benachbarten Nationen gezogen wurden, der aber hauptsächlich sich zwischen denen vollzieht, die sich an der Spitze ihrer Heerhaufen zu Imperatoren aufwerfen, ohne gerade die Prätension zu haben, die höchste Gewalt im Reiche ausschließend zu erlangen. Ihr Beweggrund war, daß der Führer einer Armee sich durch Annahme des Imperatortitels der Gewalt des Schwertes, die einem allgemein anerkannten Imperator zustand, zu erwehren gedachte, die wohl gegen einen Legaten, aber nicht gegen einen Imperator in Anwendung gebracht werden konnte. Durch die Erhebung zum Imperator verpflichtete sich also ein Heer, seinen Führer gegen die Allgewalt desjenigen, der das Imperium wirklich besaß, zu behaupten, damit er nicht auf dessen einfachen Befehl umgebracht werden könnte. In der That ist es eine intime Verbindung zwischen dem Provinzialheere und seinem Führer, durch welche die Macht jedes andern Imperators ausgeschlossen wird. Der merkwürdigste vielleicht von allen ist ein zweiter Ämilianus, der, um sich vor einem Volksaufruhr zu retten, mit Einwilligung des ägyptischen Heeres, das gleichfalls von Gallienus nichts wissen wollte, sich zum Imperator erklärte. Er wird gerühmt, weil er die Thebais und ganz Ägypten durchzogen und die Barbaren vertrieben habe. Erst als er sich zu einem selbständigen Feldzuge gegen Ostasien rüstete, ist er auf Anstiften des Gallienus ermordet worden.

Einen Anhänger hatte jedoch Gallienus im Orient, der bedeutender war, als alle seine Gegner; es war Odenatus, Fürst von Palmyra. Er wird als ein orientalischer Weidmann geschildert, der auf Bären und Löwen jagte und zu einer Körperstärke gelangte, welche die Sonne dieses Himmels zu ertragen vermochte.

Nach dem Unglück Valerians anfangs sehr geneigt, mit Schapur einen Vertrag abzuschließen, soll er durch dessen Forderung einer unmittelbaren schimpflichen Unterwerfung bewogen worden sein, mit allen seinen Streitkräften die Sache der Römer zu unterstützen. Er bot dazu die Bevölkerung der Wüste auf und setzte sich mit den Überresten der Römermacht in dem Orient in Verbindung. Noch waren die von den Römern befestigten Städte in den Grenzgebieten widerstandsfähig. Zunächst auf diese gestützt, machte Odenat Einfälle in das von den Persern eingenommene Gebiet, die einen glücklichen Succeß hatten. Er drang bis nach Ktesiphon vor, so daß die römische Autorität im Orient durch ihn aufrecht erhalten wurde. Seine

Sache schien so sehr eine römische, daß Gallienus kein Bedenken trug, auf Grund der in seinem Namen erfochtenen Siege einen Triumph über die Perser zu halten. Odenat hatte sich bereits zum König erklärt, zugleich mit seiner Gemahlin Zenobia. Gallienus erlaubte ihm — man kann es nicht bezweifeln —, den Titel eines Imperators, in welchem die Machthaber damals ihre Sicherheit sahen, zu führen; er hat den Odenat sogar zum Mitgenossen des Reiches angenommen. Und wie nun gegen die Perser, so verfocht Odenat auch gegen die Römer, die von Gallienus abgefallen waren, dessen Sache. Ein Sohn Macrians, Quietus, ist, nachdem Aureolus über Macrian gesiegt hatte, dem Odenat erlegen. Der vermeintlich wahre Imperator Odenat hielt sich berechtigt, dem Usurpator das Leben zu nehmen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber behauptet, Odenat habe den Orient in gute Ordnung gebracht und würde die ganze Welt reformiert haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Dem Gallienus selbst bot es für die Unterwerfung des Occidents eine günstige Aussicht dar, daß sein großer Nebenbuhler Postumus im Aufstand seiner Truppen, denen er die Plünderung von Mainz nicht hatte gestatten wollen, getötet wurde. Es ließ sich denken, daß er, von Odenat im Orient und von Aureolus im Occident unterstützt, Herr und Meister im Reiche bleiben würde. Aber dem machte doch das allgemeine Getümmel der auf das Imperium gerichteten Ehrbegierde der Gewalthaber der Zeit ein unerwartetes Ende. Auch dem Odenatus erstand in einem seiner nächsten Verwandten ein Nebenbuhler, der sich selbst Imperator nannte. Von diesem ist Odenat in Emesa ermordet worden.

Nach dem Verlust des ergebenen Verbündeten dachte Gallienus den Krieg gegen die Perser selbst wieder aufzunehmen und ließ zu diesem Zweck einen namhaften Führer, Heraclianus, an der Spitze eines Heeres nach dem Orient vorrücken. Der aber fand an den bisher verbündet gewesenen Palmyrenern entschlossene Feinde und wurde aus dem Felde geschlagen: ein Ereignis, durch welches der Orient für den römischen Kaiser so gut wie verloren ging.

Zu derselben Zeit nahm der Krieg gegen die Goten eine unglückliche Wendung. Gallienus selbst erfocht einen Vorteil in Illyrien über einige Scharen derselben; der Krieg wurde dann von Martian, der den Oberbefehl bekam, mit zweifelhaftem Erfolge aufgenommen, worauf alle Goten ihre Waffen gegen die Römer richteten; auch die Alemannen wurden wieder unruhig, und nach dem Tode des Postumus erhoben sich andere unabhängige Gewalthaber in Gallien. Diese Widerwärtigkeiten, gegen die Gallienus an sich ohne Zweifel hätte Stand halten können, hatten aber noch eine andere Wirkung. Gallienus, der der Unterstützung des Senates entbehrte, besaß die persönlichen Eigenschaften nicht, durch welche er fähig geworden wäre, die mächtigen Führer, denen er seine Truppen anvertraute, in Pflicht zu halten. Zuerst haben sich, so viel man sieht, Aureolus, der das Beste für ihn gethan hatte und jetzt in Rhätien gegen die Alemannen kämpfte, und Heraclian, der aus dem Orient zurückkam, gegen ihn verbunden. Gallienus,

kriegsmutig wie er war, wandte sich gegen Aureolus, der selbst den Purpur genommen hatte und schon im Vordringen nach Italien begriffen war; er nötigte denselben durch eine Feldschlacht, sich nach Mailand zu werfen. Auch noch einige andere Heerführer gab es, die, an dem Aufstand des Aureolus nicht beteiligt, doch die Vernichtung desselben durch Gallienus nicht wünschten. Die unbedingte Gewalt, die ein Imperator auszuüben vermochte, regte ihre Besorgnisse für sich selber auf, wenn es Gallienus gelingen sollte, seine Gegner niederzuschlagen und Aureolus zu vernichten. Es waren besonders Aurelian, der einst von Valerian als der tapferste von allen bezeichnet worden war, und Claudius, der ebenfalls sein Emporkommen dem Valerian verdankte und sich in den letzten Kriegen gegen die Goten Verdienste erworben hatte. In ihnen repräsentierten sich eigentlich die Anhänger Valerians, die von Gallienus hintangesetzt wurden. Es gelang ihnen, Heraclian und Martian für sich zu gewinnen. Man kann nicht bezweifeln, daß sie in eine Beratung miteinander traten, in welcher beschlossen wurde, sich des Gallienus zu entledigen und einen von ihnen an dessen Stelle zu setzen, wozu sie Claudius bestimmten; denn durch Gallienus würde die Republik unter den Ergötzlichkeiten der Spiele, mit denen er das Volk vergnüge, zu Grunde gerichtet werden. Es erhellt nicht, ob sie mit dem Senat im voraus einverstanden waren; aber nach der Lage der Umstände konnten sie auf denselben zählen. Die imperatorische Gewalt in der Hand eines rücksichtslosen und grausamen Machthabers war allen unerträglich. Nochmals liest man hier das schon öfter dagewesene Geschichtchen, durch ein unter der Hand verbreitetes Verzeichnis der von ihm zum Tode Bestimmten seien eben diese angeregt worden, sich gegen ihn zu erheben. Wahrscheinlich ist das so wörtlich niemals vorgekommen; man will damit nur erklären, daß sich die von dem Inhaber der höchsten Gewalt trennten, die am meisten von ihm abzuhängen schienen. Das waren aber jetzt nicht die Diener des Palastes, sondern die Führer der Armee.

Noch hatte Gallienus von dem getroffenen Einverständnis keine Ahnung, als man ihm eine Annäherung der Truppen des Aureolus von der Stadt her meldete; er machte sich auf, um ihnen persönlich entgegenzugehen. Da aber ereilte ihn sein Geschick. Er stieß auf die Reiterei Aurelians, die ihm die gewohnten Ehrenbezeigungen verweigerte. In dem Tumult, der hierüber entsprang, ist Gallienus umgekommen. Man erzählt, er habe durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entrinnen gehofft; allein, von einem tiefen Graben aufgehalten, sei er erreicht und getötet worden.

Noch manche andere Erzählungen von seinem Tode waren verbreitet: wir können sie übergehen. Das Charakteristische des Ereignisses liegt darin, daß Aureolus nicht mit in dem Verständnis war; er mußte bei denen Frieden suchen, durch welche Gallienus umgebracht worden war; diese aber versagten ihm denselben. Denn nur aus ihrer Mitte konnte der neue Imperator hervorgehen. Der Senat, der Gallienus immer als seinen Feind betrachtet hatte, nahm den Neuernannten mit Freuden an; die einseitig imperialistischen

Tendenzen, welche Gallienus auch dem Senat gegenüber verfochten hatte, schienen damit beseitigt zu sein.

In welcher Lage aber befand sich das Reich in diesem Augenblick! Sie wird in den Worten ausgedrückt, mit denen der Senat den neuen Kaiser begrüßte. „Dich," so lauten sie, „haben wir uns zum Fürsten gewünscht, Dich oder einen, der Dir gleich ist: Claudius Augustus, rette uns vor Aureolus und den Palmyrenern; befreie uns von Zenobia und Victoria." In dem Lager des Aureolus wiederholte sich, was einst in dem Lager des Ämilian geschehen war: seine Truppen gingen zu dem in Rom anerkannten Imperator über, er selbst wurde getötet. Nicht sowohl in Aureolus lag die Gefahr, als in den anderen großen Feinden, den Persern, den Goten, den Alemannen. Aus den Münzen, die einige Siege über die Alemannen feiern, nimmt man wahr, daß der Krieg unaufhörlich fortdauerte. Claudius wandte sich zuerst gegen einen Einbruch der Goten. Wir haben ein Schreiben von ihm an den Senat, in welchem es heißt: „Erfahret die Wahrheit: 300 000 Barbaren haben einen Einbruch auf den römischen Grund und Boden gemacht. Wenn ich diese besiege, so werdet ihr mein Verdienst anerkennen; wenn ich sie nicht besiege, so werdet ihr euch erinnern, daß ich diesen Kampf nach vielen anderen Kämpfen, die noch Gallienus bestanden hat, und nach diesem selbst auf mich nehme. Die Republik ist ermüdet. Wir haben kaum Waffen mehr zum Schutz und zum Angriff. Die Streitkräfte von Spanien und Gallien hat Tetricus in seinen Händen, Zenobia beherrscht mit ihren Bogenschützen den Orient."

Vierzehntes Kapitel.

Restauration und Reform unter Aurelian, Probus, Diocletian.

Man kann es nicht leugnen: unter dem Zusammenwirken innerer Verwirrungen und äußerer Mißerfolge war das römische Reich in eine wirkliche Gefahr geraten: das westliche Europa in den Händen eines Usurpators; der Orient größtenteils verloren; an den germanisch-sarmatischen Grenzen überall die sogenannten Barbaren im Übergewicht; Italien von den Alemannen unmittelbar bedroht, und dabei in Rom keine festbegründete centrale Gewalt. Der Begriff des Imperiums, der in den dreißig Tyrannen zu Tage kam, war, wenn wir so sagen dürfen, durch die Niederlage Galliens zum Siege gelangt.

Wenn nicht die Existenz des Reiches, so war doch die Weltstellung der Römer in hohem Grade zweifelhaft geworden. Darin aber lag, wenn wir uns zu einer allgemeinen Anschauung erheben, ein Moment für die Geschicke

der Welt überhaupt. Für die occidentalischen Länder wäre es verderblich geworden, wenn sie sich von Rom, welches das Centrum ihres Lebens war, losgerissen hätten. Hätten die lebenskräftigen Stämme, die am Rhein und an der Donau sich regten, keinen nachhaltigen Widerstand mehr gefunden, so würden sie vielleicht für das germanische Leben neuen Boden gewonnen, aber die Kulturwelt, ohne von ihr ergriffen zu sein, zersprengt haben. Der Orient würde der Herrschaft eines anderen politischen und religiösen Prinzips verfallen sein; die Achämenidenherrschaft hätte den Osten der Welt eingenommen, der cimbrisch-teutonische Schrecken würde im Westen erneuert worden sein. Noch war das Christentum nicht zu einer hinreichenden Konsistenz gelangt, um sich nach der einen oder der anderen Seite hin Geltung oder Einfluß zu verschaffen; unaufhörlich zunehmend, aber allenthalben bekämpft, vermehrte es vielmehr die allgemeine, in sich selbst gärende Verwirrung. Die christlichen Begräbnisstätten waren ein Kampfplatz der miteinander streitenden politischen Richtungen: in einem Cömeterium ist ein römischer Bischof erschlagen worden.

In dieser Krisis, welche die Resultate der Vergangenheit und die Aussichten für die Zukunft umfaßte, kam nun alles darauf an, ob wieder eine haltbare oberste Gewalt zu stande kommen würde, stark genug, um den inneren Frieden, welcher die Bedingung der Fortentwickelung war, aufrechtzuerhalten, die eingedrungenen feindseligen Elemente noch einmal auszustoßen und die alten Grenzen zu behaupten. Schon Claudius nahm einen Anlauf dazu, der einen glücklichen Erfolg hatte. Er war im Begriff, seine Waffen gegen die Nebenbuhler zu richten, die sein Imperium nicht anerkennen wollten, als die Nachricht von dem oben erwähnten Einbruche der Goten eintraf. Sie waren diesmal von dem Schwarzen Meere her durch den Bosporus nach den Küsten von Kleinasien und Europa vorgedrungen; ein Unfall, den sie bei der Seefahrt erlitten, hinderte sie nicht, ihre Fahrten nach Rhodus und selbst nach Kreta auszudehnen. Die mächtigste Schar aber, bei der auch Weiber und Kinder sich befanden, landete an den alten Stätten des Kampfes zwischen den Griechen und Macedoniern, bei Heraklea und Thessalonike, und wandte sich dann, da sie diese Orte nicht zu erobern vermochte, nach Macedonien und Mösien; sie schien es auf eine Germanisierung der Balkanländer abgesehen zu haben. Als nun diese Nachrichten in Rom erschollen, hat Claudius erklärt: ihm persönlich als Kaiser läge es näher, sich Galliens zu versichern, aber der Einbruch der Goten bedrohe und gefährde das Reich selber: denen müsse er entgegengehen. Dahin also dirigierte er die gesamte römische Macht. Claudius hatte, wie die angeführten Worte zeigen, einen vollkommenen Begriff von der Wichtigkeit und zugleich von der Gefahr seines Unternehmens. Eben solche Gefühle aber sind es, die nicht selten den großen Successen vorausgehen.

In Begleitung Aurelians traf Claudius bei Naissus (Nisch) mit den Goten zusammen. Man berichtet, auf dem Blachfelde seien die Goten, die sich in ihrer Weise wahrscheinlich mit einer Wagenburg gesichert hatten, den Römern überlegen gewesen: diesen aber sei es gelungen — denn sie waren

mit den Eingeborenen einverstanden —, den Feinden an einer Stelle, wo diese sie nicht erwarteten, beizukommen und sie so zu schlagen. Claudius machte eine Menge Gefangene, die dann als römische Sklaven das Land bebaut haben. Mancher römische Soldat schleppte zwei oder drei gotische Frauen als gute Beute davon. Claudius rühmt sich der Erfolge, die er auch zur See gehabt: er habe Tausende gotischer Schiffe vernichtet. Er erwarb sich das Verdienst um das römische Reich, eine gewaltsame Einwanderung der Germanen nochmals zurückzuweisen. Nur dies eine wissen wir von ihm, aber es genügt, um ihm ein großes Andenken zu sichern. Claudius bezahlte seine Handlung mit seinem Leben: infolge der Kriege selbst brach eine Pestilenz aus, der auch er — es war zu Sirmium — zu Anfang des Jahres 270 erlegen ist.

Mit diesem Todesfall trat nun die innere zugleich mit der äußeren Frage wieder hervor. Wäre es auf den Senat allein angekommen, so würde an die Stelle des Claudius, den man schmerzlich vermißte, der Bruder desselben, Quintillus, getreten sein. Er wurde wirklich als Augustus ausgerufen. Aber indes hatten die Legionen bereits eine andere Wahl getroffen. Mitten im Kampfe mit den in immer neuen Scharen herandringenden germanischen Völkerschaften richteten sie ihr Augenmerk auf einen Mann, der von allen Heerführern den meisten Ruf besaß und zugleich an den letzten Ereignissen entscheidenden Anteil genommen hatte. Es war Aurelian. Unter den Truppen führte er den Beinamen: „die Hand am Schwert“. Soldatische Gesänge waren im Umlauf, die, obwohl scherzhaft, doch Bewunderung seiner Tapferkeit und Kraft atmeten. Er war von männlicher Schönheit und hoher Gestalt, der von Jugend auf nichts anderes gekannt hatte, als Waffenübungen, denen er sich selbst an festlichen Tagen hingab. Damit aber verband er den strengsten Sinn für Mannszucht und Gehorsam im Lager: die Zuchtlosigkeiten, welche begangen wurden, strafte er so nachdrücklich, daß sie dann nicht weiter vorkamen. Man hat ein Schreiben von ihm an einen Tribun, in welchem er demselben die schonungsloseste Ahndung auch anscheinend geringer Vergehungen der Soldaten, namentlich gegen Eingriffe in das Eigentum der Bevölkerung, anrät; denn nur dabei werde er selbst bestehen können. Bereichern müsse man sich von der Beute über den Feind, nicht mit den Thränen der Provinzialen. Dem Kaiser Valerian, der ihn ungemein hoch hielt, schien er doch darin zu weit zu gehen; denn eine solche Strenge sei nicht mehr an der Zeit. Allein in der Natur des Kriegshandwerks liegt es, daß der Soldat sich der Strenge, die er erfährt, unterwirft, wenn sie von Entschlossenheit und persönlichem Mut begleitet ist. Unter Claudius hatte Aurelian zu den Vorteilen, die man erfocht, das meiste beigetragen: nach dem Tode des Kaisers, der ihn selbst als den würdigsten, um ihm nachzufolgen, bezeichnet hatte, wurde er von den Legionen zum Imperator ausgerufen. Zunächst standen nun zwei Imperatoren einander entgegen: der eine aus der Wahl des Senats, der andere aus den Acclamationen des Heeres hervorgegangen. Zu einem Kampfe zwischen beiden kam es aber nicht. Im Gefühl, sich nicht behaupten und doch auch nicht als

Privatmann leben zu können, nachdem er das Imperium besessen, öffnet sich Quintillus die Adern.

Aurelian hat das Imperium, das ihm nunmehr unbestritten zufiel, nur fünf Jahre verwaltet. Aber seit Caracalla hat es keinen Imperator von größerer Thatkraft gegeben; und an Umsicht, die er mit Energie verband, war ihm vielleicht kein anderer seit Trajan zu vergleichen. Er verband mit großen Gedanken den Entschluß und die Geschicklichkeit, sie ins Werk zu setzen. Ein Denkmal von ihm ist der Überrest der Mauern, mit denen er Rom umgab und die seinen Namen tragen. Den Anlaß zu der Ummauerung gaben ohne Zweifel die äußeren Gefahren. Noch gefährlicher, als einst die Cimbern, wurden die Alemannen, welche, unaufgehalten durch die Brustwehr der Alpen, nach Italien vordrangen. Wir vernehmen, daß der römische Senat damals die sibyllinischen Bücher nachgeschlagen und, um den Schutz der Götter zu gewinnen, großartige Opfer veranstaltet habe, worauf dann auch die Feinde auf wunderbare Weise in Verwirrung geraten seien. Man erzählt dann von drei großen Schlachten, in welchen Aurelian den Sieg über sie davon trug. Diesen Besorgnissen mußte der Imperator, wenn er nicht selbst unaufhörlich aus seinen Bahnen herausgetrieben werden wollte, auf immer ein Ende machen. Noch war er nicht so ganz Meister, daß sein Wille das Gesetz für den Senat gewesen wäre. Nicht ohne Gewaltsamkeit unterdrückte Aurelian die ihm widerstrebenden Senatoren. Einige der vornehmsten, gegen die doch nur zweifelhafte Zeugnisse vorlagen, wurden hingerichtet; die übrigen, die an ihm festhielten, vereinigten sich mit ihm zu dem Beschlusse, die Stadt mit Mauern zu umgeben, was dann sofort ins Werk gesetzt wurde. Die aurelianischen Mauern fügten das Marsfeld, den Mons Pincius, das Thal der Egeria bis an die Antoninischen Thermen und den äußersten Mons Cälius dem bisherigen Umfang der Stadt hinzu. Dabei war sowohl auf den Wert dieser Stadtteile, als auf die Möglichkeit einer Befestigung gegen ernste Gefahr Rücksicht genommen. Die Mauern lehnten sich meist an Abhänge an, so daß sie nach außenhin beträchtlich höher erschienen. An der Außenseite der Mauer in ziemlich gleichen Entfernungen springen viereckige Türme hervor; mit besonderen Türmen waren die Thore versehen, in welche die Landstraßen einmündeten; von innen her war alles Nötige zu einer ungehinderten Verbindung und Kommunikation vorgesehen. Ohne Zweifel ein fortifikatorisches Werk von größtem Belang, welches die doppelte Bestimmung hatte, die Hauptstadt der Welt gegen äußere Angriffe und gegen innere Bewegungen sicher zu stellen. Auf diese Weise wurde Aurelian zugleich der Beschützer und der Meister von Rom. In der Stadt bebte alles vor seinem ungebändigten Willen; die Feinde, die Germanen, wurden zurückgedrängt durch den Schrecken der Waffen oder auch durch erneuerte Bündnisse gefesselt. Nicht viel minder bedeutende Rücksicht forderten die von der Donau her das Reich bedrohenden Gefahren. Aurelian nötigte die Juthungen, die wahrscheinlich die Überreste der Markomannen in sich schlossen, über die Donau zurückzugehen. Ein griechischer

Historiker hat Reden, die hiebei vor dem Tribunal Aurelians von beiden Seiten gewechselt worden seien, ausgearbeitet, denen die Ansicht zu Grunde liegt, daß die Juthungen die Subsidien, welche sie bisher bezogen, nicht aufgeben, die Römer aber ihnen dieselben nicht aufs neue zugestehen wollten. Um der Notwendigkeit zu entgehen, diese Grenzen entweder durch Geldzahlungen oder durch Verwendung ansehnlicher Streitkräfte zu sichern, griff Aurelian zu dem unerwarteten Ausweg, die Eroberungen Trajans jenseit der Donau dem halbnomadischen Völkerleben der Nachbarstämme, trotz der Siege, die man über sie erfochten hatte, zurückzugeben. Diese Landschaften waren schon gutenteils romanisiert, wie man aus der heutigen Landessprache ersieht, die sich von jenen Zeiten her erhalten hat. Die römischen Truppen wurden aus der Provinz abgeführt und der Name Dacien auf die Landstriche übertragen, in denen sie nun ihren Aufenthalt nahmen. Es war ein Verlust für das römische Reich; aber anders ließ sich den Angriffen der germanischen Völker in diesen Regionen nicht Einhalt thun. Wie Aurelian Rom befestigte, um es gegen die Bedrohungen der Alemannen sicher zu stellen, so beschloß er auch, dem Limes eine solche Gestalt zu geben, in welcher sich derselbe ohne stets erneuerte Feindseligkeiten behaupten ließ.

Infolge dieser Vorkehrungen, die ihm den Occident sicherten, konnte nun Aurelian seine Blicke nach dem Orient richten. Er konnte selbst die geübtesten seiner Truppen aus Mösien, Dalmatien, aus Noricum und Rhätien nach Asien führen, um die stolze Frau zu bekämpfen, die in diesem Augenblick von den persischen Grenzen bis nach Ägypten dominierte, die Fürstin von Palmyra, Zenobia. In dieser Frau begegnet uns noch einmal eine große Gestalt aus den hellenistisch-orientalischen Königreichen, welche Rom unterworfen hatte. Zenobia leitete ihr Geschlecht von den Ptolemäern in Ägypten, wie es scheint von der letzten Cleopatra, her: zu dem römischen Reiche verhielt sie sich ungefähr wie die baktrianischen Könige zu den seleucidischen. In ihr repräsentiert sich kein den Römern feindseliges Prinzip, wie in den Persern: Aurelian hat die Fürstin selbst gerühmt, daß sie gefährliche Nachbarn, wie die Araber, durch die Achtung, die sie ihnen einflößte, von den Grenzen des Reiches abgehalten habe. Nach dem Tode Odenats vermied sie alle imperialistischen Beziehungen, die dieser gepflegt hatte; sie sah ihre Ehre darin, sich als unabhängige Königin von Palmyra zu behaupten.

Sie war eine ägyptische Schönheit von dunkler Gesichtsfarbe, leuchtenden Augen, Zähnen wie Perlen, imposanter Gestalt. Von dem Temperament, das die Frauen liebenswürdig macht, war keine Spur in ihr. Sie war für die Regierung und für die Waffen geboren: sie trug den Helm, wenn sie bei den Truppen war, und hat wohl einmal ein paar Millien weit den Marsch derselben geteilt. Der Kultur der damaligen Welt stand sie nicht fern, wie man ja weiß, daß sie den Autor, der über das Erhabene geschrieben hat, Longinus, gewiß einen der besten Köpfe unter den damaligen Philosophen und Rhetoren, in ihre Nähe zog und sich seiner in den Geschäften bediente. Ihre Söhne

ließ sie lateinisch lernen: sie selbst vermied es, diese Sprache zu reden, aber sie verstand griechisch; am liebsten bediente sie sich der damaligen Landessprache Ägyptens. In der Geschichte der griechischen und der asiatischen Reiche war sie wohlbewandert: sie soll sogar historische Auszüge angefertigt haben. Die römische Geschichte kannte sie aus griechischen Autoren. Ägypten ihrer Dynastie zu unterwerfen, war ihr größter Ehrgeiz: sie hatte Verständnisse dort, und ihrem obersten Feldhauptmann, Zabdas, gelang es einmal, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Man hat eine Reihe alexandrinischer Münzen übrig, die sich auf diese Zeiten und Verhältnisse beziehen und aus denen man, so rätselhaft sie übrigens auch sind, doch soviel entnehmen kann, daß an eine Kombination der Herrschaft der Palmyrener mit der römischen gedacht worden ist. Der Sohn der Zenobia, Vaballathus, in dessen Namen sie regierte, erscheint auf denselben mit römischen Titeln; selbst als Konsular und Imperator wird er bezeichnet. Aber unmöglich konnten die Römer eine fremde Regierung in Ägypten dulden. Und sehr begreiflich ist es, wenn das römische Volk eben vor allem von Zenobia, welche sich in dem Lande festsetzte, von dem seine Lebensbedürfnisse vornehmlich kamen, befreit zu werden verlangte. Auch hat Claudius sofort sein Augenmerk dahin gerichtet. Wir erfahren, daß einer seiner Heerführer, der beauftragt war, das Meer von Seeräubern zu reinigen, die palmyrenische Besatzung vertrieb; in Ägypten war die Anhänglichkeit an Rom doch stärker, als die palmyrenische Partei. Die Erzählungen, die uns darüber aufbehalten sind, stimmen darin überein, daß die Ägypter die Herrschaft der Römer wiederherstellten. Die eingedrungenen römischen Mannschaften hatten jedoch große Verluste erlitten, und die Autorität der Römer wäre nicht unerschüttert geblieben, wenn Zenobia sich behauptete. Auch darum mußte Aurelian gegen sie zu Felde ziehen. Noch aber war Zenobia in Syrien und Vorderasien sehr angesehen und mächtig.

In Antiochien kam ihr die Autorität des beredten und reichen Bischofs, Paul von Samosata, zu statten. In den Irrungen, die über einige Grundbegriffe des christlichen Dogmas entstanden, hatte dieser Bischof durch Errichtung einer Sekte, die man als die monarchianische bezeichnete und deren vornehmster Begründer er war, eine umfassende geistlich-weltliche Stellung genommen. In dieser stand er der palmyrenischen Königin zur Seite. In Kleinasien, selbst in Bithynien hatte Zenobia, die dort den Einfällen der Goten begegnete, Parteigänger in Menge. Zuerst in diesen Außenwerken ihrer Macht griff Aurelian sie an. In Bithynien fielen die großen Städte ihm bei. In Antiochien wendete er sich an die dem Bischof widerstrebende Partei; obwohl auch er von allen Hinneigungen zum Christentum entfernt war, hat er es doch für ratsam gefunden, die italienischen Bischöfe aufzurufen, um das religiöse Ansehen zu zerstören, das Paul von Samosata gewonnen hatte. Sehr merkwürdig doch, daß ein Imperator von römischem Schrot und Korn mit Hülfe der lateinischen Kirche in die Irrungen der griechisch-christlichen Kirche eingegriffen hat. Eine römische und zugleich christlich-orthodoxe Partei bildete

sich, vor der Paul aus Antiochia weichen mußte. Dann kam es vor der Stadt zu einem Kampfe, bei welchem die Monarchianer und der Bischof unterlagen.

Nachdem Antiochia von Aurelian eingenommen war, verkündigte derselbe allen denen eine Amnestie, welche sich an Zenobia gehalten und jetzt den Ort geräumt hatten, so daß sie zurückkamen. Er konnte sich nun an Zenobia selbst wenden. Bei Emesa ist es dann zu einer entscheidenden Schlacht gekommen: die Palmyrener, deren Stärke in ihrer Reiterei und einem wohlbewaffneten Fußvolk bestand, wurden auf siebzigtausend Mann geschätzt. Die römische Reiterei blieb der asiatischen gegenüber anfangs im Nachteil. Wie in Italien die eingedrungenen Germanen durch Wunderzeichen in Verwirrung gebracht worden sein sollen, so erzählen die Römer, daß auch die Palmyrener durch sichtbare Einwirkung des Sonnengottes geschlagen worden seien. Der nüchterne Zosimus weiß nur davon, daß die aus Palästina herangezogenen Truppen mit Keulen bewaffnet waren in der ältesten Weise des Landes, vor deren Schlägen die Palmyrener durch ihre Schutzwaffen nicht gesichert werden konnten: sie erlagen der unerwarteten Angriffsweise, wodurch dann hauptsächlich der Sieg für die Römer entschieden wurde. Doch mag Aurelian an die göttliche Hülfe geglaubt haben. Seine Mutter war eine Priesterin des Sonnengottes gewesen und hatte ihm wohl damals seine künftige Größe geweissagt. Als er in Emesa einrückte, wo er mit Freuden empfangen wurde, brachte er dem Gott Elagabal seinen feierlichen Dank dar. Überhaupt zeigte er sich davon durchdrungen, daß das römische Reich unter dem unmittelbaren Schutze der Götter stehe. Zenobia wich nach ihrer Stadt in der Wüste zurück, die sie auf alle Weise befestigte, so daß Aurelian, der unverzüglich heranzog, wohl einen Augenblick davor zurückschrak, sie mit Sturm nehmen zu sollen. Er bot der Königin, wenn sie sich ergebe, Sicherheit für ihr Leben an. Aber gegen das Wort Ergebung bäumte sich ihr Selbstgefühl. Sei sie denn so ganz verlassen? Noch habe sie Freunde in den benachbarten Stämmen: diese würden ihr zu Hülfe kommen und Aurelian vor ihren Mauern zu Grunde richten. Zenobia bedachte nicht, daß die Ergebenheit ihrer Nachbarn eben von ihrer Furchtbarkeit, so lange sie noch unbesiegt war, herrührte; sie schlossen sich ebenso leicht den Römern an. Aurelian wußte sie zu befriedigen oder zu gewinnen und schnitt dann der Stadt alle Zufuhr ab. Der Mangel an Lebensmitteln war bald so groß, daß die streitbaren Männer, Zenobia in ihrer Mitte, sobald es möglich war, sich zu den Persern zu retten unternahmen. Allein wäre Zenobia wahrscheinlich nie entflohen; jetzt aber, auf den Rat ihrer Getreuen, suchte auch sie zu entkommen. Indem sie jedoch über den Euphrat gehen wollte, wurde sie eingeholt. Aurelian fragte sie, als sie vor ihn gebracht wurde, wie sie dazu gekommen sei, die römischen Kaiser zu verhöhnen. Der Königin von Palmyra wird ein Wort in den Mund gelegt, das ein eigentümliches Streiflicht in die Verhältnisse wirft. Sie soll gesagt haben, ihre Absicht sei gewesen, sich mit der Machthaberin in Gallien, Victoria, zu

vereinigen und so eine gemeinschaftliche Herrschaft zu errichten. Man wird dabei an das Vorhaben Odenats erinnert, im Osten und im Westen der Welt eine neue Ordnung der Dinge zu gründen. Die unbesiegte Gegnerin Galliens würde der Witwe Odenats, welche sich selbständiger aufstellte, als diese, die Hand gereicht haben. Phantasien seltsamer Art oder Schreckbilder, die aus der Lage der Dinge entsprangen. Zenobia selbst behielt Aurelian seinem Triumphe vor. Aber ein Schlachtopfer mußten der Kaiser und seine Soldaten haben. Die Ratgeber Zenobias, unter ihnen Longin, fielen ihrer Rache. Palmyra war sofort in die Hände der Sieger übergegangen. Es wurde aufs grausamste mißhandelt; doch trug Aurelian Sorge, den dabei eingenommenen und zerstörten Sonnentempel wiederherstellen zu lassen.

Unwillkürlich richten sich unsere Augen auf Victoria, welche zu unterwerfen nun Aurelian nach Gallien vorrückte.

Ihre Autorität hatte sie, so viel wir sehen, ihrem Sohne Victorinus zu verdanken, der, mit Postumus verbunden, zu einer großen Stellung in Gallien gelangt war. Man schreibt ihm Eigenschaften zu, welche nur die besten Imperatoren besessen haben; aber er war ausschweifend und erlag der Eifersucht eines Kriegsmannes, den er in seiner Frau beleidigt hatte. Der Nimbus der Gewalt ging von dem Sohne auf die Mutter über, die sich durch ihre Fürsorge den Namen einer Mutter des Heerlagers verschaffte. Sie rief zuerst ihren Enkel herbei, und da dieser, noch ein Knabe, ebenfalls erschlagen wurde, so trat sie mit einem tapferen Kriegsmann, einem Senator Tetricus, in Verbindung, der sich von ihr überreden ließ, den Purpur anzunehmen; es giebt Münzen, auf denen er als Imperator und Augustus gefeiert wird. Aber zwischen Victoria, welche noch die Autorität besaß, und einem Heere, das von ihr abhing, geriet Tetricus in eine für ihn selbst unerträgliche Lage.

Gegen den Besieger des Orients, Aurelian, der jetzt gegen ihn heranrückte, konnte sich Tetricus nicht behaupten. Nach den ersten Nachteilen forderte er Aurelian auf, ihn aus seiner elenden Lage zu befreien, und überlieferte sich demselben. Von Victoria hören wir dann nichts mehr.

Darin lag die Unterwerfung von Gallien, Britannien und Spanien. Aurelian hatte vollbracht, was der römische Senat bei der Erhebung des Claudius diesem zugerufen hatte. Die Einheit des Reiches war wiederhergestellt: ein Ereignis, das wohl eines Triumphes wert war, in welchem Tetricus und Zenobia zugleich aufgeführt wurden.

Der mit Hirschen bespannten kaiserlichen Quadriga folgte Zenobia: sie war mit Edelsteinen belastet, über deren Schwere sie sich beklagte; sie hat dann noch eine Zeit lang in der Nähe von Tibur gelebt. Daß auch Tetricus, Senator und Konsular wie er war, im Triumph aufgeführt wurde, beleidigte das Selbstgefühl des römischen Adels; Tetricus fühlte sich nicht beleidigt. So wie Aurelian keinen Anstoß nahm, ihm eine der wichtigsten Verwaltungsstellen anzuvertrauen — er machte ihn zum Korrektor der italienischen Provinzen —, so trug auch Tetricus kein Bedenken, dieselbe anzunehmen.

Indem nun aber Aurelian sich aufmachte, um den großen Krieg gegen Persien zu unternehmen, ein Gedanke, der schon für so viele römische Imperatoren verderblich geworden war, wurde er mitten auf seinem Wege in Mansio bei Byzanz in der Mitte seiner Truppen im Januar 275 umgebracht. So viel ich sehe, ist das deshalb geschehen, weil er den Gewaltthätigkeiten angesehener Führer gegen die Provinzialen mit größerer Energie begegnete, als man es gegen angesehene Militärs zu sehen gewohnt war. Ein Geheimschreiber, der an dem Raub, den man machte, selbst Anteil nahm, und dadurch in Verdacht geriet, soll dabei der Vermittler gewesen sein und die ganze Angelegenheit geleitet haben.

Der große Mann, der den Osten und Westen besiegt und den Einbrüchen der germanischen Nationen Schranken gezogen hatte, wurde deshalb ermordet, weil er die Provinzialen gegen die Räubereien der militärischen Befehlshaber durch deren Bestrafung sicher zu stellen den Anlauf nahm. Da nun Aurelian in seiner ganzen Haltung dem Senat seinen Willen auferlegt und ihn in der Sache des Tetricus ohne alle Rücksicht behandelt hatte — das Volk bezeichnete ihn als den Zuchtmeister des Senats —, so ist verständlich, daß die an der Ermordung Beteiligten sich an den Senat wandten und ihn baten, einen anderen Imperator zu wählen.

Auf den Vortrag des Konsuls von neuen Unruhen, die an den Grenzen ausgebrochen waren, wollte der Konsular Marcus Claudius Tacitus, dem es zustand, zuerst seine Meinung zu sagen, das Wort ergreifen, als die Versammlung durch einhelligen Zuruf ihn selbst als Augustus proklamierte. Tacitus machte die Einwendung, daß er kein Kriegsmann sei. Der Senat antwortete: nicht zum Soldaten werde er berufen, sondern zum Imperator; es schien den Senatoren möglich, das eine von dem anderen zu scheiden. Sie fühlten sich glücklich, daß sie ganz auf eigene Hand einen Imperator hatten ernennen können. Unter welchem Gesichtspunkt sie das ansahen, erkennt man aus den Anschreiben, in welchen sie das Ereignis den Provinzen und den großen Gemeinwesen ankündigten. Sie behaupten, daß in der Herstellung der Würde des Senats eine Bestätigung der allgemeinen Freiheit liege. Abwesende Senatoren werden eingeladen, zu den Sitzungen zurückzukommen, da der Senat jetzt nicht allein das Recht habe, den Imperator zu ernennen, sondern auch einige Befugnisse, die sonst der Imperator besessen, wiedererworben habe.

Niemand verbarg sich jedoch, wie viele Schwierigkeiten die Behauptung des Imperiums durch einen Mann der Civilgewalt haben müsse. Tacitus war am meisten von seiner Unzulänglichkeit überzeugt. Als er bei der Armee ankam, fand er so viele faktiöse Widerrede, daß er an Geist und Mut verfiel und in kurzem, wahrscheinlich doch eines natürlichen Todes, starb.

Nur ein sechsmonatliches Regiment war ihm beschieden gewesen. Die Welt ist ihm dennoch Dank schuldig geworden: er ordnete an, daß die Werke des Historikers Tacitus, von dem er abzustammen behauptete, in zahlreichen

Exemplaren vervielfältigt würden, — eine Anordnung, der wir wahrscheinlich die Erhaltung des größten Teiles derselben verdanken.

Bei seinem Tode schien es anfangs, als ob der alte Streit der Legionen wieder ausbrechen werde. Der Bruder des Verstorbenen, Florianus, dem dieser den Kampf gegen die Goten an der Palus Mäotis übertragen hatte, wurde von dem Heere, das unter ihm diente, zum Imperator ausgerufen und von den europäischen Legionen angenommen. Der ganze Westen, Gallien, Britannien, Spanien und das westliche Afrika, sah in Florianus seinen Imperator. Aber die orientalischen Legionen setzten sich ihm entgegen. Bei der ersten Nachricht von dem Tode des Tacitus und schon im Vorgefühl davon, daß in Italien eine andere Wahl getroffen werden könnte, riefen sie den namhaftesten der damaligen Feldobersten, Marcus Aurelius Probus, dem der Kaiser Tacitus die Statthalterschaft über den Orient anvertraut hatte, zum Imperator aus. Dieser Streit mußte vor allem ausgefochten werden.

Florianus verließ den Kriegsschauplatz, auf dem er stand, und wandte sich gegen Probus. Es war bei Tarsus, wo die beiden Heere zusammentrafen. Aber die Truppen des Florianus konnten die Hitze des asiatischen Himmels nicht aushalten: eine ansteckende Krankheit lähmte ihre Thatkraft, und obwohl noch einige Scharmützel von zweifelhaftem Ausgang vorfielen, so war doch das Übergewicht der Orientalen, die von den Krankheiten unberührt blieben, ein entschiedenes. Zwischen beiden Heeren kam es zu Berührungen, welche für Florian verderblich wurden. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß sein Imperium doch nicht vom Senat anerkannt war. Der Gedanke der Erblichkeit, der dabei zu Grunde lag, wurde von beiden Seiten verworfen und Florian endlich in der Mitte seines Lagers von seinen eigenen Leuten ermordet.

So gelangte Probus in den faktischen Alleinbesitz der höchsten Gewalt. In derselben aber vom Senat anerkannt zu werden, hatte für ihn eine besondere Wichtigkeit, da der Occident eigentlich seinem Nebenbuhler gehuldigt hatte. Um das zu erreichen, mußte er ihn in der Machtstellung, die er nach dem Tode Aurelians erlangt hatte, anerkennen. In seinem Schreiben an den Senat bezeichnet er die Hoheit desselben als Majestät. Der Senat, sagt er, sei der Herr der Welt und werde es immer bleiben; er habe ganz recht gehabt, einen Imperator zu ernennen; es sei der Fehler Florians gewesen, daß er nach dem Tode des Tacitus den Ausspruch des Senats nicht erwartet habe: im Gegensatz gegen diesen Usurpator sei er, Probus, zum Imperator ausgerufen worden: der Senat möge jetzt über seine Würdigkeit entscheiden. Mehr konnte der Senat in der That nicht erwarten. Als der Brief von dem Konsul verlesen worden war, brach die Versammlung in eine einstimmige Acclamation aus: Probus Augustus, mögen die Götter Dich beschützen!

Durch dies Einverständnis aber trat nun in dem Verhältnis der höchsten Gewalten zu einander eine neue Wendung ein. Probus war es Ernst damit, in dem unaufhörlichen inneren Streite der Elemente des Gemeinwesens den

Senat als den festen Mittelpunkt, von dem alles abhänge, anzuerkennen. Er bestätigte demselben nicht allein die zuletzt von ihm in Anspruch genommenen Prärogativen, sondern er erweiterte sie noch. Der Senat sollte als oberste Appellationsinstanz anerkannt sein; er sollte auf die Verwaltung der Provinzen einen selbständigen Einfluß ausüben; hauptsächlich: die kaiserlichen Edikte sollten immer durch Senatskonsulte bestätigt werden müssen. Wenn jemals an eine konstitutionelle Auseinandersetzung zwischen Imperium und Senat gedacht worden ist, so ist es in diesem Moment geschehen. Der Senat blieb im Besitz der civilen Autorität, die selbst über die Edikte des Kaisers erhaben war; dem Kaiser lag es ob, an der Spitze der Legionen den Krieg zu führen.

Indem Probus dies unternahm, faßte er die Absicht, zugleich den fortwährenden Reibungen mit den Nachbarn, vor allem an den germanischen Grenzen, definitiv ein Ende zu machen. Aurelian hatte die römischen Eroberungen jenseit der Donau aufgegeben, um eine sichere Grundlage des Friedens zu schaffen. Damit läßt sich das vergleichen, was Probus nun an dem Limes zwischen Donau und Rhein ins Werk setzte, obwohl es einen ganz anderen Charakter trug.

Er nahm nicht allein das innerhalb des Limes gelegene Gebiet wieder ein, sondern dehnte die Herrschaft noch weiter aus; auch jenseit desselben errichtete er befestigte Kastelle, in die er Besatzungen legte. Grund und Boden ließ er in den Händen der dort angesiedelten Einwohner, aber unter der Bedingung, den Römern die Erträge ihres Ackerbaues und ihrer Viehzucht zu liefern; er empfing von ihnen Pferde für seine Reiterei und Ochsen, um den Acker auch in Gallien zu pflügen. Er überließ also die Feldmarken unter bestimmten Bedingungen den Germanen. Zugleich nahm er von ihnen Ergänzungstruppen in sein Heer auf, bis zu 16000 Mann, wobei er aber Fürsorge trug, daß die Siege, die er erfocht, nicht etwa der germanischen Hülfeleistung zugeschrieben wurden. Neun germanische Kleinkönige unterwarfen sich den Römern und erkannten den Senat an; aber sie verpflichteten sich, gegen auswärtige Feinde sich nicht eigenmächtig zu verteidigen, sondern immer die Hülfe der Römer zu erwarten. Es ist wie eine Art Lehnsystem in den ersten Grundzügen, durch welches die römische Herrschaft behauptet, aber doch die innere Bewegung der Germanen selbst nicht erstickt ward. In anderen Regionen ergriff Probus neue und weitaussehende Maßregeln, um das Übergewicht der Germanen an den Grenzen einzuschränken oder sogar zum Vorteil der Römer zu wenden. Am Niederrhein, eben da, wo sich früher die Chamaven und Angrivarier furchtbar gemacht hatten, und höher hinauf, wo früher die Sigambern saßen, erschienen jetzt die Franken mit ihren Wurfbeilen in räuberischen Streifzügen, wichen aber vor der ruhigen Abwehr des Probus zurück. Probus wies ihnen nicht etwa Sitze in Gallien an, was neue Unruhen veranlaßt haben würde; er pacifizierte sie dadurch, daß er Franken nach Britannien überführte und ihnen daselbst Landschaften

einräumte, wofür sie sich den Kaisern bei etwa entstehenden Empörungen treu erwiesen haben. So führte er eine Kolonie von Bastarnern nach Thracien. Ansiedelungen barbarischer Völker auf einem Boden, dessen Eigentum die Römer sich vorbehielten, und Verwendung derselben im Kriege gegen die einheimischen Nationalitäten geben seinen Unternehmungen ein Gepräge, dessen Bedeutung mehr in der folgenden Zeit zur Erscheinung kommen sollte, als in der damaligen.

In anderen Regionen schlug er, um die Macht des Reiches herzustellen, andere Wege ein.

Von Äthiopien her waren die Blemmyer in die Grenzen des römischen Reiches, die hier doch eigentlich keine anderen waren, als die des alten Pharaonenreiches, eingebrochen, begünstigt durch die mannigfachen Unruhen im Lande, und hatten sogar Städte desselben in Besitz genommen. Probus verjagte sie aus dem Gebiete, welches sie durchschwärmten, wie in Gallien die germanischen Scharen, und stellte die alten Grenzen wieder sicher. So bemeisterte er die Isaurer, durchzog deren Städte und umgab sie mit Kolonien von Veteranen, von denen er nur fürchtete, sie möchten sich von dem dort eingewohnten Räuberwesen selbst anstecken lassen. In Antiochia empfing er eine Botschaft der Perser, welche ihm Geschenke darbrachte, die ihn jedoch keineswegs befriedigten; denn der Wert derselben entspreche mit nichten dem Gebiete, das eigentlich den Römern gehöre. Damals hat er diese Darbringungen zurückgewiesen, später aber doch eine Abkunft mit den Persern getroffen, durch welche die Feindseligkeiten vermieden wurden. Denn darauf war sein Sinn gerichtet, an allen Grenzen dem Reiche den Frieden zurückzugeben. Er war mehr ein Pacifikator als ein Völkerbezwinger. Einzelne Empörungen mächtiger Heerführer sind auch unter ihm vorgekommen, im Orient wie im Occident; er hat sie ohne große Mühe niedergeworfen und die allgemeine Ruhe erhalten.

Wenn er das Reich überblickte, das ihm im Verein mit dem Senat gehorchte, so ist in ihm ein Gedanke von weitester Aussicht entsprungen. Er ließ vernehmen, es werde dahin kommen, daß die Republik keiner Truppen mehr bedürfe. Er meinte damit, daß die bürgerliche Autorität in dem gesamten Umkreis des römischen Gebietes anerkannt werden und überall Gehorsam finden werde. Er wollte die Legionen auf ihren Beruf zurückführen, eben nur Dienst zu leisten und nichts weiter.

Wie so ganz aber lief das Ideen zuwider, auf die das Imperium begründet war! Es war seit Cäsar die Herrschaft der Legionen, auf denen das Gemeinwesen beruhte. Diese war seit Septimius Severus eine unbeschränkte geworden. Die Bestätigung des von den Legionen aufgeworfenen Imperators war ein Anspruch des Senats, den er aber doch niemals in voller Autonomie zur Geltung zu bringen in den Stand kam. Die Idee des Probus war nun, den Senat im wahren Sinne des Wortes zur Centralmacht zu erheben und den Legionen die Autorität zu entreißen, welche sie

bisher zum größten Nachteil der Gesamtheit ausgeübt hatten. Die Pacifikation der Grenzen war ein Teil dieses Entwurfes: nicht allein die auswärtigen Feinde sollten dadurch abgewehrt, sondern die Legionen selbst auf den einfachen Beruf einer Kriegsmannschaft in einem wohlgeordneten Staate verwiesen werden.

Probus war ein Mann von Geist, Energie und Gesinnung; er nimmt in der Reihe der Imperatoren eine hervorragende Stellung ein — nicht jedoch in dem Sinne Aurelians, sondern eher in dem entgegengesetzten. Aurelian wollte den Krieg führen und zugleich seine Truppen zügeln; von dem Senat nahm er nur wenig Notiz. Wenn er nun dennoch in der Mitte seiner Truppen ermordet worden war, so verfuhr Probus auf eine ganz andere Weise: er suchte den Schwerpunkt der Politik wieder in den Senat zu verlegen, um den Truppen gegenüber einen Rückhalt zu haben. Aber die Stütze, auf die er sich lehnte, war sehr gebrechlich. Der Senat war viel zu schwach, als daß er noch einmal zu einer alles beherrschenden Autorität hätte emporsteigen können; er war beinahe vergessen in den Provinzen, wo man nichts als die imperatorische Gewalt kannte. Probus war ja nur an der Spitze der Legionen emporgekommen, der Macht, die er jetzt aufzulösen den Gedanken faßte. Er zog dadurch den Schlag, den er für alle seine Nachfolger unmöglich zu machen gedachte, auf sein eigenes Haupt.

Wenn seine Sinnesweise ihn veranlaßte, die Truppen, sobald kein militärischer Dienst zu leisten war, mit Agrikultur, neuen Pflanzungen, Landesverbesserungen zu beschäftigen, so entspricht dem die Erzählung, daß der Heerhaufen, der bei Sirmium stand, unzufrieden darüber, bei umfassenden Erdarbeiten verwendet zu werden, sich plötzlich empört und den Imperator, der von einem Turme her ihre Thätigkeit beaufsichtigte, umgebracht habe.

Die Wahrheit dieser Thatsache steht doch keineswegs außer Zweifel. Nach einer anderen, wie es scheint, glaubwürdigeren Erzählung riefen die Truppen in Noricum den Praefectus Praetorio Carus, der an ihrer Spitze stand, eigenmächtig und gegen dessen Willen zum Imperator aus und schlugen den Weg nach Italien ein, um sich der höchsten Autorität auch in Rom zu bemächtigen. Probus stellte dem empörten Heerführer einen anderen entgegen, aber auch dessen Truppen gingen zu Carus über. Darauf setzte sich Probus selbst in Bewegung; doch seine Truppen fielen von ihm ab, und er kam in dem Tumult um. Ich mache keinen Versuch, die beiden Erzählungen zu vereinigen: der Grundgedanke ist in beiden derselbe. Die Legionen wollten nicht durch öffentliche Arbeiten beschäftigt werden; sie wußten, daß die öffentliche Autorität auf ihrem Gehorsam beruhe: das Recht, den Imperator zu Zeiten abzusetzen und einen anderen zu ernennen, ließen sie sich nicht nehmen.

Die Dunkelheit, die über der Katastrophe des Probus schwebt, wird dadurch, ich weiß nicht ob verstärkt oder einigermaßen gehoben, daß der Friede mit Persien sich als unhaltbar erwies und die Feindseligkeiten an den Grenzen wieder ausbrachen. Die Überlieferung ist, daß Probus selbst diesen

Krieg habe unternehmen wollen, auf dem Wege dahin aber von seinen Soldaten, deren Mißvergnügen eben hiebei zum Ausbruch kam, ermordet worden sei. Nach dem einen oder dem anderen Bericht muß es als ein Akt der mißvergnügten Truppen betrachtet werden, wenn sie einen neuen Imperator erhoben, der dann sogleich seine Söhne, Carinus und Numerianus, zu Cäsaren ernannte.

Marcus Aurelius Carus unternahm nun, mit den Kräften des Occidents den Krieg im Orient zu führen. Er war von vornehmer Herkunft, aber von einfacher soldatischer Lebensweise. Man erzählt von ihm, daß er, wie einst Agesilaus, auf dem Grase sitzend und hartes Brot essend eine Gesandtschaft der Perser empfing. Durch das Vordringen seiner Truppen hat er in der That dem Übergewicht der Perser in Vorderasien ein Ende gemacht; der Enkel Schapurs, Vararam II., hielt sein eigenes Reich nur mit Mühe in Gehorsam. Carus warf die Perser aus Mesopotamien zurück und überschritt den Tigris; er eroberte Ktesiphon. Es gelang ihm, die durch die letzten Niederlagen herabgekommene Autorität von Rom in den streitigen Provinzen wiederherzustellen und auszudehnen.

Sein Unternehmen war für das römische Reich das wichtigste und dringendste, das an die Kriegszüge unter Marc Aurel anknüpfte. Aber die damaligen Eroberungen waren in dem Streit zwischen Septimius und Niger verloren gegangen; Caracalla war in dem Moment umgekommen, als er im Begriff war, sie wieder herbeizubringen; das Schicksal des Alexander Severus entschied sich dadurch, daß er es versuchen wollte, die Kräfte des Westens mit den östlichen zu verbinden. Erst Valerian war imstande, ein großes Heer nach dem Orient zu führen. Aber indessen war das Prinzip des Orients in den Sassaniden erst wieder zur Erscheinung gekommen; wie weit nun die Neuperser den Römern überlegen waren, bewies die Gefangennahme Valerians, deren Folgen seitdem die Weltverhältnisse bestimmten. Dies Unglück wieder gut zu machen, versuchte jetzt Carus; die occidentalischen Scharen waren ihm willig nach Mesopotamien gefolgt. Er schien dazu bestimmt zu sein, das Übergewicht der Römer über die Neuperser, die eben damals von manchen inneren Zwistigkeiten heimgesucht wurden, herzustellen. Da aber ist er, an einer Krankheit darniederliegend, unter einem Ungewitter, das man nicht furchtbar genug schildern kann, bei dem Zucken der Blitze umgekommen: man sagte, er sei vom Blitze erschlagen worden. Man hat dies damals dahin gedeutet, daß das Schicksal dem römischen Reiche eine unübersteigliche Grenze gesetzt habe: Carus habe den Versuch, dieselbe zu überschreiten, mit dem Tode büßen müssen. Für den Augenblick war nun weder der Angriff gegen die Perser fortzusetzen, noch auch eine Erwiderung desselben von seiten der Perser zu fürchten. Alles trat vor der Frage zurück, wie sich das Reich nach dem Verluste des Imperators in sich selbst gestalten werde.

Nochmals gelangte hiebei der vielleicht größte innere Widerspruch, den die Verfassung des Reiches in sich schloß, zur Erscheinung. Dieser bestand

darin, daß der Imperator, welcher der Eckstein der inneren Ordnung war und blieb, dennoch zugleich den äußeren Krieg bestehen mußte; es war die Bedingung seiner Existenz in den späteren Zeiten, in denen man sich verteidigen mußte, noch mehr als in den früheren, wo es nur auf Eroberungen ankam.

Der jüngere Sohn des Carus, Numerianus, welcher mit nach dem Orient gegangen war, übernahm in seiner Eigenschaft als Cäsar den Oberbefehl über die Truppen. Er hielt den Krieg für so gut wie beendigt und führte das Heer in langsamen Märschen an den Bosporus zurück.

Aber indessen hatten sich auf die Nachricht von dem Tode des Imperators innere Unruhen geregt; Carinus, der ältere Sohn des Carus, dem sein Vater den Schutz von Italien anvertraut hatte, war stark genug gewesen, den Aufstand, der sich in dem venetischen Gebiet erhoben hatte, zu überwältigen, und ging nun durch Mösien vorrückend seinem Bruder und dem aus dem Orient zurückkehrenden Heere entgegen. Aber Numerian war, von einem Augenübel ergriffen, überhaupt nicht imstande, ein Heer zu führen; und indem man nach ihm fragte, war er bereits nicht mehr. Man hatte zuletzt nur seine Leiche in einer Sänfte einhergetragen. Die Meinung verbreitete sich, er sei von seinem Schwiegervater, dem Präfectus Prätorio Arrius Aper, der in diesem Konflikte selbst nach dem Imperium strebte, ermordet worden. Das Heer, das doch die letzten großen Erfolge in Persien errungen hatte, war nicht gesonnen, sich das gefallen zu lassen. Die Befehlshaber der ersten und zweiten Klasse traten untereinander zusammen und beschlossen, einen neuen Imperator zu wählen. Sie ersahen sich dazu nicht gerade den tapfersten oder kriegsberühmtesten — denn darauf kam es jetzt nicht an —, sondern den klügsten, einsichtsvollsten. Es war Diocletian, damals der Führer der kaiserlichen Haustruppen. Durch allgemeine Acclamation zu dem Tribunal berufen, das durch den Tod des jungen Cäsars erledigt war, ließ er den Schwiegervater desselben unverweilt hinrichten, oder vielmehr, er tötete ihn selbst mit dem Schwerte, das er in der Hand trug: denn dieser sei der Urheber alles Übels.

Einen Unterschied gegen die Erhebung der früheren Imperatoren darf man wohl darin sehen, daß Diocletian nicht als Verderber seines Vorgängers den Thron bestig, sondern als Rächer. Einen andern wird man darin zu erkennen haben, daß er nicht unter einer tumultuarischen Aufregung, sondern infolge eines förmlichen Beschlusses der Kriegsobersten an die Spitze des Heeres trat. Dieses Heer aber war dasselbe, welches einst im Gegensatz gegen Probus den Carus erhoben, also schon hierdurch sich von dem Senat und dessen Aspirationen auf eine allgemeine Herrschaft losgerissen hatte. Noch stellte sich ihm der Widerspruch des Carinus in den Weg. Zwischen den beiden Heeren ist es dann noch zu mehr als Einem Kampf gekommen, in welchem Carinus, bisweilen im Vorteil, endlich unterlag. Was dazu das meiste beitrug, war der Widerwille, den sich Carinus unter seinen eigenen Truppen zugezogen hatte. Sie waren durch die Vorteile, die er davon-

getragen hatte, selbst erschreckt; sie fürchteten seine Alleinherrschaft. Carinus ist durch einen Kriegstribun, den er persönlich beleidigt hatte, umgebracht worden.

So trat Cajus Aurelius Valerius Diocletianus an die Spitze der Legionen und des Reiches. Er war ein geborener Illyrier, aber von geringstem Stande; man wußte den Senator zu nennen, dessen Freigelassener er war; im Kriegsdienst hat er sich dann emporgearbeitet. Er hatte immer als der Freund seiner Freunde gegolten, was auch zu seiner Erhebung beigetragen haben mag. Schon das Altertum hat seine Vorliebe für prächtiges Auftreten davon hergeleitet, daß er eben von niedrigster Herkunft war; um so höher habe er äußere Auszeichnungen geschätzt; indem er sich Herr nannte, habe er sich dann als Vater bezeigt. Er lebte immer in großen Gedanken und Entwürfen; man bewundert die Beharrlichkeit, mit der er an denselben selbst dann festhielt, wenn sich in seiner Seele etwas dagegen regte. Bei ihrer Ausführung aber zeigte er sich so vorsichtig, daß man ihn wohl für furchtsam hielt. Eine unter den gegebenen Verhältnissen ruhig emporstrebende Natur, die den Hindernissen Rechnung trug, die sich dem Ehrgeiz entgegenstellten, diese aber mit Umsicht und Entschlossenheit überwand. Man begreift es, daß er weit davon entfernt war, die Anhänger der gestürzten Familie, besonders des Carinus, zu verfolgen; im Prinzip waren sie eigentlich alle miteinander verbunden. Die Idee, welche sie beseelte, konnte keine andere sein, als von den Kombinationen des Probus, gegen den sie sich empört hatten, zu abstrahieren. In Diocletian repräsentierte sich die ausschließende Autorität der Militärmacht, selbst mehr als in einem anderen der früheren Imperatoren. Die Gedanken des Septimius Severus und des Caracalla gelangten nun erst zu voller Verwirklichung. Dabei trat aber auch die andere Notwendigkeit hervor, welche Probus vor Augen gehabt hatte, der Autonomie der Legionen Einhalt zu thun und das Imperium auf eine Weise zu befestigen, daß es nicht jeden Augenblick durch einen Mordanfall bis in seine Grundfesten erschüttert werden konnte. Noch waren damals alle Grenzen in einer kriegerischen Bewegung, welche notwendig gedämpft werden mußte, und erfahrungsmäßig ließ sich nichts anderes erwarten, als daß der Heerführer, der dies vollbringen würde, dann auch sich an die Spitze des Imperiums zu stellen den Versuch machen werde. Um dies zu verhindern, faßte Diocletian den Gedanken, den Grenzkrieg, wo er ihn nicht selbst führen konnte, in die Hände einer Persönlichkeit zu legen, von der er keine Empörung zu fürchten hatte. Eine solche war sein Jugendfreund und Kampfgenosse Maximian, dem Diocletian an Kriegsruhm vielleicht nicht gewachsen war, zu dem er aber in dem Verhältnis geistiger Überlegenheit stand, welches, schon von der Natur gegeben, durch eine lebendigere Teilnahme an der Kultur begründet wird. Vor allem mußte Gallien, das durch einen allgemeinen Aufruhr der Eingeborenen, den man unter dem Namen der Empörung der Bagauden kennt, von Grund aus aufgewühlt war, pacifiziert werden. Diocletian beschloß, dies

Unternehmen dem alten Freunde anzuvertrauen, indem er ihm zugleich an der höchsten Gewalt eine unmittelbare Teilnahme zugestand. Er hat ihn, ohne darüber bei dem Senat anzufragen, zuerst zum Cäsar, dann zum Augustus erhoben. Seiner angeborenen Vorsicht hätte es jedoch nicht entsprochen, wenn er dem Reichsgenossen eine Autorität zugestanden hätte, die sich über sein Leben oder nur über die damaligen Verhältnisse hinaus hätte erstrecken können. Die Abkunft wurde getroffen, daß Maximian sofort seine Würde niederlegen solle, wenn Diocletian dasselbe thue; im Tempel des kapitolinischen Jupiter hat Maximian das beschworen: denn an den römischen Göttern hielten sie streng fest.

In die bisher fluktuierende höchste Gewalt kam dadurch eine gewisse Festigkeit. Die Autorität erhob sich, obwohl sie in zwei verschiedenen Oberhäuptern zur Erscheinung kam, doch zu einer einzigen; wir besitzen überaus zahlreiche Edikte, die im Namen der beiden Augusti erlassen worden sind.

Maximian, von dem wir versichert werden, er habe die Gemeinschaft, in die er mit Diocletian trat, nicht als eine Wohlthat, die er annahm, sondern als einen Dienst, den er diesem erwies, betrachtet, schritt mit aller Kraft an das ihm aufgetragene Werk.

Der Aufruhr der Bauern und Hirten in Gallien war von einer Erhebung germanischer Stämme am Rhein begleitet: ein Zusammentreffen, durch welches die römische Herrschaft im Occident bedroht war. Besonders ist Trier in Gefahr geraten; Maximian aber habe — sagt sein Panegyriker Mamertin — die Toga praetexta mit dem Panzer vertauscht, sein Tribunal und seine Sella curulis verlassen und sei zu Pferd gestiegen. Von den Germanen habe er die einen eben in dem Augenblicke, als sie von Hunger und ansteckenden Krankheiten heimgesucht gewesen, überwältigt, die anderen in offener Feldschlacht bezwungen; triumphierend sei er zurückgekommen und namentlich in Trier wie ein Gott empfangen worden. Die Beruhigung Galliens war bereits im Anfang des Jahres 287 als vollendet anzusehen.

Indessen war Diocletian im Orient thätig; vom Mai 286 bis zum August des Jahres hat er sich in Tiberias aufgehalten. Es ist, wenn nicht gewiß, doch sehr wahrscheinlich, daß es ihm damals gelang, einem jungen Arsaciden, Tiridates, seine Herstellung in Armenien zu verschaffen. Der durch mancherlei innere Unruhen beschäftigte Vararam II. sandte ihm bei seiner Annäherung an die Grenze Geschenke zu, mit denen er im Occident vielen Eindruck machte. Denn dahin mußte er sich unmittelbar begeben, um seinem Reichsgenossen im Kampfe mit den Alemannen beizustehen. Trotz der pacifikatorischen Einrichtungen des Probus war die römische Grenzmark, welche sonst der Pfahlgraben deckte, in Aufruhr geraten. Diocletian warf die Empörung nieder und erweiterte selbst den Limes. Er richtete Siegeszeichen in germanischen Landen auf; vom Oberrhein bis zum Donauübergang bei Günzburg wurde das ganze Gebiet den Römern wieder unterworfen, die römische Herrschaft längs der Marken und über dieselben hinaus wiederhergestellt.

Aus den Datierungen der Edikte ergiebt sich die auffallende Thatsache, daß sich Diocletian oft und anhaltend in Sirmium aufgehalten hat, welches damals fast seine vornehmste Residenz bildete. Illyrien war militärisch der Mittelpunkt seiner Thätigkeit; von da aus begab er sich zuweilen nach Thracien und Byzanz; besonders aber kam er seinem Reichsgenossen in der Pacifikation der germanischen Grenzen zu Hülfe.

In Bezug auf die geschichtliche Kunde sind wir auf einige Reliquien aus dieser Zeit angewiesen, die keineswegs rein historischer Natur sind, nicht einmal eigentlich biographischen, sondern panegyristischen Inhalts, aus denen wir aber — denn sie sind vollkommen gleichzeitig — nicht allein manche Thatsachen kennen lernen, die uns sonst unbekannt geblieben sein würden, sondern auch die Ansichten, die darüber in der Zeit sich bildeten.

Gleich in der ersten dieser Lobreden, die Mamertinus im Jahre 289 an den Imperator Maximian richtete, wird die Verbindung Diocletians mit Maximian, die, wie an dem Euphrat, so auch an der Donau, dem Rhein, dem Ocean Krieg führten, als ein göttliches Geschick gepriesen, durch welches die Instauration des Reiches herbeigeführt worden sei. Die Beinamen, welche die beiden Herrscher angenommen hatten, werden in diesem Sinne ausgelegt: Diocletian ist der Jupiter der Sage im Kampfe gegen die erdgeborenen Giganten; Maximian kommt demselben in diesem Kampfe zu Hülfe. Durch die Vereinigung des neuen Jupiter mit dem neuen Herkules werden die erdgeborenen feindlichen Mächte niedergeworfen. Ihnen gebührt dafür eine Verehrung, wie man sie den Göttern zollt, jedoch in Verbindung mit der Ehrfurcht vor dem heiligen Namen der Stadt. Das einzelne bleibt vielfach zweifelhaft; die allgemeine Anschauung ist, daß Maximian im Westen so viel geleistet, wie Diocletian im Osten. Die Überschwenglichkeiten des Panegyristen, der dabei an Scipio oder Alexander den Großen denkt, beweisen wenigstens so viel, daß durch die Gemeinschaft große Erfolge errungen worden sind. Man weiß von einer Zusammenkunft der beiden Helden, von denen der eine dem Orient, der andere dem Occident angehörte, und von ihrem brüderlichen Einvernehmen zu erzählen; der eine habe die Darbringungen, zu welchen sich die Perser herbeigelassen hatten, der andere die Spolien Germaniens vorgewiesen. In ihrer Vereinigung erscheint die höchste Gewalt, die als eine königliche bezeichnet wird; die beiden Augusti werden mit den beiden lacedämonischen Königen aus herakliddischem Stamm verglichen, jedoch mit der treffenden Einschränkung, daß einem jeden die volle Freiheit seiner Aktion vorbehalten geblieben sei. Denn eben dahin zielte das Wesen der Verfassung: auf die unbeschränkte Kriegsübung eines jeden und das Zusammenhalten beider. Der Panegyriker rühmt nicht allein ihre Einigkeit und die Freude, die ein jeder über die Siege des anderen empfinde, so daß sie alle Gebiete vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne beherrschen, sondern auch ihre Frömmigkeit. Überall restaurieren sie die Tempel, und die Völker erkennen, wie mächtig die Götter sein müssen, die von Männern wie diese verehrt

werden. Der eingeborenen Göttlichkeit der Imperatoren, ihrem Namen, wird es zugeschrieben, daß ausgebrochene epidemische Krankheiten aufhörten, verödete Landstriche die alte Fruchtbarkeit wieder erhalten haben, namentlich auch, daß die benachbarten Nationen, von denen man sonst Einfälle befürchten müsse, sich untereinander bekämpften. Die inneren Zwistigkeiten der Grenzvölker erscheinen als eine Bedingung des wiederhergestellten Übergewichts der Römer, die jedoch von anderen Seiten her lokale Gegenwirkungen erfuhren. Die nördliche See wurde unsicher; in Afrika empörten sich die Mauren und die Pentapoliten von Cyrenaika; in dem ägyptischen Alexandrien erdreistete sich ein Empörer, des Namens Achilles, die Abzeichen der Herrschaft anzunehmen. Wenn nun die beiden Augusti ihre Kräfte nach diesen Regionen zu wenden hatten, so durften sie doch die anderen Grenzgebiete nicht ohne Vorkehrungen gegen die kriegslustigen Nachbarn lassen. Zu diesem Zweck verstärkte sich ein jeder von ihnen durch einen Cäsar, um überall den Krieg mit einer persönlich eingreifenden Autorität führen zu können. Dem Maximian trat Constantius Chlorus zur Seite; zu seinem eigenen Cäsar für den Orient bestimmte Diocletian einen der streitbarsten Führer jener Zeit, den Cajus Galerius.

Welch ein Abstand von Probus, der alles vom Senat abhängig zu machen gedacht hatte! Diocletian ernannte einen Augustus und zwei Cäsaren, ohne den Senat zu fragen. Die vier Gewalthaber stellten sich als die höchste Reichsgewalt auf, nur in einer gewissen Rangabstufung als Augusti und Cäsaren. Sie traten untereinander in enge Familienverbindung, doch war diese nicht sowohl der Grund ihrer Allianz, welche vielmehr auf dem Ansehen beruhte, das ein jeder besaß, als der Ausdruck derselben. Die beiden neuen Cäsaren waren sehr verschieden voneinander: Cajus Galerius recht ein Abbild der Völkermischung der Balkanhalbinsel, der er angehörte. Seine Mutter war aus der transdanubischen Provinz, als dieselbe aufgegeben wurde, in das neue Dacien hinüber gewandert. Galerius schrieb seine Erzeugung dem Kriegsgotte selbst zu, — ein Mann, dessen Anblick mehr Schrecken als Verehrung einflößte. Flavius Constantius Chlorus stammte aus einer vornehmen römischen Familie; seine Mutter war eine Nichte des Kaisers Claudius, dessen Erhebung und frühes Ende wir erzählten; er hatte sich die griechisch-römische Bildung seiner Zeit in vollem Umfang zu eigen gemacht.

Einer seiner obersten Beamten war ein Grieche, Eumenius, sein vertrauter Geheimschreiber und zugleich mit der Beaufsichtigung des Schulwesens in Lugdunensis prima beauftragt. Er gehörte also der wissenschaftlich gebildeten Klasse an, die eben in Gallien in großer Aufnahme war. Dieser Eumenius selbst hat nun an Constantius Chlorus im Jahre 296 einen Panegyrikus gerichtet, der ein hohes kulturgeschichtliches Interesse hat. Er schreibt dem Constantius die Überzeugung zu, daß die vornehmsten Tugenden auf Wissenschaft beruhen: Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und Geduld; der Cäsar erachte

es für seine Pflicht, nicht weniger für die Redekunst zu sorgen, als für gutes Verhalten überhaupt. Constantius hatte eine Schule in Augustodunum eingerichtet, um die jungen Gallier, vornehmlich die, die sich seinem Dienste widmeten, zu unterrichten. Es war dabei auf die Pflege eines das römische Gesamtreich umfassenden patriotischen Gefühls abgesehen. In dem Porticus sah man eine Landkarte, wahrscheinlich eine nach den Zeitumständen erweiterte Kopie der von Agrippa zuerst in Rom auf einer Wand eines Porticus aufgestellten Erdkarte, mit Bezeichnung aller Nationen, an welcher man die damaligen Unternehmungen der Römer sich veranschaulichen konnte: die Unterwerfung des Aufruhrs in Ägypten durch Diocletian, die Niederschmetterung der maurischen Scharen durch Maximian, die Abwehr der persischen Pfeile durch Galerius, oder die Erfolge des Constantius in Batavien und Britannien, die ihr Haupt wieder über die Fluten erheben. „Es ist ein Vergnügen, den Erdkreis zu überschauen, in dem nichts fremdes mehr zu erblicken ist.“ Worüber sich Eumenius am kürzesten faßt, das Verdienst des Constantius selbst um Gallien, ist wohl überhaupt die wichtigste Handlung der Zeit im Occident.

Seit mehr als einem Jahrzehnt hatte sich Carausius der Herrschaft auf der See bemächtigt; er verband zuerst barbarische Kräfte mit einer Unabhängigkeit von den Römern, denen er angehört hatte, und entfremdete diesen Britannien. Carausius war der vornehmste Gegner, man möchte fast sagen, Nebenbuhler der Imperatoren. Ausgezeichnet durch Thaten der Tapferkeit in Gallien und zugleich seekundig, ein geborener Menapier, war er aufgestellt worden, um den beginnenden Seefahrten der nördlichen Germanen Einhalt zu thun, ward aber beschuldigt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben; er teilte mit ihnen ihren Seeraub, statt ihn abzuliefern. Und dabei bezeichnete er sich als den Bruder der beiden Augusti. Eine Zeitlang ist er von diesen anerkannt worden — eine der denkwürdigsten internationalen Erscheinungen: ein mit den Barbaren verbündeter Römer, der doch die beiden Elemente wieder voneinander trennte und eine Seemacht besaß, die ihre Wirksamkeit tief in das Land hinein erstreckte. Wie in den Einrichtungen des Probus, so darf man auch in dieser Aufstellung des Carausius gleichsam ein Vorspiel dessen sehen, was in den späteren Jahrhunderten die größten Folgen gehabt hat: die Erweckung germanischer Streitkräfte dort zu Lande wie zur See unter römischen Impulsen. Die hauptsächlichste Aufgabe des Constantius Chlorus war es nun, hier die Autorität von Rom wiederherzustellen. Am berühmtesten machte er sich durch die Eroberung von Gessoriacum, dem Mittelpunkt der Macht des Carausius.

Leider kann man aus den Phrasen des Eumenius die einfache Wahrheit der Thasachen kaum ermitteln — genug, dem Constantius gelang es, die Franken in Batavien zu besiegen, das Meer von den Seeräubern zu reinigen und dann die Macht des Imperiums in Britannien, das zehn Jahre unabhängig geblieben war, wiederherzustellen.

Im Orient wurden gleiche und noch glänzendere Vorteile errungen. Nachdem die inneren Unruhen in Persien beigelegt worden, erhob sich der Fürst, der aus denselben hevorging, Narses, aufs neue zu dem Vorhaben, den gesamten Orient den Persern zu unterwerfen. Bei seinem ersten Vorrücken schlug er die Römer, welche Galerius anführte, glücklich aus dem Felde, in der Nähe des unheilvollen Schlachtfeldes von Carrhä. Diocletian mußte, wie die Römer schon so oft, für die Fortdauer der Herrschaft fürchten. Die asiatischen Streitkräfte reichten nicht hin, diesen Sturm zu bestehen. Aber Galerius, durch den Schimpf, den er erlitten hatte und den ihn sein Augustus auf das stärkste empfinden ließ, aufgebracht, zugleich ein Kriegsmann von natürlichem Beruf sowie Erfahrung, brachte in den ihm besonders anvertrauten Provinzen Mösien und Dacien eine Streitmacht, zu der auch Goten gehörten, zusammen und drang damit durch die armenischen Gebirge nach Persien vor. Er war jetzt ganz bei der Sache; mit ein paar Begleitern ritt er selbst auf Kundschaft aus. Der vornehmste Vorteil lag für ihn darin, daß er diesmal nicht in der Ebene, wo die persische Reiterei die Oberhand behielt, sondern in den Gebirgen den Feind angriff, der dort durch seine Anzahl und das Gepäck, das er mit sich führte, selbst in Unordnung geriet. Die römischen Legionen und ihre Hülfsvölker erfochten einen vollständigen Sieg; das Feldlager des Narses, seine Frauen, sein Schatz, überhaupt eine Beute von unermeßlichem Wert fielen in die Hände der Römer. Jetzt gelang es ihnen, das seit jener Niederlage des Crassus zuweilen erneuerte, aber immer wieder im Kriege gegen die Parther verlorene Übergewicht im Kampfe gegen die bei weitem stärkeren Neuperser wiederherzustellen. Narses, der entkam, überließ den Römern abermals Armenien, trat ihnen Mesopotamien ab, außerdem auch noch fünf Distrikte jenseit des Tigris. So gelangte die Regierung des Diocletian im Occident und Orient zu den größten Erfolgen. Das südliche Schottland auf der einen, Kurdistan auf der anderen Seite gerieten unter die Botmäßigkeit der Römer.

Daran knüpfte sich nun aber eine universale Umwandlung der alten Verfassung. Die prätorischen Kohorten, die nach der Einrichtung des Septimius Severus gleichsam einen Ausschuß aller Legionen bildeten, konnten nicht länger bestehen, nachdem sich die Heerführung in einzelne Hauptquartiere, die miteinander in keinem direkten Zusammenhang standen, aufgelöst hatte. An Stelle der Kohorten, welche ansehnlich verringert wurden, finden wir eine oder die andere Legion, durch den Beinamen der Herkulier oder Jovier ausgezeichnet. Es ist nicht unrichtig, wenn ein unterrichteter Autor sagt, der Hauptstadt seien dadurch gleichsam ihre Arme abgehauen worden. Aber das war eben der Sinn des Systems, einer Centralmacht, wie sie sich bisher in Rom erhalten hatte, keinen Raum mehr zu lassen. So wurden auch die Provinzen in ihrer bisherigen Bedeutung nicht mehr aufrecht erhalten. Überall wurden kleinere Verwaltungsbezirke mit dem Namen Provinzen gebildet, deren Zahl dadurch um mehr als die Hälfte wuchs, die aber dann wieder in Diö-

cesen von größerem Umfang vereinigt wurden. Alle landschaftlichen Verhältnisse wurden demgemäß umgestaltet. Die vier großen Gebiete der Augusti und Cäsaren wurden als militärisch-politische Einheiten betrachtet. Italien, das unter Maximian mit Afrika vereinigt war, mußte nun den Aufwand bestreiten helfen, den die dortigen Kriege machten. Es wurde der Grundsteuer unterworfen, und wenn Rom bisher in Bezug auf die Lieferungen Exemtionen genossen hatte, so hörten auch diese auf. In kurzem wollte man bemerken, daß jedes von den vier Gebieten ebenso vieler Truppen bedürfe, wie früher das gesamte Reich, so daß dann auch jedes ebenso viel Auflagen zu zahlen hatte, wie früher die Gesamtheit. Um diese aufzubringen, wurde die gesamte Administration verändert. Die kleinen Bezirke erforderten eine entsprechende Vermehrung der Beamten, die es nun ihr vornehmstes Geschäft sein ließen, die Bedürfnisse des Militärstandes zu befriedigen. Zu diesem Zwecke hat Diocletian auch das Münzwesen reguliert. Er stellte die finanzielle Ordnung her und hielt darüber, daß sie aufrecht erhalten wurde. Den Präsides der Provinzen wurden auch gerichtliche Befugnisse eingeräumt, welche über die den alten Judices zustehenden hinausgingen. In der Hand der Vorsteher der Provinzen vereinigte sich Untersuchung und Rechtsprechung.

Nicht alles, was in den Notizen über die Reichsverfassung, die auf uns gekommen sind, enthalten ist, darf auf Diocletian zurückbezogen werden. Aber kein Zweifel ist, daß er den Grund derselben gelegt hat. Was er anordnete, war nicht vorübergehend; es bezeichnete eine neue Gestalt der öffentlichen Dinge. Man scheut sich fast, von einer Monarchie zu sprechen, da die Gewalt unter vier Oberhäupter geteilt war; aber so verhält es sich doch: der monarchische Gedanke in Bezug auf die inneren Verhältnisse machte sich in den verschiedenen Gebieten zugleich geltend. An Stelle der Vorrechte der römischen Bürger, der mit der Prärogative des Senats zusammenhängenden administrativen Einrichtungen erscheint eine Gesamtheit, die auf dem Begriff der allgemeinen Gleichheit und der allgemeinen Pflicht, zur Verteidigung beizutragen, beruht. Die Stufenfolge der Beamten, die durch Prädikate, welche der einem jeden zuerteilten Würde entsprechen, unterschieden wurden, bildete, sozusagen, eine politische Hierarchie, von der alles abhing, an deren Spitze der Begründer der neuen Dinge, Diocletian, die leitende Gewalt ausübte; denn die Cäsaren standen ihm nicht gleich, und Maximian hing von ihm ab. Diocletian ging nun auch zu einem an die orientalischen Gewohnheiten anknüpfenden Ceremoniell über.

Was schon unter Alexander dem Großen die Verschmelzung der beiden Elemente verhindert hatte, die Verschiedenheit der dem Oberhaupte dargebrachten Verehrung, trat jetzt erst in voller Wirksamkeit hervor. Die Salutation in griechischer und römischer Weise wurde in Adoration nach dem Muster der persischen Könige verwandelt. Nichts war für Cäsar verderblicher gewesen, als die Andeutung, er könne das Diadem wenigstens außerhalb

Roms zu führen in den Fall kommen. Eben das setzte nun aber Diocletian, der keine Rücksicht auf die Hauptstadt nahm und zu nehmen brauchte, eigenmächtig ins Werk; er trug das breite Stirnband, welches die Herrschaft bedeutete. Das römische Reich hatte seinen Mittelpunkt nicht mehr in Rom. Über den Trümmern der nicht mehr haltbaren griechisch-römischen Einrichtungen erhob sich ein neues Gebäude der Administration, des Krieges, der Justiz, dessen Kraft in einer Centralgewalt gesammelt war und sich nun von oben her durch alle Bezirke der neuen Verwaltung ergoß: ein mächtiger politisch-militärischer Körper.

Aber eine große Association im Reiche gab es, die sich der neuen, auf das Zusammenfassen aller Kräfte behufs eines Kampfes gegen die Nachbarn berechneten Ordnung der Dinge nicht fügte, noch fügen konnte. Es war die christliche Kirche, die unter all den Widerwärtigkeiten, die sie erduldet hatte, nur stärker angewachsen war. Das römische Recht war durch die Cäsaren zu allgemeiner Geltung gelangt und schloß sich der Idee ihrer Macht an; die christliche Kirche widerstrebte derselben.

Denn noch immer nicht war in dem römischen Reiche die Veränderung eingetreten, die Justinus Martyr gefordert hatte. Der Begriff der höchsten Gewalt war unter all den eingetretenen Schwankungen doch nicht dahin verändert worden, daß für eine abweichende Religionsmeinung ein freier Raum geschaffen worden wäre. Vielmehr trat eben in diesen Zeiten der Punkt, in dem sie einander widersprachen, stärker als je hervor.

Schon über die Verfolgungen unter Valerian finden wir in einem Briefe des Bischofs Dionysius, sie seien dadurch veranlaßt worden, daß die Christen die Beschwörungsformeln, welche man nach dem alten Ritus vollzog, perhorreszierten; durch ihren Widerspruch aber sei dann geschehen, daß die Ceremonien überhaupt unwirksam blieben. Ein ähnliches Motiv trat jetzt unter Diocletian ein, unter welchem der persische Krieg einige Jahre hindurch das Verhältnis war, welches die Thätigkeit des Gesamtreiches am meisten provozierte; den immer wiederholten Unternehmungen der Sassaniden in Asien glaubte man nur durch eine strenge Beobachtung altrömischer Gebräuche begegnen zu können. Formeln und Ceremonien, denen man eine geheimnisvolle Wirkung zuschrieb, waren dabei unumgänglich. Daß nun die Christen dem widersprachen, wurde als Verbrechen betrachtet. Einst, als Diocletian aus den Eingeweiden der Opfertiere die Zukunft erforschen wollte, kamen die Wahrzeichen nicht zum Vorschein, so oft auch die Opfer wiederholt wurden. Der Meister der Haruspices, der den altetruskischen Namen Tages führte, erklärte endlich, das rühre daher, weil bei dem Opfer ungläubige Menschen zugegen seien. Diesen Vorwurf nahmen die Christen mit einer gewissen Freudigkeit an; ein christlicher Autor versichert, die anwesenden Christen hätten mit dem Zeichen des Kreuzes die Dämonen verscheucht. Er läßt es zweifelhaft, ob Tages das Zeichen des Kreuzes gesehen habe oder nicht. Darin liegt der Anlaß einer ebenso tief eingreifenden, wie umfassenden Zwietracht, daß der

Götterdienst, an den sich die Hoffnung eines siegreichen Feldzuges nun einmal knüpfte, in Gegenwart der Christen nicht mehr realisiert werden konnte. Es ist der Aberglaube der Haruspices, der den Anlaß zu den Verfolgungen gab. Die Religion der Legionen und der Imperatoren gründete sich auf jene Eingeweideschau, welche in dem zweiten und dritten Jahrhundert eine in das ganze Leben eingreifende Wirksamkeit ausübte. Und so war es wirklich ein Ereignis von hoher religiös-politischer Bedeutung, daß die Christen sich dem opponierten. Der Kreis, in welchen die Vorstellungen der alten Welt über das Verhältnis des Göttlichen zu dem Menschlichen durch den Naturdienst gebannt worden waren, wurde damit durchbrochen, was dann auch auf die Idee der höchsten Gewalten Bezug hatte: denn eben auf diesen Gebräuchen und Vorstellungen beruhte die Anerkennung des Imperators.

Durch diesen gar nicht mehr auszugleichenden Konflikt wurde nun Diocletian, der überall die Mittel anwandte, durch welche er zu seinem Zwecke zu gelangen hoffte, bewogen, jene drei Edikte zu erlassen, die ihm den Ruf des gefährlichsten aller Christenverfolger zugezogen haben. Er befahl, die Kirchen niederzureißen, die heiligen Schriften zu verbrennen; die Christen sollten keiner Würde noch Ehre fähig sein; sie sollten die Rechte römischer Bürger verlieren und die Freigelassenen ihrer Freiheit verlustig gehen. Die Vorsteher der Kirchen sollten eingesperrt werden und ihre Freiheit nur dann wiedererlangen, wenn sie opfern würden. Endlich folgte ein noch umfassenderes Gesetz, nach welchem die Christen allenthalben, Stadt für Stadt, zum Opfern gezwungen werden sollten. Todesstrafe ist darin nicht verhängt; soweit wollte Diocletian nicht gehen; er meinte, die Christen durch die strengen Verordnungen, die er erließ, zum Abfall von ihrer Religion zu zwingen. Wir werden versichert, daß die von den Beamten verhängten Strafen noch qualvoller gewesen seien, als der Tod. Alle die neuen, erst vor kurzem geschaffenen Beamten wetteiferten, die einen aus Dienstbeflissenheit, um immer höher zu steigen, die anderen aus Furcht, um nicht selbst gestraft zu werden, das Edikt auszuführen. Die christlichen Kirchen — wie man damals noch sagte, Konventikel — wurden zerstört, mit ihnen zuweilen ganze Ortschaften. Was im einzelnen nicht immer ohne Übertreibung gemeldet wird, bezieht sich auf Palästina, Asien und Illyricum, die Gebiete des Galerius, der den vornehmsten Antrieb zu allem gegeben haben soll, und des Diocletian selbst. Auch Maximian und Constantius waren aufgefordert worden, die Edikte zu vollziehen, obwohl man sie bei deren Erlaß nicht gefragt hatte. Maximian fügte sich, Constantius aber war ein wirklicher Freund der Christen; bei ihm hatten sie, selbst wenn sie anderwärts verfolgt wurden, einen sicheren Rückhalt gefunden: nicht als ob er ein Christ gewesen wäre, aber er gehörte der gebildeten Klasse an, welche die wilden Götzendienste verabscheute und dem Monotheismus huldigte. Um den Edikten Diocletians nicht geradezu zu widerstreben, ließ er die kirchlichen Gebäude zerstören; die Menschen aber, wie der christliche Autor sagt, die eigentlichen Tempel Gottes, schonte er.

In diesem doch immer sehr gewaltsamen Zustande trat in Diocletian eine Verstimmung ein, welche eine Abnahme seiner Energie im Gefolge hatte. Er fühlte sich so wenig sicher wie seine Vorgänger; er soll einer Verschwörung von Christen und Eunuchen auf die Spur gekommen sein.

Noch einmal kehrte er nach Rom zurück; das römische Volk hatte das Vergnügen, einen orientalischen Triumphzug nach dem Kapitol führen zu sehen, bei dem die Bilder der Frauen und der Kinder des Narses und der ihnen entrissene Schmuck auf Tragbahren vorgeführt wurden. Aber hiebei trat doch auch der Widerspruch der alten Zustände mit den neuen hervor. Diocletian empfand es als eine Beleidigung, wenn das römische Volk Beweise davon gab, daß es seine alte Freiheit noch nicht vergessen hatte. Mißvergnügt verließ er Rom, ohne auch nur das Konsulat, das ihm für das Jahr 304 votiert war, daselbst antreten zu wollen. Auf der langen unbequemen Reise ward er von einer Krankheit ergriffen, sodaß er, in seine eigene Hauptstadt Nikomedien zurückgekommen, sich von aller Gesellschaft zurückzog; man meinte bisweilen, er sei schon tot. Diesen Zustand wollte Galerius, der doch eigentlich die großen Siege gegen die Perser erfochten hatte, nicht ertragen; er war mit der Stellung als Cäsar nicht mehr zufrieden; er war durchdrungen von dem alten Ehrgeiz der römischen Heerführer, der in ihm den getroffenen Einrichtungen gemäß nur in etwas veränderter Form erschien. Wenn Briefe anlangten, auf denen er als Cäsar bezeichnet wurde, so hat man ihn ausrufen hören: „Wie lange noch Cäsar?" Mit Maximian geriet er in offene Feindseligkeit und drohte ihm mit bürgerlichem Krieg. Die Unthätigkeit seines eigenen Augustus, Diocletian, veranlaßte ihn, sich in Person nach Nikomedien zu begeben, wo es ihm dann wirklich gelang, denselben zur Abdankung zu bewegen.

Auf einer Anhöhe bei Nikomedien versammelten sich die anwesenden Truppen; Diocletian sprach aus, daß er unfähig sei, das Reich ferner zu verwalten; er ernannte Galerius zum Augustus. Wenn man sich nun erinnert, daß auch die Herrschaft des Maximian von einem solchen Entschlusse des Mitgenossen abhing, so war auch für diesen die Abdankung eine Notwendigkeit, wie sie denn auch in derselben Zeit erfolgt ist. Aber Galerius wollte nicht allein Augustus sein; er wollte Cäsaren neben sich haben, die dann zugleich auf jener Anhöhe ernannt wurden, Maximinus und Severus. Überlegt man sich alles, so lag darin eine Veränderung in der Regierungsform und den herrschenden Persönlichkeiten, die einer Umwälzung gleichkam. An und für sich ließ die von Diocletian kombinierte Verfassung nicht auf langen Bestand rechnen. Eine gemeinschaftliche Regierung zweier Augusti und zweier Cäsaren war eine treffliche Auskunft für den Moment, aber für ein ruhiges Bestehen bot sie doch keine Bürgschaft dar. Denn wenn sich vier Mittelpunkte der Gewalt bildeten, so konnte nicht fehlen, daß bei dem einen oder dem andern Tendenzen hervortraten, die dem allgemeinen Interesse entgegenliefen; die Regierungen waren in gewisser Art unabhängig voneinander, aber doch

aufeinander angewiesen. Und wie schwer war es, wenn in einem der Teile eine Veränderung stattfand, daß dieselbe auch in den anderen Anerkennung finden würde.

Die Abdankung in Nikomedien mochte insofern heilsam für den Orient sein, als sie die höchste Autorität wieder in feste Hände brachte. Infolge der ersten Vereinbarung Diocletians mit Maximian erreichte sie aber auch den Occident. Maximian konnte sich nicht weigern, nach dem Beispiele Diocletians ebenfalls zu abdizieren. Da kam nun das Meiste auf Constantius Chlorus an, der immer selbständige Gesinnung bewährt und eine Stellung von eigentümlicher Bedeutung erlangt hatte. Wie Galerius im Osten, so hatte Constantius im Westen die Macht des Reiches behauptet, und wenn Diocletian und Maximian von der unmittelbaren Ausübung der Gewalt zurücktraten, so hätte es in der Natur der Sache gelegen, daß, wie Galerius im Osten, so Constantius im Westen die oberste Stelle eingenommen hätte. Auch waltet darüber kein Zweifel ob, daß er als Augustus anerkannt wurde. Auf den Münzen erscheinen Galerius und Constantius als Konsuln, was sie im Jahre 305 waren, und zugleich als Augusti. So lesen wir auch die Namen derselben vereinigt in verschiedenen Inschriften und in dem Eingang kaiserlicher Konstitutionen. Wir finden die Nachricht, man habe Constantius angeboten, Italien und Afrika, welche durch die Abdankung Maximians ihren unmittelbaren Gebieter verloren hatten, zugleich mit Gallien, das er behalten haben würde, unter seine Verwaltung zu nehmen. Ein großes occidentales Reich wäre dann in seine Hände gekommen. Constantius jedoch lehnte dies ab. Was ihn dazu bewog, läßt sich wohl auch ohne ein bestimmtes Zeugnis mit einer gewissen Sicherheit angeben; er war soeben mit der Unterwerfung des nördlichen Britannien beschäftigt, was zur Behauptung der nördlichen Grenzen des Reiches notwendig war, und eine Ausdehnung seines Machtbezirkes würde die intensive Kraft seiner Machtstellung eher geschwächt als gesteigert haben. Überdies war er bereits hoch in Jahren und von Krankheiten heimgesucht, die seine Thatkraft wenn nicht lähmten, so doch beschränkten. Ein großes Ereignis war es aber, wenn der vornehmste Machthaber im Occident es ausschlug, Italien und Afrika zu übernehmen. Denn damit erhob sich die neue Frage, wie diese Kernländer des Reiches und die alte Hauptstadt selbst fortan regiert werden sollten. Der Sohn Maximians, Maxentius, trug kein Bedenken, die Herrschaft in Italien und Afrika in Anspruch zu nehmen. Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob er dies im Einverständnis mit seinem Vater Maximian oder nur aus eigenem Antriebe gethan hat. Bei dem leichtbeweglichen Sinne Maximians, der von Natur voll von dem alten imperialistischen Ehrgeiz war, ist das erste das Wahrscheinliche. Wie dem aber auch sei, so lief es doch dem bisherigen System geradezu entgegen, wenn in Italien und Afrika eine neue Gewalt im Widerspruch mit den alten Satzungen und Verfassungen sich organisierte. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß zwischen Galerius und Maxentius hierüber ein offener Kampf ausbrechen würde. Dazu

aber kam der gebrechliche Zustand, in welchem sich Constantius befand. Wie einer der Panegyristen sagt: er fühlte, daß er zu den Göttern gehen werde. Wenn er starb, so schien das ganze Regiment an Galerius und dessen Cäsaren übergehen zu müssen. Diocletian zog sich nach Salona zurück und enthielt sich zunächst aller Teilnahme an den leitenden Geschäften. Aber seine Abdankung war doch keineswegs eine vollständige; sein Bild und das seines früheren Mitaugustus wurden noch immer in den Provinzen als die der Inhaber der höchsten Gewalt verehrt.

Die politische Differenz war zugleich eine religiöse. Die eigentliche Verfolgung wütete im Orient, nicht im Occident, nahm aber einen Anlauf, auch dahin vorzudringen. Wäre Galerius in Italien und in Gallien Meister geworden, so würden die Verfolgungen auch den Occident erreicht haben. Niemand kann daran zweifeln.

In beiderlei Beziehungen bildete das nahe Ableben des Constantius eine Gefahr, wenn derselbe nicht einen Nachfolger von Charakter und Gesinnung fand, der dem allgemeinen Sturme zu widerstehen den Entschluß faßte. Ein solcher war sein älterer Sohn Konstantin.

Fünfzehntes Kapitel.

Konstantin genannt der Große.

Den Beinamen der Große hat Konstantin, wenn wir dies vorausschicken dürfen, nicht etwa wie Alexander durch ausgebreitete Eroberungen, sondern durch eine Konsolidation im Innern, welche die folgenden Jahrhunderte beherrscht hat, erworben.

Er hat die beiden Weltkräfte, die einander widerstrebten, die Macht des römischen Imperiums und die neue Weltreligion, das Christentum, ausgesöhnt. Das erste ist dadurch noch einmal lebensfähig geworden; der zweiten wurde die Bahn zu innerer Durchbildung und zu weitester Ausdehnung nach außen eröffnet. Es ist eins der vornehmsten Ereignisse der gesamten Geschichte.

Man begreift es, und es könnte gar nicht anders sein, als daß eine traditionelle Auffassung desselben von Anfang an sich gebildet und dann fortgepflanzt hat. Selbst für den Fall, daß darin mehr Wahrheit enthalten wäre als gewöhnlich in dem Fabelhaften, können wir davon abstrahieren. Wir haben nur den geschichtlichen Verlauf, soweit er erkennbar ist, nachzuweisen, wobei dann die Wahrnehmung hervortritt, daß zwei verschiedene Begebenheiten sich in einander verflechten: Feststellung der Succession und die Begründung der Freiheit des christlichen Bekenntnisses. Auch die erste ist, wie die Geschichte

des Kaisertums zeigt, von eminenter Wichtigkeit. Sie bildete eine durch alle die Schwankungen und Katastrophen, die man erlebt hatte, noch nicht gelöste Aufgabe. Das eine war mit dem anderen auf das engste verbunden.

Emporkommen Konstantins zum Imperium.

Der älteste Sohn des Constantius aus seiner ersten Ehe mit Helena, von der er sich hatte scheiden müssen, als er sich mit der Stieftochter Maximians vermählte, war Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius Constantinus, der als Geisel für die Treue des Vaters am Hofe Diocletians verweilte und diesen bei seinen Reisen durch das Land begleitete. Dabei ist er auch Zeuge der damaligen Christenverfolgungen gewesen — wie man aus seinen späteren Äußerungen sieht, zum größten Schmerz seiner Seele. Und schon zog er durch seine kräftige körperliche Erscheinung und hervorragende Gaben seines Geistes die Aufmerksamkeit derer auf sich, die die Zukunft ins Auge faßten. Obwohl zu hohem militärischen Rang gestiegen, sah er sich doch eifersüchtig beargwöhnt und entzog sich der einseitigen Macht, die Galerius auszuüben begann, durch Flucht. Er traf bei seinem Vater ein, als derselbe eben nach Britannien gehen wollte, und war gegenwärtig bei dessen Tode, welcher am 25. Juli 306 in Nordbritannien eintrat. Die Überlieferung ist, der Vater habe den Sohn als seinen Erben anerkannt und ihn selbst aufgefordert, seine jüngeren Geschwister in Schutz zu nehmen. Denn bereits glaubte man Grund zu haben, für deren Zukunft fürchten zu müssen. Man hat es Konstantin immer zum Ruhme angerechnet, daß er den Tod seines Vaters ruhig abwartete. Nachdem derselbe erfolgt war, wurde Konstantin von dem Kriegsvolk zum Imperator ausgerufen; ein alemannischer Fürst, der mit seinen Scharen zugegen war, hat sich dabei besonders thätig erwiesen. Konstantin weigerte sich einen Augenblick, die Würde anzunehmen; er soll seinem Pferde die Sporen gegeben haben, um der Ehre, die man ihm anthun wollte, zu entgehen. Aber indem er den Tod seines Vaters mit Thränen beklagte, wurde er mit dem Purpurmantel bekleidet. Er übernahm dann die Nachfolge desselben, jedoch nicht, ohne sich die Beistimmung der älteren Inhaber der höchsten Gewalt, welche bisher nur immer als eine einzige und zusammengehörige betrachtet worden war, vorzubehalten. Er nahm zuerst den Titel Cäsar an, und in dieser Stellung wurde er von Galerius anerkannt.

Nach allen Seiten setzte dann Konstantin die Unternehmungen fort, in denen sein Vater begriffen gewesen; besonders den Germanen in Gallien erwies er sich als ein schonungsloser und überlegener Feind. Man rühmte ihn, daß er die Stelle eines Oberbefehlshabers, die er in jüngeren Jahren als die Helden der römischen Vorzeit, übernommen, doch ebenso gut verwaltet habe. Diese an sich einfache Stellung wurde dadurch scheinbar bestätigt, aber zugleich modifiziert, daß Maximian dem jungen Cäsar seine Tochter Fausta zur Gemahlin gab. Aus dem Panegyrikus vom Jahre 307 erhellt, daß man in

dieser Ehe eine Gewähr für die künftigen Successionen in regelmäßiger Folge erblickte. Denn des Wechsels der Herrscher waren die Provinzen überhaupt müde.

Eine andere Wirkung dieser Verbindung lag darin, daß Konstantin dadurch in die zweifelhafte Politik Maximians verflochten wurde. In Rom war, wie berührt, unter Beistand der Prätorianer dessen Sohn Maxentius zum Imperator erhoben worden, was dann unmittelbar einen Angriff des Galerius auf Rom veranlaßte. Severus, der damals in Italien stand, jetzt zum Augustus erhoben sehr zum Verdruß Konstantins, wurde von Galerius beauftragt, sich Roms zu bemächtigen. Aber Severus stieß bei seinem Unternehmen auf unerwarteten Widerstand: die von ihm aufgebotenen Truppen gingen zu dem Sohne ihres Führers Maximian über, und dieser selbst trug kein Bedenken, an dem Kriege teilzunehmen: er brachte Severus, der in seine Hände geriet, um. Hierauf erhob sich Galerius selbst; mit einem stattlichen Heere gelangte er bis vor die Hauptstadt. Aber die vor kurzem errichteten aurelianischen Befestigungswerke zeigten sich widerstandsfähiger, als er erwartet hatte, und in den Truppen traten gegen ihn dieselben Antipathien hervor, wie gegen Severus. Man fand es seltsam, daß ein römischer Imperator ein Heer gegen Rom selbst heranführe. Seinen Rückzug bezeichnete Galerius mit entsetzlichen Verheerungen, sodaß man ihm die Idee zugeschrieben hat, Italien gänzlich zu verwüsten und den Sitz des Reiches nach Dacien zu verlegen.

Maximian, dessen Vorkehrungen das Meiste dazu beigetragen hatten, um den Angriff des Galerius zurückzuweisen, faßte nun die Absicht, wieder als Augustus aufzutreten und sich in den Besitz der höchsten Gewalt zu setzen; er machte den Versuch, seinen Sohn in Rom selbst der Herrschaft zu entkleiden. Er hat demselben wohl einmal im wildesten Affekt den Purpurmantel von den Schultern gerissen. Aber bei den Prätorianern fand der Sohn größere Hinneigung als der Vater, der wie eine Art von Parteigänger erscheinen mochte; Maximian wurde genötigt, Rom zu verlassen. Auf einer Zusammenkunft in Carnuntum im Spätjahre 307 hat er dann eingewilligt, daß unter der Beistimmung des Diocletian Valerius Licinianus Licinius, ein alter Waffengefährte des Galerius, an Stelle des Severus zum Augustus ausgerufen wurde. Zwischen Licinius und Maxentius war für Maximian kein Platz in Italien; er begab sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien, wo ihm dieser alle mögliche Ehre erwies, aber dann in ein Zerwürfnis mit ihm geriet, welches einen blutigen Ausgang nahm. In dem Besitz der Macht liegt ein Zauber, von welchem sich Maximian am wenigsten losmachen konnte. Dort, wo er seine ersten Siege erfochten und den Zustand hergestellt hatte, auf dem alles beruhte, glaubte er allezeit auf die höchste Autorität Anspruch machen zu können. Auch fand sich unter den dortigen Truppen eine Partei, welche ihn anerkannte, sodaß er den schon zweimal abgelegten Purpur zum dritten Male annahm und in Massilia als gebietender Imperator auftrat. Konstantin

war soeben in einem Feldzug gegen die Franken beschäftigt; auf diese Nachricht aber wandte er sich mit den ihm unbedingt gehorsamen Scharen von dem Norden nach dem Süden. Das sonderbarste Zusammentreffen, das sich denken läßt, fand nun vor den Mauern von Massilia statt. Maximian erschien auf den Zinnen derselben; Konstantin fragte ihn, was er denn eigentlich beabsichtige; Maximian antwortete mit beleidigenden Schmähreden. Aber indem er sich noch in denselben erging, öffneten die Truppen, die er zu beherrschen glaubte, die Thore; er wurde der Gefangene seines Schwiegersohnes. Das war sein Geschick: mochte er versprochen haben, was er wollte, so hegte er doch einen so unvertilgbaren, durch alte Succesſe genährten, immer wieder aufflammenden imperatorischen Ehrgeiz, daß er sich nie in eine nicht vollkommen unabhängige Stellung finden konnte. Er wich zuweilen zurück; niemals gab er auf. Damals hat er den Versuch gemacht, wie seinem Sohne in Italien, so seinem Schwiegersohne in Gallien zur Seite, die allgemeine Gewalt eines Augustus auszuüben. Aber er erlag den lokalen Mächten, die eine bessere militärische Grundlage hatten. Vor seinem Sohne war er geflohen; jetzt geriet er in die Hände seines Schwiegersohnes. Auch in dieser Lage hat er noch, wenn wir recht unterrichtet sind, seine Herrschaftsgelüste nicht aufgegeben. Man berichtet, er habe mit Hülfe seiner Tochter den Schwiegersohn ermorden wollen, aber diese habe sich ihrem Gemahl ergebener gezeigt als ihrem Vater; Maximian sei dann durch Konstantin umgekommen, nur die Wahl des Todes habe ihm dieser gelassen.

Im folgenden Jahre starb Galerius, nachdem er noch ein Edikt erlassen hatte, in welchem er den bisherigen Verfolgungen der Christen Einhalt that, obwohl unter Ausdrücken, welche Haß und Verachtung gegen dieselben atmen. Es gab nun abermals vier große Gewalthaber im Reiche: Licinius und Maximinus im Osten, Konstantin und Maxentius im Westen.

Zwischen den beiden orientalischen Herrschern that sich der Unterschied hervor, daß der eine, Licinius, in Illyrien infolge des letzten Toleranzediktes den Christen Schonung angedeihen ließ, der andere, Maximinus Daza, im Orient um so strenger an den Begriffen der alten römischen Religion festhielt. Zwischen Maxentius und Konstantin dagegen trat eine persönliche und territoriale Feindseligkeit ein; Maxentius meinte, den Tod des Vaters an dem Schwager rächen zu müssen. Er besaß Italien und Afrika; was ihm aber besonders eine allgemeine Autorität verschaffte, war seine Stellung in der alten Hauptstadt der Welt, die er durch seine Prätoriane im Zaum hielt. Unter diesen Umständen schloß Konstantin Freundschaft mit Licinius, der jetzt keine religiösen Bedenken mehr im Wege standen; sie wurde durch eine verwandtschaftliche Verbindung verstärkt. Maxentius dagegen stellte eine ansehnliche Heeresmacht in Rhätien auf, durch welche er beide bedrohte. Besonders mochte er hoffen, in den Gebieten des Licinius Einverstandene zu finden und Erwerbungen zu machen. Er schien zur allgemeinen Herrschaft nach Osten und nach Westen hin emporzustreben. Aber eben eine solche wollte Konstantin,

der von derselben am meisten betroffen worden wäre, nicht wieder aufkommen lassen. Im Frühling des Jahres 312 überstieg er mit seinem nicht eben großen, aber kriegsgeübten und ergebenen Heere die cottischen Alpen. Seine Truppen nahmen den Schlüssel der Alpenpässe, Susa, durch einen raschen Anlauf in Besitz: denn mit einer langen Belagerung konnten sie sich nicht aufhalten; sie eroberten die Stadt mit Sturm und waren dann ihrem Führer folgsam genug, um sich auf seinen Befehl aller Plünderung zu enthalten. Nun aber erst erschienen die Heerhaufen des Maxentius im Felde. Den vornehmsten Bestandteil derselben bildete eine Schar von Kataphrakten, wie sie die Perser und ihre Verbündeten in den orientalischen Kriegen ausgebildet und die Römer angenommen hatten — schwergerüstete Reiterei, in der Mann und Pferd durch Panzer gegen Hieb und Stich geschützt waren. Diese rückten dem Heere des Constantinus kräftig vordringend entgegen. Aber Konstantin setzte ihnen, wie dort schon Aurelian, eine mit starken Keulen ausgerüstete Reiterei entgegen, welche eine besondere, in den germanischen Kriegen eingeübte Beweglichkeit besaß. Überdies dienten viele Germanen unter Konstantin, die dann viel dazu beitrugen, die aus dem Orient herübergekommene Ausrüstung des Maxentius unwirksam zu machen. Der Kavallerie des Konstantin gelang es, die Flanken der Feinde zu durchbrechen, dann die gepanzerten Reiter niederzuwerfen und zu vernichten. Durch diese beiden Handlungen, die das Gemeinsame haben, daß ein wohlgerüsteter Feind durch rasche Thatkraft überwältigt wird, wurde Konstantin Meister in dem oberen Italien; Maxentius wurde von den Vorkehrungen, die er in Rhätien getroffen haben mochte, abgedrängt. Konstantin ward noch einmal, als er Verona belagerte, von einem feindlichen Heere, das zum Entsatz heranrückte, in Gefahr gebracht; aber er entschloß sich, zugleich die Belagerung fortsetzen zu lassen und selbst dem Feinde entgegenzutreten. Damit gelang es ihm besser, als unserem Friedrich bei Kollin. Konstantin schlug den Feind und nahm Verona in Besitz, was dann eine so durchgreifende Wirkung hatte, daß auch die Besatzung des festen Aquileja ihn als Herrn begrüßte und zu ihm überging.

So scheiterten die Absichten des Maxentius, die gegen die Stellung Konstatins in Gallien gerichtet waren. Der Gegensatz der beiden Oberhäupter nahm nun eine noch umfassendere Gestalt an. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir die raschen Successe Konstantins zum Teil von der Verbindung, in die er zu Licinius trat, herleiten. Denn Licinius hätte ihm wenigstens große Hindernisse in den Weg legen können. Diese Allianz hatte nun aber noch eine andere Folge. Maximinus, der durch die Vereinigung des Licinius mit Konstantin beunruhigt war, verband sich mit Maxentius; sie hatten hiebei, soviel wir erfahren, auch den alten Diocletian auf ihrer Seite, den man in großen Krisen immer aus seiner Einsamkeit herauszutreten bewog. Es bildeten sich also zwei Gegenbündnisse, die den Orient und Occident umfaßten und zugleich eine religiöse Seite hatten. Denn wie hätte nicht ein Heer, das dem alten Götterglauben anhing, von dem Prästigium des kapitolinischen Jupiter,

das durch die Mauern Aurelians neu befestigt worden war, betroffen werden, wie hätte es nicht dasselbe Schicksal befürchten sollen, das kurz zuvor Severus und Galerius, die doch Augusti waren und allgemein anerkannte Rechte besaßen, erfahren hatten? Konstantin bedurfte eines Heeres, welches für dies Prästigium der alten Hauptstadt der Welt unzugänglich war. Dadurch aber wurde für ihn selbst der christliche Glaube ein unschätzbarer Bundesgenosse. Der Schutz der Christen war eine der Verlassenschaften seines Vaters, dessen Regiment in seiner Besonderheit er recht eigentlich fortsetzte. Aus der allgemeinen Lage und den vorliegenden Fragen ergiebt sich, wie Konstantin auf den Gedanken geraten konnte, in dem Kreuzeszeichen werde er siegen. Auf die Wundererscheinungen, mit welchen die christliche Legende, die sehr früh beginnt, den Übertritt Konstantins zum Christentum motiviert, kommt es hierbei nicht an. Das wahre Wunder ist, daß der römische Imperator von den Götterdiensten, auf welchen bisher das römische Reich beruhte, zu dem Glauben an den Einen Gott überging. Die Haruspices, in denen sich der Dienst der alten Götter, die mit der Idee von Rom identisch waren, repräsentierte, setzten sich dem Vorhaben des Konstantin mit dringenden Warnungen entgegen. Konstantin aber glaubte nicht mehr an die besonderen Götter, sondern, wie sein Vater, an den Gott des Alls, dessen Symbol das Zeichen des Kreuzes war. Er hat nicht allein bei der großen Anzahl der Christen Unterstützung gesucht; sondern die Macht des Gottes, den sie bekannten, und das Zeichen des Kreuzes sollten die Feinde vor ihm her zersprengen. Der Kriegszug, den er unternahm, bedeutete in Wahrheit den Kampf zwischen dem Monotheismus, wie er in dem Christentum zur Erscheinung kam, und dem Polytheismus, welcher sich in den kapitolinischen Göttern darstellte. Es ist ganz ernstlich gemeint, daß es sich nun zeigen mußte, wer am stärksten sei: die Gottheiten von Rom oder der Gott der Christen, d. h. welcher von beiden Religionen die Zukunft der Welt gehöre. Eine historisch glaubwürdige Nachricht liegt vor, nach welcher Konstantin eben in diesem Kampfe gegen Rom und Maxentius den Christen erlaubte, das Monogramm ihres Glaubens auf ihren Schilden anzubringen.

Für Maxentius konnte es zweifelhaft scheinen, ob er sich auf die Verteidigung der Stadt beschränken oder vor den Mauern eine Schlacht liefern sollte. Wenn man die vorliegenden Nachrichten kombiniert, so muß man schließen, daß er das eine und das andere zu vereinigen gedachte. Die zahlreichen Truppen, die er gesammelt hatte, nahmen eine Stellung jenseit des Tiber, nicht jedoch ohne eine Schiffbrücke anzulegen, mittels welcher sie im Notfall sich auf die Stadt hätten zurückziehen können. Sie hatten Veranstaltungen getroffen, daß diese nicht etwa ihren Feinden zu gute kommen könnte. Wenn wir recht unterrichtet sind, zögerte Maxentius anfangs, dem Heere Konstantins persönlich entgegenzugehen. Aber von dem Volke gedrängt und, wie man sagt, durch ein Orakel, nach welchem die Feinde von Rom vernichtet werden sollten, ermutigt, begab er sich endlich selbst in die Schlacht.

Die Entscheidung ließ dann nicht lange auf sich warten. Die Fußvölker Konstantins hielten stand; seine Reiterei hat vor den Thoren von Rom, wie dort am Fuße der Alpen, den Sieg entschieden; sie brachte die feindlichen Scharen, die lange auf das tapferste Widerstand geleistet hatten, zum Rückzug. Aber dieser Rückzug verwandelte sich in eine Flucht, wobei sich alle die erwähnten Veranstaltungen unnütz erwiesen; die Brücke wurde zerstört; Maxentius selbst hat dabei seinen Untergang mit einem großen Teil seiner Leute gefunden. Man wird hier trotz der Entlegenheit der Zeiten an den Angriff Porsennas und die Niederlage an der Allia erinnert; — diesmal aber fehlte es an einem Horatius Cocles und vor allem an der kapitolinischen Burg, um die Feinde zurückzuweisen. Die aurelianischen Mauern hatten Rom gegen die letzten Angriffe geschützt; aber Befestigungen großer Städte können doch nur dann einen Erfolg haben, wenn sie von einer einmütigen Bevölkerung gegen den andringenden Feind behauptet werden. In Rom war das diesmal nicht der Fall: Maxentius hatte sich durch Gewaltthätigkeiten bei den höheren Klassen selbst verhaßt gemacht. Ungehindert konnte Konstantin in die Stadt vorrücken; der Senat war glücklich, der Tyrannei des Maxentius entgangen zu sein; angesehene konsularische Männer, die man gefangen gehalten, erfreuten sich einer unerwarteten Erlösung.

Die Eroberung von Rom durch Konstantin ist das größte Ereignis der Epoche, von welcher die Weltumwandlung ausging. So haben es vor allem die Christen gefaßt; aber auch bei denen, die das nicht waren, findet sich eine anlautende Vorstellung, die gleichwohl eine vollkommen andere ist. Nazarius erzählt in seinem Panegyrikus: man habe ein Heer, von schreckendem Lichte umflossen, in wunderbarer blendender Rüstung dem Konstantin zu Hülfe kommen sehen; nach dem Siege sei es den Augen wieder verschwunden; dies Heer habe Constantius, jetzt ein Gott, dem Sohne geschickt, der seine Sache besser verfechte, als er selbst. Man erkennt darin die politische Seite des Ereignisses, den Gegensatz, in dem Constantius zu den anderen Machthabern stand: Konstantin führt die Sache seines Vaters durch, aber mit dessen Hülfe, der ihn vom Himmel her unterstützt. Der Sieg Konstantins über Maxentius erschien auch den Heiden als ein Wunder, und mit der christlichen Tradition trifft es insofern zusammen, als es eine außermenschliche Hülfe ist, die den Sieg des Konstantin herbeiführt.

An der Verfassung der Stadt änderte Konstantin nichts; er wohnte den circensischen Spielen bei.

Man erfährt selbst nicht zuverlässig, ob er das christliche Glaubenszeichen, das Labarum, in Rom aufgestellt hat, oder nicht. Aber darauf kommt auch so viel nicht an. Der Anteil, den die Christen an seinem Siege genommen hatten, führte sie zwar noch keineswegs zur Herrschaft, aber zur Aufhebung der Verfolgungen und zur politischen Gleichstellung. Und damit stimmte auch der Verbündete Konstantins, Licinius, überein. In beider Namen wurde das

Edikt von Mailand proklamiert, nach welchem die Christen von allen Bedrückungen, die sie bisher erduldet, befreit sein sollten. Wenn das erwähnte Edikt des Galerius die gleiche Verfügung in sich schließt, so werden in demselben doch die Grundsätze Diocletians nochmals proklamiert, die Hoheit des Polytheismus behauptet und jede Konzession als eine Gnade betrachtet; jetzt aber wurden die Bekenner des Christentums den Anhängern der alten Dienste gleichgestellt und zwar auf Grund einer Übereinkunft zwischen den beiden mächtigsten Gebietern.

Daß der dritte, Maximinus Daza, der entweder von der Toleranz überhaupt nichts hören wollte oder sie doch nur im Sinne des Galerius verstand, hiegegen Einsprache erheben würde, ließ sich von vornherein erwarten. Überhaupt aber lag in dem Untergang des Maxentius zugleich eine Veränderung des allgemeinen politischen Zustandes, umsomehr, da Diocletian im Getümmel dieser Begebenheiten mit Tode abgegangen war. In Maxentius war auch dessen Verbündeter, Maximin, mitbesiegt worden. Und durch die Verbindung zwischen Licinius und Konstantin wurde er insofern in seiner Stellung beeinträchtigt, als dadurch eine ihm entgegengesetzte Macht im römischen Reiche konstituiert wurde. Mit dem Tode des Maxentius war die volle Hoheit über den Occident an Konstantin, dem sich unter anderem Afrika ohne weiteres anschloß, übergegangen. Durch dessen Verbindung mit Licinius wurde nun auch die Indepedenz des Orients insofern bedroht, als der dem Konstantin eigentümliche Gedanke der Protektion der Christen über alle Provinzen des Reiches ausgedehnt werden sollte. Zwar läßt sich nicht annehmen, daß Licinius positiv für das Christentum gewesen wäre; was er bewilligte, war nur eben die Bedingung, unter der Konstantin ihm seine Freundschaft gewährte. Durch die Familienallianz, die sie eingingen — Licinius vermählte sich mit der Schwester Konstantins —, wurde aber zugleich die Autorität des Licinius im Orient befestigt. Hiegegen nun erhob sich der Herrscher des Orients mit aller seiner Macht. Auch bei ihm war Religion und dynastischer Ehrgeiz verbunden. Er hielt an den alten Vorstellungen, auf denen das Imperium beruhte, fest; er hat wohl gedroht, alle Christen Jupiter zu opfern. Er hoffte, nicht allein Licinius, sondern auch Konstantin über den Haufen zu werfen, was ihn dann zum Oberherrn des Gesamtreichs gemacht haben würde. Er wäre höchst gefährlich geworden, wenn er noch vor dem Tode des Maxentius eingetroffen wäre. Aber soweit wenigstens waren seine Streitkräfte in gutem Stand, daß er unmittelbar nach der Nachricht von der Zusammenkunft in Mailand aufbrechen konnte, um ihren Resultaten vorzubeugen. Es war gegen Ende des Jahres 312, daß er seine orientalischen Legionen über den Bosporus führte, Byzanz und Perinth in Besitz nahm und dann auf der großen Landstraße, welche die illyrischen Provinzen durchschnitt, vordrang.

Da ist ihm nun Licinius mit seinem bei weitem schwächeren Heere bei Adrianopel begegnet. Aber dies Heer war von der neuen Idee durchdrungen, in welcher sich Licinius und Constantinus vereinigt hatten. Überaus merk-

würdig ist das Gebet, durch welches sich die licinianischen Truppen zu ihrem großen Kampfe vorbereiteten; es ist an den höchsten Gott gerichtet, den heiligen Gott, von dem alles Leben ausgehe. Diesen flehen sie an, ihre gerechte Sache und das Imperium, dem sie angehören, zu beschützen; durch ihn denken sie Sieger zu bleiben; nach ihm strecken sie ihre Hand aus: „erhöre uns, höchster Gott". Weder von dem Kreuze noch von Jesus Christus ist da die Rede. Das Gebet ist gleichsam eine monotheistische Konfession, ausgesprochen im Moment des Kampfes gegen die alten Götter.

Die Tribunen und die Kriegsobersten sagten dies Gebet ihren Truppen vor, die es nach abgenommenem Helm dreimal wiederholten. Hierauf setzten sie ihren Helm wieder auf das Haupt und griffen zu Schild und Speer. Die beiden Schlachthaufen standen einander schlagfertig gegenüber, doch wurde noch eine Zusammenkunft zwischen den Heerführern veranstaltet. Maximinus hielt dafür, daß das feindliche Heer zu ihm, der bei weitem freigebiger war, als Licinius, auch deshalb übergehen würde; er kam selbst an die vordersten Reihen heran, um sie dazu aufzufordern. Als er sah, daß es vergebens war, kehrte er zu seinen Leuten zurück. Aber indem schritten die Truppen des Licinius zu einem entschlossenen Angriff. Die Maximinianer wurden überrascht und auseinandergeworfen; Maximinus selbst entfloh und ging dann über die Meerenge zurück. Er zeigte so wenig Kraft des Widerstandes, daß das Heer nur seinem Beispiel zu folgen meinte, wenn es die Fahnen verließ. Er floh immer weiter und ist dann in Tarsus in einer Art von Verzweiflung, sich selbst und alle anderen anklagend, umgekommen.

Der Sieger war ihm auf dem Fuße gefolgt; in Nikomedien hielt er ein feierliches Dankfest für den erfochtenen Sieg und zugleich proklamierte er das Edikt, das in Mailand vereinbart war. Dadurch wurde, wie berührt, eine allgemeine Religionsfreiheit verkündet. Sehr eigentümlich ist das Motiv, das hiefür angeführt wird: welcher Art auch immer die Gottheit sei, die von ihrem himmlischen Sitz her alles lenke, so solle sie für die Imperatoren und alle Einwohner ihrer Gebiete günstig gestimmt werden. Die Toleranz war gleichsam eine Neutralität zwischen Vielgötterei und Monotheismus. Die erste wurde nicht aufgegeben, aber der letztere gelangte zu einer Anerkennung, die er noch nie besessen hatte. Diese große Wendung der Dinge war eine Niederlage des Polytheismus, aber noch keineswegs ein Sieg des positiven Christentums.

Daß es nun aber dabei lange sein Verbleiben haben könne, war doch unmöglich. Es ließ sich schon darum nicht erwarten, weil die Eifersucht der beiden Imperatoren trotz der geschlossenen Verwandtschaft doch gar bald wieder erwachte und zugleich religiöse Differenzen zwischen ihnen anregte. Licinius trat als Gebieter des Ostens, Constantinus als Gebieter des Westens auf. Aber eine solche Teilung der Gewalt entsprach nicht eigentlich der Idee des römischen Reiches, und wenn Konstantin die höhere Autorität in Anspruch nahm, so war Licinius entfernt davon, eine solche anzuerkennen. Nicht lange,

so kam es in den illyrischen Marken zu offener Entzweiung. Licinius ließ die in den Grenzgebieten in der Kolonie Ämona aufgestellten Bildsäulen Konstantins umstürzen. Aber damit provozierte er dessen Feindseligkeit.

An dem Knotenpunkte der beiden Straßen, die von Pannonien nach Italien und nach Noricum führen, sowie von Sirmium nach Salona, bei Cibala, kam es zur Schlacht. Konstantin behielt auch hiebei hauptsächlich durch seine Reiterei die Oberhand und eroberte Sirmium. Sein Kriegseifer aber wurde aufs neue entzündet, als Licinius hierauf einen Kriegsobersten von geringer Herkunft, des Namens Valens, zum Cäsar ernannte. Denn dadurch schien das Recht der Nachkommenschaft der mit Licinius vermählten Schwester Konstantins in Frage gestellt zu werden. Nicht dazu, sagte er, solle sein Waffenglück dienen, daß er den Gemahl seiner Schwester verjagen und einen Menschen wie Valens erheben lasse. Durch diesen aber wurden doch die Streitkräfte des Licinius in einer Weise verstärkt, daß er dem Konstantin Widerstand leisten konnte. Es kam bei Adrianopel zu einer Feldschlacht, welche unentschieden blieb und, wenn wir recht unterrichtet sind, infolge einer Übereinkunft zwischen Konstantin und Licinius abgebrochen wurde. Dieser verstand sich dazu, Illyricum abzutreten und den neuen Cäsar fallen zu lassen, so daß Konstantin seiner occidentalischen Herrschaft über die gallischen Provinzen, Britannien, Italien, Afrika, auch Illyricum hinzufügte und notwendig seine religiösen Maßregeln dahin ausdehnte. Nach einiger Zeit brachen nun aber neue Entzweiungen zwischen den beiden Imperatoren aus. Ihre Ursache lag, wenn wir so sagen dürfen, in einer religiösen Eifersucht. Die Stellung Konstantins im Abendland war dadurch eine andere geworden, daß er in den kirchlichen Zwistigkeiten der Christen untereinander entscheidende Urteile zu fällen und durchzuführen in den Fall kam. Wir werden darauf zurückkommen; hier bemerken wir nur, daß die kirchliche Autorität, die er ausübte, sein politisches Ansehen nach allen Seiten hin vermehrte.

Es mochte nicht falsch sein, wenn Licinius den Christen in seinen Provinzen den Wunsch zuschrieb, daß die Herrschaft im Reiche überhaupt an Konstantin fallen möchte. Sehr charakteristisch ist die Form, in der sich das ausspricht; er meinte, daß in den Kirchen für ihn nicht mit demselben Eifer gebetet werde, wie für Konstantin. Er entfernte die eifrigen Christen aus seiner Hofhaltung und den wichtigsten militärischen Stellungen, die sie einnahmen; er scheint selbst — denn wie schwer mußte der Übergang von den partikularen Götzendiensten zu der allgemeinen Religion werden — die Meinung gehabt zu haben, daß der von Konstantin angebetete Gott ihm ungünstig sei. Gegen das Zeichen des Kreuzes ließ er eine gewisse Abneigung blicken.

Und immer muß man sich erinnern, daß Licinius ursprünglich der Kombination des Galerius angehörte, welcher Konstantin sich widersetzte. Ihre Allianz war nicht eine naturwüchsige, sondern von dem gemeinschaftlichen Interesse herbeigeführte, welche sich dann wieder auflöste. Daß es im Reiche zwei voneinander unabhängige und nicht einmal übereinstimmende Potenzen

geben sollte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wie sollte der Kaiser des Occidents die Regionen, in denen die großen Weltmächte von jeher aufeinander gestoßen waren, in den Händen einer Macht dulden, der er nicht vollkommen vertrauen konnte? Bei einem Einfall der Goten zögerten die Orientalen zur Abwehr zu schreiten, und der occidentalische Imperator trug nicht lange Bedenken, sie auf eigene Hand anzugreifen und abzuwehren, obwohl es nicht eigentlich seine Gebiete waren, welche die Invasion betroffen hatte.

Überhaupt aber: wie oft war doch in den letzten Jahren der Occident dadurch gefährdet worden, daß die Übergänge von Asien nach Europa in dem Besitz der Orientalen waren. In der natürlichen Politik Konstantins lag es, wenn er sie in seine Hände zu bringen trachtete.

Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß er auch diesmal den Krieg begonnen hat, wie einige Jahre vorher. Aufs neue trafen die beiden Heere in der Nähe von Adrianopel zusammen, um den abgebrochenen Streit definitiv zu entscheiden. Licinius war kein dem Gegner an Talent und Kriegserfahrung ebenbürtiger Feldherr; seine Truppen waren schon einmal geschlagen. Wahrscheinlich geschah es abermals durch die raschere Beweglichkeit der in den gallisch-germanischen Grenzkriegen ausgebildeten Reiterei, daß er strategisch in Nachteil geriet; er erlitt eine Niederlage, bei der er mehr als 40 000 Mann verloren haben soll. Die eigentliche Frage war dann nur, ob er sich in Byzanz zu halten vermögen würde. Byzanz war seit jener Zerstörung seiner Mauern durch Septimius Severus niemals wieder zu der alten Festigkeit, die es als uneinnehmbar erscheinen ließ, gelangt. Wir wissen, wieviel in dem allgemeinen Verhältnis, namentlich auch in der Abwehr der von der niederen Donau her andringenden Germanen, auf diesen Platz ankam. Licinius hatte denselben wenigstens insoweit wieder hergestellt, daß er ihn gegen den ersten Anlauf eines Heeres, das ja zu einer Belagerung nicht vorbereitet war, verteidigen zu können hoffte. Er hatte auch eine orientalische Seemacht um sich versammelt, auf die er sich lehnen zu dürfen meinte. In diesem doppelten Konflikt ist nun Konstantin durch seinen bereits kriegsberühmten Sohn Crispus kräftig unterstützt worden; eben hiebei hat sich Crispus einen Namen in der Geschichte erworben: er traf mit der auf der griechischen Küste gerüsteten Marine des Licinius zusammen und warf sie auseinander, so daß dieser den Angriff Konstantins in Byzanz nicht mehr erwarten konnte. So wenigstens finden wir in dem glaubwürdigsten und der Zeit am nächsten stehenden Bericht. Licinius entfloh, eben als es noch möglich war, mit seinen Schätzen nach Chalcedon, in der Hoffnung, den Krieg auf der asiatischen Seite fortzusetzen. Allein wie zu Land durch die Reiterei, so war Konstantin durch die Beweglichkeit seiner Schiffe zur See dem Licinius überlegen. Er ging nach Asien über und behauptete in einem Treffen bei Lampsacus die Oberhand über ihn. Chalcedon mußte sich ergeben, so wie kurz vorher Byzanz. Nicht gerade eine große militärische Handlung war diese Eroberung, aber sie war entscheidend für die damaligen Verhältnisse. Die größere oder geringere Unabhängigkeit

des Orients vom Occident, welche Licinius verfocht, wurde damit vernichtet. Auch in der untergeordneten Stellung aber, in die dieser nunmehr geriet, konnte er sich nicht behaupten. Dem einfachsten der alten Berichte zufolge ist er nach Nikomedien geflüchtet, hier jedoch sehr bald inne geworden, daß er keinen Widerstand mehr leisten könne, worauf er sich in das Lager Konstantins begeben und ihn als seinen Herrn und Kaiser anerkannt hat. Eine andere Erzählung schreibt seiner Gemahlin, der Schwester Konstantins, eine Fürbitte für Licinius zu; sie habe ihm auch die Herrschaft zu erhalten gedacht, aber nur eben das Versprechen ausgewirkt, Licinius solle am Leben bleiben. Er wurde nach Thessalonike gebracht und hier nicht lange darauf hingerichtet; denn das Kriegsheer habe einen Mann nicht am Leben lassen wollen, der einen unabhängigen Anspruch auf das Imperium machen konnte. Konstantin soll dann noch bei dem Senat in Rom angefragt und von diesem die Antwort erhalten haben, daß der Wille der Truppen vollzogen werden möge. Die Legionen wollten eben nur noch Einen Herrn im Reiche sehen. Die exklusive Anhänglichkeit der Truppen an den Kaiser, die Siege desselben und der Fortgang der religiösen Ideen — denn auch im Kriege hatte Licinius besonders das Kreuz bekämpft, das die Truppen verteidigten — wirkten zusammen, um Konstantin zum alleinigen Augustus des römischen Reiches zu machen.

Man sieht wohl, was es ihn kostete, dahin zu gelangen. Seinen Schwiegervater, den Bruder seiner Gemahlin, den Gemahl seiner Schwester hat er umbringen lassen. Aber noch schwereres, gräßlicheres stand ihm bevor. Sein eigener Sohn ist dem Verdachte, daß er ihm gefährlich werden könnte, geopfert worden.

Konstantin war frei von den Ausschweifungen, die man so vielen seiner Vorgänger, namentlich auch dem letzten, Maxentius, zum Vorwurf gemacht hat; leicht zugänglich und geduldig einen jeden anzuhören, verband er überhaupt mit dem Besitz der Herrschaft den Ausdruck der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens, wodurch sie erträglich wird. Aber teilen wollte er sie mit niemandem, wer es auch sein mochte. Seine Entschlüsse erwog er lange und hielt sie verborgen, bis er sie etwa nach einem Moment der Sammlung mit einer Heftigkeit, die durch nichts zurückzuhalten war, ins Werk setzte. Die Umstände nun, die ihn vermocht haben, zu der Hinrichtung seines Sohnes zu schreiten, sind nicht mehr zu ermitteln. Wahrscheinlich hat die Eifersucht der Fausta, welche ihren eigenen Kindern die Succession sichern wollte, Einfluß auf den Kaiser gewonnen. So viel man sieht, wurde Fausta durch die Truppen unterstützt, welche zuletzt den Tod des Licinius veranlaßt hatten; sie wollten auch den Sohn desselben, der zum Cäsar ernannt worden war, nicht dulden; in dessen Katastrophe ist dann Crispus verwickelt worden. Einen Cäsar in dem bisherigen Sinne konnte es überhaupt nicht mehr geben.

Den Charakter der unbedingten Einheit der Gewalt, die gegen alle Widersacher mit der Schärfe des Schwertes gehandhabt werden müsse, den ihr schon Tiberius gegeben, erkennt man auch unter Konstantin wieder.

Zwischen dem Augustus und den Legionen sollte es niemand geben, der eine eigene unabhängige Autorität hätte zur Geltung bringen können.

Aus der licinianischen Verwickelung entsprangen auch die letzten Kriegshandlungen Konstantins. Wenn er die Goten eigentlich im Gegensatz gegen Licinius aus Thracien verdrängte, so sind dann diese dem Licinius in seinem Konflikt mit Konstantin zu Hülfe gekommen. Dadurch wurde aber Konstantin wieder veranlaßt, den Sarmaten im Kampfe mit den Goten Beistand zu leisten. Er brachte ein großes Heer der Goten in eine so verzweifelte Lage, daß es durch Hunger und Kälte zu Grunde ging; er nötigte sie, ihm Geiseln von königlicher Herkunft zu stellen, durch die er sich des Friedens mit ihnen versicherte. Dann aber hatte er auch die Sarmaten zu bekämpfen, die sich nicht eben als zuverlässige Bundesgenossen erwiesen. Ein innerer Streit unter ihnen, eine Empörung der Knechte gegen ihre Herren, kam den Römern zu Hülfe. Konstantin brachte es dahin, daß er ein paar Hunderttausend Sarmaten von verschiedenem Rang und Geschlecht in Thracien, Macedonien und selbst in Italien ansiedeln konnte.

Aus dem Verhältnis, welches diese Siege herbeiführten, ist die Gründung von Konstantinopel hervorgegangen.

Konstantin hat die Stadt, die seinen Namen trägt, nicht aus dem Nichts hervorgerufen, wie Alexander das ägyptische Alexandrien. Auch war die Absicht Konstantins nicht auf eine universale Weltverbindung gerichtet, die Alexander der Große ins Auge faßte und durchführte. Nur auf das römische Reich, aber in seiner Gesamtheit, war sein Augenmerk gelenkt. Da war nun vor allem ein besserer Zusammenhang zwischen Orient und Occident erforderlich. Rom war zu entfernt, um von da aus den Orient zusammenzuhalten und zu beherrschen. Und wie man von Anfang an die Zerstörung der Mauern von Byzanz als eine Schwächung des Reiches den feindlichen Nachbarn gegenüber betrachtet hatte, so war auch aus diesem Grunde eine Erneuerung und Verstärkung der alten Fortifikation notwendig; die Sicherheit des Imperiums gründete sich darauf. Diesem Bedürfnis genügte Konstantin, indem er Byzanz aufs neue und in größerem Umfang als bis dahin befestigte. Zunächst wurde dadurch die Abhängigkeit des Orients vom Occident unerschütterlich. Die Vermittelung bildete Illyrien, von wo in den letzten Zeiten die brauchbarsten Truppen ausgegangen waren. Konstantinopel bildete gerade die geeignete Stelle für diese militärische Verbindung. Für die römisch-griechische Welt im Orient wurde hierdurch ein neuer Mittelpunkt geschaffen, Konstantinopel wurde die zweite Hauptstadt des Reiches. Es empfing einen Praefectus Praetorio und einen nach dem Vorbilde Roms eingerichteten Senat. In späteren Zeiten hat man der Freiheiten, welche die ursprüngliche städtische Verfassung gewährte, mit einer gewissen Bewunderung gedacht. In der Mitte einer ergebenen, überwiegend griechischen Bevölkerung fühlte sich der Kaiser doppelt mächtig. Bei der Feier der circensischen Spiele ist Konstantin, was er in Rom nicht hätte wagen können, mit einem orientalisch

geschmückten Diadem erschienen. Es springt in die Augen, daß Rom dadurch zurücktrat. Und wer wollte verkennen, daß dabei auch religiöse Rücksichten obgewaltet haben! Wenn die Siege Konstantins darauf beruhten, daß das Prästigium der alten Roma nicht mehr hinreichte, ihre Verteidigung zu sichern, eben infolge der religiösen Idee, welche seine Truppen belebte, so konnte auch das Kapitol mit seinen Göttern nicht mehr als das religiöse Centrum des gesamten Reiches betrachtet werden. Der die Legionen belebende Gedanke konnte fortan seinen Ausdruck nicht mehr in Rom finden. Konstantinopel bildete recht eigentlich das Monument der Siege Konstantins. Mit der historischen Stellung des Kaisers hängt es zusammen, wenn er das Gedächtnis der Märtyrer, d. h. eben der Verfolgten, für die er die Waffen ergriffen hatte, durch Denkmale feierte; dem Gotte dieser Märtyrer weihte er die Stadt, wie Eusebius sagt. Innerhalb der neuen Mauern ließ er die Dienste nicht zu, deren Ablehnung die Verfolgungen hervorgerufen hatte.

Insofern entsprach die Einrichtung einer neuen Hauptstadt der religiösen Idee, welche den Waffenthaten und Siegen Konstantins zu Grunde lag. Von der Herrschaft des Christentums war dabei zunächst noch nicht die Rede; es galt nur seine Unabhängigkeit.

Fassen wir nun das Verhältnis Konstantins zu der Religion noch besonders ins Auge, seine Eigenschaft als Beschützer des Christentums, als erster Imperator dieses Glaubens.

Konstantin und das Christentum.

Erwägen wir vor allem noch einmal, was die religiöse Veränderung, die sich unter ihm vollzog, in sich schloß.

Das Christentum verdankte, wie wir wissen, seine Erhaltung der Prärogative des römischen Bürgerrechtes. Hierauf unter gewaltsamen Imperatoren verfolgt, hatte es doch, sobald diese Strenge nachließ, sich mit einer gewissen inneren Folgerichtigkeit entwickelt, und die Kaiser hatten Bedenken getragen, es gewaltsam zu unterdrücken. Worauf es dann ankam, das war bereits durch Justinus Martyr ausgesprochen. Der Philosoph-Märtyrer hatte es für ein unbezweifeltes Recht erklärt, von dem schlechteren zu dem besseren übergehen zu dürfen — in religiöser Hinsicht wie in jeder anderen. Er ging davon aus, daß der Kaiser durch die Pflicht, sein Amt zu verwalten, auch dazu verpflichtet werde, dies Recht anzuerkennen. Eine momentane Toleranz genügte ihm noch nicht. Er wollte eine solche auf immer von dem Kaisertum anerkannt und ausgeübt sehen.

Zwei Mächte waren von Anfang an im Kampf: das Christentum, das dem Götzendienst absagte, und das Kaisertum, das an demselben festhielt. Dieses hätte sich selbst reformieren müssen, wenn es dem Christentum hätte gerecht werden wollen. Und vielleicht wäre das mit der Zeit möglich gewesen, wenn der Friede, der damals obwaltete, im Innern und Äußern fortgedauert

hätte. Aber durch die Angriffe der benachbarten Völker, die sich erneuerten, wurde die Idee der Religion der Waffen wiederbelebt. Nur unter dem Schutz der Götter glaubte man die Feinde abwehren zu können. In dem inneren Konflikt kamen zuweilen mildere Tendenzen, die dann die Wirkung hatten, daß das Christentum sich weiter entwickeln konnte, zum Vorschein; aber sie wurden wieder zurückgedrängt, und zwar um so schärfer, je größer die zuletzt geübte Nachsicht gewesen war. Besonders waren es dann die persischen Kriege, welche den Anlaß gaben, daß man alle Kräfte des Reiches ins Feld zu führen versuchte. Die Verbindung des Dienstes der alten Götter mit der Landesverteidigung hatte zur Folge, daß man jede Abweichung von diesem als dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend auf das strengste verpönte. Die Idee, welche Diocletian in einem seiner Edikte aussprach, war, daß durch die Vorsicht der Götter alles das, was gut sei, der Welt bekannt geworden sei und nur durch verständige Männer erwogen und ausgeführt zu werden brauche. Er verdammte jede religiöse Abweichung als eine verbrecherische Verirrung. Da nun der Erfolg der Waffen lediglich durch die Führung der Götter, deren Willen man durch die Haruspicien erkenne, bestimmt wurde, so schritt man zu den äußersten Akten der Gewalt, um die Christen zur Teilnahme an dem Götterdienst zu zwingen. Die Idee des alten römischen Reiches und die Vorstellung von den göttlichen Dingen, die seit der Gründung desselben vorgewaltet, schlossen an einander und verhängten Untergang und Verderben über die Christen. Man kann das vom rein patriotischen Standpunkt begreifen, aber in der That war es doch ein Wahn und eine Grausamkeit. Denn Rom war eben nicht die Welt. Wäre es auch mit der Verteidigung gelungen, so würde doch das römische Reich und die Kultur, die es in sich schloß, auf die gegenwärtigen Grenzen beschränkt geblieben, jeder weitere Fortschritt unmöglich geworden sein. Das Christentum aber war eine Religion für die Welt, die benachbarten Nationen sowohl wie die Römer. Und eine Grausamkeit lag darin, wenn man die keines anderen Vergehens anzuklagenden Gläubigen ihres Glaubens wegen umbrachte.

Die christliche Tugend selbst wurde ein Verbrechen; Konstantin spricht mit Indignation über das Verfahren, das man gegen die Christen einschlug, und mit Bewunderung von der Standhaftigkeit, mit welcher diese jede Gewaltsamkeit, von der sie bedrängt wurden, ertrugen. Man kann nicht bezweifeln, daß er den Gedanken hegte, von diesem Unwesen wenigstens die Gebiete seines Vaters freizuhalten und vielleicht ihm auf immer ein Ende zu machen, als er aus Asien zurückkam. Darin liegt die Größe seiner Position. Er strebte nach dem Imperium — es ist kein Zweifel daran —, aber zugleich nach einer Veränderung desselben, die dem Christentum entsprach. Streng genommen darf man nicht sagen, daß er sich der Christen habe bedienen wollen, um seinen Zweck zu erreichen, ebensowenig als man sagen dürfte, daß die Christen ihn an ihre Spitze gestellt hätten, um den ihren durchzusetzen; es war eine Koincidenz zweier Intentionen. Der Cäsar

wollte die ihm überlegenen Gewalten stürzen; die Christen mußten auch ihrerseits wünschen, derselben entledigt zu werden. Sie vereinigten sich zu dem Zwecke, das Imperium zu erobern, aber ihm zugleich einen anderen Charakter zu geben.

Man dürfte behaupten, daß diese Veränderung nicht dahin ging, das Reich zu stürzen, sondern vielmehr es auf eine Weise umzugestalten, daß ihm selbst noch eine weitere Ausdehnung seiner Macht ermöglicht wurde. Die patriotischen, aber beschränkten Anschauungen, welche Diocletian verkündet hatte, konnten beseitigt und das Reich, noch in etwas freierem Sinne, der Mittelpunkt der Weltgeschichte werden. So ward diese Vereinigung zweier ursprünglich verschiedener Intentionen geschlossen. Sie waren beide der Allgewalt der Herrscher, welche die Verfolgungen über die Welt verhängten, entgegengesetzt. Und da liegt nun am Tage, daß die Christen dem Cäsar, der Augustus wurde, die größten Dienste geleistet haben. An der milvischen Brücke ist der Sieg durch ihre Scharen unzweifelhaft behauptet worden. Die nur in der Form der Anerkennung eines höchsten Wesens ausgesprochene, gleichsam noch verhüllte Religion hatte ebenso den Sieg über den alten Götterdienst im Kampfe gegen Maximinus davongetragen. Der alte Glaube wurde durch den Sieg des Kreuzes über die Scharen des Licinius vernichtet; der neue Glaube erfocht den vollen Sieg. Nachdem diese großen Erfolge errungen waren, machte Konstantin vor allem den Ungerechtigkeiten, die sich Licinius hatte zu Schulden kommen lassen, ein Ende. Alle die, welche ihre Ämter verloren hatten, erhielten dieselben wieder. Die, welche in die Bergwerke oder zu öffentlichen Arbeiten verurteilt waren, wurden in ihren früheren Stand wieder eingesetzt. Die konfiszierten Güter der Hingerichteten gab Konstantin den Angehörigen zurück. Er bedrohte die mit Strafen, welche Besitzungen, die den Christen gehörten, sich angeeignet hatten, wenn sie sich weigern würden, sie herauszugeben. Was an den Fiskus gekommen war, befahl er, auch dann nicht zu behalten, wenn sich keine berechtigten Erben fanden. Die Güter wurden dann den Kirchen überlassen, denen die Verurteilten angehört hatten. Denen, welche ihre militärischen Stellungen ihrer Religion wegen verloren hatten, wurde freigestellt, entweder sie mit dem alten Range wieder anzutreten oder mit allen Ehren den Abschied zu nehmen. Mit einem Schlage bekam die bisher unterdrückte Partei die Oberhand. In der Civilverwaltung nahm Konstantin die obersten Beamten aus den Christen; waren einige dies nicht, so wurde ihnen verboten, zu opfern. Idololatrie wurde den Beamten untersagt, sodaß die ganze Organisation, welche den Staat konstituierte, denen entrissen wurde, welche am Dienst der Götter festhielten; denn mit jener Neutralität hatte es infolge der Ereignisse ein Ende auf immer genommen.

Ein Schreiben an die Provinzialen des Orients liegt vor, in welchem Konstantin seinen Standpunkt ausführlich entwickelt. Er geht davon aus, daß sein Vater mit wunderbarer Einsicht Gott den Höchsten allein angebetet;

dessen Mitgenossen im Reich, ohne gesundes Verständnis und von gewaltsamer Natur, dagegen seien beflissen gewesen, die Wahrheit zu unterdrücken. Konstantin bringt dann die Erinnerungen aus seiner Jugend bei, deren wir schon gedachten. Dem aber fügt er noch ein Moment hinzu, durch welches die patriotischen Absichten, welche die früheren Kaiser vor sich hertrugen, in ihrer Nichtigkeit erscheinen; vielmehr seien sie eben zum Gegenteil ausgeschlagen. Um den nicht zu beschreibenden Qualen zu entgehen, welche man den Christen angethan habe, seien viele zu dem Entschluß gekommen, zu den Barbaren zu fliehen, und hätten sich bei diesen einer menschenfreundlichen Aufnahme erfreut. Welch ein Schimpf für die Römer liege darin! Aber die Urheber dieser Greuel seien in bürgerliche Kriege verwickelt worden und sämtlich zu Grunde gegangen. Konstantin bittet Gott, durch ihn, seinen Diener, den Orientalen Rettung und Heil angedeihen zu lassen. Unter göttlicher Leitung habe er sein Heer dahergeführt und seine Siege erfochten; seine Absicht sei, das von den Tyrannen verwüstete Haus Gottes wieder aufzurichten: „Durch Deine Macht bin ich groß geworden; ich fürchte Deine Macht."

Den Umfang seiner Ideen lernt man noch besonders aus einem Schreiben kennen, welches er an seinen sassanidischen Nachbar, den in den orientalischen Sagen und Geschichten hochgefeierten Schapur II., gerichtet hat. Eben in dessen Gebiet war der größte Teil der ausgetretenen Christen geflüchtet; und Konstantin gewann es über sich, dem Oberhaupt des Feuerdienstes den Schutz der Gläubigen zu empfehlen. Er erklärt dem Schapur, er freue sich, daß das Reich desselben in Blüte sei; denn das werde auch den Christen in den dortigen Gebieten zu gute kommen. Von seinen Siegen spricht er dann in demselben Sinne, wie in dem eben erwähnten Erlaß. Er sei dem Lichte der Wahrheit gefolgt und zwar im Kampf mit den früheren großen Machthabern, deren Sinn dahin gegangen sei, die Wahrheit, für die es ihnen an allem Verständnis gefehlt habe, zu verdunkeln oder vielmehr zu ersticken. Die höchste Gottheit habe ihren Unwillen über dies Verfahren dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die Urheber desselben zu Grunde gerichtet habe. Zu den Beweisen dieser göttlichen Ungnade rechnet Konstantin nun selbst die Vorteile, welche die Perser über die Römer zu Zeiten errungen hatten, selbst die Gefangennehmung des Kaisers Valerian durch den ersten Schapur. Historisch unrichtig ist die Verbindung dieser Momente keineswegs. Denn wenn Valerian im Kampfe gegen die Perser obgesiegt hätte, so würden die von ihm erlassenen Edikte gegen die Christen zur Ausführung gelangt und das Christentum unterdrückt worden sein. Für die Umwandlung der weltbeherrschenden Ideen ist es von größter Bedeutung, daß ein römischer Kaiser die Niederlage eines seiner Vorgänger für eine von der Gottheit, die er anbetet, verhängte Fügung erklärt. Dadurch wurde die ideale Scheidewand zwischen dem römischen Imperium und dem Sassanidenreiche gleichsam niedergerissen; eine höhere Idee wurde anerkannt, welche über den beiden Reichen schwebte und ihre Entzweiung eigentlich als ein untergeordnetes Moment erscheinen ließ. Es

war die Idee des Christentums, das bei den Persern eine Zuflucht gefunden und nun im römischen Reich die Oberhand erhalten hatte. Das war ja eben die charakteristische Eigentümlichkeit der neuen Religion: sie fiel nicht mit der obersten politischen Gewalt zusammen. Ein Moment trat ein, in welchem die christliche Idee zur Trägerin des Friedens zwischen den Nationen zu werden den Anlauf nahm. Das römische Imperium konnte mit den Nationen, die es bekämpfte, im Frieden bleiben, ohne daß diese sich unterworfen hätten. Die Kulturwelt vermochte auf fremde Nationen noch auf eine andere Weise Einfluß zu gewinnen, als durch die Religion der Waffen. Wir werden im Laufe der Geschichte wahrnehmen, wohin das geführt hat. Jetzt bleiben wir innerhalb der Grenzen des Imperiums stehen, wo die nächste Frage eine ganz andere war.

Die Vielgötterei war besiegt, aber keineswegs vertilgt; das Christentum hatte die Oberhand gewonnen, aber damit nicht etwa die ausschließende Herrschaft. Und noch nicht so abgestorben war die innere Lebensfähigkeit der heidnischen Kulte, daß sie nicht auch ohne unmittelbaren Anlaß sich immer aufs neue hätten regeln sollen. Sie hatten in den lokalen Diensten feste Wurzeln.

Man dürfte nicht sagen, die Christen seien Meister des Reiches geworden; der Fürst war es geworden, der sie vor den Gewaltsamkeiten schützte, die sie von seinen Gegnern erfuhren. Aber indem er die Persekutoren niederwarf, war er doch zugleich ihr Nachfolger geworden. Er konnte unmöglich zugeben, daß an die Stelle der Unordnungen der Verfolgung die vielleicht noch größeren einer gewaltsamen Reaktion träten. Er höre wohl sagen, so drückt er sich einmal aus: die Tempel und ihr Dienst seien nunmehr aufgehoben. Auch er sei geneigt, die Macht der Finsternis zu zerstören, aber er bedenke das vielen Gemütern innewohnende hartnäckige Festhalten des Irrtums; dieser drohe die allgemeine Wiederherstellung zu hindern.

Allerdings hat Konstantin eine Anzahl von polytheistischen Heiligtümern, besonders solche, welche dem Dienst der Venus gewidmet oder von denen die Orakel ausgegangen waren, zerstören lassen. Es waren die Stätten unversöhnlicher Feindseligkeit, welche er nicht dulden wollte. Doch legte er die Axt noch nicht an die Wurzel der früheren Religionen: er ließ sie vielmehr bestehen, um nicht ein neues Feuer, neue Kriege aufzuwecken. Er wußte recht wohl, daß es die Pflicht des Fürsten sei, auch für die zu sorgen, die in der Verehrung des Kreuzes nicht mit ihm übereinstimmten. Die allgemeine Reichsgenossenschaft, die Pflicht des Imperators, den öffentlichen Frieden zu erhalten, standen ihm noch höher, als das von ihm ergriffene Bekenntnis.

Diese Pflicht auszuüben, kam er nun aber auch in seinem Verhältnis zu den Christen selbst in die Notwendigkeit.

Eines der größten politischen Probleme ist es, wie sich die Staatsgewalt, die an der religiösen Meinung einer großen Partei festhält, zu den Zwistigkeiten, die in deren Mitte ausbrechen, stellen soll. Die Entzweiungen

unter den Christen waren bereits von so hoher Bedeutung, daß sie die Dazwischenkunft des Imperators erforderlich machten.

Noch vor dem Sieg über Licinius griff Konstantin in eine Spaltung ein, welche in der afrikanischen Kirche zum Vorschein gekommen war.

Infolge der Gewaltsamkeiten des Decius hatte sich überall die hierarchische Verfassung verstärkt; die Bischöfe waren nach denselben mächtiger als je geworden. Als die Verfolgung nachließ, entstand ein Streit darüber, wie diejenigen behandelt werden sollten, die wirklich zum Opfern genötigt oder sonst zur Verleugnung des Glaubens gebracht worden waren, jetzt aber nichts mehr wünschten, als wieder in den Schoß der Kirche zurückzukehren. Es bildeten sich hierüber drei Meinungen: die eine, daß man sie schlechthin aufnehmen, die andere, daß man sie zurückweisen, die dritte, daß die Aufnahme mit einer Pönitenz verbunden sein solle. Dieser Meinung war Cäcilius Cyprianus, Bischof von Karthago, der eben in jener Zeit durch seine weise und standhafte Haltung großes Ansehen erworben hatte; und auch in der römischen Kirche behielt sie über die, welche die Aufnahme überhaupt verweigern wollten, den Sieg. Nach der diocletianischen Verfolgung trat nun dieser Streit noch in größerer Schärfe hervor. Nicht wenige hatten sich verleiten lassen, die heiligen Bücher der Christen den kaiserlichen Beamten auszuliefern. Es sind die Traditores, welches Wort hier den Sinn der Verräter, den es in den romanischen Sprachen noch hat, in sich schließt. Ihnen trat eine streng rechtgläubige Partei entgegen, welche diese Nachgiebigkeit für einen Abfall und jede kirchliche Handlung, die unter ihrer Mitwirkung vorgenommen worden, für ungültig erklärte.

Bei dem größten Akt der afrikanischen Gemeinden, der Wahl eines Bischofs von Karthago, gerieten sie im Jahre 311 in offenen Konflikt. Noch einmal wurde ein Mann von der Gesinnung Cyprians, des Namens Cäcilianus, auf den bischöflichen Stuhl erhoben. Aber bei der Ordination desselben geschah es, daß auch Geistliche mitwirkten, die als Traditores bezeichnet werden; was zur Folge hatte, daß die Mehrzahl der Bischöfe, namentlich die numidischen, deren man siebzig zählte, sich weigerten, den Cäcilian als rechtmäßigen Bischof anzuerkennen, und vielmehr einen anderen an dessen Stelle wählten. An der Spitze dieser Partei befand sich Donatus, Bischof von Casänigrä, welcher überhaupt montanistische Ideen verfolgte, von denen wir wissen, daß sie eine Verständigung der Kirche mit den herrschenden Gewalten unmöglich gemacht hätten. In dieser Lage befand sich die afrikanische Kirche, als Konstantin den Maxentius besiegte, worauf er, wie in Italien, so auch in Afrika als Imperator an dessen Stelle auftrat.

Die daselbst eingetretene kirchliche Spaltung zog sofort seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Frage war, ob die laxere cyprianische oder die strenge donatistische Doktrin die Oberhand behalten sollte.

Schon war die Bevölkerung aufgeregt. Von der über die Besetzung eines der wichtigsten bischöflichen Stühle ausgebrochenen Entzweiung wurde die

höchste Gewalt nahe berührt. Konstantin setzte eine Kommission, eigentlich einen Gerichtshof zusammen, der aus dem römischen Bischof und drei gallischen Bischöfen, von denen einer der von Köln ist, bestehen soll. Vor dieser Versammlung soll Cäcilianus mit zehn Bischöfen, die ihm anhängen, zugleich aber auch zehn anderen in Rom erscheinen, um ihren Streit entscheiden zu lassen, wie es das Gesetz Gottes verlange. Diese Versammlung fand nun im Oktober 313 wirklich im Lateran statt. Wir finden keine Spur davon, daß die Initiative vom römischen Bischof ausgegangen wäre; es war das eigenste Werk des Kaisers. Er spricht sich darüber mit Entschiedenheit zugleich und einer gewissen Naivetät des Glaubens aus; er sagt in einem Briefe an einen hohen Beamten in Afrika, dem er zutraut, daß er selbst ein Verehrer des höchsten Gottes sei: er könne den Streit unmöglich dulden oder dissimulieren, denn der höchste Gott habe ihm die Herrschaft über die irdischen Dinge anvertraut, und er müsse fürchten, dieser werde sonst mit seinem Zorn das Menschengeschlecht und ihn selbst treffen. Die Akten des kleinen römischen Konzils wurden ihm vorgelegt; mündlich und schriftlich erklärte dasselbe, daß es für Cäcilianus sei und vielmehr die anklagen müsse, die ihn angeklagt hätten. Von diesen waren viele bereits nach Afrika zurückgegangen und setzten die ganze Provinz in Aufregung. Statt sich dem Urteil zu unterwerfen, das nur von einigen Personen gefällt worden sei, erhoben sie neue Anklagen gegen Cäcilianus, unmittelbar vor dem Kaiser selbst. Konstantin wäre nicht abgeneigt gewesen, die Sache in Afrika zur Entscheidung bringen zu lassen; er fürchtete jedoch bei der Turbulenz der Donatisten, daß dabei etwas herauskommen dürfte, was der himmlischen Gottheit mißfallen und seine eigene Reputation, für die er vor allen Dingen zu sorgen habe, schädigen werde. Er dachte wohl, Cäcilian selbst in Brixia zu verhören, und versprach ihn zu verurteilen, wenn auch nur eines von den Verbrechen, die man ihm schuld gab, nachgewiesen werden könne. Allein auch damit beruhigten sich die Gegner nicht, so daß sich Konstantin entschloß, die Streitsache von einer größeren Versammlung von Bischöfen, die im August 314 in Arles zusammentreten sollte, untersuchen und entscheiden zu lassen. Dort sollte Cäcilian mit einigen Freunden, die er selbst namhaft machen könne, und einer Anzahl von Mitgliedern der entgegengesetzten Kirchenverbände aus Numidien und Mauretanien sich einfinden. Wir besitzen das Schreiben des Kaisers an den Bischof von Syrakus, in welchem derselbe aufgefordert wird, mit zwei Bischöfen, deren Wahl ihm überlassen blieb, auf der Versammlung zu erscheinen; der Kaiser trug zugleich Sorge für ihr Fortkommen und ihre Bedienung auf der Reise.

Der römische Bischof Miltiades, der es nicht ratsam fand, den Sitz der Apostel zu verlassen, hatte Gesandte nach Arles geschickt; und sehr bemerkenswert ist die Verehrung, die sich in dem Briefe ausspricht, in dem die Versammelten, an Zahl dreiunddreißig, dem Bischof Nachricht geben, ohne gleichwohl eine Oberhoheit desselben anzuerkennen. Der Beschluß fiel zum Nach-

teil der Donatisten aus; denn wie hätten die versammelten Bischöfe die Abrogation eines kreierten und designierten Bischofs nicht verwerfen sollen? Der Kaiser war seinerseits sehr geneigt, den Donatisten Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber dem Urteil, das von einer von ihm selbst berufenen bischöflichen Versammlung ergangen war, mochte er doch nicht in den Weg treten. Seine Stellung brachte es mit sich, daß er den Bischöfen, die von Decius und Diocletian verfolgt worden waren, seinen Schutz angedeihen ließ. Und in Bezug auf den Streit innerhalb der Kirche ist es von Bedeutung, daß die extravaganten Meinungen der Donatisten, die an die Montanisten erinnerten, in einem Konzil verworfen wurden. Es war das gemäßigte, mit den Ordnungen des Kaisertums vereinbarte Christentum, zu dem sich die Bischöfe bekannten. Weltlich-selbstsüchtige Rücksichten weiß ich dabei nicht zu erkennen: der Inhaber der höchsten Staatsgewalt konnte nicht anders, als ihre Beschlüsse sanktionieren. Ob aber die verurteilte Partei sich denselben unterwerfen werde, war doch sehr zweifelhaft. Zuerst von den Donatisten ist die Frage aufgeworfen worden, was denn der Kaiser mit der Kirche zu schaffen habe. Aber um so stärker war die Verpflichtung der Bischöfe und aller Derer, die sich zu einer gemäßigten Doktrin bekannten, gegen den Kaiser.

Wie nun aber dann, wenn die Bischöfe sich selbst unter einander entzweiten? — Unmittelbar nach dem Siege über Licinius kam der Kaiser in den Fall, in eine kirchliche Entzweiung von der allergrößten Bedeutung eingreifen zu müssen. Es war die arianische, welche nicht bloß die Verfassung, sondern das tiefste Geheimnis des christlichen Glaubens selbst betraf. Als der Bischof Alexander von Alexandrien den Presbytern seine Lehre von der Dreieinigkeit in dem Sinne einer vollkommenen Einheit des Vaters und des Sohnes darstellte — die Trias sei eben eine Monas —, fand er in einem derselben, dem Presbyter Arius, einen scharfsinnigen und entschlossenen Widersacher. Denn die Wesenseinheit, so sagte dieser, würde doch die Unterscheidung der Personen aufheben; der Sohn sei nicht anfangslos, wie der Vater; er sei von demselben erzeugt oder erschaffen.

Diese Lehre, die den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen einen Schritt näher steht als die andere, fand nun im Orient so viele Anhänger, daß man in Alexandrien für notwendig hielt, ihr durch die authentische Erklärung einer Kirchenversammlung entgegenzutreten. Im Jahre 321 wurde Arius durch ein feierliches Konzil von Alexandrien von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Seine Anhänger behaupteten sich aber dennoch, so daß sich im Orient eine Partei bildete, welche die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft forderte. Zu denen gehörten selbst einige Bischöfe, unter denen Eusebius von Nikomedien der vornehmste war. Die Entzweiung erfüllte den Orient mit Hader und fing an, auf den Occident zurückzuwirken, so daß Konstantin unmittelbar von demselben betroffen wurde. Er war entfernt davon, sich selbst eine Ansicht über die Sache zu bilden; in einem Schreiben an die beiden Antagonisten tadelt er den Bischof, daß er die

Frage aufgestellt, zugleich aber auch Arius, daß er sie beantwortet habe. Denn es gebe kein Gesetz, welches zu Diskussionen dieser Art verpflichte. Das seien vielmehr Meinungen, welche aus müßiger Beschäftigungslosigkeit entspringen, mehr zur Übung des Geistes geeignet. Man müsse sie innerhalb der Gedankenkreise beschließen und nicht in die Öffentlichkeit bringen.

Aber der Streit war nun einmal ausgebrochen. Sobald Konstantin der allgemein anerkannte Imperator geworden war, mußte er denselben zu beseitigen versuchen. Als das einzige Mittel dazu erschien es ihm, die unter einander in Streit geratenen Bischöfe der orientalischen Kirche zusammenzurufen und einen Ausgleich zwischen ihnen zu unternehmen. Es war nicht eigentlich ein Befehl, den er ihnen zu diesem Zweck zugehen ließ, sondern eine Aufforderung, die mit allgemeiner Freude begrüßt wurde, auch deshalb, weil alle den wunderbaren Mann zu sehen wünschten, der so große Dinge ausgeführt hatte, und dem sie ihr Bestehen verdankten. Der Kaiser trug dafür Sorge, wie einst bei den Versammlungen in Rom und in Arles, daß die Bischöfe in den Stand gesetzt wurden, die Reise auszuführen.

Im Juni des Jahres 325 kamen bei dritthalbhundert Bischöfe, nicht ohne geistliches Gefolge, mit wenigen Ausnahmen alle Orientalen, ohne daß des römischen Bischofs gedacht wurde, nicht allein aus dem römischen Reiche, sondern auch aus den benachbarten Landschaften, Persien und Arabien, in Nicäa zusammen, die einen alt und würdig, die anderen noch jung und kräftig. Sie waren zum Teil auch deshalb gekommen, um ihre Beschwerden nach ihrer Parteistellung bei dem kaiserlichen Gericht einzubringen. Konstantin aber verschmähte es, die Eingaben auch nur zu lesen; er soll gesagt haben, den Christen gezieme gegenseitige Vergebung. Die Versammlung trug nicht das sakrosankte Gepräge, das man mit dem Begriff des ökumenischen Konzils zu verbinden pflegt. Alles war ursprünglich, unvorbereitet, wie es die Umstände mit sich brachten. Die Versammlung fand nicht etwa in einer Kirche statt, sondern im kaiserlichen Palast. Constantinus, noch in kräftigen Mannesjahren und von Sieg gekrönt, war doch von jeder Überhebung frei. Und wie hätte ihm nicht eine Vereinigung der Würdenträger der Kirche, zu der er sich, wenngleich noch nicht förmlich in ihre Gemeinschaft aufgenommen, doch in der That bekannte, Eindruck machen sollen? Obwohl er in der Pracht des Imperiums erschien, nahm er einen Augenblick Anstand, sich niederzusetzen, bis er sah, daß es der allgemeine Wunsch war. Dann erst, und, wie man erzählt, mit niedergeschlagenen Augen, begann er zu reden. Von allen Gnaden, sagte er, die ihm Gott erwiesen, sei beinahe die größte, daß er die Bischöfe vereinigt um sich sehe, von denen er erwarten dürfe, sie würden sich zu Einer Meinung vereinigen. Er habe sie berufen, um durch ihren Eifer den kirchlichen Entzweiungen, in denen eine noch größere Gefahr liege als in jeder andern, ein Ende zu machen. Sie seien Gott geweiht und schon dadurch verpflichtet, ruhiger Eintracht zu pflegen und sie auch denen zu schaffen, die danach trachten. Er sprach dann die Erwartung aus, daß sie

die Knoten ihrer Antilogien im Sinne des Friedens aufzulösen bedacht sein würden. Die Rede hielt er in der offiziellen Sprache des lateinischen Imperiums; ein Dolmetscher übersetzte sie ins Griechische. Dann aber mischte sich Konstantin in die Versammlung und redete in der Sprache, die ihnen am geläufigsten war, in der griechischen, mit den einzelnen.

Wie man versichert, hat er dem, was ein jeder für seine eigene Meinung vorbrachte, sein Ohr geliehen, so daß die Streitsucht einer gemäßigteren Stimmung Platz machte. Wir hören, er habe die einen überzeugt, die andern beschämt; genug, durch persönliche Einrede brachte er ihnen die übereinstimmenden Grundlagen ihrer Doktrin ins Bewußtsein, so daß die Differenzen zurücktraten.

Doch waren auch in Nicäa die beiden Parteien sehr ernstlich aufeinander gestoßen. Dem Presbyter Arius stellte sich der Zögling des Bischofs Alexander, Athanasius, damals Diakon, in persönlichem Streitgefecht gegenüber. Allein wenn wir recht unterrichtet sind, bildete sich auch eine dritte, zwischen beiden stehende Partei aus, die an der Wesenseinheit festhielt, jedoch mit solchen Bestimmungen, welche sie auch dem Gegner derselben annehmbar machten. Man fand eine Formel, welche von allen Bischöfen, mit Ausnahme von zweien unterschrieben wurde. Das Gefühl, der allgemeinen Gefahr entgangen zu sein, die Verehrung für den Fürsten, der dies bewirkt hatte, und das gemeinsame Interesse, mit ihm und unter einander zusammenzuhalten, walteten vor. Daß das geschah, wurde von Konstantin als ein neuer Sieg betrachtet, den er davongetragen habe. Er feierte damals die Vicennalien seiner Thronbesteigung. Mitten durch die Protektoren — so nannte man die Leibwächter, die mit gezogenem Schwert dastanden — nahmen die Männer Gottes ihren Weg in die Gemächer des Kaisers, wo ihrer ein festlicher Empfang wartete. Sie glaubten zu träumen, so unerwartet war ihnen dieses alles; der Kaiser betrachtete diese Festlichkeit gleichsam als einen Triumph, die Vollendung seiner Siege. Konstantin erscheint nicht als ein Theologe, der dem Geheimnis des Glaubens weiter nachzuforschen bestrebt gewesen wäre. Er nahm die Doktrin an, wie er sie fand. Den inneren Zwistigkeiten, die in den christlichen Gemeinden ausgebrochen waren, suchte er vornehmlich auch aus dem Grunde abzuhelfen, um dem Widerspruch der Gegner, die sich wohl auf die Zwietracht unter den Christen beriefen, ein Ende zu machen. Insofern gehörte eine Abkunft, wie die in Nicäa getroffene, zur Vollendung seiner Siege, denn an die Entzweiung hätten sich neue Unruhen und Gefahren geknüpft. So faßten auch die in Nicäa versammelten Bischöfe die Sache auf; sie entschlossen sich, die vereinbarte Formel zu unterschreiben, weil darin der Ausdruck des allgemeinen Sieges ihrer Sache bestand. Daß es dabei sein Bewenden nicht haben würde, hat sich bald gezeigt. Ein jeder behielt doch die ihm eigentümliche Vorstellung insoweit bei, als es bei der vereinbarten Formel möglich war. Die Vertiefung in das Abstrakte lag mehr in der Natur der christlichen Theologie, als Konstantin

vielleicht meinte. Doch das sind Fragen für eine spätere Zeit. Unmöglich konnte man von dem neuen Imperator erwarten, daß er sie lösen würde. Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit in diesem Sinne hat es nie gegeben und kann es nicht geben: eine solche würde der Fortentwickelung der Jahrhunderte ein Ziel setzen. Auch Konstantin hat sich diesen Beruf nicht zugetraut; aber die natürlichen Wirkungen seiner Siege zu ergreifen und zu realisieren, ließ er sich nicht nehmen. Er verschaffte den Bekennern des Glaubens, unter dessen Zeichen er gesiegt hatte, eine überwiegende Stellung im Reiche, welche die maßgebende für alle Zeiten geworden ist.

Ich weiß nicht, ob ich Beistimmung finden werde, wenn ich den mir selbst unerwarteten Gedanken ausspreche, daß die einheitliche Gestaltung der christlichen Kirche aus ihrer Vereinbarung mit dem Kaisertum entsprungen ist; denn für den Glauben an sich wäre eine solche nicht notwendig gewesen, da dieser auf der Grundlage der evangelischen Schriften, und der Kirchendienst auf den presbyterialen und episkopalen Einrichtungen beruhte. Daß die Gläubigen von dem Kaisertum verfolgt wurden, gehörte dazu, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in dem gemeinschaftlichen Glauben lag, zu erhalten und zu verstärken. Wenn nun aber Konstantin ein heidnischer Herrscher gewesen wäre, so würden in den verschiedenen Gebieten sich Provinzialverfassungen ausgebildet haben. Das Auftreten und die Siege Konstantins hoben diese Möglichkeit auf. Daß es einen Imperator gab, der sich zwar nicht erdreistete, seine persönliche Meinung geltend zu machen, von dem man nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, daß er wirklich durch die Taufe in den religiösen Verband der Christen förmlich aufgenommen worden ist, der aber durch seine Stellung und Gesinnung darauf angewiesen war, alle Streitigkeiten unter den Christen, als deren Protektor er zur Macht gelangt war, zu verhüten, und dazu der Beihülfe der Bischöfe bedurfte, — gab der Gesamtheit der Christen eine gewisse Einheit, die sich eben um den Imperator her gruppierte. Eine solche war in der That noch nicht vorhanden. Sie wurde durch die Gesamtheit der Bischöfe gebildet, welche zu einem großen Concilium berufen wurden, und kam in den beiden Autoritäten, dem Kaiser und der Versammlung, zur Erscheinung. Man dürfte nicht meinen, daß der Kaiser das Konzil beherrscht habe; die eigentliche Beschlußfassung blieb den Bischöfen überlassen. Denn nicht durch untergeordnete Hülfeleistung, sondern eine eingeborene Autonomie waren die Christen emporgekommen. Aber als Gesamtheit gestaltete sich die Kirche nur eben unter dem Einfluß dessen, der die höchste Gewalt in den Händen hatte. Hätte sich ein besonderer Imperator im Orient behauptet, so würden sich zwei verschiedene Kirchen, eine östliche und eine westliche, haben ausbilden müssen; es bedurfte der Vereinigung des Imperiums in Einer Hand, um die Einheit der Weiterentwickelung für die Zukunft möglich zu machen. Das Christentum war seiner Natur nach nicht auf das römische Reich beschränkt; es war sogar bereits in einer Ausbreitung über die Grenzen desselben hinaus be-

griffen; aber es schloß sich doch dem römischen Imperium unbedingt an und vermehrte insofern dessen Autorität, die als eine allgemeine, dem göttlichen Willen entsprechende angesehen wurde.

In dieser Verbindung liegt der Charakter der Institutionen des Reiches, wie es unter Konstantin bestand.

In Bezug auf die eigentliche Organisation desselben hielt er an dem Werke seiner Vorgänger fest. Er übernahm die diocletianische Verfassung in ihren Grundprinzipien und bildete sie weiter aus. Die Trennung der militärischen und civilen Gewalten, die früher nur angebahnt war, durchgeführt zu haben, ist ohne Zweifel das Verdienst Konstantins. Die Einrichtung der großen Präfekturen, welche die Gesamtheit umfaßten, wurde erst dann wahrhaft möglich, wenn die höchste Gewalt, die über alle herrschte, in Einer Hand konzentriert war.

Und kein Zweifel ist, daß die Stabilität des Kaisertums durch die Vereinigung mit dem Christentum eine neue Bürgschaft erhielt. Dadurch wurde eine ausgedehnte Klasse der Bevölkerung, in der das meiste Leben war, unmittelbar an den Thron geknüpft, der sich fortan von der Religion nicht mehr trennen konnte. Noch einmal zwar ist der Versuch vorgekommen, aber er hat nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht.

Den Umfang der äußeren Macht hat Konstantin zu erhalten gewußt: zuerst an den Grenzen des Occidents, dann an der niederen Donau hat er Einbrüche der entgegengesetzten Nationalitäten zurückgedrängt. Das Imperium nahm wieder eine allgemein anerkannte Machtstellung ein. Der Biograph des Kaisers, Eusebius, ist davon voll, daß die verschiedensten Nationen ihm ihre Huldigung dargebracht haben; er selbst war dabei zugegen, wie der Kaiser sie empfing, die Äthiopen und Blemmyer aus dem Süden und die kräftigen Gestalten, weiß und rot im Antlitz, aus dem Norden, Gesandte von dem äußersten Osten mit prächtigen Geschenken an Edelgestein und Tiergestalten, die man sonst nicht kannte, sind vor Konstantin erschienen. Auch nach der Erweiterung der Erdkunde durch Ptolemäus brach die Meinung sich Bahn, daß der indische Osten durch einen Ocean begrenzt werde, dem ähnlich, welchem Britannien angehörte. Es wurde als der Gipfel der Ehre betrachtet, daß das Reich in den entgegengesetzten Regionen den Ocean erreiche, der die Erde umflute.

Das römische Reich war noch in einem anderen Sinne, als zur Zeit des Augustus, der Mittelpunkt der Welt geworden. Wenn die intensive Macht des Kaisertums auf den griechisch-römischen Institutionen, die in Rom vereinigt waren, beruhte, so trat im Christentum die Idee der ältesten Welt, welche durch das Judentum vermittelt in das römische Reich gekommen war, doch in einer von dem Boden der beschränkten Nationalität losgerissenen idealen Gestalt in dem Reiche Konstantins des Großen hervor. Das gehörte aber zur Vollendung der Kulturwelt in ihrem vollen Umfang. Und zugleich war es notwendig, um die Hervorbringungen des historischen Lebens anderen

Nationen überliefern zu können. Nur in ihrer Verbindung konnten sie ein Gemeingut der Menschen werden. Wie nun die Elemente des geistigen Lebens innerhalb des römischen Reiches sich ergänzen und mit einander ausgleichen, ob und wie dann die benachbarten Nationen von denselben ergriffen und durchdrungen werden könnten, war die Frage der folgenden Epochen der Weltgeschichte.

Noch war alles im Werden und in mannigfaltigem innerem Widerspruch begriffen, der dann sich wiederholt Bahn machte, die innere Entwickelung sowie die äußere Gestaltung noch sehr zweifelhaft. Die Leidenschaften der Menschen auf der einen, die Besonderheiten der Nationalitäten auf der anderen Seite setzten sich der Idee entgegen, die jedoch im ganzen und im großen den Sieg davongetragen hatte. Eben dazu folgen die Generationen des Menschengeschlechtes aufeinander, um, zusammenhängend und doch verschieden, den inneren Kräften des menschlichen Geistes und seiner Entwickelungsfähigkeit Raum zu schaffen.

II.

Das Kaisertum in Konstantinopel

und

der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche.

Im Laufe der drei ersten Jahrhunderte unserer Ära hatte sich das römische Imperium von den Bedingungen losgerissen, unter denen es entstanden war. Von der Herrschaft eines städtischen Gemeinwesens über unterthänige Landschaften, von der Herrschaft eines großen Geschlechts in demselben, wovon einst alles ausging, war schon lange nicht mehr die Rede. Das geheiligte Ansehen der alten Welthauptstadt erhielt sich; der Senat behauptete eine gewisse Würde; aber in den Kämpfen der letzten Zeiten war ihm das Recht, die Imperatoren einzusetzen oder auch nur zu bestätigen, entwunden worden. Das Imperium, wie es jetzt dastand, beruhte nicht auf der Herrschaft einer Stadt, einer Korporation, eines Geschlechtes: sein Rechtstitel entsprang aus seinem Berufe, den Frieden im Reiche zu wahren und die Grenzen desselben zu behaupten, — das eine und das andere in Verbindung mit der bewaffneten Macht.

Diese im Stand zu halten, mußte Italien so gut beitragen, wie die anderen Provinzen. Rom und die suburbikarischen Landschaften verloren ihre bisherigen Exemptionen. Die Idee des Reiches in seiner Gesamtheit hatte das Übergewicht über das Herkommen, auf welches jene Vorrechte sich gründeten, gewonnen.

Wie weit lagen die Zeiten zurück, in denen die vergötterte Roma und der jeweilige Imperator angebetet wurden. Konstantin hatte den großen Schritt gewagt, das Imperium von den religiösen Beziehungen, durch welche es an den römischen Götterdienst gebunden war, abzulösen. Er zog das Bekenntnis vor, welches sich im Gegensatz zu den nationalen Beschränkungen ausgebreitet hatte, und verschaffte ihm durch seinen Beitritt die Oberhand im Reiche. Zu alledem gehörte nun, wie bereits angedeutet worden ist, die Errichtung einer neuen Hauptstadt neben der alten. Es konnte keinen geeigneteren Ort dafür geben, als Byzanz, welches einst durch seine glückliche Lage in der Mitte zweier Weltteile und zugleich zweier Meere an dem Bosporus, der dieselben verbindet, und dessen eindringende Gewässer jenen umfangreichen, tiefen und doch überall ankerbaren Hafen bilden, den schon die älteste Mythe

das goldene Horn genannt hat, zu einer der blühendsten Handelsstädte des Altertums geworden war. Die Landzunge, auf der es sich erhob, machte eine kräftige Verteidigung gegen feindliche Angriffe von der Landseite möglich; der Angriff zur See wird durch die nach Süden gerichtete Strömung der Propontis und den im Sommer herrschenden Nordwind erschwert. Es war eine Art von natürlicher Festung und doch ein Mittelpunkt für den ausgebreitetsten Verkehr nach allen Seiten hin. Dahin nun verlegte Konstantin die neue Hauptstadt. Für das Reich bildete Byzanz ohnehin eine der bedeutsamsten militärischen Positionen — nicht allein zur Überführung der streitbaren illyrischen Kriegsvölker nach Asien, welches durch sie in Unterwerfung gehalten wurde, sondern auch zu dem Zwecke, die in den asiatischen Feldzügen ausgebildeten Waffengattungen wieder in dem Occident zu verwenden. Byzanz war ein Bollwerk gegen die ostgermanischen Völkerschaften, eine Metropole für die alle Provinzen des Reiches diesseit und jenseit des Ägäischen Meeres verbindende und ihre gegenseitigen Beziehungen erhaltende Seemacht. Hier hatte aber der Kaiser nichts von den alten Traditionen und Ansprüchen der Römer zu besorgen, welche seinen letzten Vorgängern oft beschwerlich gewesen waren. Wenn der Imperator in Rom aus einem unabhängigen Gemeinwesen hervorgegangen war, so erschien die neue Hauptstadt vielmehr als das Werk seiner Hände, ein Denkmal seiner Siege; mit Recht hat Konstantin ihr seinen Namen gegeben.

Die Verlegung der Kapitale schloß zugleich eine nationale Veränderung in sich ein. In der Ausbildung des gräco-romanischen Geistes hatte in der alten Hauptstadt, wie sich versteht, der romanische überwogen; in der neuen erlangte der griechische das Übergewicht: denn eben aus den benachbarten griechischen Landschaften sammelten sich die Einwohner, auf Befehl oder freiwillig, an dieser Stelle. Wenn die herrschenden Klassen allerdings altrömisch waren und blieben, so umgaben sie sich doch mit einer Bevölkerung, die sich in griechischen Vorstellungen und Gewohnheiten bewegte und nach und nach den Einfluß, den eine große Kapitale immer ausübt, im öffentlichen Leben zur Geltung bringen mußte. Der vielgestaltige Geist der Griechen gelangte zu einer monarchischen Direktion, die aber dadurch eine besondere Färbung erhielt, daß die Population durch die Teilnahme an der religiösen Entwickelung unaufhörlich angeregt und bestimmt wurde. Auch insofern darf man wohl eine neue Epoche der Geschichte des Kaisertums von der Gründung Konstantinopels datieren.

Wenn nun aber die Konzentration der administrativen und militärischen Institutionen in ihrer Verbindung mit der Religion der imperatorischen Macht offenbar zu statten kam, so war doch dieselbe keineswegs so befestigt, daß sie ohne Erschütterung auf den Nachfolger hätte übergehen können. In Beziehung auf die äußere Macht führte die Errichtung der neuen Hauptstadt selbst einen Nachteil herbei, der zwar nicht gleich damals, aber doch in der Folge der Zeiten auf das stärkste hervorgetreten ist.

War es nicht — so darf man fragen — von vornherein einleuchtend, daß, indem der Orient die Kraft des Reiches vorzugsweise beschäftigte, alsdann der Occident der unmittelbaren Fürsorge der Imperatoren entbehren würde, deren er allezeit bedurfte? Im Westen regten sich die thatkräftigen germanischen Stämme; — wie sollte es möglich sein, sie von einer entlegenen Hauptstadt her in Unterordnung oder auch nur in sicherem Frieden zu erhalten? Eben darin aber lag der vornehmste Beruf des Kaisertums, die Machtstellung des römischen Reiches ungeschmälert zu behaupten. Konstantin selbst bekam noch zu empfinden, daß die freundschaftlichen Verbindungen, in die er mit Persien getreten war, nicht auf immer bestehen würden; die alten Feindseligkeiten, welche das römische Reich, das dem macedonischen nachgefolgt war, von jeher beschäftigten, lebten wieder auf: sie enthielten nationale und religiöse Gegensätze, die immer von neuem hervorbrachen.

Davon aber wurden die Verhältnisse zu den ostgermanischen Stämmen, die jenseit des Limes an der Donau saßen, nahe berührt. Die Goten hatten ihre früheren, zu Zeiten sehr glücklichen Unternehmungen gegen die östlichen Provinzen des Reiches noch nicht vergessen; sie waren selbst in den Streit Konstantins mit Licinius verwickelt gewesen. Jetzt standen sie großenteils als Föderati in römischem Dienst; wie durfte man aber erwarten, daß die eben in ihrem Aufschwung begriffenen und in Völkerbeziehungen, die dem römischen Reiche fern lagen, verflochtenen Stämme durch Vergünstigungen momentaner Art, wie sie ihnen Konstantin angedeihen ließ, auf immer gefesselt bleiben würden?

Im Osten und Westen waren die Kräfte zurückgedrängt, die dem Reiche Gefahr drohten, aber in jedem Augenblick konnten sie sich mit verdoppelter Energie wieder erheben. Man wird das Interesse der Geschichte der Menschheit nicht in der Behauptung des Imperiums suchen; es lag ebensosehr oder vielleicht noch mehr auf der anderen Seite. Aber das Imperium schloß eine die ganze Kulturwelt umfassende Autorität in sich, welche auch auf die, von denen es angegriffen wurde, die größte Wirkung ausübte. Für die Kontinuation der weltgeschichtlichen Bewegung kam es doch in der That auf eine Verständigung der elementaren Gegensätze an. Das Imperium war durch seine Verbindung mit dem Christentum, das nun auch jenseit seiner Grenzen ausgebreitet wurde, diesem Interesse entgegengekommen.

Das führte aber im Inneren des Reiches wieder zu beunruhigenden Agitationen. Die alten Götterdienste, welche in dem Grund und Boden und in der Geschichte der einzelnen Landschaften wurzelten, waren nicht sogleich zu vertilgen. Und wie hätte die römisch-griechische Kultur, die auf denselben beruhte, nicht noch einmal selbstbewußt widerstreben sollen? Dem aber gesellte sich ein Widerstreit hinzu, den wir schon wahrnahmen. Das Christentum mochte sich in der Organisation, die es hatte, dem Kaisertum anschließen; aber es war schon selbst in einer Verschiedenheit der Meinungen über die tiefsten Geheimnisse begriffen, deren Konstantin durch konziliare Versamm-

lungen Meister geworden war, die er aber nicht völlig hatte heben können. Wie lange konnte es dauern, bis das Kaisertum mit den der Kirche innewohnenden Tendenzen der Autonomie in Konflikt geriet?

Wir blicken in eine Welt von Gegensätzen, in welcher die Vergangenheit auf die Gegenwart wirkt und in dieser wieder die Keime der Zukunft sichtbar werden, ein Verhältnis, auf welchem der innere Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten überhaupt beruht. Von Gefahren umringt und mitten im Kampfe geistiger Mächte, hatte Konstantin Entschlüsse gefaßt, die seine Lage forderte und die seiner Überzeugung entsprachen. Er ist dadurch einer der bahnbrechenden Führer der Menschheit geworden. Aber damit wurden Veränderungen hervorgebracht und Zustände gegründet, die wieder neue Gegensätze veranlaßten. Der Kampf und Widerstreit aller dieser Elemente, die zugleich Lebenskräfte sind, erfüllt die folgenden Zeiten, wobei sich dann herausstellt, daß die Momente der Entwickelung in ihren mannigfaltigen Phasen sich berühren, die der Religion und der Macht, der äußeren Kriege und des inneren Friedens und alle unter einander; sie bedingen das ununterbrochene, von der Vergangenheit gebundene, aber immer nach neuen Zielen ringende Leben des Menschengeschlechts. Man hat nicht einen ruhig gleichmäßigen Strom der Begebenheiten vor sich; die Aufmerksamkeit muß nach den verschiedenen Seiten gerichtet sein.

Erstes Kapitel.

Die Machtstellung des Kaisers Constantius.

Unter Konstantin schien sich eine erbliche Succession der höchsten Gewalt anbahnen zu wollen. Seine Autorität war von der Idee einer solchen ausgegangen; sein Hof hatte das Ansehen einer Dynastie. Zwei seiner Neffen waren von ihm mit einer selbständigen Gewalt an der Donau und am Pontus betraut worden; einer von ihnen erscheint als König der Könige und der Völker am Pontus.

Ihm selbst lebten aus seiner Ehe mit Fausta drei hierdurch zur Succession besonders berechtigte Söhne, die er zu Cäsaren ernannte und bereits mit der Verwaltung großer Provinzen beauftragte. Mancher Patriot freute sich des Schauspieles, den Augustus und drei Cäsaren die Verwaltung des Reiches einträchtig führen zu sehen. Aber gesetzlich war darüber nichts festgestellt. Alles beruht nur eben darauf, daß die Legionen nicht allein dem Kaiser, sondern auch den Söhnen desselben den Eid der Treue geleistet hatten. Daß nun Konstantin das Reich unter seine Söhne geteilt habe, ist nur zweifelhaft

überliefert und läßt sich ihm in Wahrheit kaum zutrauen. Denn wo wäre alsdann die Einheit geblieben, welche hergestellt zu haben das Werk seines Lebens war? Selbst davon verlautet nichts, daß er etwa den ältesten seiner Söhne, Constantinus, dem er die Verwaltung Galliens übertrug, mit einem Vorzug vor den übrigen ausgestattet hätte. Auch seinen Neffen hatte er die hohen Stellungen, die sie einnahmen, nicht über sein Leben hinaus versichert oder auch nur versichern können. Als Konstantin unerwartet mit Tode abging, war doch alles auf der Stelle entschieden. Noch von Nikomedien aus, wo der Kaiser gestorben war, schickten die Anführer der Leibwachen Botschaften an die drei Cäsaren, die dann unverweilt, gleich als wäre Konstantin noch am Leben und als folge man nur seinen Anordnungen, von ihren Heeren anerkannt und als Augusti ausgerufen wurden. Dem stimmten auch Senat und Volk von Konstantinopel bei; sie erklärten, daß sie diese allein, die drei Söhne und keine anderen, als Inhaber der obersten Gewalt betrachten würden. Unter Führung des mittleren der Cäsaren, des Constantius, wurde die Leiche des Imperators nach Konstantinopel geschafft. In der Apostelkirche, wo man die Exequien vollzog, ist es als das vornehmste Glück des verstorbenen Imperators gepriesen worden, daß er seinen drei Söhnen die Herrschaft hinterlassen habe. Aber diese einmütige Anerkennung war mit einer gräßlichen Gewaltthat verknüpft. Es lebten noch die eben erwähnten Neffen des Konstantin und ein jüngerer Bruder desselben, Julius Constantius: sie wurden sämtlich getötet. Man wird hiebei an die Grausamkeit erinnert, mit denen in späteren orientalischen Reichen durch die Ermordung der nächsten Verwandten die Bahn für den neuen Herrscher gleichsam freigemacht wurde. Die Nachrichten schwanken darüber, ob an der widerwärtigsten dieser Ermordungen mehr der Wille der Legionen Anteil gehabt habe oder der Entschluß des Constantius; sie wirkten ohne Zweifel beide zusammen, und Constantius kann nicht davon freigesprochen werden, daß er seinen Regierungsantritt mit dem Blute seiner Verwandten besudelt habe. Bei aller Differenz der Überlieferungen darf man soviel mit Bestimmtheit annehmen, daß eine letztwillige Verfügung Konstantins überhaupt nicht vorhanden war, daß aber die Teilnahme anderer Verwandten an der Verwaltung der Autorität in den Truppen Mißvergnügen hervorrief und zu dem Beschlusse führte, daß den Söhnen Konstantins und keinen anderen Gehorsam geleistet werden solle. Nachdem aber alle die umgebracht waren, die den Söhnen Konstantins Widerstand hätten leisten können, brachen zwischen diesen selbst Mißhelligkeiten aus. Der älteste der Brüder, Constantinus, der in Gallien, und der jüngste, Constans, der in Illyricum und Italien befehligte, gerieten in Krieg miteinander, ohne daß man über den Ursprung ihrer Mißhelligkeiten eine sichere Kunde empfinge. Der älteste unterlag dem jüngsten, der Gallien in Besitz nahm und nun im Occident die vorwaltende Macht erlangte, die Constantius im Orient inne hatte.

Daß das Reich unter zwei Augusti verwaltet wurde, entsprach der nach

beiden Seiten gefährdeten Lage desselben bei weitem besser als die erste Dreiteilung. Von den beiden Brüdern hatte Constantius, der um mehrere Jahre älter war, das Übergewicht, hauptsächlich auch deshalb, weil ihm die größte Aufgabe des Gesamtreiches in diesem Augenblick zufiel. Was sich schon unter Konstantin befürchten ließ, trat unmittelbar nach seinem Tod ein. Die Entzweiungen mit den Neupersern regten sich wieder; sie galten vornehmlich dem Besitz von Nisibis, von den ältesten Zeiten her einer der besuchtesten Handelsmetropolen, welche durch wiederholte Befestigungen, zuletzt noch unter Diocletian, eine verstärkte Vormauer des römischen Reiches bildete. Schapur II. hatte es bereits im Jahre 338 angegriffen, unmittelbar nach dem Tode Konstantins; die Feindseligkeiten wurden ohne Zweifel von den Persern begonnen. Damit aber brach ein Krieg aus, mit dem Constantius sein ganzes Leben hindurch beschäftigt war. Man rühmt ihn, daß er den wohlgerüsteten Feind in neun Feldschlachten bestanden habe; mehr als einmal sei er mit seinen Scharen über den Euphrat gegangen. Ein zweiter Angriff auf Nisibis, der chronologisch durch eine Sonnenfinsternis bestimmt werden kann, die zur Zeit der Belagerung eintrat, Juni 346, mißlang den Persern so gut wie der erste. Der Krieg wurde mit immer steigender Heftigkeit geführt. Endlich kam es bei Singara, südlich von Nisibis, am Rande der Wüste, zu einem entscheidenden Zusammentreffen. Die Römer waren bereits im Vorteil, aber das Ungestüm der Legionen, welche noch unter Konstantin gedient hatten, riß sie zu weit fort; die nächtliche Schlacht, die dann folgte, fiel zu Gunsten der Perser aus; sie ist immer im Gedächtnis geblieben. In jener Zeit ist behauptet worden, die Perser hätten ihren Sieg noch besser benutzen können, als sie es thaten; aber dazu war es doch gekommen, daß die persischen Kriegerhaufen den römischen überlegen erschienen.

Und wie nun die Kriegshandlungen im Osten und Westen trotz der Entlegenheit und inneren Verschiedenheit von jeher aufeinander gewirkt haben, so geschah es auch diesmal.

Indem Constantius gegen die Perser in Nachteil geriet, erhob sich gegen Constans, der indessen die unruhigen Grenzvölker des Occidents im Zaume zu halten gewußt hatte, eine Empörung, die ihn vernichtete.

Diese Empörung hatte einen für die Gesamtverhältnisse überhaupt bedeutenden Charakter. Daß sich ein Großer des Hofes und zwar gerade der, welcher die finanziellen Angelegenheiten verwaltete, Marcellinus, gegen den Imperator erhob, war nicht eben etwas außerordentliches, noch auch, daß er sich mit einem unzufriedenen Truppenführer verband. Das bedeutende lag darin, daß dieser Führer ein Barbar von Herkunft, ein Germane war. — Es ist Magnentius, — wie Julian sagt, ein unglücklicher Überrest der über die Germanen gemachten Beute, — wahrscheinlich der Sohn eines kriegsgefangenen Germanen, der den Vorfahren des Konstantin seine Freiheit verdankte, zuerst unter den Leibwächtern, den Protektoren, diente, bis zu den höchsten Stellen aufstieg, dann aber alle Erinnerungen an die von dem Hause

des Konstantin erfahrenen Gunstbezeugungen von sich abstreifte und plötzlich an der Spitze zweier Legionen erschien, in denen das Gedächtnis der früheren, von Konstantin gestürzten Gewalthaber lebendig war, der herkulischen und der jovischen. Einem hohen Reichsbeamten, der sich von dem regierenden Imperator loszureißen beabsichtigte, bot er das willkommenste Werkzeug dar. Der Beschluß wurde gefaßt, daß Magnentius selbst sich zum Imperator erklären sollte. In Augustodunum, einem militärisch wichtigen Punkte, an der Straße von Lugdunum nach Gessoriacum, von welcher hier eine andere nach Burdigala ausging, von alters her einem der bedeutendsten Plätze Galliens, der auch durch seine Kunstfertigkeit, namentlich in der Herstellung von Waffen, und durch litterarische Kultur hervorragte, kam die Empörung zum Ausbruch.

Bei einem Gastmahl erschien Magnentius unerwartet unter seinen Protektoren in kaiserlichem Schmuck und wurde allgemein als Imperator anerkannt. Die Sache war so gut vorbereitet, daß Constans die Flucht ergriff, um sich nach Spanien zu retten. Aber unterwegs wurde er in Illiberis, das damals den Namen seiner Großmutter Helena trug, eingeholt und ermordet. Der Name des Mörders, der uns aufbehalten ist, Gaiso, scheint seine germanische Herkunft zu beweisen.

Dabei kam nun zugleich ein Moment zu Tage, das das Meiste dazu beigetragen hat, diese Begebenheit im Gedächtnis zu erhalten. Eine große Anzahl von Germanen, namentlich Franken und Sachsen, schlossen sich ihrem Landsmann an; mit den bewaffneten Scharen, durch die sie hätten abgewehrt werden sollen, traten sie jetzt selbst in Bund. Zuerst in dieser Zeit treten die Franken in ihrer Besonderheit hervor; sie werden als Leute geschildert, die den Frieden nicht ertragen können und nur unter den Waffen glücklich sind. Es war eine römisch-germanische Kriegsgenossenschaft, an deren Spitze Magnentius nun erschien, der sich dann auch die Gallier, welche im Kriegsdienst waren, doch zögernd, soviel wir wissen, und ungern anschlossen.

Die guten Vorkehrungen des einsichtsvollen Staatsmannes, unter dessen Leitung Magnentius stand, werden dazu beigetragen haben, daß auch die benachbarten Provinzen sich ihm unterwarfen. Selbst in Rom, wo sich in dem Moment des Umsturzes ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, Nepotianus, mit Hülfe von Gladiatorenscharen als Kaiser aufzustellen versuchte, behielt, obwohl das Volk ursprünglich für denselben war, die gallische Empörung die Oberhand. In wenigen Monaten war Magnentius Meister des Occidents geworden, aber man weiß, daß er auch den Orient ins Auge gefaßt hatte — nicht etwa als Verbündeter der Perser; er trug sich vielmehr mit der Absicht, die Perser selbst zu bekämpfen; sogar nach Indien soll sein Blick gerichtet gewesen sein. Aber dem Hause Konstantins sollte ein Ende gemacht werden. Die vornehmste Handlung des Constantius ist es nun, daß er sich dieser Bewegung entgegensetzte. Julian sagt, es sei ein wahrhaft heiliger Krieg gewesen: denn derselbe sei zur Rettung der Gesetze und der

allgemeinen Ordnung unternommen worden; er sieht in dem Kriege einen Kampf gegen die Germanen: denn in dem Heere, welches Magnentius jetzt gegen Illyrien selbst heranführte, bildeten die Sachsen und Franken die streitbarsten Bestandteile.

Daß Magnentius, der ihnen selbst durch seine Herkunft angehörte, wenn er den Sieg erfocht, sie wieder zurückzuwerfen die Macht oder den Entschluß gehabt haben würde, läßt sich nicht annehmen. Schon zeigten die kaiserlichen Truppen in Illyrien eine sehr zweifelhafte Haltung. Der kriegeübte Veteran Vetranio, der sie befehligte, rief zwar Constantius zur Hülfe gegen Magnentius herbei, stellte sich aber selbst als Depositär der kaiserlichen Gewalt auf und gab den Truppen Gehör, die ihn zum Imperator ausriefen. Eine Zusammenkunft zwischen Constantius und Vetranio wurde auf der Ebene von Sardica veranstaltet, bei der es, wie Julian versichert, die Absicht des Vetranio war, in die Reichsgenossenschaft aufgenommen zu werden; er nahm neben dem Augustus Platz.

Wir brauchen die durch spätere Vorgänge verdächtig gewordenen Lobeserhebungen nicht zu wiederholen, die Julian hier dem Kaiser spendet. Aber daran läßt sich nicht zweifeln, da es auch von anderer Seite gemeldet wird, daß Constantius selbst das Wort ergriff. Er führte den Kriegsvölkern zu Gemüte, daß sie, wie seinem Vater, auch ihm durch Eidschwur verpflichtet seien. In dem Heere, das einst zusammengefochten, erwachte die Erinnerung an ihre alte Gemeinschaft; Vetranio wurde verlassen und legte selbst den Purpur zu den Füßen des Constantius nieder.

Bei weitem gefährlicher als Vetranio war Magnentius. Es ist nicht zu leugnen, daß es auch zwischen Magnentius und Constantius zu Unterhandlungen gekommen ist, die aber zu nichts führen konnten, da Magnentius nach der obersten Gewalt strebte, die Constantius nicht aufgeben wollte, noch konnte. Das merkwürdigste dabei ist, daß ein römischer Senator eintraf, der für Magnentius Partei nahm und, wie man erzählt, den regierenden Kaiser nur seines Lebens versicherte. Es war derselbe Fabius Titianus, der als Stadtpräfekt dem Magnentius eine Inschrift gesetzt hat, in welcher er dessen Verdienste um den römischen Weltkreis rühmt und ihn als Augustus begrüßt. Man kann wohl kaum anders urteilen, als daß der Senat von Rom wirklich im Einverständnis mit Marcellinus für den Usurpator Partei genommen hat. Marcellinus wird als der Feind des regierenden Hauses überhaupt bezeichnet; grade die Mitglieder desselben habe er umbringen lassen. Vetranio hatte es nur auf einen Anteil an der höchsten Gewalt abgesehen; Magnentius, wahrscheinlich auch der römische Senat, wollten Constantius stürzen und sein Haus vernichten. Wie wäre da noch eine Vermittlung möglich gewesen; es mußte zu einem Waffengang kommen. Es erfolgte die Schlacht von Mursa, die in der Weltgeschichte wohl nicht übergangen werden darf, da es eigentlich eine Völkerschlacht war, in welcher die Römer noch ein Mal den Platz über die eingedrungenen Germanen behielten. Ihre Überlegenheit beruhte hauptsäch-

lich auf der orientalischen Rüstung und Kampfesweise, die sie in Mesopotamien sich angeeignet hatten und nun in Niederpannonien zur Anwendung brachten. Dem Kaiser selbst wird das Verdienst zugeschrieben, sie in dieser Weise militärisch ausgebildet zu haben. Es waren besonders die in parthisch-persischer Weise mit vollem Harnisch ausgerüsteten Kataphrakten. Nochmals stießen diese mit den aus Germanien und Gallien vordringenden Heerhaufen zusammen, wie einst am Fuße der Alpen unter Konstantin. Von Konstantin waren die Kataphrakten niedergeworfen worden; gegen Magnentius behielten sie den Platz. Auch durch die Raschheit und Präcision seiner Bewegungen zeigte sich das Heer des Constantius dem des Magnentius überlegen. Doch trat die germanische Kampfesweise der römischen bereits mit eigentümlicher Stärke entgegen.

Schon war das Mitteltreffen, dessen Kern Gallier und Germanen, besonders Franken und Sachsen bildeten, in Unordnung geraten. Aber wohin hätten sie sich zurückziehen können? sie befanden sich in der Lage einer zu weit vorgegangenen Invasionsarmee, die ihr Heil nur im entschlossensten Widerstand suchen kann. Die Germanen wollten ohnehin das noch nie Vorgekommene sich nicht nachsagen lassen, daß nämlich Germanen in der Schlacht den Feinden den Rücken gekehrt hätten; sie ordneten sich auf ihre eigene Hand in besondere Scharen, denen sich auch die beigesellten, welche ihre Pferde bereits verloren hatten. Man erzählt Wunder der Tapferkeit von ihnen; sie warfen sich den Schwertern der Feinde entgegen; sie suchten dieselben ihrer Schilde zu berauben. In diesem Augenblick wurden sie von den Kataphrakten auf der einen, den Bogenschützen zu Pferde auf der anderen Seite angegriffen. Denen aber zu widerstehen waren sie nicht gerüstet; sie wurden auseinandergeworfen. Marcellinus, der bisher in der Mitte der Kämpfenden sich hervorgethan, ward plötzlich nicht mehr gesehen; wahrscheinlich ist er dort erlegen. Constantius errichtete ein Tropäum auf dem Schlachtfeld und trug Sorge, durch Verkündigung einer Amnestie einen großen Teil seiner Gegner zu entwaffnen. Darin liegt das universalhistorische Moment, daß sich das Imperium in dem Zustand, in dem es war, behauptete und der germanischen Streitkräfte, welche gewaltsam eindrangen, nochmals erwehrte; es ist ein Vorspiel der späteren Völkerkämpfe, nur mit dem Unterschied, daß bei Mursa auch die Gallier gegen die Römer fochten.

Magnentius gab seine Sache nicht verloren. Noch war Aquileja in seiner Hand, und von der anderen Seite her sicherten ihn die Lagunen des Adriatischen Meeres. Aber auch eine Feldschlacht wagte er, und hier war ihm Constantius nochmals überlegen. Immer weiter zurückgedrängt und in einer dritten Schlacht besiegt und zugleich von dem überall hervorbrechenden Abfall bedrängt, wendete er sich nach Lugdunum, wo er in sein eigenes Schwert gefallen ist. Wir vernehmen, er habe vorher seinen Bruder, den er zum Cäsar ernannt hatte, und selbst seine Mutter getötet. Noch ein zweiter Bruder lebte ihm, der ihm gute Dienste geleistet hatte und der

ebenfalls den Titel Cäsar führte; auch dieser hat sich selbst getötet. Es war ein Akt der Verzweiflung, durch welchen die Führer der Empörung zu Grunde gingen. Constantius konnte nun daran denken, das Reich vollkommen zu unterwerfen.

Italiens war er auch dadurch Meister geworden, daß er viele vor der Gewaltherrschaft des Magnentius geflüchtete Vornehme dahin zurückgeführt hatte. Wir erfahren, daß er durch eine aus Italien und Ägypten zusammengebrachte Flotte zuerst Karthago wieder in seine Hände gebracht und dann ein Heer nach den Pyrenäen hat übergehen lassen, das ihm Spanien unterwarf. Er war Herr und Meister im Occident geworden.

Seine Entfernung vom Orient hatte ihm auch dort keinen besonderen Nachteil zugezogen. Nisibis wurde aufs neue mit der größten Anstrengung von Sapor II. belagert. Der Kaiser konnte der Besatzung keine Hülfe leisten. Aber sie selbst wehrte sich auf das tapferste; ein Teil der Mauern war umgestürzt; aber schon waren andere neue errichtet worden, vor denen der Perserkönig zurückwich, auch deshalb, weil er eben damals von dem Angriff anderer Grenznachbarn bedroht wurde. Die christliche Überlieferung schreibt diesen großen Erfolg dem Bischof der Stadt, Jacobus, zu, der zugleich ihr Befehlshaber gewesen sei. Und das wird nicht bezweifelt werden können, daß hier im Kampfe mit einer fremden Religion der Glaube der Christen sich besonders kräftig erwiesen hat; sie fochten für ihr diesseitiges und jenseitiges Heil. Die fabelhaften Umstände, mit denen die Erzählung ausgeschmückt wird, können uns nicht hindern, sie in ihrer historischen Bedeutung anzuerkennen.

Durch seine Siege im Occident, denen die Zurückweisung der persischen Angriffe im Osten, die zunächst ganz aufhörten, zur Seite ging, wurde nun die Alleinherrschaft des Constantius auf das stärkste befestigt. Dabei aber blieb es immer, daß die Legionen, welche seine Siege erfochten, von dem Kaiser als Teilnehmer, gleichsam als Genossen der Macht betrachtet wurden; in einem oder dem andern Feldzug hat er die Krieger vor seinem Hochsitz versammelt und ihnen die Gründe seines Verfahrens, namentlich wenn er etwa auf die Friedensbedingungen der Feinde einging, auseinandergesetzt. Der Beistimmung der Kommilitonen, wie er sie noch nannte, mochte er nicht entbehren. Überhaupt zeigte Constantius im gewöhnlichen Leben Ruhe, Mäßigung, selbst Bescheidenheit. Er besaß mannigfaltige Geschicklichkeiten; unter anderem war er ein guter Bogenschütze; hauptsächlich aber: er verstand zu sprechen und zu schreiben. Seinen Freunden und Anhängern gönnte er Gewinn und Ehre. Gegen seine Feinde dagegen war er unerbittlich; er hegte die Meinung, daß für die Wohlfahrt des Reiches nichts notwendiger sei, als die ruhige und unverletzte Existenz des Oberhauptes. Seine Umgebung, die aus Verschnittenen und den höchsten Würdenträgern bestand, sagte ihm wohl, an dem Faden seines Lebens hänge das Wohl des Erdkreises. Seine Gegner erschienen ihm als die Feinde des menschlichen Ge-

schlechtes; er verfolgte sie mit unbeugsamer Härte; — niemals hat er ein ausgesprochenes Todesurteil zurückgenommen. Unaufhörlich spürte er dem nach, was man gegen ihn vorhaben könne. Von anderen Leidenschaften hat er sich freigehalten; aber die Eifersucht auf den Alleinbesitz der höchsten Gewalt wurde bei ihm zur Leidenschaft. Alle die, welche zu großen Stellungen emporgestiegen waren, wurden mit Argwohn beobachtet, und wenn sie Anlaß dazu gaben, ohne alle Rücksicht niedergeworfen. Ein Beispiel davon ist sein eigener Vetter Gallus. Nicht das ganze Geschlecht des Constantius Chlorus war vertilgt; noch lebten die Kinder des Bruders Konstantins, des Julius Constantius. Während des Krieges mit Magnentius hatte sich Constantius entschlossen, den älteren derselben, Gallus, als seinen Stellvertreter in Antiochien einzusetzen. Er vermählte ihn mit seiner Schwester Constantina und bekleidete ihn mit dem Purpur.

Ammian hat die Unthaten verzeichnet, die Gallus, von seiner Gemahlin darin bestärkt, in Antiochien begehen ließ. Er verschweigt jedoch nicht, daß man den militärischen Befehlshabern nachsagte, sie hätten ihn zu diesen Gewaltsamkeiten gereizt, um seine Abberufung notwendig zu machen.

Überdies beging Gallus Unvorsichtigkeiten und ließ sich in Verbindungen verwickeln, welche dem Kaiser als hochverräterisch erscheinen konnten; damit aber zog er sich die volle Ungnade desselben zu; er wurde des Purpurs entkleidet und nach Pola gebracht, wo auch Crispus umgekommen war. Der Mann, der noch soeben neben dem Kaiser eine unbedingte Autorität ausgeübt hatte, wurde, ohne daß er förmlich verurteilt worden wäre, auf kaiserlichen Befehl enthauptet; vor aller Augen lag sein Rumpf da, noch in den Fesseln, in die man ihn geschlagen hatte.

Daß das nun einem der nächsten Verwandten des Kaisers begegnete, brachte einen allgemeinen Schrecken hervor. Das Recht des Schwertes, das der Kaiser unbedingt in der Hand hatte, und die Furcht vor dem Einfluß seiner Umgebung auf ihn, griffen zusammen. Sie hatten selbst Wirkungen, durch welche die Sicherheit der Grenzen gefährdet wurde. Besonders charakteristisch ist einer dieser Vorfälle, der sich zu Köln am Rhein vollzogen hat. Der Sohn eines Franken, welcher zu den Siegen Konstantins über Licinius beigetragen, Silvanus, der dann selbst von Magnentius zu Constantius übergegangen war, wurde von Mailand, wo der Kaiser Hof hielt, nach Gallien geschickt, um die Überreste der Anhänger des Magnentius zu vertilgen. Er vollzog das mit Energie und Erfolg. Allein der Succeß selbst wurde ihm gefährlich; seine Gegner am Hofe wußten den Kaiser gegen ihn zu stimmen; in Köln, bis wohin er gelangt war, wurde er inne, daß er sich in seiner Stellung nicht behaupten könne. Er dachte daran, zu den freien Franken überzugehen. Aber man machte ihn aufmerksam, daß er Gefahr laufe, von denselben an den Kaiser ausgeliefert zu werden.

In dieser Krisis entschloß er sich, dem Beispiel des Magnentius zu folgen, und nahm den Purpur an. Ammianus berichtet anschaulich, mit

welchem Schrecken diese Nachricht in Mailand aufgenommen wurde; einer von den vornehmsten Heerführern, der selbst nach Mailand herbeibeschieden worden war, weil man auch ihm mißtraute, Ursicinus, zu dessen persönlichen Anhängern Ammian gehörte —, ließ sich doch herbei, die Bestrafung Silvans über sich zu nehmen, und begab sich in Person nach Köln. Er konnte dies aber nicht ausführen, ohne selbst zum Verräter an Silvan zu werden, den er äußerlich anerkannte, mit dem er sogar das Unangenehme der Stellung, in welche angesehene Heerführer gerieten, besprach, indem er zugleich auch Truppen aufwiegelte, die sich dann gegen Silvan erhoben und denselben, als er nach der Kirche eilte, umbrachten. Die Hinterlist der Werkzeuge, die man ausersah, verbündete sich mit der Gewalt.

Am Hofe zu Mailand gab es nur Eine Persönlichkeit, welche sich von der Kabale freihielt; es war die Kaiserin Eusebia. Sie war erst nach dem Fall des Magnentius mit dem Kaiser vermählt worden; Julian rühmt ihre Herkunft und ihre körperliche Schönheit, durch deren Vereinigung sie würdig geworden sei, daß der Kaiser sich mit ihr verheiratete. Den guten Einfluß, den sie auf ihren Gemahl ausübe, schlägt er sehr hoch an. In zweifelhaften Fällen pflegte sie auf die Seite der Angeklagten zu treten; dem einen hat sie das väterliche Erbgut wiederverschafft, den anderen von der wohlverdienten Strafe befreit; unzählige verdanken ihr ihre Würden. Julian war der Halbbruder des Gallus und nicht gerade beliebt beim Kaiser. Aber die Kaiserin verschaffte ihm die Erlaubnis, die er eben am höchsten anschlug, seinen Studien in Athen obzuliegen. Und noch besseres hatte sie mit ihm vor. Sie selbst war ohne Nachkommenschaft, wie denn der Kaiser überhaupt einer solchen entbehrte. In dieser Einsamkeit des Thrones hielt es Eusebia für angemessen, den letzten Sprossen des Geschlechtes, eben Julian, hervorzuziehen und ihn zum Cäsar zu machen und mit der Verwaltung von Gallien, das noch in mannigfacher Gärung war, zu beauftragen. Sie überzeugte den Kaiser von dieser Notwendigkeit; Julian wurde zurückberufen und von Constantius selbst aufgefordert, sich zu der Kaiserin zu begeben. Julian erzählt, er habe ein Bild der ruhigen Einsicht, wie er sagt, der Sophrosyne, zu erblicken gemeint; Ehrfurcht habe ihn ergriffen; mit gesenktem Blick habe er dagestanden; er wiederholt dann die Worte, die sie ihm sagte; nichts mehr und nichts weniger. „Das hast Du nun von uns erhalten, noch mehr wirst Du empfangen, wenn Du Dich nur zuverlässig und gerecht gegen uns beweisen wirst.“ Julian nahm das hin, ohne die Augen aufzuschlagen. Constantius versäumte nicht, ihn in der Würde, die er ihm erteilte, den Truppen vorzustellen. Diesen, die er auch jetzt als wahre Kommilitonen behandelte, sagte er: trotz der Vernichtung des Magnentius seien die Barbaren doch in Gallien selbst und an allen Grenzen mächtig und der Limes durchbrochen; ihr stolzes Selbstvertrauen beruhe darauf, daß er nicht in allen Regionen des Reichs zugleich das Erforderliche persönlich ausführen könne. Deshalb habe er beschlossen, seinen Vetter Julian zum Cäsar zu erklären; diesen ermahnte

er, nur zu wohlüberlegten Handlungen zu schreiten und solche dann mit kühner Hand, selbst unter den Vordermännern stehend, zur Ausführung zu bringen. Die Truppen gaben ihm ihren Beifall auf kriegerische Weise, indem sie mit den Schilden auf ihre Knieschienen schlugen, zu erkennen. Der Anblick des jugendlichen Fürsten, in dessen Augen kriegerischer Mut flammte, erfüllte sie mit frischer Hoffnung. Die Stellung Julians liegt darin, daß es nicht wieder ein alter Heerführer, namentlich kein Fremder, wie Silvan, sondern ein Mitglied des kaiserlichen Hauses war, das Constantius mit der Unterwerfung Galliens und der Herstellung der Grenze betraute. Julian wurde bald darauf mit der jüngsten Schwester des Kaisers vermählt und mit einem Gefolge, freilich verhältnismäßig einem geringen, nach Gallien entlassen. Die Kaiserin gab ihm eine kleine Bibliothek griechischer Schriftsteller mit auf den Weg. Im nächsten Jahre führte er den Grenzkrieg nicht ohne Erfolg. Der Kaiser, der den auch gegen Julian bereits einlaufenden Beschwerden kein Gehör gab, war sehr zufrieden damit, daß seine Erwartungen erfüllt und die Grenzen wider die Germanen in guten Verteidigungszustand gesetzt wurden; es machte ihn glücklich, daß zugleich vom Orient zufriedenstellende Nachrichten eintrafen; da Schapur nach anderen Seiten hin beschäftigt war, kam es in Mesopotamien nur zu unbedeutenden Scharmützeln. Der Friede bestand, ohne daß man einen Vertrag darüber geschlossen hätte. Meister über alle seine Gegner geworden und im Besitz des vollen Umfanges des Reiches, faßte Constantius den Gedanken, sich einmal in dem vollen Glanz seiner Würde nach der alten Welthauptstadt zu begeben, die er eigentlich noch nicht kannte. Er wurde vom Senat und Volk von Rom feierlich empfangen; in dem ersten erblickte er aber nun nicht mehr eine der kaiserlichen entgegengesetzte Gewalt; wir vernehmen, er habe den Senat nur als ein Asyl betrachtet, d. h. doch als den gesicherten Sitz für die vornehmen Geschlechter. An dem Volke freute ihn die plebejische Freimütigkeit, welche zuweilen hervorbrach. An ihm selbst war nichts als gemessene Würde zu erblicken. Man erstaunte über die Geduld, mit der er die lange Anstrengung ertrug. Es war nicht eigentlich ein Triumph, den er vollzog, sondern ein Einzug in die Hauptstadt, mit welchem der Herrscher das zwanzigste Jahr seiner Regierung feierte. Die größte Figur spielten die Kataphrakten, die ihn umgaben; auch ein persischer Fürstensohn, Hormisdas, war zugegen. Der Kaiser betrachtete Rom zugleich wie ein Herrscher und wie ein Fremder. Nicht selten gab er seiner Bewunderung Ausdruck; man hörte ihn sagen: der Ruf, der alles andere zu vergrößern pflege, bleibe in Rom hinter dem zurück, was man mit den Augen zu sehen bekomme.

So eifrig er in seinem Christentum war, so ruhte sein Auge doch mit Vergnügen auf den alten Tempeln; er erkundigte sich nach dem Ursprung derselben und schien überhaupt einen Unterschied zwischen der eigentlichen Religion und der Duldung alter Gebräuche zu machen. Diese tastete er nicht an. Er ließ die Privilegien der Vestalinnen bestehen; seine Kasse trug

die Kosten für einige altherkömmliche heidnische Ceremonien. Die höchsten Richterstellen verteilte er an Mitglieder der Nobilität.

Ein allgemeiner bedeutender Gegensatz trat in diesem Augenblick in Ost und West in den Briefen hervor, die zwischen dem Könige Schapur und dem Imperator gewechselt worden sind.

Schapur, der Sohn der Sonne und des Mondes, wie er sich bezeichnete, erinnerte an die Grenzen des Achämenidenreiches; zwar nicht diese in ihrer Gesamtheit, aber Armenien und Mesopotamien nahm er für sich in Anspruch. Constantius antwortete: er habe jene Provinzen bisher, solange seine Herrschaft auf den Orient beschränkt gewesen sei, zu behaupten gewußt. Wie solle er sie jetzt zurückgeben, da die Tyrannen besiegt und das ganze römische Reich ihm unterworfen sei. Es war in diesem Schreiben, daß sich der römische Kaiser Semper Augustus genannt hat, — vielleicht im Gegensatz zu Schapur, der ihn nur als Cäsar bezeichnet hatte. Doch ist dieser Titel nicht erst damals entsprungen; er scheint sich vielmehr bei den von Diocletian und Maximinian getroffenen Einrichtungen gebildet zu haben; er enthielt gleichsam eine Verstärkung der Würde des Augustus den Cäsaren gegenüber. Von Konstantin wird er häufig gebraucht. Constantius mag ihn mit Absicht in dem Moment angewendet haben, wo er alle seine Feinde niedergeworfen hatte. Wie weit war man aber noch von den Zeiten entfernt, in welchen dieser große Kampf zwischen Asien und Europa ausgefochten werden sollte. Dem Kaiser lagen andere innere Fragen vor, welche schon bisher seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, und deren Schlichtung in die fernste Zukunft reichen mußte.

Zweites Kapitel.

Constantius und die Kirche.

Die wichtigste von allen Fragen, die für das innere römische Reich obschwebten, entsprang aus den Beziehungen zwischen der kaiserlichen Gewalt und dem Christentum. Ihre Sache war eine gemeinschaftliche, aber keineswegs identische; sie waren Verbündete, die, von verschiedenen originalen Prinzipien ausgehend, doch auf das engste vereinigt waren, ohne ihre besonderen Prinzipien aufzugeben. Die christliche Kirche, die von dem Kaisertum gerettet worden war und das Reich umfaßte, war zu einer ihr eigentümlichen, alle Provinzen beherrschenden Autorität gelangt. Man konnte wohl erwarten, daß die schon einmal erhobene Frage, was denn die Kirche mit dem Kaisertum zu thun habe, wieder erwachen würde. Wie sollte dann die kaiserliche Gewalt

der Kirche gegenüberstehen? Aber zunächst schien doch alles mehr dahin zu neigen, daß die Kirche dem Rechte des Imperators unterworfen blieb. In diesem Falle würde eine Verschmelzung zwischen Kirche und Staat entstanden sein, welche das innere Leben der ersteren absorbiert und ihrer weiteren Ausbildung Grenzen gezogen hätte. Hält man an diesem Standpunkt fest, so erscheinen die inneren Streitigkeiten der Christen untereinander hochbedeutend für das gegenseitige Verhältnis der beiden Gewalten. Auch an sich aber darf man sie nicht verdammen.

In einer Periode allgemeiner litterarischer Kultur, in der Mitte zwischen entwickelten philosophischen Schulen, welche alle die höchsten Probleme ebenfalls erwogen, konnte das Christentum sich nicht behaupten, ohne daß die Ideen des ursprünglichen Glaubens zugleich eine mehr begriffliche Gestalt, wie sie in den anderen Systemen vorwaltete, annahmen.

Wenn aber die christliche Religion vor allem das Verhältnis der Gottheit zu dem Menschen betraf, worüber schon die alten Philosophen Meinungen, die von dem populären Glauben abwichen, ausgebildet hatten, denen nun die christliche Lehre mit dem Anspruch unbedingter Wahrheit entgegentrat, so konnte es an sich nicht fehlen, daß, indem man das Geheimnis der Religion dem Verständnis näher zu bringen suchte, verschiedenartige Auffassungen hervortraten, die einander nicht vollkommen entsprachen. Alles beruht auf der Idee von dem Verhältnis der ewigschaffenden Kraft zu dem Göttlichen, das auf Erden unter den Menschen erscheint. Man identifizierte die eine und das andere nicht unbedingt; aber darüber, wie die Wesenheit derselben sich gegenseitig verhalte, brach ein Streit aus. Niemand leugnete ihre innigste Verknüpfung, allein darüber, wie das Verhältnis des Vaters zum Sohne verstanden, in den Schulen behauptet und dem Volk als Symbol verkündigt werden könne, ging man nach verschiedenen Seiten auseinander.

Wenn die athanasische Lehre den Vorzug hat, das Geheimnis selbst stark und einfach auszusprechen, so lassen sich doch auch die nicht von vornherein verdammen, welche eine Vermittelung der Grundidee mit den gewohnten Vorstellungen und Doktrinen anstrebten. Historische Pflicht ist es, den großen Gegensatz, der gar bald die Welt umfaßte und auf die folgenden Jahrhunderte einwirkte, wenigstens in seinen Grundzügen objektiv darzustellen. Wer wüßte nicht, wie schwer das ist. Aber der Versuch ist unumgänglich.

Der Streit entsprang aus dem doppelseitigen Charakter der in Nicäa gefaßten Beschlüsse, nach denen das zwar am meisten bestrittene Wort der strengen alexandrinischen Partei: Wesenseinheit, Homousie angenommen, aber infolge der Einwirkungen des palästinischen Bischofs Eusebius von Cäsarea mit Bestimmungen begleitet worden war, welche eine Auslegung auch nach der anderen Seite hin zuließen. Es ist zwar ohne Zweifel erdichtet, wenn ein späterer Kirchenschriftsteller, Philostorgius, behauptet, man habe die Wörter Homousie, Wesenseinheit, und Homöusie, Wesensgleichheit, absichtlich verwechselt, — aber unleugbar ist es, daß die von Eusebius vorgeschlagene Formel Sätze

enthält, die dem Begriffe der Wesensgleichheit mehr entsprechen, als dem der Wesenseinheit. Dieses letztere Wort wurde dennoch adoptiert, aber auch die Bestimmungen blieben, welche eine leichte Abweichung von demselben in sich schlossen und auch von solchen angenommen werden konnten, die an sich der Wesenseinheit abgeneigt waren.

Von hohem Wert war eine Vereinbarung dieser Art für den noch in vollem Gange befindlichen Kampf des Christentums mit dem Hellenismus. Man kann nicht verkennen, daß der eine und der andere Begriff dem Hellenismus entgegenlief. Wenn überhaupt den herkömmlichen Vorstellungen von der Macht der Götter ein positiver Widerstand entgegengesetzt werden sollte, so war der Begriff des Monotheismus, den ja auch viele hellenische Philosophen anerkannten, dazu noch nicht genügend. Es war notwendig, der christlichen Idee eine Konsistenz zu geben, durch welche jede anderweit höhere Einwirkung ausgeschlossen wurde, Christus also selbst als der Ausdruck der höchsten Gottheit erschien. Darüber aber waren nun verschiedene Meinungen möglich. Die Wesenseinheit, welche gerade dieser Notwendigkeit am besten entsprach, war doch in den heiligen Schriften nicht wörtlich ausgedrückt, sie hatte sogar für die Anbeter des Einen Gottes etwas abstoßendes. Und es lag sehr in der Natur der Dinge, daß eine Partei sich bildete, die mehr eine Gleichheit als eine Einheit zwischen dem Vater und dem Sohne annahm.

Wenn man sich in die Reliquien dieser Zeiten, die freilich von der einen Seite sehr reichlich, von der anderen sehr sparsam vorhanden sind, vertieft, so erscheint es als der Hauptunterschied, daß Athanasius von dem Begriff des Logos ausging, den er freudig und beredt in seinen Schriften entwickelt; Arius dagegen von dem Begriff des Sohnes Gottes; diese Begriffe aber fallen insofern nicht ganz zusammen, als der Sohn der vollkommenen Identität mit dem Gottvater nicht teilhaftig gedacht wurde, da der Ausdruck vielmehr einen Anfang voraussetzt. Arius behauptet, daß Athanasius zwei einander ebenbürtige Prinzipien in der Gottheit annehme, Athanasius, daß Arius die Gottheit des Sohnes nicht vollkommen anerkenne. Athanasius lebt und webt in theosophischen Anschauungen; Arius giebt anthropomorphistischen Ansichten Raum. In einem Briefe, den wir von ihm übrig haben, bezeichnet er als den Grund seiner Verfolgung die Lehre: der Sohn habe einen Anfang, Gott dagegen sei ohne Anfang.

Mit großer Entschlossenheit setzte er sich den Beschlüssen des Konzils entgegen, durch welche seine Lehre beseitigt werden sollte. Er wurde damals von Konstantin mit den beiden Bischöfen, die ihm anhingen, ins Exil geschickt. Seine Person wurde geschont, seine Schriften sollten verbrannt werden. Aber Konstantins Grundsatz war es nun einmal, nicht bis zu dem Äußersten fortzugehen, — wie in der Bekämpfung des Heidentums, so in dem inneren Streit der Christen. Nach einiger Zeit erhielt Arius auf die Vorstellung, daß er die Dinge gar nicht behaupte, die man ihm schuld gebe, die Erlaubnis, nach Konstantinopel zu kommen, woselbst er ein Glaubensbekenntnis ablegte,

das als rechtsgültig betrachtet werden konnte, obwohl das Wort von der Wesenseinheit sich darin nicht findet. Der Kaiser setzte ihn wieder in seine Stellung ein und gewährte auch anderen, die ihm befreundet und gleichgesinnt waren, seine Gnade, so daß jene dritte vermittelnde Partei, die in Nicäa zurückgedrängt worden war, wieder emporkam. Dem aber widersetzte sich der indes in Alexandrien zum Bischof erhobene Athanasius, in dessen Schriften man Tiefe der Conception und Schärfe der Beweisführung bewundert, und der damit die größte moralische Entschiedenheit verband, — eine erhabene Gestalt in der Dogmengeschichte; ein geborener Parteiführer nicht ohne Leidenschaft, der jedoch nie ein solcher zu sein glaubte: denn nur die göttliche Wahrheit meinte er zu bekennen, auf der Welt und Religion beruhe und die der Sinn der ewigen Offenbarung sei. Durch die Strenge, mit welcher er über dem Bekenntnis der Homousie hielt, brachte er Ägypten und den ganzen Orient in Bewegung. Denn von Nachgiebigkeit gegen die kirchlichen Würdenträger war bei ihm so wenig die Rede, wie in der alexandrinischen Kirche selbst. Die ganze Partei, welche wir als die homöusische bezeichnen können, die mit Arius in Frieden getreten war und denselben wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen hatte, sah in Athanasius ihren gefährlichsten Feind. Man brachte mancherlei Vergehungen zur Sprache, die er begangen habe, und forderte ihn dreimal vor orientalische Synoden. Einmal vermied er zu erscheinen; ein anderes Mal hielt er die Vorwürfe, die man ihm machte, mit stolzer Unnachgiebigkeit aus. In dieser und einer folgenden wurde die Amtsentsetzung über ihn ausgesprochen, was jedoch keine besondere Wirkung hatte. Und der Kaiser Konstantin, an den er sich wandte, mochte ihn nicht verurteilen, da das Meiste, was man ihm vorwarf, unerwiesen blieb. Da trat man aber mit einer Anklage gegen ihn auf, welche bei einem römischen Kaiser den größten Anstoß erregen mußte. Konstantinopel war jetzt, wie ehedem Rom, von der Zufuhr ägyptischen Getreides abhängig. Athanasius wurde beschuldigt, er habe sich für mächtig genug erklärt, um die Ausfuhr von Alexandrien nach Konstantinopel zu verhindern. Das glaubte der Kaiser. Es war die empfindlichste Drohung, die ihm geschehen konnte, und unerträglich war es ihm, daß es einen Mann gab, der sich zutraute, sie auszusprechen. Da nun die Wogen der Bewegung in Alexandrien so hoch gingen, daß Athanasius selbst das Schlimmste zu befürchten hatte, so faßte der Kaiser den Entschluß, ihn auf eine Zeit lang nach Gallien an den Hof seines in Trier residierenden ältesten Sohnes Konstantin zu verweisen, — ein Akt, der für die Kirche und das Reich — man möchte sagen, verhängnisvoll geworden ist. Der unbeugsame Hierarch wurde von dem Orient in den Occident verwiesen. Er hat sich drittehalb Jahre lang in Trier aufgehalten; es ist undenkbar, daß er hier unthätig gewesen sei. Von dem regierenden Kaiser zurückgestoßen, wandte er sich an die heranwachsende Generation. Unter den occidentalischen Bischöfen mußte der Mann, der in Nicäa so viel zur Entscheidung der wichtigsten Glaubensfragen beigetragen hatte, durch seine persönliche Gegenwart und sein

Gespräch einen unwiderstehlichen Eindruck machen. Eben in Gallien schlug seine Doktrin so tiefe Wurzel, daß diese Provinz eine der vornehmsten Burgen derselben geworden ist. Man hat immer behauptet, daß sein propagandistischer Eifer auch auf Britannien eingewirkt habe. Im Orient waren während seiner Verbannung seine Gegner besonders thätig. Eusebius von Nikomedien drang in Alexander, Bischof von Konstantinopel, die Aufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft zu vollziehen. Man sah Arius durch die Straßen des neuen Rom mit einem Gefolge von Anhängern prächtig einhergehen. In diesem Augenblicke aber wurde Arius, indem er bei Seite ging, von einem plötzlichen Unfall betroffen, dem er erlag. Die Athanasianer sahen darin eine göttliche Entscheidung: denn um eine solche habe der Bischof von Konstantinopel in der Bedrängnis seiner Seele gebetet. Im Jahre darauf starb der Kaiser. Der jüngere Konstantin hielt sich für berechtigt, Athanasius nach Ägypten zurückgehen zu lassen, mit einem Schreiben, in welchem er demselben großes Lob spendet und sich selbst als den Mitbruder der alexandrinischen Gemeinde bezeichnet.

Ob Constantius, der den Osten regierte, durch diese Einwirkung des Bruders von Trier her sich nicht seinerseits verletzt fühlte, steht dahin; die Gegner des Athanasius, die an seinem Hofe alles vermochten, stellten ihm die Rückkehr desselben als eine Eigenmächtigkeit dar: er sei zurückgekommen ohne Einstimmung der Bischöfe. Es war eine Schwierigkeit, die auch daher entsprang, daß Konstantin der Große eigentlich damals keinen Nachfolger hatte, dessen Herrschaft das ganze Reich umfaßt hätte. Der Herrscher Galliens schickte den Athanasius, ohne die Einwilligung der Bischöfe und seines Bruders, nach Alexandrien zurück. Überhaupt scheint der älteste Sohn Konstantins des Großen eine allgemeine Autorität in Anspruch genommen zu haben, wodurch sich auch erklären würde, daß er in das Gebiet des Constans einfiel, wobei er umkam. Wie dem auch sei, es gab im Orient einen Beweggrund, dem Athanasius entgegenzutreten. Auch in Alexandrien stieß er auf Widerspruch. Eine neue Synode in Antiochien erkannte ihn gar nicht an; die Akten derselben sind von Gregorius unterschrieben, der an Stelle des Athanasius gewählt worden war. Gregorius wurde mit bewaffneter Hand in Alexandrien eingeführt.

Athanasius mußte aufs neue entfliehen. Wohin aber konnte er sich wenden! Er wußte wohl, daß der Occident für ihn war, — nicht allein die Bischöfe und das Volk, bei denen seine Auffassung, einfacher und tiefer, größeren Eingang fand, als die von dem Geiste der griechischen Dialektik durchdrungene Ansicht des Arius. Vor allem aber: der römische Stuhl erklärte sich für ihn. Auch die Gegner hatten sich an den römischen Bischof Felix gewendet, und dieser hatte dann ein Provinzialconcilium in Rom versammelt, welches sich für Athanasius aussprach. Die große dogmatische Zwistigkeit gewann hierdurch noch ein anderes kirchliches Interesse. Auf der einen Seite standen die orientalischen Führer, durch welche Athanasius ver-

urteilt und verbannt worden war, auf der anderen die Occidentalen, die seiner Lehre anhingen und seine Wiedereinsetzung in das Patriarchat von Alexandrien forderten. Welches Recht hatten nun die Occidentalen, in die Beschlüsse orientalischer Synoden einzugreifen? Wollte man einen Anfang der allgemeinen Autorität, die der römische Stuhl nachher erworben hat, angeben, so würde man von diesem Moment ausgehen müssen. Denn alles lag daran, ob das Ansehen des römischen Bischofs sich in streitigen Fragen auch über den Orient erstrecke. Indem der römische Stuhl sich für Athanasius erklärte, verband sich der Anspruch einer die beiden Reichshälften umfassenden kirchlichen Autorität mit der Annahme der Satzungen des nicäischen Konzils, wie sie vorlagen. Im Occident hielt man es für notwendig, ein allgemeines Konzil zu berufen, in welchem die obschwebenden Fragen entschieden werden könnten. Es erhellt nicht, ob es der römische Bischof war, der diese Forderung erhob; aber dahin ging das einmütige Verlangen der occidentalischen Bischöfe; und diese rissen dann den jungen Constans, der zur Zeit im Occident die imperatorische Macht ausübte, mit sich fort, — nicht ohne den persönlichen Einfluß des Athanasius. Was Constans verlangte, gab Constantius nach; ein allgemeines Konzil wurde nach Sardica berufen. Sardica war die Metropole von Dacia mediterranea, das zu Illyricum gerechnet wurde, also zu dem Gebiet des Constans, nahe den Grenzen von Thracien, welches zu dem Gebiete des Constantius gehörte. Hier nun versammelte sich das Konzil zu Ende des Jahres 343. Doch trug es, wie einst das nicäische, den momentanen Anlaß seiner Zusammensetzung deutlich zur Schau. Die Mehrzahl bildeten die occidentalischen Bischöfe. Sie traten nicht allein in den dogmatischen Satzungen, sondern in kirchlicher Beziehung dem Athanasius bei. Der aus ähnlichen Gründen verjagte Bischof Paulus von Konstantinopel forderte mit Athanasius zugleich seine Wiederherstellung; und dieser Meinung waren die Occidentalen überhaupt; sie begrüßten Athanasius ohne alle Rücksicht auf die im Orient gegen ihn gefaßten Beschlüsse als ihren Bruder. Daran nun nahmen die Orientalen, die dann eintrafen, soviel Anstoß, daß es zwischen den beiden Parteien gar nicht zu einer mündlichen Verhandlung gekommen ist. Die Orientalen zogen sich nach Philippopel, der Hauptstadt der Provinz Thracien, zurück, so daß beide Parteien dort, wie in Sardica selbst, nur schriftlich miteinander verhandeln konnten. Wie schwer es sein würde, die beiden Reichsteile zu vereinigen, trat gleich bei dieser ersten Versammlung nach Nicäa hervor. Die Occidentalen bestanden auf den Rechten eines ökumenischen Konzils und forderten die Herstellung der im Orient verjagten Bischöfe auf ihre Sitze; dem aber stellten sich die Orientalen entgegen. Sie bemerkten, es sei allezeit des Herkommens gewesen, daß der Occident sich den im Orient gefaßten Beschlüssen gefügt habe, sowie hinwiederum der Orient den Dekreten der occidentalischen Synoden. Für das eine, wie für das andere führten sie Präcedenzfälle ein.

Hiemit aber waren die Occidentalen nicht zufrieden. Und eine innere Schwierigkeit hatte es allerdings, den Provinzialsynoden die Entscheidung über

die Orthodoxie eines ihrer Mitbrüder, dessen bischöfliche Existenz davon abhing, zu überlassen. Sie kamen darauf, und zwar mit Beziehung auf die Prärogative, die dem römischen Stuhle von dem heiligen Petrus her überkommen sei, die hier zuerst in einer wichtigen Verhandlung ernstlich betont wird, daß der in der Provinz Verurteilte, wenn er eine gute Sache zu haben glaube, sich an den römischen Bischof wenden könne, der dann einen neuen Gerichtshof einsetzen solle. Ein anderer Canon verfügt, wenn ein in der Provinz zur Absetzung verurteilter Bischof erkläre, seine Sache in Rom führen zu wollen, so solle ihm kein Nachfolger gegeben werden, bis ein Urteil des römischen Stuhles ergangen sei. Man sieht leicht, von welcher Tragweite diese Canones für die Autorität des römischen Stuhles sind: wenn ein ökumenisches Konzil, welches das Gesamturteil der Kirche ausgesprochen hätte, faktisch nicht zu stande kam, so wurde das Urteil des römischen Stuhles als die allgemein gültige Entscheidung anerkannt, in welchem sich also mit einem mal die kirchliche Einheit aller Provinzen repräsentiert.

Von den Bischöfen gedrängt, machte es Constans seinem Bruder Constantius zur Bedingung des zwischen ihnen bestehenden Friedens, daß die verjagten Bischöfe wirklich in ihren Diöcesen wiederhergestellt würden. Es schien, als hänge der innere Friede des Reiches von dieser Sache ab. Selbst die orientalischen Bischöfe gaben dem Constantius zu erkennen, daß die Nachgiebigkeit in diesem Punkte nützlicher sei, als die Fortsetzung des Haders. Athanasius kehrte nun nach Ägypten zurück mit verdoppelter Autorität, da er den gesamten Occident auf seiner Seite hatte. Kaiser Constantius hat ihm das nie vergeben. Schon im Privatleben empfindet man nichts schwerer, als zu einer Handlung, die man nicht will, durch fremden Einfluß genötigt zu werden. Einem Fürsten, den sein ganzes Selbstgefühl auf den Gebrauch seiner Macht, wie er es für gut hält, anweist, kann nichts unerträglicher sein. Und sagen wir es gerade heraus, auch die kirchliche Autorität ist eine Macht; diese trat jetzt der kaiserlichen Macht selbst entgegen. Constantius betrachtete Athanasius als einen Rebellen, vor dessen Einwirkung er benachbarte Fürsten, wie die Herrscher der Axumiten, nachdrücklich gewarnt hat; denn die Anwesenheit eines solchen in ihrem Lande würde ihnen zum Verderben gereichen; er hielt dafür, daß nur Athanasius seinen Bruder zu den Schritten bewogen habe, die zu einem inneren Kriege hätten führen können. In diesem Zustand der Dinge wurde Constans von der Empörung des Magnentius betroffen und vernichtet. Daß Athanasius oder auch nur seine Partei damit etwas zu schaffen gehabt hätten, davon läßt sich keine Spur entdecken. Aber das Übergewicht, welches Magnentius über alle occidentalischen Provinzen erlangte, und die Gefahr, in welche Constantius selbst dabei geriet, hatten doch auch auf die Stellung des Athanasius eine starke Rückwirkung. Als der vornehmste Opponent des Constantius wurde er von Magnentius um ein Einverständnis angegangen, welches leicht veranlassen konnte, daß auch Libyen und Ägypten auf die Seite des Magnentius getreten wären. Man hat es dem Athanasius in dieser

Zeit selbst zum Vorwurf gemacht, er habe von Magnentius Botschaften empfangen und demselben auf Briefe geantwortet. Athanasius hat das letzte in Abrede gestellt, nicht das erste; die Botschafter des Magnentius habe er gut aufgenommen, weil es seine Freunde von der Zeit des Exils in Gallien her gewesen seien: es waren, wie man schon damals sagte, Katholische, d. h. in Beziehung auf die Kirchensatzungen Anhänger des Athanasius. Constantius sah jetzt in dem großen Kirchenoberhaupte seinen geschworenen Feind; er hat gesagt, er habe noch mehr gewünscht, des Athanasius Meister zu werden, als des Magnentius selbst.

So hatte denn das Unternehmen des Constantius im Jahre 350 nicht allein einen politischen, sondern auch einen kirchlichen Zweck. Er erließ den Befehl, Athanasius mit dem Tode zu bestrafen, wo man ihn auch finde. Aber damit überschritt er doch wieder die Grenze seiner Macht; oder vielmehr die Bestimmung dieser Grenze trat in Frage. Nach dem Siege über Magnentius war der Kaiser mächtig genug, um auf einem Concilium, das er nach Arles berief, seine Intention durchzusetzen. Aber dies Concilium wurde gleich in Gallien nicht anerkannt. In dieser Provinz lebte einer der kräftigsten Gegner der kirchlichen Absichten des Kaisers, Hilarius von Poitiers, ein Mann, der von dem Heidentum abgewichen war, weil er in der Philosophie und den Doktrinen der gräco-römischen Schulen keine Befriedigung fand. Mit vollem Bewußtsein hatte er sich dem athanasischen Bekenntnis angeschlossen, welches seinem zweifelnden Gemüte allein Beruhigung verschaffte. Diese Richtung waltete unter den gallischen Bischöfen vor; sie haben überhaupt den Bischof Saturninus, der die Synode im Sinne des Kaisers geleitet hatte, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Und da auch der Nachfolger des Felix, der römische Bischof Liberius, an dessen Meinung festhielt, so blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als wie dieser bereits gefordert hatte, ein allgemeines Concilium nach Mailand, wo er damals Hof hielt, zu berufen. Die Frage, die es galt, war nicht ganz einfach. Schon in Arles war die persönliche Angelegenheit von der dogmatischen getrennt worden; man war nur über die Priorität der Beratung streitig gewesen. Die Anhänger des Athanasius hatten vor allem die Doktrin sichern wollen, ehe über die Person gesprochen werde. Aber der Kaiser meinte, wenn durch die Annahme des homousiastischen Bekenntnisses die Autorität des Athanasius erneuert sei, so werde es ihm unmöglich werden, mit den anderen Anklagen, die er gegen denselben im Sinne hatte, durchzudringen. — Die Sache des Dogmas und die persönlichen Angelegenheiten des Athanasius waren so enge verbunden, daß sich eine Sonderung schwerlich durchführen ließ. Wenn der Kaiser nun aber in Arles vermieden hatte, der Bekenntnisfrage die Priorität zuzugestehen, so wartete der in Mailand versammelte Episkopat ein solches Zugeständnis nicht ab; er begann damit, das homousiastische Bekenntnis ohne weiteres einmütig zu unterschreiben. Der Kaiser konnte dagegen nichts thun; dennoch machte er den Versuch, seine Anklage des Athanasius mit Beistim-

mung der Bischöfe ins Werk zu setzen, die er zu diesem Zwecke nach dem kaiserlichen Palaste beschied.

Vor dem Kaiser wurden Rede und Antwort gewechselt, und da die Freunde des Athanasius die Rechtsbeständigkeit der gegen denselben vorgebrachten Beschuldigungen in Zweifel zogen, so erklärte der Kaiser: er selbst stehe für die Wahrheit derselben ein. In aller Form sprach er dann das Verdammungsurteil über Athanasius aus, der sein persönlicher Feind sei und alle Schonung verwirkt habe. Er rief aber damit einen Widerspruch hervor, auf den er doch wahrscheinlich nicht gefaßt war. Man hat ihm gesagt: zur Durchführung seiner Feindseligkeit dürfe er sich der Bischöfe nicht bedienen; ein kirchlicher Würdenträger dürfe nur nach kirchlichem Herkommen gerichtet werden; dazu gehöre aber vor allen Dingen dessen persönliche Verantwortung. Ein neues Moment, wenn ich nicht irre, für die Entwickelung der großen Angelegenheiten. Das altrömische Kaisertum beruhte vor allem auf einer oberst-richterlichen Autorität. Dem setzte man nun zwar nicht eine prinzipielle Verwerfung dieses Rechtes entgegen, aber man wollte es an ein Rechtsverfahren, wie es der Verfassung der Kirche entsprechend sei, geknüpft wissen; der Unumschränktheit der weltlichen Gewalt stellte sich eine kirchliche Opposition entgegen. Was Konstantin vereinigt hatte, trat unter Constantius auseinander. Man besitzt eine in der Hauptsache unleugbar authentische Aufzeichnung über ein Gespräch zwischen dem Kaiser, von dem alle folgenden ihren Titel genommen haben, und dem römischen Bischof, dem Vorgänger der späteren Päpste. Danach fordert der Kaiser den Bischof auf, sich von Athanasius, der auf früheren Synoden für schuldig erklärt worden sei, loszusagen; er bezeichnet ihn als einen Mann von gar nicht auszusprechender Ruchlosigkeit. Liberius verwirft dagegen die bereits ergangenen partiellen Urteilssprüche: denn sie seien nur unter dem Eindruck der kaiserlichen Autorität und aus Furcht vor ihr erfolgt. Niemals sei Athanasius verhört; die Urteile über ihn seien erst dann gefällt worden, wenn er nicht mehr anwesend gewesen sei. Der römische Bischof verlangte die Berufung eines neuen kirchlichen Gerichtshofes, der in Alexandrien selbst stattfinden und zu welchem der Kaiser alle bereits mit dem Exil belegten Bischöfe einberufen solle. Dem Urteile eines solchen Gerichtshofes sich zu unterwerfen, erklärt er sich bereit. Der Kaiser bemerkt: er werde doch nicht den öffentlichen Frieden stören wollen; Athanasius spotte der Gerechtigkeit schon allzulange. Darauf entgegnete Liberius: es würde heißen, den Frieden brechen, wenn man einen Mann verdamme, der vielleicht unschuldig sei. Jedermann werde glauben, er werde dem Privathaß aufgeopfert.

Man sieht wohl: die Idee des kirchlichen Gerichts in freier Zusammensetzung und allgemeiner Übereinstimmung trat als ein wichtiges Moment der Autorität des Kaisers gegenüber, der auch gar nicht in Abrede stellte, daß er Athanasius wegen jener Verbindung desselben mit Constans hasse. Einer der Anwesenden, der Bischof von Civita Vecchia, machte die ironische Be-

merkung: Liberius zeige sich nur deshalb so standhaft, um den römischen Senatoren sagen zu können, daß er den Kaiser im Wortgefechte überwunden habe. Möglich, daß sich das so verhielt; — aber dadurch wird doch das Gewicht der Rede und Gegenrede nicht geschmälert. Der kaiserlichen Allgewalt trat die kirchliche Überzeugung unbezwinglich, gleichsam ebenbürtig gegenüber. Liberius ließ sich durch das Versprechen, ihn nach Rom zurückgehen zu lassen, wenn er sich füge, nicht beugen; er unterwarf sich dem Exil, welches über ihn verhängt wurde; denn die Bischöfe von ihren Sitzen verbannen zu können, darin bestand die vornehmste Prärogative der kaiserlichen Machtvollkommenheit.

Das Moment ist, wie angedeutet, von universalhistorischer Wichtigkeit; in den kaum vereinigten Gewalten sieht man den Zwiespalt entstehen, der die folgenden Jahrhunderte beherrschen sollte: das Verhältnis zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche, zwischen geistlicher und weltlicher Autorität, Kaiser und Papst.

Damals stand nicht der Bischof von Rom, sondern der Führer der homousiastischen Partei, Athanasius, im Vordergrunde der Gegensätze. Durch die Einwendungen, die ihm im Abendlande gemacht worden waren, ließ der Kaiser sich nicht abhalten, den Dekreten der orientalischen Synoden gemäß die äußerste Strafe über Athanasius zu verhängen. Der Dux Syrianus wurde beauftragt, sich seiner Person zu bemächtigen. Athanasius, der mit der festen Zuversicht, nur das Rechte und Gottgefällige gethan zu haben, sein Bistum verwaltete, wurde, als er einst um Mitternacht die Vigilien eines bevorstehenden Festes in der Kirche des Theonas feierte, von der Feindseligkeit kaiserlicher Truppen überrascht. Syrianus ließ die Kirche mit seinem wohlgerüsteten Kriegsvolk umgeben; die Kirchthüren wurden mit Gewalt geöffnet; im Tumult, der hierüber entstand, setzte sich Athanasius auf seinen bischöflichen Stuhl, nur damit beschäftigt, die Andacht fortzusetzen, um nach Beendigung derselben das Volk nach Hause gehen zu lassen. Aber mit jedem Moment wuchs die Verwirrung an. Doch behielten die ihm befreundeten Kleriker so viel Besinnung, daß sie ihn nicht in die Hände der kaiserlichen Truppen fallen ließen; er wurde gerettet, man weiß nicht wie, und war imstande zu entfliehen. Bald darauf wurde seine Stelle mit einem ergebenen Anhänger des Kaisers besetzt.

Kommen wir aber auf den Gang der allgemeinen kirchlichen Streitigkeiten zurück, so findet sich nicht, daß dem Kaiser auf seiner Reise nach Rom Schwierigkeiten aus seiner Entzweiung mit dem Bischof erwachsen wären. Und als er dann der Pacifikation Galliens durch Julian die Befestigung der Donaugrenzen hinzugefügt hatte, schritt er, bei seinem Sinne beharrend, im Jahre 357 zu neuen Erörterungen des Kirchenstreites. Er versammelte zu Sirmium eine Anzahl Orientalen und Occidentalen. Unter jenen war der Bischof Marcus von Arethusa, unter diesen Valens von Mursa und Hosius von Corduba, — von denen der letztere nur sehr ungern gekommen war. Man machte hier Entwürfe zur Vereinigung der beiden Parteien, unter denen

die sogenannte dritte Formel von Sirmium für die Folgezeit die wichtigste geworden ist.

In dieser Formel nun ist der Ausdruck der Wesenseinheit — das Schlagwort der Athanasianer — vermieden; aber eine Wesensähnlichkeit oder vielmehr Wesensgleichheit in allen Dingen, ausgenommen die Geburt, wird darin behauptet. Die Formel war darauf berechnet, daß sie von beiden Parteien unterschrieben werden konnte. Was man nach dem Vorangegangenen nicht hätte vermuten sollen, selbst der römische Bischof Liberius wurde vermocht, sie zu unterschreiben. In Mailand war er standhaft gewesen; in Sirmium gab er nach. Der Kaiser hatte hierauf nichts dagegen, daß er nach Rom zurückging, einen indes emporgekommenen Gegenbischof vertrieb und seine Stelle wieder einnahm. Aber dieser Erfolg genügte doch dem Kaiser nicht; er bedurfte einer Beistimmung der gesamten Kirche. Da er aber den Streit zwischen Orientalen und Occidentalen nicht von neuem erwecken wollte, so berief er zwei Synoden, welche zu gleicher Zeit tagen sollten, die eine in Nikomedia, die andere in Ariminum. Die erste kam wegen eines Erdbebens, das dort eintrat, nicht zustande; sie wurde nach Seleucia in Isaurien verlegt. In Ariminum versammelten sich vierhundert occidentalische Bischöfe. Auch einige Orientalen waren zugegen, doch mit dem Vorsatz, über die Sache des Athanasius zu schweigen; die Rede war nur von den kirchlichen und dogmatischen Streitfragen.

In seinem Anschreiben geht Constantius davon aus, daß von einer festen Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten das Heil der Völker weit und breit abhänge; für das eine und das andere zu sorgen, sei die Pflicht der Bischöfe. Auf diesen Grund wurden die Glaubensangelegenheiten selbst vorgenommen und die in Sirmium vereinbarte Formel dem Konzil zur Annahme vorgelegt. Dies aber erklärte sich mit einer Majorität, die an Einmütigkeit grenzte, dagegen; es wollte von der Homousie, dem athanasischen Begriff, nicht zu der Homöusie, die man in Sirmium beliebt hatte, übergehen. Die Versammlung ordnete eine Gesandtschaft an den Kaiser ab, wie dieser es selbst verlangt hatte; er sah dieselbe aber nicht als eine eigentliche Gesandtschaft, sondern als eine Kommission an. Lange ließ er auf eine Erklärung warten, was man begreift, da er eben mit den Rüstungen zum persischen Kriege beschäftigt war.

Als er endlich die Sache in die Hand nahm, waren die Abgesandten zu schwach, seinen Wünschen Widerstand zu leisten; sie willigten in eine Formel ein, die der in Sirmium abgefaßten sehr ähnlich war. Der Präfectus Prätorio von Italien, Taurus, erhielt den Auftrag, die in Rimini noch Versammelten zur Unterschrift derselben anzuhalten und die hartnäckig Widerstrebenden ins Exil zu schicken. Die Bischöfe verloren darüber den Mut der Opposition; nur zwanzig hielten an dem Begriff von der Wesenseinheit fest; aber auch diese beharrten zuletzt nicht bei ihrem Widerspruch.

Dergestalt war nun aber die occidentalische Kirche, sowie der Bischof

von Rom dahin gebracht, den Einheitsbestrebungen des Kaisers nachzugeben, und es blieben nur noch die orientalischen Bischöfe übrig, die in Seleucia zusammengekommen waren. Die Homöusiasten mochten die Mehrzahl bilden. Neben ihnen aber waren auch Homousiasten erschienen. Von größerer Bedeutung aber ist, daß hier eine dritte Partei zu Worte kam, welche das Prinzip des Arianismus reiner repräsentierte, als es in der homöusiastischen Formel geschah. Der geistvolle Bischof von Cäsarea in Palästina, Acacius, brachte in Vorschlag, eine neue Formel abzufassen, und dabei wurde er von dem kaiserlichen Palastbeamten, der zugegen war, des Namens Leonas, unterstützt, nicht gerade aus besonderer Vorliebe für die Meinung des Acacius, sondern weil dies der einzige Weg war, eine andere ihm widerwärtige Beschlußnahme zu verhindern. Die versammelten Väter gerieten hierüber in Aufregung, das Konzil wurde aufgelöst; Acacius begab sich mit einigen anderen Delegierten nach Konstantinopel. Unter seiner Einwirkung kam dort eine neue Versammlung hauptsächlich aus bithynischen Bischöfen zustande, die kein Bedenken trug, die in Rimini durchgedrungene oder, wie Sozomenus sagt, aufgezwungene Formel gleichfalls anzunehmen. Sie fügte dieser Annahme noch die Erklärung hinzu: diese Formel solle die einzige sein, der eine Geltung zukomme; weder eine frühere noch eine spätere solle ihr zur Seite gestellt werden dürfen. Die sirmische Formel erhielt auf diese Weise eine gewisse Sanktion für Orient und Occident, — eine Sanktion freilich, die lediglich auf der Dazwischenkunft des Kaisers beruhte.

Constantius stand damals auf der Höhe seiner kirchlichen und politischen Macht. Niemand könnte in Abrede stellen, daß er ein großes Interesse verfocht, wenn er die Einheit der Kirche zu behaupten oder herzustellen suchte. Aber ebensowenig kann man sich die Augen dagegen verschließen, daß die Mittel, die er anwandte, der Natur der Kirche nicht entsprachen, indem sie der eingeborenen Autonomie derselben den kaiserlichen Willen auferlegten. Der Gegensatz erscheint einerseits in dem Satze, wie ihn damals der Bischof Hosius ausgesprochen hat, dem Kaiser sei die weltliche Gewalt übertragen, den Bischöfen die geistliche; andererseits in der Auffassung des Kaisers von der bischöflichen Pflicht, die öffentliche Ordnung nicht zu stören. Der Kaiser hatte jetzt äußerlich die Oberhand behalten, aber es versteht sich, daß sich allenthalben dem erzwungenen Gehorsam zur Seite eine Opposition bildete, welche in der Tiefe der Überzeugung wurzelte und die weitesten Dimensionen annahm. Das auffallendste ist, daß Constantius, bei allen seinen Gewaltschritten, des Gegners, den er haßte und verfolgte, noch nicht Meister geworden war; er vermochte des Athanasius nicht habhaft zu werden.

Wir fragen, wie das geschehen ist. Was rettete den Bischof oder vielmehr, wie hat er sich gerettet?

Die Antwort ist: es gab damals eine Stätte der Zuflucht, welche die kaiserliche Gewalt nicht erreichte. Sie wurde von den Anachoreten der oberen

Thebais gebildet. In den Anachoreten stellte sich das eigenste religiöse Motiv der Epoche dar.

Die ascetische Hingebung an die theosophisch-christliche Idee konnte nicht anders, als dazu führen, daß mancher der Bande der Gesellschaft, wie sie bei der damaligen Ausbildung der imperatorischen Autorität zugleich über den Staat und die kirchlichen Einrichtungen zur Erscheinung kamen, entledigt zu werden wünschte. Die kirchliche Genossenschaft war doch noch nicht die volle Repräsentation des christlichen Bewußtseins; sie besaß insofern keine absolute Unabhängigkeit, da die Provinzialverwaltungen und das Kaisertum selbst einen überall durchgreifenden Einfluß ausübten. So viel sich auch von dem allgemeinen Standpunkt aus, nach welchem der Mensch der Gesellschaft angehört, dagegen sagen läßt, so ist es doch zu begreifen, daß der nach Gottähnlichkeit strebende religiöse Sinn sich eine Freistatt suchte, wo er, weder durch eigenes Bedürfnis noch äußerliche Einwirkung behindert, sich für sich selbst frei entwickeln und in der Einsamkeit, sozusagen, ausleben zu können meinte. Aus der uralten Lebensbeschreibung von Antonius, dem Stifter des Mönchtums, die von jeher dem Athanasius zugeschrieben worden ist, entnehmen wir, daß das Eremitentum vor allem darauf berechnet war, sich von allem Zusammenhang mit dem Staate loszureißen. Man wollte weder Unrecht thun noch Unrecht leiden, und kein Scheltwort her kaiserlichen Steuerbeamten vernehmen. Die religiöse Beschaulichkeit, fern von allen Beziehungen zu den öffentlichen oder kommunalen Angelegenheiten, machte ihren Charakter aus. Die alte Unabhängigkeit der Wüste erneuerte sich gleichsam in den Heiligen und für heilig gehaltenen Männern. Zu denen nun nahm Athanasius seine Zuflucht. Sie hatten bereits eine Gemeinschaft unter sich eingerichtet, deren Gründung man dem Pachomius zuschreibt, dessen Athanasius gleichwohl nicht gedenkt; sie gaben ihm dadurch eine von den Verfolgungen des Kaisers oder den Verordnungen des Staates nicht zu erreichende Sicherheit.

Athanasius hätte menschlichem Ansehen nach untergehen müssen, hätte er nicht bei den Eremiten der oberen Thebais einen Zufluchtsort gefunden, aus dem er dann und wann nach Alexandrien zurückkehren konnte. Schon das genügte, um das religiöse Leben der großen Partei, die sich an ihn anschloß, zu erhalten.

Das anachoretische Cönobitentum bildete eine christliche Genossenschaft außerhalb des Machtbereiches der Imperatoren, unabhängig von jeder Verbindung mit der Welt, und durch die Meinung der Heiligkeit, die sich damit verknüpfte, unantastbar. Diese Anachoreten boten den von den verdammenden Urteilen Heimgesuchten gleichsam ein Asyl dar. Das Eremitenwesen gehörte schon zu den Elementen, die sich dem Kaisertum opponierten, ohne diesem Besorgnisse einzuflößen.

Unter Constantius ließ sich alles dazu an, als würde dem Kaisertum das unbedingte Übergewicht zufallen. Seine Macht bildete sich nach allen Seiten hin aus. Jetzt war er im Begriff, einen Feldzug gegen die Perser

zu unternehmen, welcher entscheidend auf immer werden zu müssen schien. Jedoch nicht von dorther, noch auch von der Kirche, weder von einem Papst, noch von einem dogmatischen Hierarchen sollte ihm nachhaltiger Widerstand erwachsen. Ein solcher entsprang nochmals aus dem scheinbar besiegten Heidentum.

Drittes Kapitel.

Der Hellenismus und der Ideenkreis Julians.

Inmitten der kirchlichen Streitigkeiten hatte Constantius doch auch den alten Götterdienst mit energischem Eifer bekämpft.

Im Jahre 346 war unter der Autorität der beiden Augusti Constantius und Constans ein Edikt ergangen, in welchem sie verfügten, daß die Tempel außerhalb der Mauern der Städte auch fortan unverletzt bestehen sollten, denn sie seien ein Sitz von Festlichkeiten, deren man das Volk nicht berauben wolle. Es scheint, daß dies Edikt Unzuständigkeiten veranlaßte, denen man in einem Reskript vom Dezember desselben Jahres abzuhelfen suchte. Darin wird die Absicht ausgesprochen, den Menschen die Gelegenheit zu nehmen, zu sündigen; die Tempel sollen sämtlich geschlossen werden, Opfer wurden bei Lebensstrafe verboten.

Dann trat die Empörung des Magnentius ein; obwohl ebenfalls ein Christ, hat er doch die nächtlichen Opfer erlaubt. Hätte er den Platz behalten, so würde das Heidentum im Occident schwerlich unterdrückt worden sein; nachdem er aber gefallen war, zögerte Constantius keinen Augenblick, die vorgekommenen Neuerungen wieder zu verbieten. Das eigentlich ist der Sinn des Edikts vom November 353, durch welches die Anordnungen des Jahres 346 wiederhergestellt wurden.

Vornehmlich richtete sich der Eifer des Kaisers auf die Abstellung der noch sehr im Schwange gehenden abergläubischen Versuche, die Zukunft zu erforschen. In dem ersten seiner Edikte, die sich hierauf beziehen, schlägt Constantius beinahe den Ton eines geistlichen Oberen an; niemand befrage einen Haruspex oder Augur; die verkehrten Aussprüche der Augurn sollen abgethan und begraben sein. Aber mit der Warnung verbindet er zugleich die schärfsten Maßregeln; wer der Verordnung widerstrebt, soll mit dem Tode bestraft werden. In einem späteren Erlaß erklärt er alle die, welche mit magischen Künsten umgehen, für Feinde des menschlichen Geschlechts; wer sich der Teilnahme an denselben schuldig mache, den solle selbst die Ehrenstelle, die er bekleidet, nicht einmal die Würde des Comes, vor der Tortur schützen. Aus einer Notiz bei Ammian ersieht man, mit welcher pein=

lichen Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht die Heiden wenigstens in der Nähe des Hofes überwacht wurden und in welche Bedrängnis sie gerieten.

Schon früher als die erwähnten Edikte, am 20. Februar des Jahres 356, ist das entscheidendste von allen erlassen worden; das Opfern wurde in demselben bei Todesstrafe verboten.

Was Konstantin doch nur teilweise angeordnet und Constantius selbst nur zögernd und unter gewissen Beschränkungen verfügt hatte, wurde nun von ihm mit rücksichtsloser Strenge ausgesprochen: Opfer zu vollziehen wurde für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt. Konstantin hat dem Christentum anfangs nur die Freiheit des Bekenntnisses zurückgegeben, später das Übergewicht in der Administration vindizieren wollen; das Edikt des Constantius war darauf berechnet, ihm die Alleinherrschaft zu verschaffen. Einen schneidenden Kontrast bildete es aber, daß die altherkömmliche Religion, der man die Bedingungen ihrer Ausübung entzog, doch noch von einem großen Teil der Population festgehalten wurde. Sie zog ihre Nahrung aus den hergebrachten Gewohnheiten, aus den Erinnerungen der Vorzeit, hauptsächlich aus den litterarischen Studien.

Bei den lateinischen Autoren, die aus dieser Zeit stammen, namentlich den Lobrednern der Kaiser, walten die Ideen des republikanischen und des imperialistischen Rom vor. Und noch umfassender war der Widerstand des mit der allgemeinen Kultur verschmolzenen Hellenismus. Überall wurden die Klassiker gelesen; es gab eine Anzahl von Instituten, in denen sich der alte gräco-romanische Geist repräsentierte und fortbildete.

Das vornehmste Bollwerk des Hellenismus bildeten die Rhetorenschulen, welche sich über das ganze Reich hin ausbreiteten. Diese Schulen, zum Unterricht der Jugend bestimmt, hatten eine förmliche Organisation. Die Rhetoren waren unter öffentlicher Autorität berufen und, obwohl in stetem Widerstreit unter einander, doch zu einer Klasse, die ein nicht geringes Ansehen besaß, vereinigt. Das Herkommen war, daß nach dem ersten Unterricht, den ein Grammatiker erteilte, die Rhetorenschulen besucht wurden, in denen man eine gewisse Befähigung zu den Staatsämtern erwarb. Diesem Zweck dienten auch besondere Rechtsschulen. Diese aber hatten immer ihren Mittelpunkt in Rom; für die übrigen, nach Teilnahme an höherer Bildung verlangenden Klassen der Bevölkerung kam es nur auf die Rhetoren an. Die berühmtesten von ihnen wurden aus weiter Ferne von den Lernbegierigen aufgesucht.

Aus diesen Schulen nun war damals ein neues philosophisches System hervorgegangen, das dem Christentum entgegentrat und gar bald auch zu einer politischen Macht erwuchs. Anknüpfend an die alte Philosophie, suchte es den veränderten Bedürfnissen und Gesinnungen der Zeit gerecht zu werden. Wir dürfen nicht versäumen, ihm ein Wort der Erörterung zu widmen.

Auf der von Plato und Aristoteles gelegten Grundlage waren in Griechenland in einem Moment bürgerlicher Unruhen andere Schulen entstanden,

welche, systematisch entwickelt, nach Rom vordrangen und hier Jahrhunderte lang die Geister anregten und beschäftigten; die Stoa behielt die Oberhand. Die Lehrmeinungen der Stoiker aber waren nicht rein theoretischer Art, wie sich ja die Entstehung der Schule von dem Bedürfnis einer Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten herschrieb; diese — oder wenn wir so sagen dürfen: der Staat — konnten ihrer nicht entbehren, ebensowenig wie die Stoiker des Verhältnisses zu demselben. Zuerst die Opposition gegen das Kaisertum, dann aber auch das Kaisertum selbst beruhten auf philosophischen Überzeugungen, die sich auf eine oder die andere Weise mit dem Götterglauben ausglichen; sie haben die innere Thatkraft genährt und gehoben. Damit aber war es nun im Laufe des 3. Jahrhunderts zu Ende gegangen. Wir kennen den unaufhörlichen gewaltsamen Wechsel der Autorität, der schon in jener Zeit als ein neuer Bürgerkrieg bezeichnet worden ist. Das gesamte öffentliche Leben wurde tumultuarisch, verwirrt, unsicher. Für eine auf philosophischen Überzeugungen beruhende Teilnahme an demselben gab es keinen Platz mehr. Eine Schule entstand, deren Prinzip es war, davon völlig zu abstrahieren.

Aus dem Leben des Plotinus, des Begründers dieser Schule, die man die neuplatonische nennt, wie es von seinem Schüler Porphyrius beschrieben ist, nimmt man mit Erstaunen ab, wie mannigfaltig über alle Bezirke des östlichen Reiches hin der Verkehr war, in welchem die Gelehrten, besonders die Philosophen, mit einander standen. Plotin, aus Lykopolis in Ägypten, der seine Studien in Alexandrien gemacht hatte, lebte dann von der Zeit des Philippus bis zur Regierung des Claudius in Rom. Unter seinen Anhängern befand sich ein Senator, der von den Amtspflichten, die er haben mochte, abstrahierte, seine Sklaven freiließ, aller seiner Habe sich entäußerte. Diesen stellte Plotin den anderen als Muster auf und suchte sie auf dieselbe Bahn zu leiten. Das Leben des Plotinus selbst in seiner Einfachheit, tiefen Zurückgezogenheit und dabei doch einer thätigen Fürsorge für eine ihm anvertraute Jugend, in deren vorübergehenden Beziehungen und Erlebnissen er gesunden Verstand und Menschenkenntnis bewährte, ohne sich dadurch in seinen philosophischen Betrachtungen im mindesten stören zu lassen, ist in seiner Art einzig. Es schien, als schäme er sich, daß er einen Körper habe. Mit Widerwillen wies er die Bitte, sich malen zu lassen, zurück: denn sei es nicht genug, das Schattenbild zu tragen, mit dem uns die Natur umgeben hat? Nur in Geist und Seele sah er das wahrhaft Seiende. Seinen Tod bezeichnete er als den Moment, in welchem er das Göttliche, das in ihm sei, zu dem Göttlichen im All hinüberführen wolle. Sein philosophisches System knüpft an die Lehre Platos von den Ideen als dem wahrhaft Seienden und an die Annahme an, daß eine Idee der Ideen alle wieder zur Einheit zusammenfasse. Aber in der höchsten Idee sieht Plotin zugleich eine Substanz, den Schöpfer der intelligiblen und der sinnlichen Welt. Die menschliche Seele steht durch ihre Verbindung mit der materiellen Welt in

der nächsten Beziehung zu dieser; aber sie ist verpflichtet, die Gemeinschaft mit dem Körper zu fliehen; nicht der Körper hat die Seele, sondern der Seele ist der Körper beigegeben, aus dessen Gemeinschaft sie sich losreißen muß, um von dem Werdenden zu dem Seienden zu gelangen; sie berührt sich mit der Gottheit selbst und kann dieselbe durch innere Vertiefung und Ekstase erreichen. Von der Ewigkeit der Welt, dem Einen, welches Alles ist und zugleich das einzig Wirkliche, so daß alles sich auf dies Höchste bezieht und sich mit demselben zu vereinigen bestreben muß, hat Plotin einen lebendigen, tiefen und alles andere ausschließenden Begriff, er spricht denselben mit einer Ruhe aus, welche die vollste Überzeugung atmet. Auch in der polemischen Diskussion zerstreut er den Leser nicht; indem er streitet, lehrt er zugleich. Man verliert niemals das Ganze seiner Ansicht, in der er lebt und webt, aus den Augen.

Mit der bestehenden Staatsordnung, die seinem Ideal nicht entspricht und nicht entsprechen kann, ist er doch keineswegs unzufrieden; er rühmt die Institute, durch welche die Verbrechen bestraft werden.

Was wir von Plotin übrig haben, besteht in einer Reihe von Abhandlungen, in denen viele Wiederholungen derselben Gedanken vorkommen. Einzeln kann man sie nicht ohne Teilnahme oder Bewunderung lesen; sie erinnern zuweilen, wenn ich so sagen darf, an die Stille eines Gebirgssees bei unbewegter Luft.

Von seinen Zeitgenossen wurden, wie Eunapius versichert, Plotins Schriften den platonischen vorgezogen. Plotin erweitert die dialektischen Ergebnisse der platonischen Dialoge durch Herbeiziehung der Lehren des Aristoteles, er erwähnt in seinen Erörterungen Anaxagoras, Empedokles und selbst Pythagoras. Aber dabei ist doch Plato von niemand so hoch angeschlagen worden, wie von Plotin. Er feierte dessen Geburtstag, nicht seinen eigenen; er hat den Gedanken gehabt, der Beschaulichkeit eine Stätte für seine Anhänger zu bereiten, die er Platonopolis nennen wollte.

Man darf nicht vergessen, daß der Lehrer Plotins, Ammonius Sakkas, zuerst Christ gewesen war. Die Lehrsätze dieses Ammonius waren es eben, zu denen sich Plotin bekannte. Darin lag, wenn wir so sagen dürfen, das vornehmste Problem der damaligen geistigen Welt, ob und wie sie die christlichen Ideen in den Kreis der allgemeinen Kultur aufnehmen oder sich aneignen würde. Ich entferne mich wohl nicht zu weit von meinem Gegenstand, wenn ich ein allgemein bekanntes Beispiel in Erinnerung bringe. Es liegt in der Sage vom Vogel Phönix vor, wie sie in dieser Zeit ausgebildet war. Einmal knüpft dieselbe an die altbabylonischen Vorstellungen von einem paradiesischen Lande jenseit der Grenzen der bekannten Welt, wie sie in der Sage von Xisuthros erscheinen, an, dann aber an die Lehre von der Unsterblichkeit und Auferstehung, d. h. der Unvergänglichkeit der geistigen Existenz; denn das soll versinnbildet werden, wenn die Sage den Phönix, der als ein Vogel des Phöbus gedacht wird, nachdem seine Zeit vorüber ist, aus

dem Feuer wieder verjüngt aufsteigen und sein Gefieder voll und glänzend entfalten läßt.

Überall erkennt man bei Porphyrius, der ein umfassendes Werk gegen die Christen geschrieben hat, doch die Einwirkung der christlichen Ideen. Sein ethisches Prinzip, welches auf die Rettung der Seele von dem Bösen hinzielt, lautet unverkennbar an die Prinzipien und Bestrebungen des Christentums an.

In formaler Hinsicht war Porphyrius ein Schüler jenes mit Zenobia befreundeten Longinus, der in der Epoche gleichsam eine beherrschende Stellung unter den Gelehrten einnahm, eine lebendige Bibliothek, wie man sagte, dessen litterarisches Urteil für jedermann maßgebend war. In dessen Schule werden die schriftstellerischen Vorzüge, welche Porphyrius besitzt, Verständlichkeit, Gewandtheit und Anmut des Ausdrucks, entwickelt worden sein. Porphyrius stand in der Mitte der Gelehrsamkeit seiner Zeit; er widmete seinen Fleiß chronologischen Zusammenstellungen der ältesten Geschichte, er beschäftigte sich viel mit grammatischen Erklärungen der alten Dichter, besonders des Homer. Eine Reihe von Jahren hindurch war er der vertraute Hausgenosse und Freund Plotins. Er verstand ihn nicht allein, sondern wußte ihn auch anderen verständlich zu machen. In der Schule, die Plotin um sich gesammelt hatte, wurde er sein Nachfolger und sein Interpret in der Litteratur.

Porphyrius verwirft die populären Vorstellungen, die man nicht mit der Idee der Gottheit verwechseln müsse; die wahre Gottesverehrung setzt er in die gottverwandte Gesinnung; der wahre Tempel Gottes ist ihm die Seele des Weisen. Dabei aber läßt er sich doch die positiven Religionen, die gräco-romanische, jüdische, assyrische, brahmanische, gefallen; von einer allgemeinen Religion, wie die christliche, spricht er nicht; die wahre Religion setzt er in die Abstraktion, die bei allen Glaubensformen möglich ist. Seine Theorie ist und bleibt doch immer philosophischer Natur, welche nicht einmal Theologie ist, geschweige Religion.

Der dritte in dieser Reihe, der aber erst den für das ganze System und seine Wirkung in der Welt entscheidenden Schritt gethan hat, ist Jamblichus. Man darf ihn nicht der Oberflächlichkeit zeihen: auch bei Jamblichus wird man, wenn man ihn stille vor sich hin liest, von der Tiefe seiner Anschauung über das Verhältnis der Seele zu dem wahrhaft Göttlichen betroffen; sie hat eine innere Verwandtschaft mit demselben. Wenn nun aber Porphyrius das Dasein der Götter gleichsam nur als eine Voraussetzung betrachtet hatte, so widerspricht ihm Jamblichus, der in einer seiner gelehrtesten Schriften, die gegen Porphyrius gerichtet ist, diesen deshalb angreift, weil er es für möglich halte, daß die Götter nicht existieren, was sich doch nimmermehr annehmen lasse. Die Seele sei durch ihre Natur an das Göttliche geknüpft; von der Verbindung mit dem Leibe losgerissen, sei sie ein Teil des Göttlichen selbst. Aber von der Rückwirkung des materiellen Zusatzes, der in

dem leiblichen Dasein liege, könne sie nur durch die Hülfe der Götter befreit werden; sie lösen die Seele von den Übeln, denen sie durch das Verhängnis unterworfen ist. In Bezug auf die Götter selbst aber hält Jamblichus an den herkömmlichen populären Vorstellungen fest. Er meint nur, man müsse, wie schon die Alten gethan, Plato und Pythagoras, bei den Priestern, namentlich den Ägyptern, nachfragen; er spricht von ägyptischen Propheten. Er legt zugleich eine Rückkehr zu der Vorliebe Plutarchs für eine symbolische Erklärung der göttlichen Erscheinungen an den Tag. Wenn Porphyrius einmal den Glauben an die Gottheit der Sonne und des Mondes durch den Nachweis, daß dies Weltkörper seien, bestritten hatte, so vindiziert ihnen Jamblichus, der das nicht leugnet, doch auch göttliche Kräfte, in welche er ihr Wesen setzt. Die gesamte Anschauung der populären Götterlehre wird keineswegs verworfen, sondern erläutert; sie hat zugleich einen symbolischen Charakter, wodurch dann das Studium der alten Autoren neue Gesichtspunkte gewinnt; die homerischen Gedichte werden von Jamblichus in allegorisch-religiösem Sinne erklärt. Die allgegenwärtige Wirksamkeit der Götter, welche er voraussetzt, macht es ihm leicht, die Augurien und jene ganze Wissenschaft von der Erforschung der Zukunft, an welcher damals die gebildete Welt noch festhielt, zu bestätigen und aufrecht zu erhalten. Einmal in diese Bahnen eingetreten, entwickelt Jamblichus ein ungewöhnliches Talent. Manche seiner Aussprüche sind so treffend, daß sie ihm den Namen des Göttlichen verschafft haben; er gründete eine Schule, die sich nach seinem Tode noch mehr mit Mantik und Theurgie durchdrang und dem Aberglauben, den man für vernichtet hielt, plötzlich wieder neues Leben gab. Die Ideen der großen Philosophen, welche von dem Gegensatz gegen den Glauben an die Götter ausgegangen waren, wurden mit demselben vereinigt; beide sollten sich durchdringen. So geschah es, daß die ganze Macht der alten Bildung sich dem Christentum entgegensetzte und eine starke Partei gründete, welche den Orient weit und breit einnahm. Die vornehmste Förderung aber, die sich ihr damals darbot, bestand darin, daß der nächste Anverwandte des Kaisers, ebenfalls ein Enkel des Constantius Chlorus, Julian, dessen wir schon gedacht haben, und der ein selbständiges Recht auf den Thron in Anspruch nahm, ihr beitrat und damit die Aussicht auf eine große Zukunft eröffnete. Wir müssen uns vor allem diese Persönlichkeit und ihre inneren Antriebe vergegenwärtigen.

Julian war von einem Manne erzogen worden, der die Tradition des Altertums konservierte und ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, mit der Mutter Julians Homer und Hesiod zu lesen — ein gelehrter Eunuch, von ernster und würdiger Gesinnung. Ihm wurde Julian, als er sieben Jahre alt war, übergeben. Schon war die Mutter gestorben, und der Eunuch nahm nun bei dem Sohne die Thätigkeit auf, zu der er für die Mutter berufen worden war. Julian gedenkt in dem Misopogon dieses Pädagogen, seines Grammatistes, der ihn von den Theatern, Wettspielen und anderen Schau-

stellungen dadurch abhielt, daß er ihm sagte, im Homer könne er das alles besser lesen. Abgesehen von dieser Warnung vor Zerstreuungen — was konnte einem jungen Menschen besseres begegnen, als von Anfang an auf dies Studium der Autoren geführt zu werden, welche ihm das altgriechische Leben unmittelbar vergegenwärtigten. Seinen Homer hatte Julian später unaufhörlich auf der Zunge. Er atmete doch so zu sagen die frische geistige Luft; und er konnte dann, wie er selbst einmal sagt, unter dem Sternenhimmel seine Gedanken zu den göttlichen Dingen erheben. Der alte Lehrer wies ihn zugleich auf die klassischen Philosophen hin, bei denen er lernen werde, besser zu werden, vielleicht nicht als andere, aber besser, als er selbst noch sei. Der aufwachsende Knabe entnahm seine moralischen Antriebe und universalen Anschauungen nicht von dem Christentum, sondern von den alten Griechen, von denen abzustammen er sich rühmte.

Es bedarf nach meinem Dafürhalten nichts weiter, um Julians Hinneigungen zu den altgriechischen Lehren und Diensten zu erklären. Aber diese bedurften einer unmittelbaren Beziehung zu dem übrigen Dichten und Trachten der Zeit. Eine solche bot sich Julian durch die Bekanntschaft mit der neuplatonischen Philosophie dar, welche ihm dann — so ist die Überlieferung — bei dem Eintritt in die rhetorisch-sophistischen Studien durch Aedesius, einen Schüler des Jamblichus, zu Teil wurde. Der Meister dieser Schule war damals Maximus von Ephesus, von dem man weiß, daß er die tiefsinnigen Anschauungen der Neuplatoniker, in welchen die Seele mit dem All gleichsam eins wurde, mit magischen und theurgischen Lehren oder auch Versuchen in Verbindung brachte.

Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob Julian den Philosophen zu sich beschieden oder sich selbst zu demselben begeben hat — genug, er wurde in den Gesichtskreis eines Mannes gezogen, der die Anschauungen eines Jamblichus weiter entwickelt hatte.

Maximus wird von denen, die ihn kannten, als ein Mann geschildert, in dessen lebensvollen Augen sich seine Seele abspiegelte; durch die Harmonie des Ausdrucks seiner Worte und seiner Erscheinung war er für alle, welche ihn sahen oder hörten, unwiderstehlich.

Wenn nun die Neuplatoniker die Verehrung der alten Götter mit den Studien, welche man in den Rhetorenschulen betrieb, vereinigten, so schloß sich ihnen Julian mit dem Eifer eines jungen Gelehrten, der nach litterarischem Ruhm Verlangen trägt, an. Daß er dabei von dem Christentum förmlich abgefallen wäre, findet sich nicht. Aber seine Studien mußten ihn zu einer immer steigenden Entfremdung von demselben führen; namentlich als er unter Vermittelung der Kaiserin Eusebia ein halbes Jahr in Athen zubringen konnte. Eben in Athen wirkten die Ceremonien des alten Kultus um so nachhaltiger auf ihn, weil sie unterdrückt wurden. Eunapius versichert, Julian sei, wie er selbst, von einem Hierophanten, der zu dem alten priesterlichen Geschlecht der Eumolpiden gehörte, in die eleusinischen Mysterien

eingeweiht worden. Sein Übertritt war zugleich von der Mystik der neuplatonischen Schule angehaucht. Julian überredete sich, in dem Tempel der Pallas Eingebungen dieser Göttin empfangen zu haben, denen er jedoch anfangs nur zweifelnd folgte. Er wollte abwarten, ob die Verkündigungen, die ihm geworden waren, sich bewähren würden. Durch den weiteren Gang seiner Erlebnisse wurde er in der Überzeugung von der Existenz und Wahrhaftigkeit der alten Götter bestärkt. Wir gedachten oben der Audienz, die er bei der Kaiserin hatte, die seine Studien begünstigte, in denen sie wenig verfängliche Liebhabereien sah. In Wahrheit ein psychologisch höchst eigenartiges Phänomen, daß Julian, der vor der Kaiserin mit gesenkten Augen dastand, doch den entscheidenden Impuls, um die Anträge anzunehmen, von einer vermeintlichen Aufforderung seiner Götter entnommen hatte. Was er that, that er zwar aus eigenem Entschluß, aber auch deshalb, weil er meinte, daß der Wille der Götter es andeute. Diese Hinneigungen waren in das tiefste Geheimnis gehüllt; nur der Sklave, dem die Verwaltung der Bibliothek anvertraut war, wußte darum.

Wir können nicht nachweisen, wie Julian die äußere Pflicht und die innere Hinneigung miteinander ausglich. Offenbar ist es, daß er sich in seinen litterarischen Beschäftigungen nur der letzteren hingab. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir aus seinen Schriften die Gedanken zusammenstellen, die das wesentliche seiner Abweichung in sich einschließen und die Gesinnungen aussprechen, in denen er überhaupt lebte; daß ihre letzte Fassung einer späteren Epoche angehört, kann nicht hindern, ihren intellektuellen Ursprung in eine frühere, noch mit dem Reiz des Geheimnisses umkleidete Zeit der Durchbildung zu setzen. Der Anflug von politischer Tendenz, den sie atmen, giebt ihnen dann noch eine besondere Bedeutung für den Zusammenhang der persönlichen Ansprüche Julians mit seinen Theorien. Greifen wir zunächst zu einem während saturnalischer Zerstreuungen verfaßten Festspiel: man möchte es als Fastnachtsspiel bezeichnen, worin ein Gelage der Götter geschildert wird, bei welchem die berühmtesten Heroen früherer Epochen miteinander um den Preis kämpfen. Zuletzt erscheint auch Konstantin, der größer sein will, als Alexander, weil er nicht gegen unregelmäßige Heerhaufen wie dieser, sondern gegen die tapfersten Nationen gestritten, größer als Trajan, weil er Gebiete wieder unterworfen habe, die dieser zuerst bezwungen hatte; ungleich schwerer aber sei es wiederzugewinnen, als zu erwerben. Worte, die nicht eben viel bedeuten, dann aber in eine sehr ernste Demonstration gegen das Christentum auslaufen.

Die Götter weichen vor Konstantin mit Abscheu zurück; er findet Zuflucht bei den Personifikationen des Wohllebens und der Zuchtlosigkeit. In seinen Schutz aber nimmt ihn der Sohn, wie es heißt, mit seinem Anerbieten allgemeiner Sündenvergebung. Was dem Christentum hier vorgeworfen wird, ist nicht größere Strenge oder Heiligkeit, sondern das Gegenteil. Die Lehre von der Sündenvergebung wird in einem Sinne aufgefaßt, wie die Lehre

von der Gnade im Zeitalter der Reformation von den Gegnern derselben. — Die Götter wollen von dieser Art Entsündigung nichts hören; sie ordnen die Bestrafung Konstantins und die Züchtigung seines Nachfolgers an, der sich mit dem Blute seiner nächsten Verwandten befleckt hat. Endlich gestehen sie dem Konstantin Vergebung zu, weil sie auf das Verdienst seiner Altvordern Rücksicht nehmen. Denn von allen Cäsaren hat eigentlich Claudius Gothicus als hochherzig und patriotisch die Aufmerksamkeit der Götter am meisten auf sich gezogen; dessen Geschlecht haben sie zur Hegemonie d. i. zum Kaisertum von vornherein bestimmt. Zu diesem Geschlecht aber gehört Julian selbst; er ist der Sohn des Julius Constantius, welcher bei dem Eintritt des Kaisers Constantius getötet wird. Ihm wird gewährt, den Gott Mithras zu erkennen, der sein Führer sein soll, wenn er vom Diesseits abberufen wird.

Dem allgemeinen Götterdienst wird also die Anbetung des Mithras substituiert.

Diese Beziehung tritt auch in der kleinen, dem Helios gewidmeten Schrift wieder zutage. Dem König Helios, zu dessen Gefolge er zähle, spricht Julian seinen Dank dafür aus, daß er aus dem Geschlecht stamme, welchem das Imperium der Welt zugefallen sei. Übrigens aber bewegt sich die Schrift in den höchsten Regionen mythologisch-philosophischer Abstraktion. Julian betrachtet Helios als den gemeinsamen Vater aller Menschen; von Helios — und zugleich von den anderen Göttern — stammen die Seelen.

Neben Helios nimmt er aber noch ein göttliches Urwesen an, welches nicht erscheint. Die gesamte Welt, welche durch die Vorsicht der Gottheit zusammengehalten wird, stammt aus dem Ewigen, ohne geboren zu sein, und wird bis in alle Ewigkeit dauern. Das innerste Wesen derselben ist die Sonne. Der Urgrund von allem ist das Eine und Einfache, das Julian Gott nennt, wie die Schule überhaupt. Von diesem Einen stammt alles, was gut und vollkommen ist. Dies göttliche Urwesen ließ in der Mitte der geistigen Kräfte aus sich den Helios hervorgehen, in allen Dingen ihm gleich. Helios ist unvergänglich und hat die oberste Gewalt über alle mit Intelligenz begabten Wesen. Was in der höchsten Einheit sich findet, teilt er ihnen mit, wie er es empfangen hat. Auch über die über die Welt erhabenen Götter übt er das Prinzipat des Guten aus; er erfüllt sie mit der Idee des Guten.

Daß nun aber diese Gedanken aus der philosophischen Abstraktion des Altertums unmittelbar hervorgegangen seien, läßt sich doch nicht annehmen.

Unleugbar scheint mir, daß hiebei die vornehmsten Kontroversen berührt werden, welche damals die christlichen Theologen beschäftigten. Die Stellung, die Julian dem Sonnengott, dem Mithras, anweist, entspricht der christlichen Doktrin von dem Sohne Gottes dem Vater gegenüber. Julian überträgt den Begriff der Homousie auf das von ihm angenommene Verhältnis des

Helios zu der einfachen absoluten Urkraft. Nur bringt er damit auch die Götterwelt in Verbindung; sie steht aber eine Stufe niedriger als Helios, von welchem sich ihre Intelligenz und ihre Beziehung zu dem Guten herschreibt.

Damit ist jedoch die große Frage über die Schöpfung der Materie, ihre Gestaltung und Form noch nicht erörtert.

In einer Rede über die Göttermutter entwickelt Julian, immer freilich unter mannigfaltigen mythologisch-philosophischen Abschweifungen, seine Vorstellungen hierüber. Sie beziehen sich auf das Verhältnis des Unkörperlichen zu dem Verkörperten, welches sich eben in dem Verhältnis der Materie zu der Form ausspricht. Geist und Seele enthalten das Urbild der Formation der Materie: es muß ein geistiges Motiv geben, um der Materie Form zu verleihen. Die pessinuntische Rhea nun ist die Mutter der intelligenten und wirksamen Götter, welche die erscheinende Welt beherrschen. Dann und wann erinnert auch das an die christlichen Ideen. Rhea ist Jungfrau, aber selbst Mutter der Götter. Sie wirkt zusammen mit den reinen Wesenheiten, und von diesen empfängt sie die gesamte Urkraft und breitet sie über die geistige Welt aus; sie ist der Ursprung unserer Seelen.

Die allgemeinen und persönlichen Ideen Julians treten in dem Gebet hervor, das er an die Göttermutter richtet. Er bittet sie, den Menschen die größte Glückseligkeit zu gewähren, welche in der Erkenntnis Gottes liege. Dem Volke der Römer vor allem möge sie verstatten, daß es den Makel der Götterlosigkeit von sich abwische und zugleich, daß das römische Reich noch Jahrtausende lang bestehe. Ihm selbst aber möge sie verleihen wahre Erkenntnis im Dienste der Götter, Vollkommenheit in bürgerlichen und militärischen Geschäften, Tapferkeit und Glück, und ein glorreiches Ende in der sichern Erwartung, daß er zu ihnen aufsteige.

Unmittelbar an die höchsten Potenzen schließt sich Asklepios an, den Zeus aus sich selbst geistig erzeugt hat, und der durch die belebende Macht des Helios auf Erden in menschlicher Gestalt erschienen sei — zuerst in Epidaurus, dann überall zu Wasser und zu Lande; er rettet die mit Fehlern behafteten Seelen und Körper. Julian versichert, er selbst sei mehr als ein Mal durch denselben errettet worden.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber mir will doch scheinen, daß, wie man bei Helios an das Verhältnis Gottes des Sohnes zu dem Vater, bei der Gottesmutter an die Jungfrau Maria erinnert wird, so der allenthalben gegenwärtige Heiland das Vorbild des Asklepios sei. Gleichwohl werden überall die christlichen Ideen mit Heftigkeit verworfen; das ideale Gebäude der Vorstellung über irdische und himmlische Gewalten schließt an die alte Götterwelt an, deren Existenz und volle Wirksamkeit vorausgesetzt wird. Auf dieser Grundlage sind nun die Ansichten Julians nicht ohne Originalität und Schwung. Asklepios heilt den Leib, den Geist bilden die Musen, verbunden mit Asklepios, Apollo und Hermes Logios. Ares und

Enyo treten ihnen im Kriege, Hephästus in den Künsten zur Seite. Allem steht Pallas vor mit Zeus, die mutterlose Jungfrau. Sie ist nicht, wie die Fabel sagt, aus dem Haupte des Zeus entsprungen, sondern aus Helios, ganz aus dem Ganzen. Bei dieser Auffassung der Göttermythen legt Julian einen das Höchste anstrebenden Idealismus an den Tag. Der Mensch ist bei ihm, wie bei Plotin, nicht sowohl ein Körper, der eine Seele hat, als eine Seele, die einen Körper besitzt. Der Beruf der Menschen ist: Gott gleich sein. Der Hellenismus übertreffe hierin das Christentum: er erziehe zur Tapferkeit. Aus seinem Standpunkt bekämpft Julian nicht allein die Christen, sondern auch die philosophischen Sekten, welche sich von dem positiven Götterglauben abwenden: Epikuräer, Skeptiker, Cyniker. Er ist ein Dogmatiker des göttergläubigen Hellenismus. Er meint, wie schon jenes Gebet bezeugt, daß das Christentum durch seine Doktrin überwunden werden könne. Denn von dem Dasein der Götter ist er durch die Eingebungen, die er erfahren hatte, über allen Zweifel hinaus überzeugt; er ruft ihre Hülfe an, um das Reich der Gläubigen von den Gottlosen zu reinigen.

Ein Ereignis von höchster Wichtigkeit ist es, daß in den Zeiten, in welchen das Christentum mit dem Imperium verbunden die Oberhand gewonnen hatte, ein Mann nach dem Imperium trachtete und es erlangte, der sich den dem Christentum feindseligen Tendenzen so ganz hingab.

Viertes Kapitel.

Empörung und Kaisertum Julians.

Die entgegengesetzten Elemente wirken zusammen: die Unterdrückung des Götterdienstes und die Reaktion desselben in einer neu aufkommenden Philosophie; das Eingreifen des Imperators in die inneren Kämpfe der christlichen Doktrinen und die Regungen des Widerstands derselben im Gefühl der Unabhängigkeit der Kirche; die dem Kaisertum innewohnende Intention, seine Macht ungeteilt zu erhalten und nach allen Seiten hin geltend zu machen, und die Schwierigkeit, beinahe Unmöglichkeit, in der es sich befindet, das Übergewicht der Waffen im Orient und Occident zu behaupten. Was den früheren Kaisern oftmals die schwersten Sorgen erregt und die Erhebung einer Nebenmacht auf den Grund einer abgesonderten Kriegführung herbeigeführt hatte, bestimmte immer aufs neue die Politik und die Ereignisse. Auch die größte und gewaltigste Begebenheit der Zeit, die beginnende Bewegung der germanischen Völker, wirkte darauf ein. Eben auf der Abwehr derselben beruhte der Anspruch auf Unabhängigkeit, welchen Julian, den der

Kaiser nach Gallien geschickt hatte, zu erheben in den Fall kam. Wir müssen auf die Kriegshandlungen Julians, die wir schon berührten, noch einmal zurückkommen, da sie für das damalige Stadium des Kampfes zwischen Römern und Germanen nach beiden Seiten hin bezeichnend sind und zugleich den späteren Unternehmungen Julians zur Grundlage dienen.

An dem Oberrhein drangen die Alemannen eben gegen den Limes vor; an dem mittleren hatten andere Germanen infolge der Verwickelungen in der Zeit des Magnentius den Rhein überschritten. Wie Libanius es ausdrückt, das bisher römische Land bauten die Germanen selbst als ihr eigenes an; zum Anbau des eigenen verwandten sie die als Sklaven weggeführten Römer. Die römischen Kastelle und Städte sahen sich für ihre Lebensmittel auf den engsten Umkreis beschränkt; und in ganz Gallien konnte man nichts anderes als ein weiteres Vordringen der Germanen erwarten. Diesem Zustand nun ein Ende zu machen, dazu war der junge Cäsar bestimmt. Aber er hatte zu gleicher Zeit mit der Unbotmäßigkeit der ihm beigegebenen Heerführer zu kämpfen; er beklagt sich über nichts mehr, als über den unzureichenden Umfang seiner Vollmachten. Dennoch errang er in dem ersten Feldzug genügende Erfolge; im zweiten drang er, zum Oberfeldherrn ernannt, in das Machtgebiet der Alemannen vor.

Bei Straßburg traf er mit einem trefflich gerüsteten Heere derselben zusammen. Der Kampf, der sich entspann, ist für die Kriegführung der beiden Teile so charakteristisch, daß wir dabei wohl einen Augenblick verweilen dürfen. Die Kataphrakten und berittenen Bogenschützen der Römer, welche bei Mursa gegen Sachsen und Franken entschieden hatten, richteten gegen die Alemannen nicht viel aus; der eigentliche Kampf war zwischen den Fußvölkern; diese aber hielten einander das Gleichgewicht. Die Alemannen, auf ein Knie gesenkt, wiesen jeden Angriff der Römer ab, die ihrerseits zurückwichen, aber immer wieder Stand hielten. Endlich schritten die Alemannen zu dem Versuch, das schwankende Glück durch einen entschlossenen Hauptangriff zu entscheiden. Ihre vornehmsten Führer, die hier Optimaten heißen, in denen man aber vielleicht die Principes des Tacitus wiedererkennen darf, traten in einen Haufen zusammen, in welchem sich auch die Könige befanden, denen sich ein zahlreiches Gefolge beigesellte. Es gelang ihnen, die gegenüberstehenden Schlachtreihen zu durchbrechen und bis an das Prätorium vorzudringen, das von der Legion der Primani in dichten, aneinanderschließenden Aufstellungen verteidigt wurde. Die Germanen gerieten mit ihnen ins Handgemenge. Aber hier zeigte sich nochmals die Überlegenheit der römischen Taktik und Bewaffnung. Die Legionarien waren mit Schutzwaffen wohl versehen und darauf eingeübt, den Feinden, welche auf sie eindrangen, mit dem Schwerte beizukommen. Hiezu boten ihnen nun die in wildem Kampfeseifer heranstürmenden Alemannen, die darauf nicht vorbereitet waren, eine gute Gelegenheit dar; indem sie die Schwergepanzerten unvorsichtig angriffen, wurden sie im Einzelkampfe in der Seite verwundet und stürzten zusammen.

Neue Scharen folgten nach; aber als sie so viele — vielleicht ihre besten Männer niedergestreckt und mit dem Tode ringen sahen, gaben sie dem Gefühle Raum, daß sie hier niemals obsiegen würden; sie wendeten sich zum Rückzug, der eben so rasch ausgeführt wurde, wie der Anlauf gewesen war. Bei dem Übergang über den Rhein kamen ihrer viele um.

Julian ist damals im Rausch des Sieges von den Truppen zum Augustus ausgerufen worden; er hat das aber mit scharfen Worten als eine Anmaßung zurückgewiesen; dies sei, sagte er, nicht das Ziel weder seiner Hoffnungen noch seiner Wünsche. Er rechnete es sich zum Ruhme an, daß er den infolge der Schlacht in seine Hände geratenen Alemannenkönig Chnodomar nicht in den Städten von Gallien gleichsam zur Schaustellung seiner Siege herumgeführt, sondern an den Kaiser selbst habe überantworten lassen.

Der Sieg Julians über die Alemannen traf mit den Siegen des Kaisers über Quaden und Sarmaten zusammen. Die Grenzen des Reiches waren am Oberrhein und an der Donau wiederhergestellt. Die vornehmste Aufgabe der Kriegführung entsprang dann aus dem Zustand der Rheingrenze, wo zwar die Städte und Kastelle selbst noch in den Händen der Römer waren, die Germanen aber das umliegende Land eingenommen hatten. Um nun den Überresten der römischen Einwohner Lebensmittel zu verschaffen, die sie aus dem Lande nicht ziehen konnten, ließ Julian Getreide in Britannien verladen und es von da in die Rheinmündungen bringen. Dann aber wurde es zweifelhaft, ob die germanischen Nationen, welche die beiden Ufer eingenommen hatten, die Schiffe ruhig würden rheinaufwärts fahren lassen. Der Präfectus Prätorio Florentius hatte die Absicht, die benachbarten Germanen durch ein paar tausend Pfund Silbers zu vermögen, diese Fahrt nicht zu beunruhigen. Der Kaiser war wenigstens nicht dawider; er erlaubte es, sofern Julian es nicht für schimpflich halte. Wie hätte aber, so sagt Julian, er es nicht für schimpflich halten sollen, da selbst der Kaiser, der immer mit den Barbaren friedlich wegzukommen suchte, es für schimpflich zu halten schien. Julian erblickte vielmehr in einem Kriegszuge ein geeignetes Mittel, jeden möglichen Widerstand zu verhindern.

Aus seinen Worten muß man schließen, daß er sich mit den schon angesiedelten Saliern geschlagen, dann aber mit ihnen vertragen hat. Die Chamaven, die hartnäckiger waren, vertrieb er aus ihren Sitzen. Er machte dabei eine große Anzahl von Gefangenen. So übertrieben es nun auch ist, wenn man Julian mit Julius Cäsar hat gleichstellen wollen, so ist doch nicht zu leugnen, daß er sich um das römische Reich das Verdienst erworben hat, das Übergewicht der römischen Waffen an den Grenzen längs des Mains und des Rheins wiederherzustellen.

Das hatte nun aber nach der anderen Seite hin, wie schon so oft, verschiedenartige Rückwirkungen. Constantius schlug die Verdienste Julians bei weitem nicht so hoch an, wie dieser selbst; er schrieb die Erfolge vornehmlich seinen eigenen Anordnungen zu. Der Handlungen Julians wurde in seiner

Umgebung mit Mißachtung gedacht. Man glaubte zu bemerken, daß es bei dem Kaiser nicht zur Empfehlung gereiche, wenn in der Umgebung Julians jemand sich ihm angelegentlich anschloß; Leute dieser Art wurden abberufen. Constantius wollte über seine gallischen Truppen so gut verfügen, wie über die illyrischen. Der eigentliche Ursprung einer ernstlichen Entzweiung aber lag nicht in diesen Zufälligkeiten, sondern in allgemeinen Verhältnissen der beiden Reichshälften.

Der persische Krieg war wieder ausgebrochen, soviel wir vernehmen, auf Veranlassung eines abtrünnigen Römers. Von dem verteidigungsunfähigen Zustand der Grenzen unterrichtet, fiel Schapur II., der ein gutes Recht auf Armenien und die Euphratländer überhaupt zu haben glaubte, im Frühjahr 359 in Mesopotamien ein. Die Römer vermochten nicht, ihr Gebiet ungeschmälert zu erhalten. Schapur rückte am oberen Tigris vor. Es gelang ihm, die von Constantius in Stand gesetzte Grenzfeste Amida, trotz der tapfersten Gegenwehr, bei der besonders gallicanische Legionen sich auszeichneten, einzunehmen. Noch behaupteten die Römer Armenien; aber im Jahre 360 erneuerte Schapur seine Angriffe und eroberte eine für die Grenzen wichtige Festung Bezabda in der Nähe von Nisibis. Wir kennen die Bedeutung von Nisibis. Von dem Besitz dieser Feste hing die Autorität der Römer im Orient überhaupt ab. Constantius trug kein Bedenken, den Kampf mit der Energie, die ihm eigen war, aufzunehmen.

Will man sich eine Vorstellung von den Ansichten und Hoffnungen bilden, die hierüber erwachten, so muß man das „Itinerarium Alexanders des Großen", das eben in dieser Zeit zum Gebrauche des Constantius verfaßt worden ist, lesen. Es gründet sich auf den Gedanken, daß in Schapur ein zweiter Darius niederzukämpfen sei. Auch jenes Anschreiben Schapurs an Constantius, dessen wir gedachten, eine Art von Manifest, in welchem er die Ansprüche der Achämeniden auf Thracien und Macedonien geltend machte, beruhte auf derselben Kombination. Julian teilte sie ursprünglich, wie aus seinem Panegyrikus auf Constantius hervorgeht. Jetzt aber hatte das Unternehmen eine für ihn selbst unangenehme Rückwirkung.

Eines der wichtigsten Momente der Kriegführung im römischen Reiche lag darin, daß die Waffen im Osten und Westen zu großen Unternehmungen verbunden werden mußten. Niemals aber war der Krieg mit den Persern gefährlicher, die Gegenwehr gegen sie notwendiger, die Aussicht, die sich an einen glücklichen Ausgang des Kampfes knüpfte, großartiger gewesen, als in diesem Augenblick. Und da nun eben an jenen Grenzen die gallicanischen Legionen sich besonders hervorgethan hatten, so ist es begreiflich, wenn Constantius am Vorabend eines entscheidenden Unternehmens gegen die Perser auf die Truppen zurückgriff, die in Gallien standen.

Ammian erzählt, daß Constantius seinem Cäsar Julian vier Kohorten von den Hülfsvölkern: Herulern, Batavern, Petulanten, Celten, und überdies eine Anzahl auserlesener Mannschaften aus den anderen Truppenteilen ab-

gefordert habe. An sich liegt in diesem Verlangen nichts ungebührliches. Aber man darf sich auch nicht wundern, daß es in den damaligen, occidentalischen Legionen ebensowohl Widerstand fand, wie einst das gleiche Verlangen in den Zeiten des Alexander Severus. Wenigstens zum Teil waren sie unter der Bedingung in Dienst genommen worden, nicht jenseit der Alpen verwendet zu werden; sie fühlten sich als Provinzialmilizen; viele unter ihnen hatten Weib und Kind, die sie nicht verlassen wollten. Ihr vornehmstes Argument aber war: ihre Anwesenheit in Gallien sei wegen der Nähe tapferer und mächtiger Barbaren eine Notwendigkeit für das gesamte Reich. Überdies: sie waren nicht zufrieden damit, von einem entfernten Augustus abzuhängen; sie meinten, ein solcher nehme ihre Verdienste nicht wahr und sei nicht imstande, dieselben zu belohnen. In ihrem eigenen Interesse wünschten sie, den Cäsar, unter dem sie dienten, aller Beschränkungen, denen er unterlag, entledigt und ihn zum Augustus erhoben zu sehen. Noch immer galten die Einschränkungen, über die sich Julian von Anfang an beklagt hatte. Und wenn der Ehrgeiz Julians durch den Ruhm seiner Kriegshandlungen erhöht wurde, so regten diese doch auf der anderen Seite die Eifersucht des Kaisers an, nicht etwa in geringerem Grade, weil Julian sein nächster Verwandter war, sondern in einem um so höheren. Man wird dabei an das Verhältnis von Tiberius zu Germanicus erinnert, in welchem die aus der Sache entspringende Eifersucht eines Augustus, der das Ganze beherrscht, gegen einen Cäsar, der sich in glücklichen Kriegen einen Namen erwarb, gleich im Beginn der Monarchie zur Erscheinung kam. In Constantius stellte sich die Notwendigkeit der Einheit dar, das Interesse eines Provinzialoberhauptes dagegen in Julian. Zwischen beiden bestanden ohnehin in der Tiefe die bittersten Antipathien. Von Julian erzählt man, auf die Erinnerung daran, daß er verwaist von Constantius erzogen worden, habe er geantwortet, daß er ja eben von Constantius selbst zur Waise gemacht worden sei. Aus den Schriften Julians erhellt sogar seine Meinung, daß sein Vater ein besseres Recht an das Imperium gehabt habe, als Konstantin und dessen Linie. Meister von Gallien und Britannien, wurde Julian besonders von der Erinnerung an Constantius Chlorus, dessen Enkel er war, lebendig berührt. In seiner Umgebung bildeten sich nun zwei Parteien: während den einen die Treue gegen den Kaiser über alles ging, schlossen sich die anderen den Ansprüchen des Cäsar an. Die ersteren entfernten sich und kehrten zu Constantius zurück, unter ihnen der oben erwähnte Präfectus Prätorio Florentius. Julian giebt ihnen Schuld, den Kaiser gegen seine Stellung in Gallien eingenommen zu haben. Um so näher trat er den anderen, die ihn dann wieder darin bestärkten, sich mit den zur Widersetzlichkeit gegen den Kaiser hinneigenden Truppenteilen zu verbinden. Im Lager waren insgeheim Schriften ausgestreut worden, in denen man sich darüber beschwerte, daß Constantius Gallien verderben und Julian entehren wollte. Kaiserliche Kommissare waren angelangt, um den Abmarsch der Truppen aus Gallien zu leiten. Julian

wurde aufgefordert, sich selbst in das Lager der Truppen zu verfügen; denn sonst werde der Kaiser nicht ihm, sondern nur seinen Kommissaren die Ausführung seiner Befehle zuschreiben. In dieser Krisis ist nun in Julian die religiöse Abweichung, der er huldigte, zur offenen Wirksamkeit gelangt. Indem er sich entschloß, unter die Truppen zu gehen, um scheinbar die Befehle des Kaisers zur Ausführung zu bringen, brachte er doch den alten Göttern Opfer dar, wie er sagt: für seine eigene Wohlfahrt, noch mehr aber für die allgemeine Wohlfahrt und Freiheit und für das Wohl von Gallien, welches der Kaiser schon zweimal preisgegeben habe. In dem Lager hat Julian wirklich die Aufforderung an die Truppen gerichtet, sich zum Abmarsch fertig zu halten. Anfangs schwiegen sie; dann aber zeigte ihr tumultuarisches Gebaren, wohin ihre Absicht ging. Aus einem Zeichen am Himmel, das Julian nach Anrufung des höchsten Gottes gewahrte, glaubte er zu erkennen: er solle den Truppen folgen und ihren Willen thun. Den gegen den Palast heranstürmenden Mannschaften, die nunmehr Ernst damit machten, ihn zum Augustus auszurufen, leistete er noch immer einen freilich schon weichenden Widerstand. Von Diadem oder Krone wollte er nichts hören, aber er nahm eine goldene Kette an, die man ihm darbrachte: sie wird mit dem celtischen Worte Maniake bezeichnet, was eben ein Abzeichen der höchsten Würde bedeutet. Der Versuch der Freunde des Constantius, die Anhänglichkeit der Truppen an den Kaiser zu erwecken, bewirkte das Gegenteil; sie erregten dadurch vielmehr die Wut gegen sich selber.

Zur vollen Empörung meinte jedoch Julian auch jetzt noch nicht zu schreiten: er bewog die Truppen, das, was geschehen war, an Constantius zu berichten.

Wir haben ein Schreiben Julians an den Kaiser übrig, aus welchem wir seine Absichten, wie er sie nunmehr faßte, deutlich kennen lernen. Er wiederholt darin die Beweggründe der Legionen, deren wir gedachten, sich nicht aus Gallien abführen zu lassen. Eine geringfügige Beihülfe an Truppen läßt er den Kaiser noch hoffen. Zugleich stellt er Bedingungen für seine Autorität in der Provinz. Er will dem Kaiser zwar zugestehen, die Praefecti Praetorio zu ernennen, aber die Ernennung aller anderen Civil- und Militärbeamten will er sich selbst vorbehalten. Und auch zur Präfektur sollte der Kaiser Männer von anerkanntem Verdienst und billiger Sinnesweise ernennen.

Man könnte nun wohl die Frage aufwerfen, ob Constantius nicht seinerseits auf diese Anforderungen hätte eingehen sollen; aber hätte er eingewilligt, so würde er seinem Vetter in Gallien zu einer Selbständigkeit verholfen haben, wie sie einst Albinus dem Septimius Severus gegenüber eine Zeitlang besessen hatte; zugleich hätte er die Prätension der occidentalischen Truppen, im Orient keine Dienste zu leisten, die mehr als einmal erhoben war, anerkannt.

Constantius befand sich damals in Cappadocien; er war einen Moment unschlüssig, ob er nicht den Feldzug gegen die Perser aufgeben und sich mit seiner ganzen Macht nach dem Occident wenden sollte. Es ist nicht der

schlechteste Zug in seinem Leben, daß er es vorzog, Armenien im römischen Gehorsam zu befestigen und dann gegen die Perser vorzugehen. Zugleich aber schickte er einen höheren Beamten, den Quästor Leonas (es ist ohne Zweifel derselbe, der ihn bei der Synode von Seleucia vertreten hatte), nach Gallien, um Julian zu benachrichtigen, daß er das in Paris Geschehene nicht ratifizieren könne; Julian möge seinen hochfliegenden Ehrgeiz bezähmen und sich innerhalb der einem Cäsar gesetzten Schranken halten, wenn ihm anders an seinem und seiner Umgebung Wohlergehen gelegen sei. Überdies vollzog er verschiedene Ernennungen, nicht jedoch allein zur Präfektur, sondern auch zu einigen anderen wichtigen Ämtern in Civil und Militär, die Julian sich vorbehalten hatte.

Als Leonas mit dieser Botschaft, die doch eine vollkommen abschlägige war, bei Julian ankam, erklärte ihm dieser, er werde sie den Truppen vorlegen; Leonas warnte ihn davor: denn vor die Volksmenge der Soldaten solle man Dinge dieser Art nicht bringen. Julian aber blieb bei seinem Entschluß; die Antwort der Soldaten war, daß sie mit beinahe einstimmiger Acclamation Julian zum Augustus ausriefen.

So standen aufs neue zwei Augusti einander gegenüber. Doch war es nicht einfach ein Gegensatz zwischen dem herrschenden Augustus und einem zur Selbständigkeit emporstrebenden Oberbefehlshaber an der Spitze der Legionen, wie so oft. Julian hatte noch andere Hülfsquellen seiner Macht oder Stützen seiner Unternehmung. Selbst die Truppen des Magnentius haben dazu gehört. Die Reste derselben waren nicht eigentlich vernichtet; sie hatten einen Teil der Landstraßen inne, und unaufhörlich hörte man von ihren Raubanfällen: denn nur mit Gewalt konnten sie sich Lebensmittel verschaffen. Mit diesen nun — es ist kein Zweifel daran, da es einer der besten Freunde Julians berichtet — trat der aufstrebende Imperator in Verbindung; indem er sie für sich gewann, beruhigte er zugleich das Land. Daß hiebei die religiösen Differenzen mitgewirkt haben, ist nicht zu bezweifeln. Julian erzählt, Constantius habe ihm einen Bischof zugeschickt; aber der habe ihn nur des Lebens versichert; von seiner Stellung als Cäsar sei weiter keine Rede gewesen. Wie hätte jedoch Julian überhaupt auf die Ermahnungen eines Bischofs Rücksicht nehmen sollen? Eben in diesem Moment kam sein Rücktritt zu dem alten Götterglauben ihm vollkommen ins Bewußtsein.

Wenn Constantius nichts mehr verfolgte, als Augurien und Eingeweideschau, so war Julian überzeugt, daß der Wille der Götter sich in diesen Wunderzeichen unzweifelhaft zu erkennen gebe. An deren faktischer Existenz hielt er fest; er opferte insgeheim der Bellona. Wer will sagen, ob der Götterdienst seinen Ehrgeiz erweckte oder sein Ehrgeiz ihn zum Götterdienst forttrieb? Ob und welche Maßregeln Constantius gegen Julian ergriffen hat, erfahren wir nicht mit Bestimmtheit. Julian behauptet, Constantius habe die Germanen, denen er Julian als ihren Feind darstellte, aufgereizt und ihnen Gallien preisgegeben; die Briefe darüber seien in seine Hände gefallen; ferner

habe der Kaiser in Bregenz, wo die Landstraßen vom Orient und von Italien her sich kreuzten, große Vorräte an Getreide aufgehäuft. Er zweifelte nicht, daß es auf eine unverzügliche Offensive gegen ihn abgesehen sei. Wenn er sich aber in Gallien einschließen lasse, während die kaiserliche Kriegsmacht ihn in der Front angreife und die der Barbaren von anderen Seiten auf ihn eindringe, so würde er mit Schimpf und Schande zu Grunde gerichtet werden. Um dies zu verhüten, schritt er nun selbst unverweilt zum Angriffe. Er wandte sich nach Illyrien, von wo Constantius die Truppen zum Kriege nach Armenien und Mesopotamien abgeführt hatte. Julian fand nirgends Widerstand; er fühlte sich glücklich, daß er die geschlossenen Tempel wieder eröffnen und den unterbrochenen Opferdienst wiederherstellen konnte. Wir haben aus dieser Zeit einen Brief von ihm an den wirksamsten seiner Lehrer, Maximus von Ephesus, in welchem er demselben sagt, er habe sich an die Götter gewendet, weil sie den unterstützen, der sie verehre; sein Heer sei größtenteils gottesfürchtig, d. h. den alten Göttern ergeben. An der Spitze dieses Heeres meinte er stark genug zu sein, um mit Constantius zu unterhandeln und die Selbständigkeit zu erkämpfen.

Aber Constantius hatte in diesem Augenblick noch eine sehr feste Stellung. Er war im Frühjahr 361 wieder ins Feld gegangen; die Könige von Armenien und Iberien hielt er in Pflicht. Daß er, indem sich Gallien regte, nicht daran denken konnte, zu einer großen orientalischen Unternehmung zu schreiten, versteht sich von selbst. Und auch von der persischen Seite war zunächst nichts weiter zu fürchten; Schapur war, durch seine Wahrsager gewarnt, davon abgestanden, in diesem Jahre einen Einfall in das römische Gebiet zu machen. Es kam zu den gewöhnlichen Kämpfen an den Grenzen, die zu nichts führten. Constantius blieb wenigstens nicht im Nachteil. Man rühmte später in Nisibis: er habe doch keinen Fußbreit Landes den Persern überlassen. Er konnte nun, da er am Euphrat und Tigris einigermaßen freie Hände hatte, den Gedanken fassen, sich gegen Julian zu wenden. Ammian teilt eine Rede mit, die der Kaiser den versammelten Centurien, Manipeln und Kohorten bei Hierapolis gehalten habe, in der er dann auf die Undankbarkeit und den Frevel Julians hinweist, der wegen unbedeutender Vorfälle den inneren Krieg entzünde, und die Erwartung ausspricht, vor dem Feldgeschrei der Treuen werde das Heer Julians zurückschrecken und in Asche zerstieben. Es war ihm bereits gelungen, Italien und Afrika zu sichern; auch der römische Senat hatte sich für ihn erklärt; das feste Aquileja war noch in seiner Hand; er gab sich nicht ohne Grund der Hoffnung hin, das Glück werde ihm ebenso zur Seite stehen, wie in den bisherigen bürgerlichen Unruhen. Wäre das der Fall gewesen, hätte er gesiegt, so würde er das römische Imperium in den Formen, in denen es sich jetzt bewegte, erneuert und verstärkt haben. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß er auch seinen religiösen Intentionen noch weiteren Raum gemacht haben würde. In diesem Augenblick aber ist er von dem Schicksal der Sterblichen betroffen worden; einer Krankheit, die er anfangs

nicht achtete, ist Constantius in Mopsukrene an der Landstraße, die nach Tarsus führt, am 5. Oktober des Jahres 361 erlegen.

Constantius ist bei allen Gewaltsamkeiten, die er ausgeführt hat, doch eine große Gestalt in der Verflechtung der Ereignisse. Er kannte nichts, als die Prärogative des Kaisertums, das er mit der christlichen Religion vereinigte, dergestalt jedoch, daß die Kirche von der höchsten Gewalt abhängig sein und bleiben sollte. Die Idee des römischen Kaisertums meinte er in dieser Form über die Welt zu verbreiten. Von allen, die diesen Gedanken gefaßt haben, ist er der erste und wohl auch der einzige, der seiner Verwirklichung nahe kam; inmitten der miteinander ringenden Elemente waffenmächtig, Meister der bürgerlichen und kirchlichen Verwaltung, schwankte er keinen Augenblick darüber, was er zu thun habe. Entgegengesetzte Regungen waren ihm fremd. Aber von einem individuellen Willen, der doch wieder auf einem persönlichen Interesse beruht, kann das Menschengeschlecht nicht geleitet, noch auf die Länge beherrscht werden. Mit dem Tode des Constantius trat eine Veränderung von Grund aus ein. Die höchste Autorität ging an den Mann über, der eben niedergekämpft werden sollte, der von gerade entgegengesetzter Gesinnung war und den Entschluß hatte, sie zur Geltung zu bringen. — In dem Moment der Krisis, in dem sich Julian rüstete, einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen, empfing er die Nachricht, daß sein Feind gestorben sei, und selbst die Versicherung, er sei von diesem am Ende seines Lebens als sein Nachfolger bezeichnet worden. Im Dezember 361 langte Julian in Konstantinopel an. Das Volk, das von seinen religiösen Abweichungen noch wenig Notiz genommen hatte, empfing ihn mit Befriedigung, denn ein Thronstreit war glücklich vermieden, und mit Neugierde. Sich selbst in vollkommenen Besitz der Regierung zu setzen, war nun das erste Bestreben Julians. Unter Rechtsformen, die aber selbst von seinen Freunden nur als Schein angesehen wurden, schaffte er alle die bei Seite, die er als seine persönlichen Gegner betrachtete, den früheren Magister officiorum Palladius, sowie den damaligen, Florentius, den früheren Praefectus Praetorio Taurus und einen zweiten Florentius, damals Konsul; den Direktor des kaiserlichen Haushaltes, sowie den Vorsteher des allgemeinen Staatshaushaltes. Der letzte ist ohne Zweifel dem Hasse der Truppen, denen er in dem persischen Feldzuge zum Vorwurf gemacht hatte, ihre Dienste entsprächen nur sehr schlecht ihren Anforderungen an die Schatzkammer, aufgeopfert worden. Denn Julian selbst hatte derselbe einst in Gallien, indem er ihn mit Geld versah, die besten Dienste geleistet. Der vornehmste von allen war Eusebius, der das Heft der Gewalt eigentlich in Händen gehabt hatte; er mußte seine ausgesprochene Feindschaft gegen Julian mit dem Tode büßen. Einige Helfershelfer der Gewalt, die bei der Verfolgung der Anhänger des Magnentius und des Silvanus Grausamkeiten ohne Zahl ausgeübt hatten, sind lebendig verbrannt worden. Das gleiche Schicksal hatte auch der Anführer des Widerstandes, der in Aquileja geleistet worden war, aber ein Ende nahm, sobald

man von der wirklich eingetretenen Thronveränderung sichere Kunde erhielt. Die Beamten des Hofes, die sich überhaupt der Bestechlichkeit und Gewinnsucht schuldig gemacht und unter anderem an den Tempelschätzen vergriffen hatten, wurden samt und sonders aus dem Dienste entlassen. Rücksichtslos und gewaltsam setzte dergestalt das neue Regiment sich ein. Noch blieb übrigens alles in dem gewohnten Gange: Julian erschien im Senat, dessen Deliberationen er, wie herkömmlich, leitete. Er nahm Teil an den Ceremonien des Amtsantritts der Konsuln; man sah ihn selbst in der Mitte der Honorati einherschreiten; er wohnte den circensischen Spielen bei und sprach die bei der Befreiung der Sklaven gewöhnlichen Formeln aus. Die vakant werdenden höheren Beamtenstellen besetzte er angemessen und nach Verdienst. So stellte er auch die tüchtigsten Männer an die Spitze der Heerlager. Er hielt die Grenzbefestigungen in Stand, namentlich an der Donau, und trug Sorge, daß die Truppen mit den erforderlichen Lebensmitteln reichlich versehen wurden. Noch war das Reich sehr furchtbar; von allen Seiten langten Botschaften der benachbarten Völkerstämme an, die um die Erhaltung des Friedens baten. Aber schon zeigten sich die Vorboten anderer Zeiten.

Einst, als der Kaiser in Verhandlungen mit dem Senat begriffen war, wurde ihm die Meldung gemacht, daß Maximus von Ephesus angelangt sei, um seinen Schüler auf dem Throne zu besuchen. Der Kaiser sprang auf und eilte dem Kommenden raschen Schrittes entgegen; man sah, wie er den Philosophen umarmte und küßte, — was doch den Mitgliedern des Senats unziemlich vorkam; zurückgehend führte er Maximus, dem er eine gewisse Ehrfurcht bewies, in den Senat ein. An dem Urheber seiner hellenistischen Ideen lag ihm mehr, als an allen anderen. Eine Zeitlang trug er Bedenken, mit seiner religiösen Tendenz offen hervorzutreten. Wären nun die Lehrer des Volkes in ihren Bekenntnissen untereinander und mit diesem vollkommen einig gewesen, so würde er nachdrücklichen Widerstand zu fürchten gehabt haben. Aber die Entzweiung zwischen den Homousiern, die durch die Strenge, welche Constantius zu Gunsten der Homöusier angewandt hatte, verletzt waren, und die daraus entstandene Aufregung eröffnete ihm den Weg. Er ließ Deputationen der verschiedenen Parteien vor sich kommen und ermahnte sie, ihre Zwistigkeiten mit Stillschweigen zu bedecken; ein jeder möge — so fügte er hinzu — seine religiöse Überzeugung herzhaft bekennen. Sein Anhänger Ammian bemerkt, daß er dies nur deshalb gethan habe, um bei den Neuerungen, die er vorhatte, von den getrennten Christen weniger Widerstand zu finden, als wenn sie einmütig gewesen wären. Mag sich dies nun so verhalten oder nicht, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die arianische Entzweiung dem Versuche einer Erneuerung des hellenistischen Götterdienstes den Weg gebahnt hat.

Welche Bewandtnis hat es mit diesem Versuch, durch den Julian, obgleich als Abtrünniger gebrandmarkt, einen unvergänglichen Namen erlangt hat?

Julian ist dazu nicht etwa durch die in der damaligen christlichen Kirche bemerkbaren Mängel veranlaßt worden. Er hat eine Schrift gegen das Christentum verfaßt, von der sich Fragmente erhalten haben. Man nimmt dieselben mit Neugierde zur Hand. Aber was man darin liest, z. B. die Behauptung: die Christenlehre bestehe aus dem Schlechtesten, was sich bei den Juden und Hellenen finde, ist doch so dürftig und unbegründet, daß es unmöglich ein wesentliches Motiv für den Abfall bilden konnte.

Und daß eine abenteuerliche Sympathie für das Vergangene und Abgelebte — eine Art von heidnischer Romantik — einen übrigens verständigen Fürsten bethört haben sollte, läßt sich vollends nicht denken. Auch ist das alles nur negativ; die Richtung Julians aber war eine sehr positive. Sie beruht auf einer Verbindung der neuplatonischen Ideen, wie sie bei Jamblichus erscheinen, mit einer eingeborenen Hinneigung zum Wunderbaren, — nicht allein des griechischen, sondern auch des orientalischen Götterdienstes. Wir haben schon davon gehandelt: Julian hatte es allen Ernstes auf eine Restauration des alten Götterdienstes, den er für den einzig richtigen hielt, abgesehen. Eigentliche Verfolgungen hat er über die Christen nicht verhängt; er entfernte sie jedoch von den Stellungen, die seine beiden Vorgänger denselben am Hofe, im Staate und in der Armee verliehen hatten. Um ihnen aber alle indirekte Wirksamkeit abzuschneiden, erließ er ein selbst seinen Freunden und Anhängern sehr anstößiges Edikt, durch welches er — wie er denn überhaupt die gesamte Lehrthätigkeit unter seine Aufsicht nahm — die Christen von dem Lehramt in den grammatischen sowohl wie den rhetorischen und sophistischen Schulen auszuschließen dachte. Die Studien in diesen Schulen wurden als unentbehrliche Mittel zur Ausbildung der heranwachsenden Generation betrachtet und hielten die Beschäftigung mit den Mustern des klassischen Altertums aufrecht. Aber Julian ging davon aus, daß auch die alten Autoren göttergläubig gewesen und ihre Schriften unter dem Einfluß der Götter entstanden seien; — wie sollten sie nun von Männern ausgelegt werden können, welche den Götterglauben verleugnen? Diese würden den positiven Inhalt notwendig in den Hintergrund drängen oder verdunkeln; sie würden die Schriften bekämpfen, welche sie erläutern. Er dachte also die Christen von den Schulen fernzuhalten, in denen die gelehrte Bildung sich fortpflanzte. Er hat kein Hehl damit, daß die Wiedereröffnung der Tempel, die er verfügte, auch dazu bestimmt gewesen sei, die, welche sich daselbst einzufinden vermeiden würden, als Gegner der Götter erkennen zu lassen. Die Sache ist von großer historischer Bedeutung. Denn eben darauf beruhte die allgemeine Wirksamkeit der christlichen Lehren, daß sie sich mit den philosophischen Doktrinen der alten Welt auseinandersetzten. Es ist das Bestreben der Kultur der folgenden Epochen; wir sind noch heute darin begriffen; hätte Julian seine Absicht durchgeführt, so hätte von alledem nicht die Rede sein können. Er sagt einmal: wer die Alten nicht in ihrem Sinne lese, möge Matthäus oder Lucas exponieren. Er wollte das Christentum zu einer armseligen Sekte machen, welche an der

allgemeinen Kultur der Welt keinen Teil habe. Bei alledem aber war er doch schon in seinen Theorien von den Glaubensanschauungen der Christen keineswegs unabhängig, und praktisch ahmte er die gemeinnützigen Institutionen nach, durch welche die Christen den socialen Bedürfnissen entgegenkamen.

Julian selbst spricht aus: hauptsächlich durch Wohlthätigkeit und würdige Haltung der Priester sei das Christentum in Aufnahme gekommen. In einem Schreiben an einen Oberpriester in Galatien fordert er diesen auf, dafür zu sorgen, daß diesem Beispiel auch von seiten der Hellenisten nachgeeifert werde.

Die Priester der Götter sollen angehalten werden, gut zu leben; sie sollen mit ihren Angehörigen die Götter eifrig verehren; sie sollen kein unehrbares Handwerk treiben, die Schauspiele nicht besuchen, sich in keiner Schenke treffen lassen. Ferner aber: man soll öffentliche Herbergen für Fremde, die der Unterstützung bedürfen, anlegen, wie es bei den Christen der Fall sei. Dafür bestimmt der Kaiser eine ansehnliche Quantität Getreide und Wein.

Wir werden versichert, er habe in allen Städten Schulen zum Unterricht in den hellenistischen Doktrinen und zugleich zu einer denselben entsprechenden Erziehung einzurichten, selbst klosterähnliche Asyle, für die, welche in der Zurückgezogenheit leben wollten, anzulegen beabsichtigt.

Julian hatte überhaupt eine Art hierarchischer Verfassung im Sinn. Den Priestern bewilligte er eine gewisse Unabhängigkeit dem höheren Beamtenstande gegenüber; ein Magistrat sollte, wenn er in eine Stadt kam, nicht vom Priester empfangen werden. In deren Mitte gedachte nun der Kaiser eine allumfassende Autorität auszuüben: die Würde eines Pontifex Maximus sollte zu voller Geltung gebracht werden. An der Spitze einer hellenistischen Rechtgläubigkeit meinte Julian eine Autorität zu erlangen, durch welche der Kaiser zugleich faktisch das religiöse Oberhaupt der Welt geworden wäre. Julian war nicht allein abtrünnig vom Christentum; er plante eine Vernichtung desselben und seine Ersetzung durch ein entgegengesetztes System. Beamtentum, Bildung und Religionsübung sollten unter seiner Führung dem wiederhergestellten Götterdienst ausschließend zu eigen werden. Zugleich schlug in Julian eine Ader von ethischem Ernst, den er namentlich bei seinem Aufenthalt in der lebenslustigsten und beweglichsten der Hauptstädte des Reiches, in Antiochien, zum Ausdruck brachte. Die Schrift, die er da verfaßt hat, der Misopogon, ist nicht allein satirisch gemeint; obwohl sie diesen Ton anschlägt, ist sie in der That eine sehr ernste Mahnung und Zuchtrede. Es ist nach meinem Dafürhalten die kostbarste Reliquie aus Julians litterarischer Verlassenschaft. Mit überlegenem Geiste setzt er sich darin der Mißachtung entgegen, die er sich durch sein Verhalten in Antiochien zugezogen hatte. Man machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er von den städtischen Vergnügungen, die dort von alters her im Schwange gingen, keine Notiz nehme und sich, zurückgezogen und einsam, nur seinen Arbeiten widme. Julian weist diesen Vorwurf nicht zurück; er nimmt ihn an. Es ist für das Kaisertum überhaupt charakteristisch, wenn Julian die Bezeichnung als großer König ablehnt; denn

er besitze nichts, was er sein nennen könne. Er betrachtet das Imperium, ebenso wie die meisten seiner Vorgänger, als ein Amt. Mit bestem Humor begegnet er den Beleidigungen, die ihm widerfuhren.

Es macht ihm keinen Eindruck, daß die Bürger während seiner Anwesenheit die Tempel besser besuchen, als früher: denn es geschehe nur in der Absicht, ihm zu gefallen. Er mißbilligt die Ovationen, die man ihm dabei zu Teil werden läßt. Er selbst kam nur wenig in die Tempel, und zwar nur des Gebetes wegen. Der Kaiser rüstete sich in Antiochien zu dem Feldzug gegen Persien, den er vorhatte; aber populär wurde er daselbst nicht. Bei seiner Abreise hat er erklärt, er werde, wenn er zurückkomme, seine Residenz nicht wieder in Antiochien, sondern in Tarsus in Cilicien aufschlagen.

Dieser Zug sollte nun der große Akt seines imperatorischen Lebens werden. Ohne sich damit aufzuhalten, nach der nächsten orientalischen Metropole Samosata zu gehen, wo er mit Ehren empfangen worden wäre, sammelte er sein Heer in demselben Hierapolis, wo Constantius die Truppen zu einem Feldzug gegen ihn aufgefordert hatte.

Diese Unternehmung, die durch seine Erhebung gestört worden war, dachte er besser ins Werk zu setzen, als bisher. Was man Constantius vorwarf, war hauptsächlich, daß er den Krieg nicht mit vollem Ernst geführt, keine Städte erobert, keine Schlacht gewagt hatte, und damit zufrieden gewesen war, wenn sein Heer nicht unglücklich, d. h. ohne eine Niederlage erlitten zu haben, aus dem Felde zurückkehrte. Der öffentlichen Meinung war damit kein Genüge geschehen: denn die Perser hatten die römischen Gebiete weit und breit mit Raub und Brand erfüllt; man wünschte, sich an ihnen zu rächen. In Hierapolis flehte Julian seinen Jupiter an, daß er ihm gewähre, den Persern auch ihrerseits Schaden zuzufügen. Aber noch viel weiter reichte sein Ehrgeiz; er meinte dem großen Vorbilde Alexanders nacheifern und es erreichen zu können, — eine Idee, die nicht so ganz außerhalb des Zusammenhanges der Weltbegebenheiten lag. Nachdem die Römer die syrischen Könige besiegt und fast ausgerottet hatten, war der Gedanke, diese im Orient zu ersetzen, mit einer gewissen Folgerichtigkeit von ihnen festgehalten worden. Früher hatten sie an den Parthern nur eben die Niederlage des Crassus rächen wollen; Caracalla faßte die Absicht, mit den Parthern in Verbindung, Asien zu bezwingen. Seitdem aber waren die Neuperser emporgekommen, deren Macht sich hauptsächlich auf die parthische Waffentüchtigkeit stützte. Doch brachten sie zugleich den Gegensatz, welcher den alten Erinnerungen entsprach, aufs neue zum Ausdruck. Wie sie unmittelbar an die Achämeniden anknüpften, so lebte auf der griechisch-römischen Seite die Absicht auf, das Werk des macedonischen Heeres zu erneuern und die Perser nochmals niederzukämpfen. Diesen Gedanken ergriff nun Julian, der für das alte Griechenland schwärmte, mit Begeisterung. In die Augen springt, wie verschieden die Verhältnisse der älteren und der damaligen Zeiten waren. In der älteren Zeit waren die Griechen unterdrückt; ihre Kriegszüge waren eine Art von Repressalie gegen

die Gewaltsamkeiten, mit denen sie heimgesucht wurden. Und überdies hatten die Griechen von der Einheit der Ormuzd-Religion alles zu befürchten; sie befanden sich mit derselben in offenem Widerstreit; jetzt war das nicht mehr der Fall. Die Verehrung der Sonne, welche Julian obenan stellte, der Mithrasdienst, seine religiöse Tendenz überhaupt bewegten sich in einer Vermischung orientalischer und occidentalischer Ideen. Aber daran knüpfte er eben seine Hoffnungen und Entwürfe; von der Sonne und der syrischen Gottesmutter erwartete er unmittelbaren Beistand. In diesem Augenblick, zu Callinicum, hat er jenes Gebet niedergeschrieben, dessen wir oben gedachten: die Göttermutter möge die Welt zu dem lebendigen Glauben zurückführen und von der Gottlosigkeit d. h. dem Abfall der Christen von den alten Göttern befreien. Er verband damit das Vertrauen an die Unvergänglichkeit des römischen Reiches, das er in dem Sinne der alten Kaiser verstand. Man sieht, es war System in den Ideen Julians. Wollte man die Erfolge, die er sich versprach, durchdenken, so würde jene hellenistische Hierarchie, mit der er umging, nach dem Orient ausgebreitet und dadurch zugleich im Westen befestigt worden sein; der Sieg im Osten hätte zur Grundlage einer unbedingt hierarchisch-weltlichen Macht gedient; das Perserreich würde gestürzt, Rom mit Indien und den Gangesländern in Verbindung getreten sein. Gigantische Vorstellungen, die noch mehr in sich schlossen, als eine Herstellung des Reiches Alexanders des Großen, da das römische Reich den Occident beherrschte, dessen Kräfte nunmehr von Julian gegen den Orient in das Feld geführt wurden. Julian war nicht nur von Philosophen, sondern auch von Priestern des altetruskischen Aberglaubens begleitet. Beide waren geschworene Gegner des Christentums, jedoch unter sich nicht einig. Einen Blitzstrahl, von dem ein Kriegsmann erschlagen wurde, betrachteten die Etrusker, ihren Büchern vom Donner zufolge, als ein böses Zeichen. Die Philosophen wollten davon nichts hören; sie wußten den Blitz natürlich zu erklären und stritten ihm alle Bedeutung ab. Ein Löwe war erlegt worden; auch darin sahen die Etrusker ein schlechtes Vorzeichen für den, welcher einen Krieg beginne; die Philosophen erwiderten, daß ähnliche Erscheinungen unter Galerius im Kampfe gegen Narses mit gutem Glück verbunden gewesen seien; die Etrusker wandten ein, daß Galerius in einem Verteidigungskrieg begriffen gewesen sei. In Julian lebten noch andere Gedanken und Erinnerungen; er sprach sich wie ein alter Römer aus: er erklärte, unter dem Schutze der Götter hoffe er zu siegen; solle ihn aber ein Unglück treffen, so sei es ihm genug, sich für den römischen Namen dem Tode geweiht zu haben, wie einst die Decier.

Die Truppen, von seiner Rede begeistert, leisteten ihm einen neuen Eid; sie schwuren ihm, sich nicht besiegen zu lassen.

Von Armenien her, welches von Constantius immer sorgfältig geschont worden war, konnte und mochte sich Julian keine Hülfe versprechen. Der Arsacide, der dort herrschte, war Christ und zugleich mit der Familie des Constantius enge verbunden. Julian ließ ihm sagen, der Gott, den er

anbete, werde ihn nicht retten, wenn er den kaiserlichen Befehlen nicht Folge leiste.

Unter allen Umständen sollte eine Abteilung des römischen Heeres über Armenien nach Adiabene vorrücken, um daselbst die Annäherung des Kaisers zu erwarten, der seinerseits mit der Hauptarmee in Mesopotamien einrückte. Auf diesem Zuge stieß Julian zuerst auf ein paar befestigte Städte, die sich in einer gewissen Unabhängigkeit hielten. Einige von denselben wurden zerstört; andere erklärten, daß sie dem zufallen würden, der die Oberhand behalte, wie das immer ihre Gewohnheit gewesen sei. Diese Entscheidung herbeizuführen, war nun eben die Absicht Julians. Er bestand die Schwierigkeiten, die ihm die Sümpfe und Kanäle des babylonischen Gebietes entgegensetzten, unverdrossen: denn in den Mühen und Entbehrungen, die der Feldzug auferlegte, meinte er vor niemandem etwas voraus zu haben; sein Gedanke war, von dem Euphrat nach dem Tigris zu gelangen und dann in die alten achämenidischen Gebiete vorzudringen. Wir erfahren, daß hiebei seine gelehrte Belesenheit seiner Unternehmung sehr zu statten kam. Er erinnerte sich aus seiner Lektüre, daß es einen Kanal gebe, auf welchem man aus dem Euphrat in den Tigris kommen könne, — derselbe, den man unter dem Namen Nahar-Malcha kennt. Damals war er verschüttet; aber von einem Gefangenen höheren Alters, der darüber erstaunte, wie gut der römische Imperator über die Landschaft unterrichtet war, erkundete man seine Lage. Es gelang, ihn zu reinigen und fahrbar zu machen. Das gehörte aber dazu, um eine Einfahrt durch die Mündung des Tigris, welche kaum zu überwindende Schwierigkeiten gehabt hätte, zu vermeiden. Bei der Eroberung des festen Kastells Pirisabora (Firuz Schapur), welches von Schapur zur Abwehr der Römer an geeigneter Stelle erbaut worden war, wendete der Kaiser eine Vorkehrung an, von der er wußte, daß sie im dritten punischen Kriege vorgekommen war; sie führte damals nicht zum Zweck; aber das von Demetrius Poliorcetes erfundene Belagerungswerkzeug, das man Helepolis nannte, bewirkte doch die Eroberung des Platzes, und man konnte nun daran gehen, den Tigris Ktesiphon gegenüber zu überschreiten.

Es ist nicht sowohl erlaubt, als vielmehr eine Pflicht, die Unternehmungen Julians nach der Überlieferung zu schildern, welche sich sogleich damals unter den einverstandenen Zeitgenossen bildete und von einem der vornehmsten derselben, dem hellenistischen Sophisten Libanius, der die Sache für seine eigene hielt und sich alle Mühe gab, die Vorfälle von denen, die daran teilgenommen hatten, zu erfahren, wiedergegeben worden ist. Man lernt die Idee kennen, welche nicht allein bei dem Zuge überhaupt, sondern in jedem Stadium desselben vorgewaltet hat; zunächst den Übergang über den Tigris selbst. Andere Autoren legen Wert auf eine für das eigene Heer berechnete Kriegslist Julians, der ein paar Schiffe allen anderen vorausgehen ließ und, da diese von den Feinden in Brand gesteckt wurden, den zögernden Truppen zugerufen habe, der Feuerschein sei nur ein verabredetes Zeichen, durch welches man

die Gewißheit erlange, daß die Bemannung der Schiffe dort ans Land gestiegen sei. Davon weiß Libanius nichts; er schildert den Hergang bei weitem großartiger und zugleich eingehender. Er macht darauf aufmerksam, daß es, als die Flotte in den Tigris eingelaufen war und das Heer auf dem rechten Ufer dieses Flusses, Ktesiphon gegenüber, erschien, eine Lebensfrage wurde, wie man über den Strom hinüberkommen solle. Denn auch zurückgehen konnte man nicht, da die Landschaften, die man durchzogen hatte, wüst gelegt worden waren; das jenseitige Ufer aber, steil und nicht unbewehrt, wurde durch eine starke Anzahl persischer Kriegsscharen verteidigt. Kein Kalchas, sagt Libanius, kein Tiresias hätte hier einen Ausweg zeigen können; der Kaiser habe einen gefunden. Man muß sich erinnern, daß die beiden Heere einander sehr nahe gekommen waren: denn Koche, wo die Römer Stellung genommen, und Ktesiphon, welches die Perser inne hatten, gehörten ursprünglich beide zu dem alten, damals zerstörten Seleucia. In Koche vergnügten sich die Römer mit Kampfspielen, denen die Perser von der anderen Seite her zusahen, nicht ohne Eifersucht, aber mit lebendigster Teilnahme; sie wiederholten gleichsam den Jubel, der den Sieger begrüßte. Libanius weiß auch davon nichts, daß Julian bei diesem Waffenspiel den Zweck gehabt habe, den Persern die Erwartung eines nahe bevorstehenden Angriffs zu benehmen; er sagt nur, Julian habe zeigen wollen, daß er guten Mutes sei, zugleich aber alles zu dem großen Unternehmen vorbereitet. Nach gehaltener Mahlzeit, so erzählt Libanius, beruft der Kaiser die obersten Heerführer zusammen; er stellt ihnen die Notwendigkeit vor, in die jenseitigen Landschaften zu gelangen, welche noch unverwüstet seien. Alle anderen schweigen; einer der Führer aber, und zwar eben der, welcher die oberste Stelle einnimmt, weist den Kaiser auf die Schwierigkeit des Übergangs und die Zahl der Feinde, von denen sie erwartet würden, hin; Julian erwidert: Zögern könne ihnen nicht helfen; denn die örtliche Schwierigkeit bleibe dieselbe, und die Zahl der Feinde werde dann nur noch größer werden. Er betraut einen anderen mit der obersten Anführung. Die Schiffe füllen sich mit Kriegsvölkern an, den Kaiser sieht man stillstehen und den Blick nach dem Himmel richten; von da, so heißt es ausdrücklich, entnahm er die Parole, die er den Tribunen und Centurionen mitteilte, diese aber den gemeinen Soldaten; er läßt dabei keine Spur von Unruhe blicken. Dem entspricht dann die Ausführung. Libanius ist nicht weit entfernt davon, diese als ein Wunder anzusehen. Bei Nacht sei durchgeführt worden, was bei Tage kaum möglich gewesen wäre; den Feinden zum Trotz, die über ihren Häuptern gelagert waren, seien die Truppen die Höhe hinaufgeklimmt, gleich als ob ein Gott sie emporgehoben und an der Hand hinaufgeführt habe. Man sieht, in welchem Lichte die Unternehmung im ganzen und bis ins einzelne betrachtet wurde. Bei jedem Schritte setzte man die Mitwirkung der hellenischen Götter voraus; kein Zweifel ist, daß auch der Kaiser in Vorstellungen dieser Art lebte. Es gelang vollkommen, die Feinde zu überraschen. Viele wurden im Schlaf getötet;

die aus dem Schlaf Aufspringenden ebensogut überwältigt wie die anderen. Ein gräßliches Gemetzel entstand, das von Libanius in stark aufgetragenen Farben beschrieben wird; ein weites Feld wurde mit Toten bedeckt. Hätten die Römer sich nicht bei der Beraubung der Gefangenen aufgehalten, so würden sie Ktesiphon mit einem Schlage haben nehmen können. Erst am anderen Morgen rückte eine persische Reiterschar aus der Stadt heran. Aber ohne Mühe, fast durch einen Zufall, wurde sie zurückgewiesen. So bekam das römische Heer freie Hand, den Fluß zu überschreiten.

Von einer vor den Mauern der Stadt vorgefallenen Schlacht liest man bei Libanius nichts. Ein Versuch, sie durch Belagerung einzunehmen, von welchem andere erzählen, wird schon dadurch ausgeschlossen, daß die Absicht des Kaisers dahin ging, die Truppen unverzüglich in das feindliche Gebiet zu führen.

Der Kaiser forderte die Besatzung auf, herauszukommen, und sich mit ihm zu schlagen. Sie antwortete: das sei Sache ihres Königs; den möge er aufsuchen. Indem nun Julian alle seine Gedanken dahin richtete, traf ein persischer Gesandter bei ihm ein mit dem Antrage auf Stillstand und Abschluß einer Symmachie zwischen den beiden Reichen; dasselbe, was einst Caracalla den Parthern vorgeschlagen hatte. Der Gesandte wendete sich zunächst an einen Bruder seines Fürsten, der sich im römischen Lager befand, des Namens Hormisdas. Dieser ging dann mit befriedigten Mienen, in der Hoffnung, eine Belohnung zu erlangen, zu Julian. Der aber befahl ihm, dem Gesandten keinerlei Antwort zu geben, und auch in dem römischen Heere nicht verlauten zu lassen, daß ihm ein solcher Antrag geschehen sei; sonst werde es die Lust zum Vorrücken verlieren. Er selbst war entschlossen, den Kampf fortzusetzen; seine Idee war, wie Libanius versichert, das ganze persische Reich, er sagt nicht, zu erobern, aber zu durchziehen und bis nach Indien vorzudringen; sein Ehrgeiz war, Arbela wiederzusehen, wenn man auch darüber eine große Schlacht liefern müßte. Jene nach Adiabene bestimmte Heeresabteilung zu erwarten, hielt er nicht für nötig. Diesen Grund hatte es, wenn er die Transportschiffe, die er mit sich geführt hatte, verbrennen ließ; er selbst meinte ihrer nicht zu bedürfen, und wollte sie auch nicht in die Hände der Feinde geraten lassen. Man möchte fast bedauern, daß Julian seine Absicht nicht durchsetzte. Mochte es ausfallen, wie es wollte, so würde die Geschichte reicher an einer kühnen Invasion geworden sein, die mit dem Unternehmen des Darius Hystaspes gegen die Scythen, des jüngeren Cyrus gegen das Innere von Persien, neuerer nicht zu gedenken, verglichen werden könnte. Zur Ausführung eines solchen Unternehmens hätte jedoch auch eine Armee gehört, die von den Ideen des Kaisers vollkommen durchdrungen gewesen wäre und ebenso alles an ein ideales Ziel gesetzt hätte. Und in dem Heere Julians hatten doch auch die obersten Befehlshaber ein Wort mitzureden. Anfangs schien es, als ob sie der Meinung des Kaisers beipflichten würden. In dieser Voraussetzung wurde jener Befehl ausgeführt.

Aber dann überwog auch die Meinung der Bedächtigeren. Man beschloß den Tigris aufwärts weiter zu ziehen, freilich nun ohne die Schiffe, die jetzt sehr nützlich gewesen wären. Die Absicht war alsdann, nach Adiabene vorzurücken, wo man ein Zusammentreffen mit der dahin beorderten zweiten Abteilung erwarten konnte. Das Unternehmen Julians verliert damit seinen religiös-hellenistischen Anflug, wie denn auch Libanius von Stund an keine weiteren Nachrichten enthält. Das Interesse beschränkte sich jetzt auf die Erhaltung oder Vernichtung des römischen Heeres in einer der schwierigsten Lagen, in welche eine Invasionsarmee geraten kann. Indem die Römer an den Grenzen aller kultivierten Lande, in unfruchtbaren, unwegsamen Regionen vordrangen, rückten die Perser in wohlgeordneten Schlachthaufen heran. Gleich bei dem ersten Erscheinen derselben wagten die Römer, in einem grasreichen Thale gelagert, nicht, sich dem Schlafe hinzugeben. Den ersten Angriff, den die Perser dann unternahmen, warfen sie mit ihrer überlegenen Taktik zurück; aber einen Sieg konnte man das nicht nennen.

Und die volle Überlegenheit der barbarischen Kriegsweise über die Taktik der Römer trat hervor, als sie in einem länglichen Viereck, aus ihrem Lager aufbrechend, dahinzogen und die Perser in den Stand kamen, sie von den Höhen, die sie inne hatten, zu durchbrechen. Julian konnte sich die gräßliche Lage, in der er sich befand, nicht mehr verbergen; er soll vor der Schlacht eine Erscheinung gehabt haben, wie Brutus vor der Schlacht bei Philippi. Eine Gestalt, in der er den Genius des römischen Gemeinwesens zu erkennen meinte, die ihm zuerst erschienen war, als er von Gallien aufzubrechen gedachte, trat wieder vor ihn hin, diesmal mit verhülltem Haupt; sie entfernte sich mit dem Ausdruck des Schmerzes. Wunder kann man in diesen Erscheinungen nicht sehen; sie sind psychologischer Natur, eine unbewußte Rückwirkung der Ereignisse auf die Zustände der Seele. In kurzem geschah das Unvermeidliche. Im Begriff, nach einer gefährdeten Position zu eilen, ohne seinen Panzer, vernahm Julian, daß persische Reiter mit den Elephanten in seinem Centrum eingebrochen seien. Er flog dahin zurück und hatte noch die Genugthuung, die Feinde zurückweichen zu sehen. Aber in diesem Moment hat ihn ein persisches Wurfgeschoß getroffen, das ihm in die Leber drang, — eine Verwundung, die sich bald als tödlich erwies.

Die Rede, die Ammian dem Sterbenden in den Mund legt, ist ohne Zweifel erdichtet; aber es kommen Gedanken vor, die Julian hegte, z. B. daß die Seele mehr Wert habe, als der Körper, und die Trennung des edleren Teiles von dem schlechteren mit Freuden begrüßt werden müsse. Er starb, wie er gelebt hatte, als ein neuplatonischer Philosoph.

Man hat von repräsentativen Menschen gesprochen; in niemand aber haben sich jemals die auseinandergehenden, einander widersprechenden Tendenzen einer Zeit stärker repräsentiert als in Julian die der seinen. Es war die Epoche des größten Umschwungs, inwiefern eine neue Religion an die

Stelle der alten trat. Julian war in der neuen erzogen, und man kann behaupten, er habe sich niemals vollständig von ihr losgerissen. Indem er die Bestrebungen der hellenistischen Welt in sich aufnahm, dachte er doch zugleich die Gesichtspunkte, welche dem neuen Glauben angehörten, festzuhalten. Er unternahm, dem wiedererneuerten Götterglauben eine Form zu geben, die den praktischen Ideen des Christentums entsprach. Die polytheistischen lokalen Kulte suchte er den moralischen Prinzipien und der kirchlichen Disciplin, wie sie bei den Christen eingeführt waren, zu unterwerfen. Die Eingebungen der Pallas Athene, von denen er träumte, sind doch nur ein Abbild christlicher Inspirationen. Er war zugleich Philosoph und Kaiser, und nach beiden Seiten von dem Ehrgeiz ergriffen, etwas außerordentliches zu leisten. In den Kreis der Studien, welche die damaligen Schulen beherrschten, gezogen, trachtete er nach der Ehre, in demselben zu glänzen; und zwar nicht den höchsten Preis hat er darin errungen; aber seine Schriften zeugen doch von einer reichen Begabung und angeborenem Talent. Unter den Hervorbringungen der Zeit gebührt ihnen eine der ersten Stellen. Die Widersprüche, die in denselben vorkommen, erklären sich dadurch, daß sie Produkte seiner verschiedenen Lebensperioden sind: die einen der des Anschlusses und der Unterwerfung, die anderen: der offenen Opposition und der eigenen Herrschaft. Julian war der erste Grieche auf dem kaiserlichen Throne. Lateinisch drückte er sich nur unvollkommen aus. Aber die Überlieferung von der altrömischen Tugend und Tapferkeit hielt er mit Enthusiasmus fest; er wollte ein Alexander der Große, und zugleich Decius Mus, überhaupt ein alter Römer sein. In seiner Staatsverwaltung übertraf er seine Vorgänger an Milde und Nachsicht. Ob er der Aufgabe der Regierung, namentlich in finanzieller Hinsicht, gewachsen war, kann bezweifelt werden, wie es damals bezweifelt worden ist. Die legislative Autorität nahm er mit dem Ernste eines alten Gesetzgebers in Anspruch. Aber wir wissen, daß er dieselbe in einem Gegensatz zu alledem ausdrückte, was seine Vorgänger gegründet hatten. Man würde Julian Unrecht thun, wenn man seine Handlungen bloß aus politischen Gesichtspunkten herleiten wollte. Schon der Abfall von Constantius gegen sein feierlich gegebenes Wort würde sich nicht genügend erklären lassen. Denn wie hätte er außer Acht lassen können, daß er der natürliche Erbe des alternden Augustus war. Wie hätte er nicht in seiner nachherigen Haltung inne werden sollen, daß er Institutionen bekämpfte, welche eine unüberwindliche Lebenskraft in sich trugen. Endlich, wie hätte er den Angriff auf Persien unternehmen sollen, von dessen damaliger Widerstandsfähigkeit er kaum einen Begriff gehabt zu haben scheint. Er wurde immer von zwei tiefen Impulsen bestimmt, gegen welche ihm alles andere in Schatten trat. Der eine war die Überzeugung, daß er es sei, dem vermöge seiner Herkunft die Krone gebühre; er wollte sie nicht erben, sondern dem entreißen, der sie mit Unrecht besitze. Der andere aber lag in dem Ideenkreis der Neuplatoniker, dem er sich selbst

mit wundergläubigem Eifer hingegeben hatte. Er meinte, mit den alten Göttern im Bunde den Sieg über Persien davonzutragen, was die Entscheidung des ältesten und umfassendsten Kampfes, der die Welt entzweit hatte und noch entzweite, in sich geschlossen hätte. In diesem Gedanken verband sich bei ihm Philosophie und Imperium. Nach einem ewig dauernden Ruhme dürstete sein Herz. Dieser wäre ihm zu teil geworden, wenn er mit einem siegreichen Heere Indien, das noch als die Grenze des Erdkreises betrachtet wurde, erreicht und dieses Land und das römische Reich, das heißt, nach den Begriffen der Zeit den Erdkreis überhaupt den alten Göttern zurückgegeben hätte. Eben diesen wäre sein Sieg zugeschrieben worden.

Wie Libanius ihn in jenem Moment des Überganges über den Tigris geschildert hat, so war er in seiner Seele gesonnen. Sein Zug nach Persien sollte gleichsam die Wahrheit seines Götterdienstes erproben. Mit seinem Ableben ging sein ganzes System zu Grunde.

Man kann den Eindruck nicht beschreiben, den die Nachricht vom Tode Julians in der orientalisch-griechischen Welt hervorbrachte. Alle seine Freunde und Anhänger wurden von einem herben Schmerzgefühl durchzuckt. Am unmittelbarsten fühlten sich die philosophischen Hellenisten durch den unerwarteten Todesfall betroffen.

Libanius erzählt, mitten in rhetorischen Studien beschäftigt, sei er bei dieser Nachricht, von Schmerz überwältigt, in Thränen ausgebrochen. In der ersten Rede, die er nach dem Tode Julians hielt, klagte er, die Gesetze seien aufgelöst, durch welche die Übelthaten verhindert wurden, oder wenn dies nicht der Fall sei, so würden sie doch niemals mehr ausgeführt werden. Wie einst durch den Tod Hektors Ilion dem Untergange nahe gebracht worden, so stehe nach demjenigen Julians die Herrschaft der Nachkommen des Äneas, das schönste Gebilde der Welt, nicht mehr auf festem Grunde. Er ist in seiner Seele selbst betroffen von dem Ereignis: denn Julian sei bei keinem Gotte vorbeigegangen; er habe die Altäre aller Götter und Göttinnen mit dem Blute der Opfertiere benetzt, und doch haben die Götter ihn, wie durch eine Lockspeise verführt, in den Tod gezogen.

Die göttergläubige Welt hat überhaupt in dem Unternehmen Julians ein Zeugnis des Daseins der alten Götter gesehen; — die Niederlage war der Beweis ihrer Nichtigkeit vor aller Welt, während das Kreuz, wie Athanasius rühmt, sich allezeit siegreich erwies.

Fünftes Kapitel.

Valentinian I. und Valens.

So verhielt es sich nicht, daß das römische Reich durch dies Ereignis in seinem wesentlichen Bestand erschüttert worden wäre; das war selbst weniger der Fall, als zur Zeit der Katastrophe Valerians, der von den Persern gefangen wurde. Denn seitdem hatte das Reich eine feste bürgerliche und militärische Organisation erhalten. Dieser war dann auch eine kirchliche hinzugefügt worden, welche den Bedürfnissen der Mehrheit genügte und entsprach. Nirgends regte sich offener Ungehorsam; keine Provinz ließ ein Gelüste danach blicken, sich loszureißen, oder hätte Kräfte dazu gehabt. Dennoch war die Wirkung des in Persien erfolgten Unglücks unberechenbar; das große Amt, welches der Imperator verwaltete, war erledigt. Es bedarf nur eines kurzen Rückblicks, um wahrzunehmen, daß eine Vakanz wie diese noch niemals vorgekommen war. Seit Nerva war das Imperium durch die Form der Adoption von einem Kaiser auf den anderen übergegangen. Dann hatten sich die Kaiser sozusagen selbst eingesetzt. Septimius Severus hatte es über seine Gegner erobert; so war es auch fortan geschehen, ohne Ausnahme sei- Philippus Arabs. Der Untergang des einen war immer mit dem Emport kommen des anderen identisch. Durch Konstantin bildete sich die Idee einer Dynastie, aber mit Julian, der ihr angehörte und das sehr gut wußte, brach diese wieder ab.

Julian, der mit Sicherheit auf Erfolg rechnete, hatte selbst versäumt, einen Cäsar zu ernennen. Aber einen Imperator mußte das Reich haben; die imperatorische Gewalt war seit Jahrhunderten der Eckstein des öffentlichen Lebens. Je weiter der Umfang des Amtes reichte, desto notwendiger wurde die Besetzung desselben durch eine bedeutende und geeignete Persönlichkeit. Ich weiß nicht, ob man nicht darin ein Moment der Selbständigkeit des Reiches den Imperatoren gegenüber erblicken darf. Nicht nach persönlichen Ansprüchen, sondern nach den inneren Bedürfnissen des Reiches mußte der Thron besetzt werden. Damals nun befanden sich die Legionen, von denen bisher die Erhebung neuer Imperatoren ausgegangen war, in einer Stellung, welche nichts als ihr nahes Verderben voraussehen ließ. Nach dem Tode Julians traten die obersten Führer sogleich über die Ernennung eines Imperators in Beratung. Man hat mit Recht bemerkt, daß man nicht sowohl daran denken dürfe, ein Reichsoberhaupt zu wählen, als vielmehr nur einen Mann, der das Heer aus der verzweifelten Lage, in der es sich befand, noch retten könne. Zu einer eigentlichen Wahl ist es überhaupt nicht gekommen. — Wie damals gesagt worden ist: die Truppen fühlten sich wie Seeleute im Sturm, die ihren Steuermann verloren haben. Ein solcher schien Flavius Jovianus

zu sein, der früher in der Leibwache gedient hatte und jetzt eine der ersten Stellen unter den Haustruppen einnahm. Wie wenig das die allgemeine Stimme war, erhellt daraus, daß ein anderer Führer sich bewogen fand, zu dem Feinde überzugehen, um nicht unter Jovian stehen zu müssen. Der aber wurde von dem Heere im allgemeinen anerkannt. Auch das religiöse Moment hat ohne Zweifel auf seine Erhebung Einfluß gehabt. Man erzählt, er habe, als er zum Imperator ausgerufen werden sollte, die Einwendung gemacht, er sei ein Christ und wolle ein hellenistisches Heer nicht anführen, worauf die Massen antworteten: auch sie seien Christen. Er mußte nun unternehmen, die Truppen nach dem Tigrisufer, das man verlassen hatte, und dann weiter den Fluß entlang nach dem römischen Gebiete zurückzuführen. Wie wäre das aber möglich gewesen unter den Augen eines siegreichen und zur Rache entflammten Feindes. Das Maß des Unglücks wurde erst dadurch erfüllt, daß die Legionen und deren gegenwärtiger Führer ihre Rettung nur in einer Abkunft mit Schapur sehen konnten. Es wäre unnütz gewesen, andere Möglichkeiten zu erwägen; Schapur, der seinen Vorteil vollkommen verstand, nötigte Jovian, in eine Abkunft auf dreißig Jahre einzuwilligen, durch welche die Gebiete am oberen Tigris mit ihren Städten und Kastellen samt und sonders aufgegeben und die Arsaciden in Armenien außerhalb des römischen Schutzes erklärt wurden. Es war der Kampfpreis, um den Jahrhunderte lang Parther, Perser und Römer gestritten hatten; er fiel jetzt in die Hände der Perser. Vor allem Nisibis, um welches so oft geschlagen worden, mußte abgetreten werden; Schapur ließ seine Feldzeichen daselbst aufrichten; die Einwohner mußten zufrieden sein, daß ihnen erlaubt wurde, ihre Behausungen zu verlassen; die Garnisonen der Kastelle waren glücklich, sich mit dem geschlagenen Heere wieder vereinigen zu können. Es war eine Entscheidung, durch welche die weiteren Geschicke Asiens bestimmt worden sind. In kurzem geriet der größte Teil von Armenien, Artaxata selbst, unter die Herrschaft der Perser zurück.

Jovian, dem die Verträge, die er einging, so unvermeidlich sie auch sein mochten, doch persönlich zur Last gelegt wurden, war noch weit entfernt davon, als Imperator auch im Occident anerkannt zu sein, als er in Dadastana, einem Kastell an der Grenze zwischen Galatia prima und Bithynien, unerwartet infolge eines Schlaganfalls verstarb. Die Frage, die sieben Monate früher im Angesicht des Feindes tumultuarisch entschieden worden war, erhob sich von neuem in den Reihen desselben Heeres, aber in der Mitte eines pacifizierten Landes, in unmittelbarer Nähe von Konstantinopel zu Nicäa. Die charakteristische Verschiedenheit der diesmaligen Wahl von der vorigen lag darin, daß jetzt die vornehmsten Führer des Heeres, wie es scheint, ohne untergeordnete Befehlshaber, aber mit den großen Verwaltungsbeamten, also die Machthaber in Civil und Militär zusammentraten, um ein neues Oberhaupt zu wählen. Man hätte wohl auf einen Verwandten Jovians oder auch einen Sprößling des konstantinischen Hauses zurückgreifen können. Aber diese Beziehungen waren in Vergessenheit geraten; die Lage der Dinge erforderte

gebieterisch die Wahl eines Mannes von bewährten, würdigen Eigenschaften. Eine Überlieferung meldet, zumeist sei einer der angesehensten Heerführer, zugleich Präfectus Prätorio, Sallustius, wie denn von ihm schon vor der Wahl Jovians die Rede gewesen war, in Vorschlag gebracht worden; aber er habe die Wahl abgelehnt und selbst Valentinian vorgeschlagen, einen Mann von hoher persönlicher Auszeichnung, aber von geringster Herkunft. Man erzählt, sein Vater Gratian habe Seile zum Verkauf herumgetragen und dabei, als ihm einige Soldaten die Ware entreißen wollten, fünf auf einmal, sie sich doch nicht wegnehmen lassen; die Mannhaftigkeit und Geschicklichkeit, die er hiebei bewies, habe ihm den Weg ins Heer eröffnet, wo er bis zu den höchsten Stellungen aufstieg und einen Namen und ein Vermögen erwarb, das seinen Nachkommen zu gute kam. Er war zu Cibalä ansässig, einem Knotenpunkte der Landstraßen, welcher eben dadurch eine nicht geringe Bedeutung bekam. Hier traf die Straße, die von Mursa nach Sirmium und von da nach Salona führte, mit der nach Noricum zusammen. Da hatte Konstantin den ersten entscheidenden Sieg über Licinius davongetragen; es geschah wahrscheinlich infolge dieses Sieges, daß Gratian emporkam. Unbedingt hielt er jedoch nicht an Konstantins Hause fest; er hat den Magnentius bei sich aufgenommen und bewirtet, so daß Constantius ihn als seinen Feind betrachtete und zurücksetzte. Dessen ältester Sohn nun war Valentinian, der, wiewohl er von Anfang an eine eigentümliche militärische Begabung an den Tag legte, zunächst sich doch nicht in der hohen Stellung, die er erreicht hatte, behaupten konnte. Wenn wir recht unterrichtet sind, wurde er auf Antrieb des Heermeisters des Constantius, Barbatio, aus Gallien entfernt und nach Hause geschickt. Das macht es aber wieder erklärlich, daß er dann im Dienste Julians umsomehr emporkam, obgleich er ein Christ war. Man berichtet, er habe die Besprengung, mit der man ihn bei dem Eintritt in einen Tempel der Tyche zu reinigen meinte, für eine Befleckung gehalten und sich dafür an dem Tempeldiener mit starker Faust gerächt. Aber Julian konnte ihn nicht entbehren; er nahm ihn auf seinem Feldzug gegen Persien mit sich. In dem engsten Vertrauen stand Valentinian dann mit Jovian, der ihn nach Gallien schickte, um seine Anerkennung daselbst zu bewirken. Der Versuch war unglücklich; aber die Ergebenheit, welche Valentinian bewies, verschaffte ihm die wichtige Stellung eines Anführers der zweiten Schule der Scutarier.

In dieser Eigenschaft war er in Ancyra zurückgeblieben, als er Nachricht von dem Vorhaben des Heeres bekam. In jedem Augenblick bedachtsam und überlegt, hütete er sich, sich zu beeilen. Er wußte, daß jene Meinungsäußerungen nichts bedeuteten, wenn sie nicht durch die Wahl der Legionen bestätigt wurden.

Vor seiner Ankunft gab es mancherlei Regungen nach einer anderen Seite hin im Heere; aber einige Freunde Valentinians verstanden dieselben zurückzudrängen. Er vermied den Schalttag, der eben eintrat, als einen Tag ungünstiger Vorbedeutung für Handlungen von dieser Wichtigkeit. Er selbst

erschien nicht öffentlich, ließ aber auch nicht zu, daß andere, die etwa Nebenbuhler sein konnten, sich dem Heere zeigen durften. Erst den Tag darauf betrat er die zum Vortrag an die Legionen vorbereitete Bühne.

Die Truppen wurden als eine Art von plebejischer Volksversammlung betrachtet; sie erscheinen bisweilen unter dem Titel der demokratischen Menge; in unserem Falle haben sie in aller Form votiert — soviel man sieht, durch förmliches Abstimmen in der Weise der Komitien. — Es wird versichert, die Stimmen aller Anwesenden seien auf Valentinian gefallen. In der That ist das die erste eigentliche Kaiserwahl, zu der es jemals gekommen ist. Sie traf einen der würdigsten und tapfersten Männer, einen solchen, der das allgemeine Vertrauen genoß. Valentinian sprach nur selten, aber gediegen und in den besten Formen; von aller Schwelgerei hielt er sich fern.

Die Tapferkeit seiner Hand und seines Schwertes war mit feinem Unterscheidungsvermögen verbunden; er hatte eine angeborene Gabe, das Richtige zu treffen. Eben von denen wurde er empfohlen, die seine Nebenbuhler hätten sein können. Noch aber war nicht jedermann befriedigt. Es braucht nicht gerade einer feindseligen Gesinnung zugeschrieben zu werden, wenn man in den Erwählten drang, sich sogleich einen eventuellen Nachfolger zu ernennen. Das rührte vielmehr allem Anschein nach daher, daß die beiden letzten Todesfälle das Reich einer einstweiligen Ermangelung des Oberhauptes ausgesetzt hatten. Nach dem Tode Jovians war das sehr ungeduldig empfunden worden, da die Ankunft Valentinians sich zehn Tage lang verzögert hatte. Aber Valentinian war entfernt davon, dieser Aufforderung Gehör zu geben. Man hat sich immer des Wortes erinnert, das er damals gesprochen hat. „In eurer Macht stand es," sagte er, „da es keinen Imperator gab, mir die Zügel der Reichsregierung anzuvertrauen oder auch nicht; nachdem ihr das aber einmal gethan habt, so kommt es mir zu, nicht euch, über die allgemeinen Angelegenheiten Beschluß zu fassen".

Er nahm die imperatorische Gewalt als eine einheitliche, ihm allein gehörige in die Hand. Aber auch er überzeugte sich, wie denn jedermann die Ansicht gehabt zu haben scheint, daß eine einzige Kraft nicht fähig sein werde, nach allen Seiten hin Widerstand zu leisten. Er schritt dazu, sich einen Genossen des Reiches zu ernennen; nur that er das aus eigener Bewegung, bereits im vollkommenen Besitz der ausschließenden Autorität. Seinem Bruder Valens hatte er im ersten Moment eine der wichtigsten Stellen im neuen Hofhalt gegeben; er entschloß sich kurze Zeit darauf, denselben an seine Seite zu setzen. So erklärte er den in einer Vorstadt von Konstantinopel versammelten Truppen; niemand hätte sich dagegen auszusprechen gewagt, — hatten sie doch selbst eine solche Maßregel gefordert. Bei der obwaltenden Unzuverlässigkeit und mannigfaltigen Entzweiung hätte Valentinian keinem anderen diese Begünstigung erweisen können; von dem Bruder allein meinte er keine Nebenbuhlerschaft fürchten zu müssen; mit dem Purpur bekleidet und das Diadem um seine Schläfe gewunden, kehrte Valens in demselben Wagen mit seinem

Bruder Valentinian in den Palast zurück; sie waren nun beide Imperatoren. Nachdem in der Hauptstadt das eine und andere verfügt worden war, um die neue Gewalt zu befestigen, begaben sich die beiden Kaiser, noch vereinigt, nach Thracien, um den Streifzügen der Goten ein Ende zu machen. Von da gelangten sie nach Naissus. Hier hat Valentinian den größten Gedanken ins Werk gesetzt, den er überhaupt gehabt hat: er realisierte die Reichsgemeinschaft durch die Bestimmung, die er seinem Bruder gab. Aus der allgemeinen Lage ging hervor, wie es auch Constantius gefühlt hatte, daß es für den römischen Imperator beinahe unmöglich war, das Reich zugleich im Morgenland und im Abendland zu verteidigen. Für jeden der beiden Reichsteile bedurfte es einer besonderen Repräsentation der höchsten Gewalt. Diese Teilung ist nun dort in Naissus, vielleicht ohne daß man viel davon redete, eingeleitet worden. Es war zunächst nur eine Teilung der Legionen zwischen beiden Heerführern. Die Comites, eine durch diesen Titel bevorzugte Klasse der Duces, wurden die einen dem einen, die anderen dem anderen Imperator zugewiesen; sie selbst und zugleich ihre Truppen. Die Gewalt lag, wie wir sahen, in den Händen der Legionen; die Teilung derselben zwischen den beiden großen Machthabern hatte doch etwas von einer Reichsteilung an sich oder bereitete diese vor. Nachdem die beiden Brüder bis Sirmium vereinigt geblieben, begab sich Valens nach Konstantinopel zurück, um den Orient zu verteidigen, wobei ihm die dort stationierten Truppen zufielen. Valentinian ging nach Mailand, welches seit Constantius als die Hauptstadt des Occidents angesehen wurde.

Man erstaunt doch, daß das Haus Konstantins, das so lange und eingreifend regiert hatte, mit einem Mal in Vergessenheit geraten war. Denn ganz vernichtet war es durch den Tod Julians noch nicht. Noch lebte ein früher zurückgesetzter, dann flüchtig gewordener Sprosse des konstantinischen Geschlechtes, von dem man wissen will, Julian habe ihn selbst einmal als seinen Nachfolger bezeichnet, des Namens Procop. Aber bei jenen Beratungen des Heeres war seiner nicht gedacht worden; und erst die Strenge der Staatsverwaltung, welche Valens nun im Orient einrichtete, bewirkte einen Umschwung der Meinung zu seinen Gunsten. Es kam soweit, daß die jüngste Tochter des Constantius und ihre Mutter Faustina bei Procop einen Rückhalt suchten und fanden und ihm dadurch eine nicht unbedeutende Parteistellung verschafften. Sie begleiteten ihn auf den Zügen, die er unternahm, um nicht allein auf Konstantinopel beschränkt zu sein. Er brachte Nicäa und Chalcedon in seinen Besitz. Einen glücklichen Moment hatte Procop, als er den Truppen, die Valens wider ihn heranschickte, mutig entgegenritt und sie aufmerksam machte, wie es unrecht sei, daß sie dem Geschlecht, das, von den alten Kaisern herstammend, zuletzt regiert habe, einen Pannonier vorziehen wollten, der von seiner Pflicht abgewichen sei. Die Truppenschar ging wirklich zu ihm über, so daß Konstantinopel und Bithynien schon damals ein kleines Reich für sich zu bilden anfingen. Und gar nicht ohne Gefahr war

die Sache, da Procop auch mit den Goten in Verbindung stand. Dagegen kam es Valens zu statten, daß einer der begütertsten Großen des Reiches, Arbetio, obwohl er ein Anhänger des Constantius gewesen war, mit Procop, den er zu fürchten Anlaß hatte, zerfiel und hierauf in den weiteren Bewegungen in Phrygien und Lycien, die derselbe vornahm, soviel Einfluß auf dessen Truppen ausübte, daß diese nun wieder ihre Schilde als Zeichen der Ergebung an ihre Arme hängten und zu Valens übergingen. Die Treulosigkeiten der Truppen entschieden über den Besitz des Thrones.

Procop wurde von seinen eigenen Leuten dem Valens ausgeliefert und von diesem unverzüglich hingerichtet. Sein Kopf wurde an Valentinian geschickt; wo er hindurchgetragen wurde, unterwarfen sich die Bevölkerungen.

Seinerseits führte Valentinian noch einen anderen großen Gedanken durch, welcher dahin zielte, die Erbfolge auf dem Throne für sein Haus sicher zu stellen.

Als er einst lebensgefährlich erkrankte, hatten die Heerführer bereits überlegt, wer etwa an seine Stelle zu setzen sei.

Bei einem kameradschaftlichen Gelage wurde von den Galliern Rusticus Julianus vorgeschlagen, der als Prokonsul von Afrika sich streng bis zum Blutdurst erwiesen hatte; andere zogen den obersten Anführer des Fußvolkes, Severus, vor, der mildere Formen besaß und überhaupt nicht ungeeignet schien, zur höchsten Stellung aufzusteigen. Von einer Rücksicht auf den Bruder Valentinians oder auch den aufwachsenden Sohn desselben war dabei nicht die Rede. Nach seiner Genesung ließ es nun Valentinian seine erste Sorge sein, Velleitäten dieser Art auf immer ein Ende zu machen. Daß ihn darin seine Gemahlin und deren Mutter unterstützt haben, wird ausdrücklich überliefert und versteht sich gleichsam von selbst. Denn eine Veränderung in der Regierung würde ihnen persönlich verderblich geworden sein. Aber Valentinian konnte eine direkte Succession nur durch dasselbe Mittel einführen, durch das er selbst emporgekommen war; er wandte sich an die Legionen. Wenn man überhaupt damals die versammelten Truppen gleichsam als das Volk von Rom betrachtete, so ging Valentinian darin so weit wie möglich: er hat in den Truppen die Majestät des römischen Volkes anerkannt. Doch veranlaßte er nicht eigentlich eine Wahl, wie bei jenen militärischen Komitien in Nicäa. Er erschien in Gesellschaft der vornehmsten Würdenträger auf dem Tribunal, seinen noch sehr jungen Sohn Gratian an der Hand. Seine Absicht war jedoch nicht etwa, den Truppen einfach seine Willensmeinung anzukündigen; ein Mitwissen des Heeres, sagte er, genüge ihm noch nicht; er wünsche vielmehr, daß es seinen Entschluß billige und bekräftige. Wir dürfen bei der hohen Bedeutung des Schrittes, der von der Wahl zur Erblichkeit führte, die Motive nicht übergehen, mit welchen derselbe begründet wurde. Valentinian hob vor allem die Notwendigkeit hervor, die öffentliche Ruhe nach allen Seiten zu sichern. Der junge Mensch werde, dafür könne er bürgen, dem Beispiel seiner Vorfahren nacheifern; er werde die göttliche Gnade besitzen; diese aber

werde dafür sorgen, daß die Macht des römischen Reiches unerschüttert bestehe. Er verknüpfte hiebei die Liebe, die man dem öffentlichen Gemeinwesen, mit der Pietät, die ein jeder dem angestammten Hause schuldig sei; der Schutz Gottes belohne die Pietät. Die Rede des Kaisers wurde von den Truppen, die bereits darauf vorbereitet waren, mit wetteiferndem Jubel aufgenommen. Und dadurch ist auch, was man kaum hätte vermuten sollen, eine regelmäßige Erbfolge wirklich eingeleitet worden; die Familie der Gratiane hat — freilich in unregelmäßiger Folge — das Reich ein Jahrhundert hindurch in Besitz gehabt.

Das Meiste lag dann daran, daß sich die Herrscherfamilie fähig zeigte, das Amt des Imperators nach beiden Seiten hin auszuüben, wie Valens im Osten, so Valentinian im Occident, worauf es ja bei jener Teilung der Truppen in Naissus hauptsächlich abgesehen war. Valentinian hatte den Haß der von Julian zwar besiegten, doch keineswegs unterworfenen Alemannen dadurch auf sich gezogen, daß er ihnen Geschenke von geringerem Wert anbot, als sie erwarten durften. Einen Kaiser dieser Art wollten sie nicht anerkennen. Noch im Jahre 365 entsprang der Grenzkrieg aufs neue. Dann bot die Eisdecke, mit der sich der Rhein überzog, den Alemannen die beste Gelegenheit, den Fluß zu überschreiten; sie drangen bis an die obere Seine vor, wo sie der Römer Meister wurden, obwohl diese Germanen bei sich hatten, die von einem der tapfersten Heerführer angeführt waren. Aber der Anlauf, der einst bei Straßburg zurückgewiesen worden war, trug hier den Sieg davon. Sie durchstreiften die gallischen Provinzen und nahmen ihre Richtung gegen Paris. Bei Chalons an der Marne kam es zu einer neuen Schlacht; in dieser aber behielten die Römer unter der Anführung des Heermeisters Jovinus den Platz. Auch dieser Anfall der Alemannen konnte als vollkommen abgeschlagen betrachtet werden.

Im Jahre 368 unternahm Valentinian, nachdem er die Erbfolge gesichert, einen Angriffskrieg gegen die Alemannen mit gallischen, illyrischen und italischen Streitkräften. Gratian begleitete seinen Vater; doch blieb er bei dem entscheidenden Feldzuge in Solocinium zurück. Nie war Valentinian tapferer und kecker erschienen; die Alemannen wurden in ihrem eigenen Gebiete bezwungen. Vater und Sohn kehrten nach Trier zurück, welches in jener Zeit die Metropole der belgischen Provinzen wurde. Valentinian ließ es sein vornehmstes Geschäft sein, die Grenzbefestigungen, die einst Drusus angelegt hatte, wieder zu erneuern; die Kastelle, die er in bestimmten Zwischenräumen errichtete, erstreckten sich von Rhätien bis an die Nordsee. Die Alemannen, welche ihm Geiseln gestellt hatten, waren ihm darin nicht entgegen: denn es war eine bloße Maßregel der Verteidigung. Als aber Valentinian im folgenden Jahre den Versuch machte, Kastelle auch jenseit des Rheins, namentlich eins auf den Berghöhen bei Heidelberg anzulegen, fand er erbitterten Widerstand. Die Geiseln, die in den Händen der Römer waren, wurden von den Alemannen ihrem Schicksal überlassen; ein alemannischer Heerhaufen zerstörte die Ver-

schanzung. Mit Recht widmet man diesen Befestigungen noch heute Aufmerksamkeit; sie sind Denkmale der Behauptung des linken Rheinufers durch die Germanen. Aus dieser Zeit der alemannischen Kriege, in denen die Römer allen Anstrengungen zum Trotz das rechte Rheinufer verlassen mußten, wird sich das merkwürdige Denkmal im Odenwald herschreiben, das wir die Riesensäule nennen. Hier an dem Abhange des Gebirges waren eben römische Baumeister beschäftigt gewesen, aus den großen Felsblöcken, die man dort findet, Säulen zu einem Tempel oder zu einem Palast zuzubereiten. Dabei wurden sie überrascht. Eine Säule war schon vollkommen bearbeitet; sie mußte jedoch liegen bleiben; es ist die Riesensäule. An anderen hatten sie gearbeitet; noch erkennt man die Stellen, wo Säulen hinweggenommen waren, Einschnitte, wo sie herausgearbeitet werden sollten. Nach so vielen Jahrhunderten sieht es noch aus wie ein gestern versuchtes Werk, das sofort zur Ruine geworden ist. Zuletzt — im Jahre 374 — hat Valentinian in einen Frieden mit den Alemannen gewilligt, in welchem er den Zustand an den Grenzen, wie er jetzt geworden war, anerkannte.

Mit den Franken, die immer mächtiger wurden, war er in freundschaftliche Verbindung getreten, wie sich schon daraus ergiebt, daß ein Franke von militärischer Auszeichnung, Merobaudes, in seine Dienste trat. In diesen Kreis der imperatorischen Thätigkeit gehört es, wenn auch in Britannien die Picten und Scoten, die über die Grenzen gekommen waren, da die Herrschaft des neuen Hauses nicht gerade befestigt erschien, von einem der vornehmsten Heerführer Valentinians, dem Comes Theodosius, in einigen glücklichen Feldzügen zurückgetrieben wurden. Der Kaiser lebte vollkommen im Bewußtsein seiner Pflicht, die Marken des Reiches, nicht längs dem Rheine allein, sondern auch an der oberen Donau zu behaupten. Auch jenseit der Donau machte er den Versuch, eine Burgfeste aufzurichten, was die Quaden nicht gestatten wollten, so daß auch der Heermeister von Illyrien, ein Freund und Förderer Valentinians, Equitius, davon abstand. Aber in Valentinians Umgebung walteten jetzt andere Ratschläge vor, und da die mit den Quaden verbündeten Sarmaten geschlagen wurden, begab sich Valentinian selbst an die Donau, um die Quaden niederzuwerfen. Die Römer waren in diesen Regionen damals allenthalben im Vorteil; die Quaden, welche in die Provinz eingefallen waren und ihren Weg durch Grausamkeiten bezeichnet hatten, waren durch einen Übergang des Kaisers in ihr Gebiet auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen genötigt. Sie schickten eine Gesandtschaft in das Lager bei Bregetio (Komorn), um mit dem Kaiser zu verhandeln. Daß sie sich die Errichtung von Kastellen in ihrem Gebiet hätten gefallen lassen sollen, ließ sich nicht erwarten. Diese unaufhörliche, niemals zu beseitigende Bewegung an den Grenzen scheint doch auf den Kaiser tiefen Eindruck gemacht zu haben. Als den Charakterfehler Valentinians hat man immer seine aufbrausende Hitze bezeichnet. Als nun die Gesandten der Quaden vor ihn kamen, um ihre Erhebung damit zu entschuldigen, daß man eine Feste in ihrem Gebiet habe anlegen wollen — sie

erschienen in dürftiger Gestalt, Gnade flehend, mit gebeugtem Nacken; aber sie waren entschlossen, von ihrem Rechte nichts aufzugeben — geriet er in eine heftige Wallung. Was ihn in Aufregung setzte, war die Notwendigkeit, in der sich ein römischer Kaiser und Gebieter der Welt befinde, mit Leuten von so armseligem Aussehen in Verhandlung zu treten. Die Aufregung hat ihn in diesem Moment übermannt. Indem er noch sprach, versagten ihm plötzlich Stimme und Atem; er war vom Schlage getroffen, der seinem Leben bald darauf ein Ende machte. Es war am 17. November 375.

Eine hochbedeutende Erscheinung in der Reihe der römischen Imperatoren; Valentinian hat die Übertragung des Imperiums auf eine bisher noch nicht vorgekommene Weise ins Werk gesetzt und auf demselben Wege seinem Hause einen Anspruch auf die zukünftige Erbfolge begründet. Er hat dann die Teilung der Provinzen des Reiches in zwei voneinander möglichst unabhängige, aber doch zusammenhängende militärische Gebiete, Orient und Occident, zuerst durchgeführt. Dafür ist es wichtig, daß er seinem Bruder Titel und Rang eines Augustus zugestand; denn Irrungen, wie sie zuletzt unter Constantius und Julian vorgekommen waren, wollte er nicht veranlassen. So trug er auch kein Bedenken, mit den benachbarten germanischen Nationen, nicht allein den Franken, sondern auch den Burgundionen, die er gegen die Alemannen herbeizog, in Verbindung zu treten. Nur dadurch wurde es ihm möglich, die Grenzen an dem linken Ufer des Rheins und am rechten der Donau zu behaupten. Jenseit derselben aber vorzudringen oder nur festen Fuß zu fassen, mißlang ihm. Das schmerzliche Gefühl, daß er mit aller Anstrengung seinen Zweck nicht erreichen konnte, führte seinen Tod herbei.

Unwillkürlich wenden wir unseren Blick auf den Kaiser des Ostens, Valens, der sich in ähnlichen und eher mehr als minder bedeutenden Unternehmungen bewegte, wie sein Bruder.

Schon infolge seiner Thronbesteigung war er mit den Goten in die heftigsten nachbarlichen Zerwürfnisse geraten. Die Goten, welche mit Julian in bestem Vernehmen gestanden hatten, so daß sie ihm selbst Hülfstruppen zu seinem Zuge gegen die Perser stellten, hatten als echte Germanen keinen Begriff davon, daß die höchste Gewalt durch ein Votum der Legionen von einem Haus auf das andere übertragen werden könne; alte Freunde des konstantinischen Hauses, nahmen sie Partei für Procop, der sich als den Fortsetzer desselben darstellte, und erschienen bewaffnet innerhalb der römischen Grenzen, um ihn zu unterstützen. Auf die Anfrage, wie sie dazu kämen, ihr Bündnis mit dem römischen Reiche zu brechen und den Beherrscher desselben anzugreifen, legten sie Schreiben Procops vor, in denen dieser erklärte, er habe als Anverwandter des konstantinischen Geschlechtes die ihm gebührende höchste Würde angenommen. Auch Marcellus, der nach dem Tode Procops die Sache des konstantinischen Hauses verteidigte, erfreute sich ihres Beistandes. Aber Valens, ein kleiner Mann von kräftigem Körperbau, dunkler Gesichtsfarbe, nicht gerade für hohe Ideen empfänglich, besaß doch eine große praktische

Energie und Tüchtigkeit. Er wußte ihnen den Rückweg zu versperren; er fing sie gleichsam wie in einem Netze und verteilte sie in die Städte des Landes, ohne sie jedoch geradezu zu Gefangenen zu machen. Der Führer der Goten, Athanarich, forderte die Freilassung seiner Landsleute: denn er habe sie dem Kaiser — er meinte Procop — zu Hülfe gesandt. Valens erwiderte: sie seien gekommen, seine Feinde zu unterstützen. Darüber brach dann der Krieg aus.

In drei aufeinanderfolgenden Feldzügen ging Valens über die Donau; er durchzog die Ebene; die Goten wichen in das Gebirge. Einmal jedoch im dritten Feldzug kam es zu einem Treffen zwischen ihm und Athanarich, in welchem die Römer den Platz behielten. Hierauf baten die Goten, denen der Verkehr mit den römischen Nachbarn ein Bedürfnis war, um Frieden. Die Unterhandlungen fanden ein Hindernis darin, daß Athanarich nicht auf römischem Boden erscheinen wollte, was ihm durch einen seinem Vater geleisteten Eid verboten wäre — noch auch Valens es für anständig hielt, auf gotischen Grund und Boden zu kommen. Man verabredete eine Zusammenkunft auf dem Flusse, über die wir zwei Berichte besitzen. Nach dem einen, bei Ammian, wurde sie auf zwei Booten in der Mitte des Flusses, abgehalten; der Kaiser kam von der einen, der Gotenfürst, der den Titel Richter führt, von der anderen Seite; hier sei dann der Friede vereinbart worden.

Eine hievon abweichende Erzählung finden wir bei Themistius, der diese Begebenheiten in einer Rede an Valens gefeiert hat, und deshalb, weil er der Zusammenkunft beiwohnte, besondere Rücksicht verdient. Ihm zufolge nähert sich Valens auf seiner Trireme dem jenseitigen linken Donauufer. Auf dieser Trireme trifft Athanarich mit dem Kaiser zusammen; auf dem rechten Ufer des Flusses stehen die Römer, in der Pracht ihrer Schlachtordnung, auf dem linken stellen sich die Goten in großen Haufen mit flehentlichen Geberden dar. Athanarich erscheint nicht sowohl in der kriegerischen als der richterlichen Eigenschaft eines germanischen Königs, er ist der Wortführer und Fürsprecher der Goten; er ist überhaupt mehr ein Mann der Rede, als der Waffen. Er wirft sich dem römischen Kaiser zu Füßen und beginnt mit einer Ansprache, die den Goten auf dem anderen Ufer bereits zu lang wird und ihren Verdacht erweckt. Athanarich spricht seine Muttersprache; ein Dolmetscher ist zugegen, um sie dem Kaiser verständlich zu machen. Was sie nun miteinander verabredet haben, davon weiß Themistius nichts. Eine Unterwerfung in aller Form war es ohne Zweifel nicht. Weder von dem Jahrgeld, das die Römer den Goten zu zahlen pflegten, das man in der übrigen Welt zum Verdruß der Römer als Tribut bezeichnete, noch auch von anderen dargebrachten Geschenken war etwas wahrzunehmen. Der Kaiser hob Athanarich auf und begrüßte ihn als Freund.

Der begab sich stolz und zuversichtlich zu den Goten zurück, auf die er dann gleichsam herabsah. Das germanische Königtum, wenn es überhaupt diesen Namen verdient, tritt doch hier in sehr eigentümlichen Formen auf.

Auch andere Fürsten der Westgoten werden erwähnt; Athanarich erscheint unter ihnen als Oberrichter, der die allgemeinen Angelegenheiten in seiner Hand hat. Sie verteidigen die Sache des früheren von dem römischen Heere verleugneten Kaiserhauses. Wahrscheinlich ist es der volle Untergang desselben gewesen, durch welchen sie vermocht wurden, vor dem Nachfolger, der ihnen auch durch die Waffen überlegen ist, zurückzuweichen. Der Hauptgegenstand der Verhandlung war die Regelung des internationalen Verkehrs, der unter Konstantin wenig beschränkt gewesen war, wie denn auch Julian jede Art von Entzweiung mit ihnen vermieden hatte. Diesen Verkehr nun meinte Valens in der bisherigen Weise nicht fortgehen lassen zu können, weil er, da die Gesinnungen doch einmal feindlich waren, jeden Augenblick den Krieg wieder ausbrechen zu sehen fürchten mußte. Es wurden also zwei Städte bestimmt, auf welche der Verkehr beschränkt sein sollte. Nur auf diese Weise glaubte Valens vor zufälligen Friedensbrüchen sicher zu sein. Aber ein eigentlicher Friede von wirklicher Zuverlässigkeit war damit doch nicht zustande gebracht. Der Rhetor weiß nichts hierüber zu berichten, als die Herstellung der militärischen Grenzbefestigungen, die dann bis an die Ausflüsse der Donau ausgedehnt werden. Nirgends habe es an Kastellen gefehlt, den Kastellen nicht an Mannschaften und Besatzungen von hinreichender Zahl, noch auch diesen an den erforderlichen Waffen im besten Zustande.

Wenn es nun bald darauf dennoch zu neuen Irrungen kam, so entsprangen diese aus den eigenen Verhältnissen der gotischen Nachbarn. Athanarich war zugleich der Repräsentant des altgotischen Götterglaubens, der hier wie überall mit der Rechtsverfassung auf das engste verknüpft gewesen sein wird; er wollte nichts von dem Christentum hören, welches schon seit einem Menschenalter unter den Goten um sich griff. Die gotischen Christen aber, die an den Konzilien im römischen Reich teil genommen, hatten einen Rückhalt am römischen Kaiser, zumal sie sich, wie dieser selbst, zu dem arianischen Glauben bekannten. Ein gotischer Bischof, Ulfilas, war Mitglied der Synode von Konstantinopel, auf welcher der Politik des Constantius gemäß die homöusiastische Doktrin nach der in Sirmium festgesetzten Fassung angenommen worden war.

In den ersten Konflikten mit den Oberhäuptern, die aus dieser oder vielleicht auch aus irgend einer anderen Ursache entsprungen sein können, behielt nun Athanarich anfangs die Oberhand. Dann aber wandte sich der überwundene Häuptling des Namens Fritigern an Valens und wurde von ihm unterstützt, so daß das Übergewicht nun wieder auf seiner Seite war. Es war ein Zustand nicht gerade offener Feindseligkeit, aber doch auch keineswegs eines gesicherten Friedens, da ein Teil der Westgoten auf römischer Seite stand und die Fortschritte der Religion, welche Athanarich verfolgte, immer neuen Hader veranlaßten. Sehr ernstlich aber, mit aller seiner Macht, konnte Valens in diese Zwistigkeiten nicht eingreifen, da er seine Streitkräfte noch nach einer anderen Seite hin anstrengen mußte. Der Krieg mit Persien

war trotz des von Jovian geschlossenen Friedens oder vielmehr infolge desselben wieder ausgebrochen. Armenien war darin den Persern preisgegeben worden; bei der Einnahme der Provinz aber ereigneten sich so gräßliche Gewaltsamkeiten, daß die Römer dem nicht so ganz teilnahmlos zusehen oder auch nur den Verwickelungen, die daraus entspringen mußten, fremd bleiben konnten. Im Jahre 373 drangen die Kataphrakten und Bogenschützen der Perser wieder in das römische Gebiet. Valens setzte ihnen ein Heer entgegen, bei dem wir den einst von Julian gefangenen, dann in römische Dienste übergetretenen Alemannenkönig Vadomar finden, ohne Zweifel doch mit einem Gefolge von Landsleuten, so daß Germanen und Perser unmittelbar aufeinander stießen. Die Römer blieben im Vorteil; und so viel muß das gewirkt haben, daß sie auch wieder in Armenien Einfluß gewannen. Gegen den armenischen König aber, ihren ursprünglichen Schützling, der dann zwischen ihnen und den Persern schwankte, verfuhren sie mit derselben verschlagenen Grausamkeit, die sie gegen die Quaden und Alemannen ausübten. Darüber brach dann die alte Feindseligkeit wieder aus; Perser und Römer standen einander mit gezücktem Schwert gegenüber. Mit den Persern in offenem Krieg, mit den Goten in einem zweifelhaften und wenigstens nicht als friedlich zu bezeichnenden Verhältnis, wurde nun Valens von einem Ereignis betroffen, welches als ein welthistorisches betrachtet werden kann; es wird als der Anfang der Völkerwanderung betrachtet.

Ich nehme Anstoß an diesem Ausdrucke — denn sehr unsicher sind die Kombinationen mit der Geschichte von Ostasien, welche zur Begründung desselben herbeigezogen werden; — und was von den Wanderungen der germanischen Völker selbst behauptet wird, entspringt großenteils aus einer sehr unhistorischen Auffassung des germanischen Altertums. Die Begebenheit, die in den historischen Gesichtskreis tritt, vollzieht sich nach wie vor an den Konfinien des römischen Reiches. Aber dabei sind doch Einwirkungen von Verhältnissen nicht zu verkennen, welche über den Gesichtskreis und den Machtbereich desselben weit hinausreichen.

Vorlängst hatten sich die Goten, die zwischen Dnjestr und Donau angesiedelt waren, in zwei verschiedene völkerschaftliche Gruppen gesondert, wie denn die einen unter dem Namen: Greuthungen, Steppenbewohner, die anderen unter dem Namen Therwingen, d. i. Bewohner der Waldgegenden erscheinen. Während nun die letzteren, die von der einheimischen Tradition als die westlichsten — Wisigoten — bezeichnet werden, in die eben berührten Beziehungen zu den Römern gerieten, dehnten die Greuthungen ihre Herrschaft weit nach Osten hin aus. Man darf voraussetzen, daß infolge der langen und mannigfaltigen Verbindungen mit den Römern, wie vieles andere, so auch Mannszucht und Waffenübungen auf die Goten übergegangen sind, und ihnen eine unzweifelhafte Überlegenheit über die benachbarten Stämme verschafft haben, so daß sie auf die Idee geraten konnten, eine Art von Reich, das sogar Imperium genannt wird, in dem östlichen Europa aufzurichten.

Neben dem gedankenvollen, auf eine friedliche Autorität bedachten Athanarich im westlichen erscheint ein waffenmächtiger Eroberer im östlichen Teile der gotischen Völkerschaften, des Namens Hermanarich.

Beide Stämme haben ihre Könige, der erste aus dem Geschlecht der Amaler, der zweite aus dem der Balthen, unter denen aber die ersten den Vorrang besaßen; sie erscheinen als die Oberhäupter der ganzen Nation. Ein solches war Hermanarich. Wir besitzen ein an sich steriles und dunkles Verzeichnis der Völkerschaften, welche Hermanarich sich unterwarf; aber es ist insofern wichtig, als es Stämme, von denen wir hier zuerst hören, in den Zusammenhang der Geschichte bringt.

Nach diesem bei Jordanes aufbehaltenen Verzeichnis hat Hermanarich die Esthen unterworfen; der Autor giebt Namen sarmatischen und slavischen Ursprungs an, es kann kein Zweifel sein, daß er auch Völkerschaften von finnischer und tschudischer Herkunft namhaft macht; die Sitze dieser Völker erstrecken sich bis an die obere Wolga und die Oka hin. Daß sie sämtlich geradehin Unterthanen des Hermanarich geworden seien, läßt sich nicht denken. Er stand mit ihnen wahrscheinlich in einer ähnlichen Beziehung, wie die römischen Kaiser zu ihren Nachbarn. Hermanarich bezwang auch germanische Völkerschaften, wie die Heruler; die Vandalen waren schon von ihnen ausgestoßen; in dem Drängen dieser Bewegungen rückten die Burgundionen nach dem Gebiet der Alemannen, wo Kaiser Valentinian sich ihrer Hülfe bedient hat. Wenn aber eine Anzahl von Völkern sich unterwarf, anschloß oder wich, so gab es auch andere, welche Widerstand leisteten; bei weitem die vornehmsten derselben sind die Hunnen.

Ich verschiebe, von den Völkern des altaischen Sprachstammes, von welchem alle ostasiatischen und centralasiatischen Sprachen herstammen, zu handeln: denn erst in einer späteren Zeit werden ihre Bewegungen von universaler Wichtigkeit. Ebenso aber nehme ich von den Hypothesen Abstand, nach welchen die Hunnen aus dem chinesischen Reiche verjagt worden sein sollen: denn die Identität der chinesischen Hiongnu mit den Hunnen ist doch eigentlich niemals bewiesen worden. Bei den alten Historikern und Geographen findet sich der Stamm der Hunnen schon im zweiten Jahrhundert, in armenischen Jahrbüchern schon im dritten; Tiridates besiegt und jagt sie bis an das Land, welches den Namen Hunk führt. Mich überzeugen die aus den Sprachresten mit gelehrter Zuverlässigkeit angeführten Beweise, daß die Hunnen uralisch-finnischer Herkunft sind, wie die Ungarn und Avaren. Sie saßen an der Wolga und wurden der verwandten Stämme, z. B. der Avaren Meister, so daß sie stark genug waren, um es mit den Ostgoten aufzunehmen, die eben auch in die Unabhängigkeit der finnischen Völker eingriffen. In den Hunnen erscheint ein von der Kulturwelt unberührtes, eigenartiges, naturwüchsiges Volkswesen, recht eigentlich ein Nomadenvolk, mit Zügen von angeborener Wildheit, der Mann mit seinem kleinen Roß gleichsam zusammen-

gewachsen, noch gewaltsamer als die Völker, welche von einer Epoche zur anderen das kultivierte Europa und Asien angefallen haben.

Plötzlich gelangten die Hunnen zur Überlegenheit der Waffen in dem östlichen Europa. Hermanarich, von allen Seiten angegriffen, überrascht und gefährdet, gab sich selbst den Tod. Das Imperium, das er hatte stiften wollen, gelangte nun faktisch an die Hunnen. Die Greuthungen erkannten ihre Oberherrschaft an, behielten aber dabei die Könige alten Stammes. Die Hunnen warfen sich dann auf die Westgoten, welche, wie wir berichteten, untereinander entzweit waren. Athanarich, nicht imstande, ihren Angriff abzuwehren, zog sich mit seinem Heere, d. h. dem Stamme, der ihm treu blieb, in das transsilvanische Gebirge zurück, dessen Einwohner vor ihm wichen, — weder ein Widersacher der Römer, noch auch ihr Freund; nicht mehr ein Verfolger der Christen unter seinen Landsleuten, aber der neuen Religionsgenossenschaft keineswegs zugethan; obwohl ein Feind der Hunnen, nicht gesonnen, mit ihnen zu streiten; eine barbarische Natur, von einer gewissen Gediegenheit und Größe. Im Gegensatz mit ihm erscheint Fritigern, der Vorfechter der Christen, bisher unterstützt von den Römern, aber durch dies neue Verhältnis gewitzigter, als sein Gegner, unternehmend und schlau. Er wünschte durch den großen Strom, durch den er von den Römern getrennt wurde, vor den Anfällen der Hunnen geschützt zu werden. So bot er den Römern seine Bundesgenossenschaft an, wenn sie ihm hinüberzukommen gestatten wollten. Ob Bedingungen festgestellt worden sind und welche dies waren, läßt sich bei der Einseitigkeit und Vieldeutigkeit der hierüber vorliegenden Nachrichten nicht ausmachen. Das Ereignis ist, daß im Gedränge eines siegreichen Anfalls durch eine fremde, fast mehr noch wilde als barbarische Nation ein Teil der Goten über die Donau hinüberging, unter Konnivenz des römischen Kaisers und Mitwirkung seiner höheren Beamten aus dem Militärstand. Es scheint, als hätten die Römer in den Goten Bundesgenossen zu finden gemeint; die Hülfe einer kriegerischen Volksgenossenschaft war ihnen willkommen, wie es ja einleuchtet, daß die Römer mit den ihnen verbundenen Gotenstämmen ein gemeinschaftliches Interesse gegen die Hunnen hatten. Allein in welches Verhältnis sollten sie selbst untereinander treten? Die kaiserlichen Heerführer erwarteten Unterwürfigkeit; die Goten, die ja freiwillig herübergekommen waren, wollten sich keiner fremden Willkür fügen. Über die Lieferung von Lebensmitteln, welche die Goten verlangten, die die Römer aber an die widerwärtigsten Bedingungen knüpften, kam es zu Mißverständnissen, welche, indem man sich noch zu vereinigen strebte, Feindseligkeiten veranlaßten. Einige der vornehmsten gotischen Führer, unter ihnen Fritigern, waren von dem Statthalter Lupicinus zu einem Gastmahl nach Marcianopel entboten worden und nicht ohne ihr Gefolge dahin abgegangen. Indessen trafen vor den Thoren der Stadt Abgeordnete des Lupicinus mit gotischen Scharen zusammen. Hier aber brach die gegenseitige Antipathie beider Teile in Thätlichkeiten aus, die dann auf jene gastliche Zusammenkunft

zurückwirkten. Wie oft waren seit der Begegnung Julius Cäsars mit den Usipetern und Tenchterern germanische Völker dadurch in Nachteil geraten, daß sich die Römer an ihren Oberhäuptern vergriffen! Alemannen und Quaden hatten das soeben erfahren; und die Vermutung konnte sich regen, da die Einwohner von Marcianopel eine feindselige Stimmung an den Tag legten, daß Fritigern und seine Gefährten von Lupicinus festgehalten und vielleicht selbst am Leben bedroht werden würden. Die Goten wollten nicht auch erleben, was anderen germanischen Stämmen widerfahren war. Der an den Thoren ausgebrochene Streit setzte sich in der Stadt fort. Fritigern, der selbst Verdacht schöpfte, erinnerte, daß nur seine Rückkehr zu den Goten diese beruhigen könne, und setzte durch, daß er wieder entlassen wurde. Die spätere Sage läßt ihn, durch die Ermordung der mit ihm in die Stadt Gekommenen aufgeschreckt, mit bloßem Schwert davonreiten. Genug, das Gastgebot, das dazu bestimmt gewesen war, die Gemüter miteinander zu vereinigen, führte zum Ausbruch des offenen Krieges. Die Goten durchzogen das Land weit und breit und setzten sich gewaltsam in den Besitz der Lebensbedürfnisse, deren sie nicht entbehren konnten. Als Verbündete waren sie hergekommen; aber bei dem ersten Zerwürfnis, das sich hätte voraussehen lassen, verwandelten sie sich in Feinde.

Kaiser Valens befand sich damals in Antiochien, noch immer damit beschäftigt, seine Ansprüche gegen Persien durchzuführen. Aber die Nachricht von den Feindseligkeiten, die seine Hauptstadt bedrohten, machte ihn anderen Sinnes; er ließ sich zu den Zugeständnissen herbei, die die Perser verlangten, ordnete den Rückzug der armenischen Truppen nach Konstantinopel an und begab sich selbst dahin.

In der Hauptstadt war man wegen der Nähe der Goten nicht wenig aufgeregt, zumal da die früher in Thracien Angesiedelten, Männer von Bedeutung und Ansehen, sich in der Umgegend Gewaltthätigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen. Der Kaiser wurde bei den circensischen Spielen — denn das Ansehen derselben hatte sich von der alten Hauptstadt in die neue verpflanzt — mit unwillkommenen Ausrufungen begrüßt; man forderte Waffen für das Volk, dann werde es sich schon selbst verteidigen; der Kaiser, der darin ein Zeichen der Zuneigung zu dem konstantinischen Hause zu erkennen glaubte, soll mit heftigen Drohungen geantwortet haben. Um seiner Hauptstadt sicher zu sein, mußte er die altangesiedelten Goten beruhigen und sich mit den neu herübergekommenen schlagen. Der Moment war einer der bedeutendsten in diesem Völkerkampfe. Den Westgoten folgten auch ostgotische Scharen, wie die Namen der Feldherren bezeugen; Hunnen und Alanen schlossen sich ihnen an, die Taifalen erhoben sich zum Aufstand. Valens und mit ihm sein Neffe Gratian fühlten wohl, daß ihr Haus und ihr Reich auf dem Spiele stehe. Sie waren entschlossen, ihre Heere in Illyricum zu vereinigen; man durfte hoffen, daß dieselben verbunden und wohlgeführt noch fähig sein würden, sich dieses verderblichen Anfalls zu erwehren. Wäre nun

die Vereinigung wirklich vollzogen worden, dann würden die Römer wahrscheinlich in den Stand gekommen sein, die Goten zur Unterwerfung unter ihre Landeseinrichtungen zu zwingen. Dazu hätte eine einheitliche Leitung des gesamten Kriegswesens gehört. Aber der Zufall wollte, daß die Lentienser, ein alemannischer Stamm, von dem Vorhaben Gratians, seinem Oheim zu Hülfe zu kommen, unterrichtet wurden und, von dem germanischen Gemeingefühl ergriffen, ohne Rücksicht auf den bestehenden Frieden in das römische Gebiet einbrachen. Gratian wurde dadurch veranlaßt, seine Waffen gegen die Lentienser zu wenden, die er in der Gegend von Kolmar traf und besiegte. Er verfolgte sie dann über den Rhein, wo er sie, da sie ihre Zuflucht nach unzugänglichen Höhen nahmen, von allen Seiten einschloß und zur Unterwerfung nötigte. An sich ein sehr erwünschter Erfolg, der aber insofern kein Glück brachte, als Gratian dadurch abgehalten wurde, rechtzeitig nach Illyricum vorzurücken. Valens wurde selbst durch die Nachricht von dem Siege des Gratian angespornt, an seiner Stelle den Angriff unverweilt zu unternehmen, von dem er einen ähnlichen Ausgang erwartete. Daß er dabei, wie man gesagt hat, von Eifersucht gegen den Neffen, dem der erste Flaum auf der Wange wuchs, ergriffen worden sei, läßt sich kaum denken. Aber wahr ist, daß es in seiner Umgebung Männer gab, welche ihren eigenen Erfolg, den sie voraussetzten, nicht mit Fremden teilen mochten, die noch herbeikommen sollten. Der ursprüngliche Plan war dahin gegangen, die Goten, die für einen Angriff auf die Städte, wohin man die Lebensmittel geflüchtet hatte, eben um sie ihnen zu entziehen, nicht vorbereitet waren, in unwegsame Gebirge zu drängen, wie jene Lentienser, und sie zu unterwerfen oder zu vernichten. Dieser Plan aber wurde verlassen, wahrscheinlich doch infolge der Eröffnung, die Fritigern an den Kaiser gelangen ließ, daß er den Frieden wiederherstellen könne, wenn Valens in unmittelbarer Nähe erscheine. Der Kaiser wurde bewogen, in das offene Land vorzurücken, was die Goten am meisten wünschten. Den Mittelpunkt der beiderseitigen Stellungen bildete jetzt Adrianopel, wo sich die Schätze des Kaisers befanden. In der Nähe dieser Stadt hatten die Goten eine Wagenburg geschlagen, in welcher alles aufgehäuft war, was sie an Raub aus dem Lande zusammengebracht hatten. Dem Kaiser kam es nicht allein darauf an, die große Stadt vor dem drohenden Feinde sicher zu stellen; er hoffte, diesen im Angesicht derselben zu vernichten. Die Goten sind nicht gegen Adrianopel herangerückt, die Römer aber gegen die Wagenburg der Goten, so daß es eben hiebei zu dem entscheidenden Treffen gekommen ist.

So viel man aus den entweder sehr verwickelten oder sehr einsilbigen Nachrichten abnehmen kann, lag die Entscheidung darin, daß die Römer, auch jetzt noch durch mehr wohlberechnete, als ernstgemeinte Botschaften Fritigerns aufgehalten, mit ihrem Angriff so lange zögerten, bis die Reiterei der Goten, von ihren verschiedenen Streifzügen her zusammengerufen, wirklich bei der Wagenburg erschien. Die römische Reiterei, hierauf nicht vor-

bereitet, versagte den Dienst oder wurde dergestalt auseinandergeworfen, daß das römische Fußvolk, ohne einen Rückhalt auf den Flanken zu haben, dem Anfall der Goten gegenüberstand. Diese waren zu verdoppelter Anstrengung angefeuert, weil sie über die Donau herübergekommen waren, und wenn sie sich schlagen ließen, nichts voraussahen als Tod oder Gefangenschaft. Auch das römische Fußvolk wußte aber, worauf es ankam; es hat sich auf das tapferste geschlagen. Man wird an die blutigsten der alten Schlachten erinnert, in denen Mann gegen Mann kämpfte, wie einst in den latinischen Kriegen oder bei Munda. Aber dem doppelten Angriff der gotischen, jetzt ebenfalls mit guten Waffen versehenen Fußvölker und ihrer Reiterei erlagen die Römer. Von Kaiser Valens will man wissen, er habe sich in ihre Mitte geworfen, um mit ihnen zu leben oder zu sterben; er ist seit jener Schlacht nicht mehr gesehen worden. Das Unglück, das der oströmische Kaiser bei Adrianopel erlitt, läßt sich mit der Niederlage der Altrömer bei Cannä vergleichen. Doch waren die Goten des Kriegsschauplatzes lange nicht so mächtig geworden, wie in jenen Zeiten die Karthager.

Ammian hat beschrieben, wie die Goten nun zunächst Adrianopel mit wildem Anlauf bestürmten; sie hofften, die Geldvorräte und die Kostbarkeiten des Valens daselbst zu erbeuten. Aber sie fanden den hartnäckigsten Widerstand; sie selbst waren ohne Belagerungswerkzeuge, und da sie sich unbeschützt den Mauern näherten, so wurden ihnen von den wohlbewaffneten Zinnen her die größten Verluste beigebracht. Bei diesem Anfall abgeschlagen, wendeten sie sich unmittelbar gegen Konstantinopel. Die Befestigungen der Stadt waren durch Constantius vollendet worden; sie erfüllten jetzt den Zweck, zu dem sie aufgerichtet waren; auch hier stießen die Goten auf energischen Widerstand. Was denselben zunächst unüberwindlich machte, war die Anwesenheit von Saracenen, die einst mit Julian in Verbindung getreten und jetzt zur Verteidigung der neuen Reichshauptstadt herbeigekommen waren. Unter den Orientalen zeigte sich die wildeste Kriegswut; man hat gesehen, wie ein Saracene, der einem Goten die Kehle durchstach, das herausströmende Blut mit seinem Munde auffing und in sich schlürfte. Jetzt wichen die Goten auch hier zurück, aber das Land war weit und breit in ihren Händen. So endigte die Regierung des Valens, noch unglücklicher selbst, als die Regierung Julians.

Die beiden Niederlagen, welche die Römer unter Julian und unter Valens erlitten haben, können als die Marksteine ihrer Präpotenz in der Welt betrachtet werden. Durch die erste waren die festen Plätze verloren gegangen, welche immer eine kraftvolle Einwirkung auf Hochasien möglich erscheinen ließen. Ein Einbruch der Feinde war nicht erfolgt, aber man hatte die Mittel verloren, um einen solchen mit Nachdruck zurückzuweisen. Die Niederlage an der Donau hatte noch schwerere Folgen. Der Mittelpunkt des Reiches war dadurch unmittelbar bedroht. Eine starke germanische Völkerschaft befand sich im vollen Besitz der Übergänge über den Strom;

man konnte nicht anders erwarten, als daß andere Stämme ebenfalls eindringen und die Völkerfluten, welche das römische Reich bisher abgewehrt hatte, sich über dasselbe ergießen würden.

Auch in dem Inneren des Reiches haben Julian wie Valens gehässige Erinnerungen zurückgelassen; Julian durch den Versuch, die Macht des Heidentums wiederherzustellen, Valens durch eine auffallende Begünstigung der arianischen Glaubensabweichungen, mit denen er jedoch nicht durchdrang. Überhaupt lag am Tage, daß die Erwartungen, welche die Thronbesteigung des Hauses der Gratiane erweckt hatte, unerfüllt geblieben waren.

Nach der in Persien erlittenen Niederlage kam es umsomehr darauf an, den alten Limes den Germanen gegenüber zu behaupten. Dem Kaiser Valentinian selbst war dies in großem Umfang gelungen, an der oberen Donau, am Rhein, selbst in Britannien. Valens aber war unfähig gewesen, einem durch allgemeinere Verwickelungen, als die sonst gewöhnlichen, hervorgerufenen Einbruch der Goten Widerstand zu leisten. Die Verbindung der beiden Reichshälften, wie sie damals bestand, war dabei gescheitert.

Sechstes Kapitel.

Kaiser Theodosius I.

Man kann sich nicht verbergen, daß der Bestand und die Fortdauer des Reiches in Frage kamen. Das Imperium war durch den Tod des Valens gleichsam vakant geworden. Denn wie hätte der junge Gratian, dem ein kleiner Feldzug im Westen gelungen war, fähig sein sollen, die Regierung des Orients in die Hand zu nehmen. Wem aber sollte nun diese anvertraut werden? In den großen Gemeinwesen lebt ein Gesamtbewußtsein, welches in gefährlichen Krisen auch zu dem rechten Mittel, ihnen zu begegnen, führen kann. Schon mehr als einmal waren dem römischen Reiche die trefflichsten Heerführer und Regenten aus Spanien gekommen. Die allgemeine Stimme bezeichnete auch jetzt einen eingeborenen Spanier, Sohn des erwähnten Comes Theodosius, den jungen Theodosius, der sich schon selbst durch einen Sieg über die Sarmaten an der Donau berühmt gemacht hatte, als den geeigneten Mann. Gratian ernannte denselben zu seinem Mitgenossen im Reich. Der Vater hatte ein unglückliches Ende genommen. Er hatte sich das Verdienst erworben, einen Empörer, der sich in Mauretanien erhob und sich selbst zum Imperator zu machen gedachte, niederzuwerfen, aber das gereichte ihm zum Verderben; durch den Einfluß der Faktionen, die an dem Hofe des jungen Gratian herrschten, ist er zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Jetzt aber hatte eben die entgegengesetzte Tendenz die

Oberhand. Es ist vielleicht die größte Handlung Gratians, daß er sich entschloß, den jungen Theodosius zu seinem Mitkaiser zu ernennen. Gratian übte dabei dasselbe Recht aus, mit welchem Valentinian einst den Valens zu seinem Reichgenossen ernannt hatte. Auffallend ist es immer, daß Gratian einem Manne, der seinem Geschlechte fremd war und der in der That Grund hatte, ihn zu hassen, diese außerordentliche Ehre erwies. Man darf wohl urteilen, daß Theodosius nach den Erfahrungen, die sein Vater gemacht hatte, Bedenken getragen haben würde, einen Beruf anzunehmen, wie der war, dessen glückliche Ausfüllung jenem den Tod zugezogen hatte. Einer ähnlichen Besorgnis wurde er nur dadurch enthoben, daß er zugleich zum Augustus ernannt wurde; er brauchte dann das Recht des Schwertes, das in der Hand des Imperators war, nicht zu fürchten und ebensowenig dieser den Streit mit einem durch eine spontane Bewegung emporgetragenen Imperator. So wurde Theodosius neben Gratian zum Augustus erhoben. Die Gebiete, die Valens besessen hatte, fielen sämtlich dem Theodosius zu. Dazu gehörten aber nicht allein Thracien, Macedonien, Griechenland — darüber konnte keine Frage entstehen —; wohl aber erscheint es zweifelhaft, wie sich die beiden Reiche über die Balkanländer, wenn der Ausdruck verstattet ist, verstanden haben. Die richtigste Annahme ist wohl, daß Pannonien, Noricum, Dalmatien beim Occident blieben, Dacien, Mösien, Dardania und Prävalitana an das orientalische Reich kamen. Ich wage auszusprechen, in der damaligen Epoche kam auf die Teilung so viel nicht an: denn wenn jemals, so erschien hiebei das Imperium nicht als Herrschaft, sondern als ein Amt, welches zur Verteidigung und Behauptung des Reiches bestimmt war. Die beiden Reichshälften mußten einander unterstützen. Die Befugnisse der Imperatoren waren nur eben der Ausdruck der Amtsgewalt. Die erste Frage war dann, ob und wie Theodosius vermögen werde, die Autorität im Orient zu behaupten.

Wenn es seine nächste Aufgabe war, die eingedrungenen Goten zu unterwerfen oder zu pacifizieren, so geraten wir über die Art und Weise, wie er das vollzog, in eine beinahe verlegene Ungewißheit. Denn gar manches wird berichtet, was auf eine lebhafte kriegerische Thätigkeit und militärische Vorteile, die er über die Goten erfocht, schließen läßt; es ist aber wenig verständlich und nicht sehr bedeutend. Zugleich aber haben wir daneben eine Rede des Themistius übrig, durch welche der Kaiser wegen seiner Siege beglückwünscht wird. Das Auffallende ist nun, daß in dieser zur Verherrlichung des Kaisers sorgfältig ausgearbeiteten Lobrede doch von Kriegsthaten und erfochtenen Siegen eigentlich gar nichts vorkommt. Themistius war gleich nach der Erhebung des Theodosius von der Stadt Konstantinopel, in der er eine der obersten Stellen bekleidete, zur Beglückwünschung desselben abgesendet worden. Zufällige Umstände, namentlich Krankheitsanfälle, an denen der Redner litt, hielten ihn ab, in dem ersten Gewirr der Lage sich selbst zu Theodosius zu begeben, doch hat er ihm einen Entwurf der Rede, die er

zu halten beabsichtigte, zugeschickt, der besonders durch die Zurückhaltung bemerkenswert ist, die Konstantinopel gegen den Erwählten Gratians und des Heeres beobachtete. Die Hauptstadt meinte, bei der Erhebung eines neuen Kaisers auch ein Wort mitreden zu können, versprach aber die goldene Krone, wenn er nach erfochtenen Siegen in die Stadt käme.

Bei einer zweiten Rede, welche nach Herstellung des Friedens in Konstantinopel gehalten wurde, sollte man umsomehr erwarten, es würde etwas von Waffenthaten darin vorkommen; aber Themistius setzt den Sieg des Kaisers in seinen Erfolg, der jedoch nicht der Tapferkeit, sondern der Klugheit zugeschrieben wird. Er erzählt von der Gesandtschaft, welche ein angesehener Beamter, Saturninus, im Auftrage des Kaisers unternommen und glücklich durchgeführt habe. Die Goten, die bei anderen als übermütig geschildert werden, erscheinen sehr gefügig. Eine Anzahl ihrer Fürsten begleitet den Gesandten, der ihnen Vertrauen eingeflößt hat, zu dem Kaiser, dem sie dann zu Füßen fallen, und dessen Hoheit sie anerkennen.

Kein Mensch wird annehmen wollen, daß dies ohne Bedingung geschehen sei. Denn gerade die Abweisung einer an sich natürlichen Forderung hatte die Sachen soweit geführt. Die Goten waren von Valens und den römischen Machthabern an seiner Seite beleidigt und verletzt worden. Sie standen aber bereits in Verhandlungen mit Valens, als es zur Schlacht kam, die für sie entschied, ohne aber die Erfüllung ihres Begehrens herbeizuführen. Dieses aber ist von Theodosius geschehen. Was würde es, sagt Themistius, den Römern genützt haben, wenn sie Thracien mit gotischen Leichnamen angefüllt hätten? Wie viel besser, daß dies Land jetzt, und zwar von den Goten selbst, angebaut werde. Man wisse, daß sie ihre Schwerter in Pflugscharen verwandelt haben; sie würden nun als Bundesgenossen der Römer leben. Einige gotische Abgesandte waren selbst zugegen und hörten die Rede mit an; ich kann nicht anders urteilen, als daß sie historisch anzunehmen ist, da sie die ganze Haltung der Politik des Theodosius darlegt. Manche blutige Scharmützel mögen vorgefallen sein, man kann ihrer aber vergessen. Das Ergebnis ist, daß die Goten in den vollen Besitz von Thracien gelangten und als Föderati der Römer erscheinen. Schon unter Konstantin war ein solches Verhältnis begründet worden, aber die Goten waren jenseit der Donau geblieben; das Resultat der seitdem eingetretenen Umwandlungen war nun, daß sie diesseit des Flusses in Thracien Sitze empfingen, ebenfalls als Föderati, d. h. sie behielten ihre unabhängige Nationalität, erkannten aber den Kaiser als den Oberherrn des Reiches, Besitzer von Grund und Boden an; sie konnten fortan mit ihm gemeinschaftliche Sache machen.

Wir erfahren, daß der Richter unter den Goten, Athanarich, der sich einst geweigert hatte, den römischen Boden zu betreten, zuletzt doch durch Theodosius bewogen worden ist, nach Konstantinopel zu kommen. Die Tradition weiß von dem Eindruck zu erzählen, den der Anblick der Kaiserstadt auf den einfachen Gotenhäuptling gemacht habe. Alle seine Goten habe er

mit sich herübergeführt und, als er kurz darauf starb, sei von diesen der Kaiser gleichsam auch als der Nachfolger ihres Königs angesehen worden. In den Verzeichnissen der Truppen finden wir Scharen von Franken, Goten und selbst Vandalen in Syrien und Ägypten erwähnt, die dort feste militärische Positionen erlangt hatten. Ein mißvergnügter Beamter im Finanzwesen beklagt, daß Theodosius durch den Aufwand für fremde Truppen veranlaßt worden sei, die orientalischen Reichsgebiete auszusaugen und zu diesem Behuf die Einkünfte zu verpachten.

Noch eine andere Angelegenheit von entscheidender Bedeutung lag dem neuen Kaiser vor: die religiöse.

Von größtem Belang war das Regiment des Julianus Apostata gerade dadurch gewesen, daß er von jedem direkten Einfluß auf die Parteiungen unter den Christen Abstand nahm. Durch den Tod des Constantius, der die Partei, die er ergriffen hatte, bis nahe zum Siege führte, empfing der große Streit einen neuen Charakter. Die von ihm zurückgedrängten und verfolgten Meinungen konnten wieder frei aufatmen und waren auch stark genug, um mächtig aufzutreten. Julian gab den verbannten Bischöfen die Erlaubnis, in ihre Provinzen und Städte zurückzukehren. Dieser Erlaubnis hat sich auch Athanasius bedient; er kam nach Alexandrien zurück und übte die kirchliche Autorität wieder aus; er nahm griechische Frauen in die christliche Gemeinschaft auf. Hierüber wurde nun freilich Julian sehr mißvergnügt. Auch er verhing Verfolgungen über Athanasius, welcher der Feind der Götter sei. Aber unmittelbar nach seinem Tode hörte dieser Vorwurf auf, ein Tadel zu sein. Jovian schrieb selbst an Athanasius; er rühmt, daß derselbe unter den Gefahren der Verfolgung, von dem Schwerte bedroht, an der Wahrheit und dem rechten Glauben festgehalten habe. Mit einem gewissen Schwunge des Ausdrucks stellt er den Bischof in seinen Würden wieder her; er wünscht, von ihm selbst belehrt zu werden, und erwartet die Gnade Gottes von seinen Gebeten. Athanasius kam aus seiner Verborgenheit hervor und trat in seine alte Stellung ein; sein Ansehen war durch die Ungerechtigkeiten, die er erfahren hatte, noch gewachsen. Aber indem die homousiastische Lehre wieder in ihrer vollen Strenge auftrat, ereignete sich, daß der Arianismus alle Annäherungen an dieselbe abstreifte. Im Gegensatz gegen die Homöusiasten, welche von Constantius gefördert worden waren, bildete sich eine Sekte aus, die sich die anomöische nannte und auch ihrerseits geistvolle und kräftige Vertreter fand, die nicht mehr von der Autorität des Staates zurückgedrängt wurden.

Nach dem Tode Julians nun waren es diese beiden Parteien, die orthodoxe homousiastische und die arianische heterousiastische, welche einander auf dem großen Schauplatz der christlichen Theologie begegneten. Wir haben hier diese Streitigkeiten nicht in ihrem dialektischen Verlauf zu betrachten, sondern nur, inwiefern sie mit dem Imperium in Verbindung standen, Einwirkungen auf dasselbe ausübten und Rückwirkungen erfuhren. Eine Zeit

lang suchte Valens die mittlere homöusiastische Doktrin aufrecht zu erhalten. Eigentlich war dies der Sinn eines kleinen Konzils der konstantinopolitanischen und bithynischen Kirchenhäupter, die eine Ausgleichung der heterousiastischen und homöusiastischen Lehren an die Hand zu geben suchten, dabei jedoch den größten Widerspruch erweckten. Der Kaiser wurde durch den Bischof Eudoxius von Konstantinopel bewogen, Partei für die arianische Meinung selbst in ihren weiteren Abweichungen zu nehmen und alle die zu verfolgen, welche diesem Bischof die Kirchengemeinschaft versagten. Aber auf der anderen Seite war nun auch geschehen, daß die konsequentere und tiefere Doktrin, wie sie Athanasius bekannte, allenthalben wieder Boden gewann. Sie hatte nicht allein die Mehrzahl der Bischöfe, sondern, was mehr sagen will, die intelligentesten Kirchenlehrer auf ihrer Seite.

Es war die Zeit der in ihrer vollsten Kraft stehenden theologischen Durchbildung, von der es charakteristisch ist, daß sie durch Männer geschah, welche sämtlich die grundlegenden Studien, wie sie in den alten Schulen fortgepflanzt wurden, gemacht hatten. Basilius, genannt der Große und Gregor von Nazianz hatten denselben in der nämlichen Zeit zu Athen obgelegen, als sich auch Julian daselbst aufhielt. Wohl der bedeutendste unter ihnen ist eben dieser Basilius, ein Mann, der lange zwischen der hellenistischen Kultur und dem Christentum geschwankt hatte, dann aber ein eifriger ascetischer Presbyter geworden und, wiewohl nicht ohne tumultuarische Bewegungen, zum Bistum von Cäsarea in Cappadocien aufgestiegen war; seine ansehnlichen Besitztümer hatte er bereits verschenkt. Er hatte die homöusiastische Formel nicht unterschrieben; als nun Valens in ihn drang, sich den Heterousiasten beizugesellen, spottete er aller Bedrohungen — denn nehmen könne man ihm nichts mehr, und das Exil fürchte er nicht, da die ganze Erde Gottes sei — worauf ihm Valens nichts weiter zu leide that. Aber es leuchtet ja ein, daß auf diese Weise die Homöusianer in das Lager der Homousianer getrieben wurden, die Anfeindungen des Valens trugen am meisten dazu bei, der athanasischen Doktrin die Oberhand im Reiche zu verschaffen.

Im Occident war der Arianismus ohnehin bei weitem weniger verbreitet; und wie dort Basilius, so trat demselben hier Bischof Ambrosius von Mailand entgegen. Auch er gehörte zu einer der vornehmsten Familien des Landes; sein Vater war Prafectus Prätorio, er selbst hatte bereits unter dem Titel Konsular die Provinzen Ämilia und Ligurien verwaltet. Aber Homöusianer war er niemals gewesen; das nicänische Symbol verstand er nur in dem strengen Sinne des Athanasius. Basilius und Ambrosius sind Beispiele der Art und Weise der Ausbildung religiös angelegter Männer im Getümmel dogmatischer Meinungen und politischer Stellungen.

Bei dem einen und dem anderen erkennt man, daß das belebende Motiv mit der Opposition gegen die Allgewalt des Kaisertums in religiösen Beziehungen zusammenfiel. Es beruhte auf der selbständigen inneren Entwicke-

lung der Kirche. Für dies Prinzip trat nun im Abendlande noch eine andere Macht in die Schranken, das römische Bistum.

Wir berührten, wie schon Liberius die jurisdiktionelle Autonomie der Kirche dem Kaiser gegenüber zu verfechten den Mut hatte. Einer der eifrigsten Anhänger des Liberius, so lange dieser selbst an seinen Grundsätzen festhielt, der Presbyter Damasus, bestieg nach dem Tode desselben im Jahre 366 den päpstlichen Stuhl. Wie in Cäsarea und Mailand, geschah es nicht ohne die heftigsten Unruhen, welche in ihrem Verlauf an die alten Kämpfe des Forums erinnern, daß Damasus seinen Nebenbuhler Ursinus überwand. Jedoch hatte Ursinus immer eine große Partei in der Hauptstadt. Schon einmal exiliert, kehrte er wieder zurück und erhob Anklagen der anzüglichsten Art gegen Damasus, die wahrscheinlich zu einer Verurteilung desselben geführt haben würden, hätte er nicht an den Kaiser appelliert. Gratian sprach ihn dann frei. Aber von seinen Beamten wurden die Beschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht waren, nicht aufgegeben. Schon durch die Notwendigkeit, sich vor dem Kaiser zu Gericht zu stellen, noch mehr dadurch, daß das freisprechende Urteil desselben doch nicht überall anerkannt wurde, provoziert, erhob sich Damasus zu einer scharfen und energischen Aufstellung der Lehre, daß die Geistlichen nur von Geistlichen gerichtet werden könnten.

Bei dieser Prätension kam dem römischen Stuhle die damalige Lage des Imperiums im Occident wesentlich zu statten.

Gleich nach dem Tode Valentinians I. hatten sich hier mannigfaltige Regungen der Selbständigkeit erhoben, die nur dadurch unterdrückt wurden, daß die Führer des Heeres, um zunächst dieses selbst im Zaum zu halten, den Beschluß faßten, den zweiten Sohn des Verstorbenen, Valentinian II., zum Augustus auszurufen. Der umsichtige Gratian ließ sich das gefallen; es war ihm eben recht, einen präsumtiven Thronfolger neben sich zu haben. Weder an dem älteren noch an dem jüngeren der beiden Imperatoren nun fand der römische Stuhl energischen Widerstand.

Sie hatten nichts dawider, wenn ein kleines römisches Konzil zusammentrat, welches die Ansprüche geistlicher Gerichtsbarkeit ohne alle weitere Rücksicht aufstellte und den Kaiser aufforderte, dem geistlichen Rechte durch seine Beamten und selbst gegen den Willen derselben freien Lauf zu lassen. Die Sache war um so weit aussehender, da eine Anzahl von hohen Geistlichen, selbst Bischöfe, in den benachbarten Provinzen gegen Damasus Partei genommen hatten und nun durch das geistliche Gericht heimgesucht werden sollten. Sie sollten sich alle vor dem römischen Stuhl stellen, selbst Geistliche höheren Ranges, Metropolitane. Es erging in der That ein Edikt Gratians und Valentinians II., durch welches den Ansprüchen des römischen Stuhles nachgegeben wurde. Dabei blieb man aber nicht bei dem vorliegenden Fall allein stehen; man kam auf jene Satzungen der Occidentalen in Sardica zurück. Und wenn damals alle die, welche man von ihren Sitzen um einer Glaubensirrung willen verdrängt hatte, ermächtigt worden waren,

die Hülfe des römischen Stuhles anzurufen, vor dem die Gegner sich zu stellen haben sollten, so gewannen diese Ansprüche jetzt ein erneuertes Ansehen; die eigentlich jurisdiktionellen und die auf die Glaubensstreitigkeit bezüglichen wurden mit einander verschmolzen.

Wenn es nun schon von großer Bedeutung war, daß die kaiserliche Autorität im Occident dem nicht entgegentrat, so lag doch noch bei weitem mehr daran, welches die Haltung des neuen Kaisers im Osten sein würde. Theodosius, dessen Vorgänger eine beinahe feindselige Stellung gegen den römischen Stuhl beobachtet hatte, entschloß sich, seine Zustimmung zu den Ansprüchen desselben kund zu geben. Theodosius war soeben erst durch die Taufe in aller Form zum Christentum übergetreten. Dann erließ er, eben von einer Krankheit genesen, im Jahr 380 im Verein mit Gratian und Valentinian II. ein Edikt, in welchem sie sich zu der Religion bekennen, die der heilige Petrus die Römer gelehrt habe und welche namentlich der römische Bischof Damasus bekenne. Die homousiastische Formel wird darin als der katholische Glaube bezeichnet; wer sich ihm entgegensetze, habe wie die göttliche Rache, so auch die Bestrafung des Kaisers zu erwarten.

Ich stehe nicht an, diese Vereinbarung für eine der wichtigsten Grundlagen der Konsolidation der geistlichen und weltlichen Gewalten zu erklären. Darauf kam ja seit der Allianz der beiden Autoritäten alles an, wie sie sich zu einander verhalten würden.

Wer wollte sich noch heute zum Richter über die gegen Papst Damasus erhobenen Beschuldigungen aufwerfen; auch die Tradition, nach welcher der Apostel Petrus als der Gründer der päpstlichen Autorität angesehen wird, kann man auf sich beruhen lassen und von der Voraussetzung einer besonderen göttlichen Fügung abstrahieren. Aber der Erkenntnis darf sich die Historie nicht verschließen, daß ein Moment gekommen war, in welchem die Autoritäten, die es noch gab, ihre Zwistigkeiten beseitigen und sich zu einer gemeinschaftlichen großen Politik vereinigen mußten, wenn das römische Reich und der Glaube, die nicht mehr ohne einander gedacht werden konnten, Bestand haben und sich in den Stürmen, die von allen Seiten her drohten, behaupten sollten. Die Wirksamkeit, welche Damasus dabei entwickelte, giebt ihm eine hervorragende Stellung in der Reihe der römischen Bischöfe. Aber noch tiefer greifend war die Haltung, die Theodosius einnahm. Er zögerte nicht, das nicänische Dogma nach der Auffassung des Athanasius zum obersten Kirchengesetz auch im Orient zu erheben.

Zunächst ging er daran, die Kirche von Konstantinopel in diesem Sinne zu reformieren. Er entfernte den arianischen Bischof von dem bischöflichen Sitz mit unbedingter Autorität, nicht ohne Gewaltsamkeit, und übertrug das Amt an Gregor von Nazianz, der ihm bereits vorgearbeitet hatte. Auch Gregor war ein Cappadocier, von vornehmer Herkunft und im vollkommenen Besitz der damaligen Bildung und der rhetorischen Form. Eine Zeit lang hatte er die athanasische Doktrin in dem Hause einer, wie er sagt, ihm geistig und

leiblich verwandten Familie auseinandergesetzt und durch die Eindringlichkeit und den Schmuck seiner Reden so großen Eindruck gemacht, daß sie selbst von Zuhörern anderer Gesinnung besucht wurden. Der Arianismus, der in Konstantinopel herrschend gewesen war, wurde nun in die Vorstädte gewiesen.

In den beiden Reichsteilen wurden dann im Jahre 381 bischöfliche Synoden gehalten, welche dieser Richtung einen allgemeinen Ausdruck gaben; im Westen in Aquileja, im Osten in Konstantinopel. Der eigentliche Urheber des Konzils von Aquileja war Ambrosius und wenngleich nicht Präsident, so doch der intellektuelle Führer der Versammelten. Sie vereinigten sich in einer herben Verurteilung der Homöusier, welche Ehebrecher der Wahrheit seien.

Noch bei weitem wichtiger ist das Konzil, welches Theodosius nach Konstantinopel berief. Als ökumenisches kann es doch nicht betrachtet werden; die einhundertundfünfzig Bischöfe, die auf demselben erschienen, gehörten sämtlich dem Orient an. Von ökumenischer d. i. universaler Bedeutung aber ist es in der That. Bemerkenswert ist schon der dritte Canon, in welchem der Kirche von Konstantinopel der nächste Rang nach Rom zuerkannt, also der höhere Rang von Rom doch anerkannt wurde. Aber von der umfassendsten Bedeutung ist das Konzil dadurch, daß es alles verwarf, was nach der heterousiastischen Seite hin abwich, ebenso aber alles, was, den nicänischen Begriff noch übertreibend, der Idee der Dreieinigkeit entgegenlief. Auch in Bezug auf diese Doktrin hatte Athanasius noch in seinen letzten Jahren, indem sich mannigfaltige Streitfragen darüber regten, ob der heilige Geist ein Geschöpf sei oder nicht, das System dadurch vollendet, daß er die Trias als Monas faßte; in der Trias dürfe man nur Ein in sich selbst gleichartiges Wesen erkennen. Wenn man sich einmal auch nur als Leser in den Tiefsinn dieser Anschauungen verliert, so erscheint der Versuch, die Idee des heiligen Geistes von der Homousi zu trennen, vollends unzulässig; er würde die Gottheit nach verschiedenen Seiten hin in sich selbst spalten.

So hatten diese Lehre auch Basilius von Cäsarea und Gregor von Nazianz angenommen; so wurde sie jetzt in Konstantinopel proklamiert.

Den Anhängern derselben sollten einem Edikt der drei Kaiser vom Juli desselben Jahres zufolge alle Kirchen übergeben werden. Die ausschließende Geltung der nicänischen Lehre, eingeschlossen die vom heiligen Geist, wurde als die exklusiv kirchliche bezeichnet. Die beiden Konzilien von Aquileja und von Konstantinopel brachten die Identität der weltlichen und geistlichen Interessen zur Anschauung. Von beiden Seiten her, der politischen wie der kirchlichen, war sie, wie angedeutet, ein unbedingtes Bedürfnis. Für die Universalität des Reiches, welches noch als ein einziges betrachtet wurde, war die Gleichmäßigkeit des bürgerlichen und geistlichen Gehorsams unerläßlich. Darauf beruht nun die Stellung des Theodosius überhaupt. Er brachte den Orient einmal durch die friedliche Abkunft, die er mit den Goten traf, das anderemal durch die dem Occident gleichartige kirchliche Verfassung, die

er durchführte, in eine fürs erste gesicherte Ordnung. Im Occident dagegen brach eine Bewegung aus, die niemand erwarten konnte, und die alles zu zerrütten drohte.

Des Flavius Gratianus — denn den Namen Flavius legten sich diese Imperatoren der Reihe nach alle bei — hat die Nachwelt immer mit einer gewissen Sympathie gedacht. Er ist es doch, welcher der schon mehr als einmal versuchten Trennung des Ostens und Westens durch die Erhebung des Theodosius eine Grundlage gab, kraft welcher sie sich später behauptet hat. Er hat das meiste beigetragen, dem nicänischen Bekenntnis nach seiner orthodoxen Auslegung das Übergewicht in der Welt zu verschaffen. Ob er den Titel Pontifex Maximus in aller Form niederlegte, mag dahingestellt bleiben. Die darüber vorhandenen Nachrichten lauten sehr fabelhaft, und wenigstens in den ersten Jahren Gratians findet sich dieser Titel noch immer. Aber in dem Verhältnis, in welches Gratian zu dem römischen Stuhl und der Geistlichkeit überhaupt getreten war, ließ sich derselbe nicht länger behaupten. Und allem heidnischen Anflug bei seiner Regierung entsagte er dadurch, daß er die bisherigen Beisteuern der Imperatoren zu den altrömischen Gebräuchen, die noch in Übung waren, verweigerte. Genug, in ihm erscheint ein erblicher, katholischer, abendländischer Imperator. Und wenn Theodosius sich mit den Goten verständigte, so war Gratian dem insofern vorausgegangen, als er dem Franken Merobaudes eine autoritative Stellung in dem Palast anvertraute. Merobaudes kann als der erste Franke betrachtet werden, der zu einem historischen Namen gelangte. Jene Substitution Valentinians II., deren wir flüchtig gedachten, war vornehmlich sein Werk. Auf ihm beruhte die Erhaltung der Dynastie. Aber dabei tritt doch wieder die Thatsache hervor, daß diese in Gallien selbst vielen Widerstand fand, wie schon in der Zeit Valentinians, so noch mehr nach dessen Abgang. Das Ansehen, das Merobaudes besaß, wirkte selbst auf die Stimmung der Legionen, die es als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten, wenn die Germanen in dem Dienste des Kaisers zu einer Stellung erhoben wurden, vor dem die ihre sich beugen mußte. Das Selbstgefühl der Legionen, die ja bisher noch immer über den Thron verfügt hatten, sträubte sich dagegen, was dann zuerst in der der unmittelbaren Einwirkung des Hofes am wenigsten zugänglichen Provinz, in Britannien, eine empörerische Bewegung veranlaßte. Die britannischen Legionen entschlossen sich, den vornehmsten ihrer Anführer, Magnus Maximus, zum Imperator zu ernennen. Maximus war mit dem Comes Theodosius bei der Niederwerfung der früheren Bewegungen in Britannien thätig gewesen; man erzählt wohl, er habe es nicht ertragen mögen, daß der jüngere Theodosius, sein Kamerad in jenen Feldzügen, zum Augustus erhoben wurde während er in Britannien in einer untergeordneten Stellung verbleiben mußte. Er selbst hat das immer geleugnet; von den Legionen sei er zur Annahme dieses Titels gleichsam gezwungen worden.

Von denselben Gefühlen, wie die britannischen Legionen, waren auch die

Legionen am Rhein erfüllt; als Maximus im Jahre 383 herüberkam, traten sie allgemein auf seine Seite. Wohl setzt sich ihm Gratian entgegen, aber bei dem ersten Zusammentreffen brachen in seinem eigenen Lager Unbotmäßigkeiten aus. Die Truppen, auf welche Gratian rechnete, gingen selbst zu dem stärkeren Gegner über. Er war genötigt, das Feld zu räumen, fand jedoch auch in den Städten keine Aufnahme. Eine solche, die ihm der Präses der lugdunensischen Provinz in Lugdunum gewährte, führte zu seiner Ermordung im August des Jahres 383. Merobaudes tötete sich selbst, als er sich in dringender Lebensgefahr sah.

Mit diesem einen Schlage war die bisherige Regierung in Gallien vernichtet. Milder als bisher wurde sie nicht; Maximus fing an, mit der Strenge, die hiezu erforderlich war, die Geldsummen einzutreiben, mit denen die zu ihm übergetretenen Legionen befriedigt werden konnten.

Auch die religiöse Irrung wurde durch den Thronwechsel nicht unmittelbar berührt. Maximus war Christ und selbst ein Anhänger des nicänischen Bekenntnisses. Seine Meinung ging dahin, die Stellung Gratians vollständig einzunehmen; dessen jüngerer Bruder Valentinian, der sich in Italien behauptete, sollte nach Trier kommen, um mit ihm eine friedliche Abkunft zu treffen. Diese hätte aber wohl keine andere sein können, als eine Unterordnung von Italien unter die Hoheit des Maximus, wozu dann die Prälaten der Kirche, die dann mit diesem Hause in die engste Verbindung auch in Bezug auf die Beschränkung der kaiserlichen Rechte getreten waren, die Hand nicht bieten wollten.

Sehr bedeutend ist die Haltung, welche der Bischof von Mailand, Ambrosius, bei diesem Anlaß annahm. Er besonders widersetzte sich dem Begehren des Maximus und unternahm selbst eine Gesandtschaft nach Trier, um den Usurpator davon abzubringen. Dabei wurde er von vornherein nicht mit aller der Rücksicht empfangen, die er erwarten durfte. Maximus vermied ein eingehendes Gespräch mit ihm; er wollte die Gesandtschaft nur eben als eine offizielle betrachten. Auch dabei aber behauptete Ambrosius die ganze Würde eines Kirchenfürsten; er vermied seinerseits selbst die religiöse Gemeinschaft, die in der gemeinsamen Feier des Abendmahls lag. Maximus scheint sich wenig darum gekümmert zu haben; er wandte sich vielmehr an Theodosius, in dem er noch immer den alten Kriegsgefährten sah. Er schickte an ihn nicht etwa eine Gesandtschaft in den damals gewohnten diplomatischen Formen, sondern einen Mann seines Vertrauens, der von Jugend auf mit ihm in Verbindung gestanden hatte, wahrscheinlich also auch Theodosius kannte, — einen älteren Kameraden von persönlichem Gewicht. Durch diesen ließ er dem Kaiser in Konstantinopel die engste Bundesgenossenschaft gegen jeden, der das Reich anfeinden werde, anbieten; aber zugleich, wenn er seine Freundschaft ablehne, offenen Krieg ankündigen. Und soviel Gewicht hatte diese gleichsam zweischneidige Erklärung, daß es zu einer Abkunft kam, in deren Folgen Gallien, Spanien und Britannien an Maximus überlassen und

dieser neben Theodosius und Valentinian als römischer Kaiser anerkannt wurde; die Bildsäulen der drei Kaiser sollten allenthalben aufgerichtet werden.

Wie sehr sich Maximus in allem den Begriffen der herrschenden Rechtgläubigkeit anschloß, beweist seine Behandlung der Priscillianisten, — Priscillianus verband manichäische Lehren mit strenger Ascese —, die von Gratian verschont, von Maximus dagegen zuerst auf einer Synode in Bordeaux im Jahre 384 verurteilt, dann, da sie sich an den neuen Hof wandten, unter dem Einfluß einiger spanischen Priester einem gräßlichem Verfahren zum Opfer fielen.

Für die christliche Legende ist es immer ein charakteristisches gutes Zeugnis, daß sie den Heiligen, den sie hauptsächlich feiert, Martin von Tours, als Gegner dieser Gewaltsamkeiten auftreten läßt. Überhaupt bietet die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts ein eigentümliches Schauspiel des christlich-römischen Lebens dar: die Verbindung der weltlichen Autorität in ihren abwechselnden Phasen mit der geistlichen; das Emporkommen einer lateinischen Theologie, welche zugleich Philosophie und Kirchenregiment ist; die Grundlegung einer Rechtgläubigkeit, welche die späteren Jahrhunderte beherrscht und eine ausschließende Autorität im ganzen Umfange des Reiches in Anspruch nimmt; eine Verbindung von Tiefsinn und Gewalt, neben denen alles Entgegenstehende zu Grunde geht; in der Mitte dieser Gärungen die Begründung einer geistlichen Hoheit des römischen Stuhles, bei der Entscheidung der kirchlichen Fragen durch Kaiser Theodosius die erste durchgreifende Rückwirkung der occidentalischen Tendenzen auf den Orient; ein legitimer Kaiser, welcher jugendlich rechtgläubig und doch tapfer das Kaisertum von seinen heidnischen Traditionen losreißt, und ein anderer illegitimer, von versteckter, beinahe verräterischer Natur, der doch auch der Rechtgläubigkeit anhängt; Ketzergerichte und Massenbestrafungen der Ungläubigen; zwischen ihnen ein Heidenbekehrer ersten Ranges, angesehen wie ein Prophet des Alten Testaments, unbeugsam, aber den Gewaltsamkeiten, die man ausübt, abhold. Alles kam eben zusammen auf. Es erwuchs aus den geheimen Trieben des damaligen Lebens der Welt und kulminierte in der Zerstörung des Heidentums der Stadt Rom. Das Heidentum der Hauptstadt und der Hellenismus waren in ihrem Wesen sehr verschieden voneinander, aber sie gingen miteinander zu Grunde. Priscillian war gefallen, der Ermordete wurde als Märtyrer gefeiert. Eine eigentümliche Gestalt ist der Bischof von Corduba, der die Priscillianisten zuerst angeklagt hat, dann zu ihnen übergegangen ist; er wurde in hohem Alter, dürftig und arm, exiliert. Maximus war Herr und Meister in Gallien. Mit einem ansehnlichen Kriegsheer versehen, bedrohte er unaufhörlich Valentinian II., dem er selbst an kirchlichem Ansehen weit überlegen war, da Justina und Valentinian noch immer Ansprüche des Arianismus aufrecht erhielten. Aber hierin widerstrebte ihnen Ambrosius. Doch ging er darum keineswegs zu Maximus über. Bei

einem zweiten Besuch, den er in Gallien machte, in der Absicht, die sterblichen Überreste Gratians, die noch nicht gehörig beerdigt worden, zur feierlichen Bestattung nach Italien zu bringen, geriet er mit Maximus in das bitterste Zerwürfnis; er hielt fest an seiner Treue gegen das Haus Valentinians. Maximus wurde dadurch noch mehr gereizt. Aus einem Schreiben desselben an Valentinian sieht man, daß er die Verteidigung des nicänischen Bekenntnisses auf das eifrigste in seine Hand nahm. Er warnte den Mitgenossen im Reich, sich nicht an der Wahrheit der Religion zu versündigen; sie sei Gottes Werk, der sie beschützen werde. In demselben Sinne schrieb er an den römischen Bischof Siricius, von dem er voraussetzen mußte, daß er sich der Parteinahme für den Arianismus, deren sich Justina und Valentinian schuldig machten, mit pontifikalem Ernst entgegensetzen werde. Gewiß konnte er auf die Beistimmung der Katholiken zählen, wenn er die Waffen gegen die Arianer ergriff; er hat immer behauptet, daß Theodosius auf seiner Seite sei. Und insofern läßt sich das nicht geradezu leugnen, als Theodosius gegen die Glaubensabweichung Valentinians fast dieselben Gedanken, und zwar in denselben Wendungen, äußerte wie Maximus. Wenn die religiöse Differenz vorwaltete, so durfte Maximus hoffen, Valentinian zu vertreiben und sich des zweiten Reichsteiles ebenso zu bemeistern wie des ersten. Als er im Herbst des Jahres 387 in Italien eindrang, wurde ihm kein nennenswerter Widerstand geleistet. Im September finden wir Valentinian noch in Mailand. Aber seines Bleibens war daselbst nicht; er wendete sich, wie allgemein angegeben wird, nach Thessalonike und suchte von da aus die Hülfe des Theodosius nach.

Nicht durch Trägheit und Schwelgerei, wie man wohl behauptet hat, wurde Theodosius gehindert, dem verjagten Reichsgenossen sofort beizustehen. Das wahre Hindernis lag in der Religion. Valentinian wurde, soviel wir erfahren, durch förmlichen Unterricht von den Anwandlungen des Arianismus losgerissen und, sobald er nur wieder katholisch war, traten in Theodosius Erwägungen ein, die ihn zum Kriege vermochten. Er selbst gehörte insofern der valentinianeischen Succession an, als er das Imperium von Gratian empfangen hatte. Seitdem aber war er mit dem Bruder desselben dadurch in die engste Verbindung getreten, daß er sich mit seiner Schwester Galla vermählt hatte.

Nach einer freilich nicht sehr gut verbürgten Nachricht, die wir aber nicht verwerfen dürfen, ist diese Verbindung eben damals geschlossen worden; genug, das Haus der Gratiane war sein eigenes; er durfte es nicht zu Grunde richten lassen. Und unmöglich konnte er es auf die Errettung der Gebiete Valentinians allein absehen, der Gedanke mußte dahin gehen, der Gewaltherrschaft des Maximus überhaupt ein Ende zu machen. Wenn es wahr ist, daß Maximus das Selbstgefühl der römischen Legionen gegen die Aufnahme der Barbaren in das Heer aufgerufen und sich dadurch den Weg zum Imperium gebahnt hatte, so stellte sich ihm Theodosius insofern geradezu entgegen, daß er mit den Goten in der engsten Verbindung war und blieb.

Wie erstaunten die Provinzialen, als der Imperator mit einem Heere heranzog, das aus Goten bestand, die den römischen Dienst gelernt hatten und regelmäßig vollzogen. Sie wurden dadurch der Notwendigkeit überhoben, selbst zu den Waffen zu greifen, ohne daß sie jedoch von dem Heere des Imperators etwas zu fürchten gehabt hätten. Nicht allein die Föderaten hatte Theodosius bei sich, sondern auch viele, die als Kriegsgefangene oder freiwillig in seine Dienste getreten waren. Schon nahm er eine überlegene Stellung ein. Er hatte zwar nicht, wie er beabsichtigte, ein Bündnis mit den Persern zustande gebracht, aber doch einen Frieden mit ihnen geschlossen, auf den er sich verlassen konnte. Nach dieser Seite hin hatte er die Hände frei. Einige Fahrzeuge standen ihm zu Gebote, auf denen Valentinian und die Flüchtlinge, die denselben begleiteten, nach Italien zurückkehren konnten. Von großem Werte war es, daß er Franken und Sachsen auf seiner Seite hatte. Sie sahen in Maximus, wenngleich er sich ihnen annäherte, doch einen natürlichen Feind. Sowie er die Grenzen von einem Teil der Truppen entblößte, kamen sie über den Rhein. Die Römer des Maximus gingen hinüber, um sich zu rächen; hiebei aber gerieten sie in Verlegenheiten, die an die Varusschlacht erinnern; sie erlitten eine Niederlage.

Maximus suchte nun die Positionen in Illyricum zu behaupten, wohin er seit der Flucht Valentinians vorgedrungen war. Aber eben hiebei erreichte ihn Theodosius mit überlegenen Streitkräften.

Bei Siscia auf einer Insel, die von den Flüssen Sau, Kulpa und Odra gebildet wird, wurde Maximus von der germanisch-römischen Reiterei, die sich in den Fluß warf und ihn ungehindert durchschwamm, überrascht und geschlagen. In einer zweiten Feldschlacht fand Theodosius hartnäckigeren Widerstand. Die Gegner erwiesen sich sehr tapfer, wurden aber endlich überwunden und in der Verwirrung der Flucht niedergemetzelt. Schon früher war Theodosius im Lichte einer legalen Superiorität erschienen: er rückte heran, weniger um Maximus zu schlagen, als ihn zu bestrafen. Als er nun durch ein paar glückliche Waffenthaten das Übergewicht in den Grenzprovinzen erlangt hatte, ward er in den römischen Kolonien, z. B. jenem Ämona, dem Hauptplatz auf der Straße von Aquileja nach Celeja, mit Freuden als Erretter aufgenommen. Die Anhänger des Maximus gingen zu ihm über; die Heerführer seiner Truppen traten in Verbindung mit Theodosius. So konnte es geschehen, daß Maximus in Aquileja selbst, indem er noch in Purpur prangte und seine Befehle gab, überrascht, der Insignien der Autorität beraubt und vor Theodosius geführt wurde. Der scheint ein Mitgefühl für den alten Kameraden, der sein Reichsgenosse gewesen war und jetzt gefesselt vor ihn gebracht wurde, empfunden zu haben. Aber was der Kaiser vermied, vollzog die Truppe, die dem Usurpator alles Unglück der letzten Jahre zur Last legte. Im Juli oder August 388 wurde er hingerichtet. Nicht die Orthodoxie — denn auch Maximus war orthodox — behielt den Sieg, sondern die Verbindung der Orthodoxie mit Legalität.

Der beste der Kriegsgehülfen und Befehlshaber des Maximus, Andragathius, damals in einer maritimen Unternehmung begriffen, stürzte sich bei der Nachricht von dem Tode desselben in die See. Dem Leben des Sohnes des Maximus wurde durch den Angriff eines Franken, des Namens Arbogast, ein Ende gemacht.

Theodosius rettete den Valentinian nicht allein, sondern er entschloß sich, ihm die westlichen Provinzen wiederum zu überlassen; er begnügte sich mit dem ihm einst zugestandenen dritten Teile des Reiches; aber er war durch seine Handlungen Herr und Meister der Situation geworden; er war der große Mann der Epoche.

Der Arianismus konnte als vollkommen niedergekämpft betrachtet werden; nun setzte sich dem Kaiser eine andere Feindseligkeit entgegen, die noch tiefer in der allgemeinen Verflechtung der Dinge begründet war: in dem Verhältnis des Heidentums zum Christentum. Unmittelbar nach dem Tode Jovians waren die Opfer bei Nachtzeit wieder verboten worden; bei Tage duldete man sie. Von Valens bemerkt Libanius, daß er die Tempel geschont und selbst geschützt hätte. Und ein solches Verhältnis bestand auch unter Theodosius, von dem Themistius rühmt: er habe Philosophie und Religion in eine gewisse Verbindung gebracht, indem er ihn selber zum Präfekten von Konstantinopel ernannte.

Die Verbote der Kaiser richteten sich hauptsächlich gegen die Haruspicien, welche ihnen auch darum verhaßt waren, weil man die Zukunft des Reiches durch dieselben zu erforschen pflegte.

Man darf sich jedoch den religiösen Gegensatz, der obwaltete, nicht als einen alles beherrschenden denken. Die heidnischen Tempel waren offen; der Weihrauch brannte auf den Altären; lärmende Feste wurden gefeiert: es fehlte nicht an bacchanalischen Excessen. Nur darauf hatte die Regierung Bedacht zu nehmen, daß kein Zusammenstoß zwischen der heidnischen und der christlichen Bevölkerung erfolgte. Die heidnischen Tempel wurden von Truppenkörpern bewacht; man sorgte dafür, daß unter diesen nicht selbst Christen verwandt wurden. Aber in Rom, welches noch immer der Mittelpunkt des alten Götterglaubens war, hatten die religiösen Gebräuche mehr zu bedeuten, da die Idee des Reiches selbst davon berührt wurde. Wir müssen dem religiösen Gegensatz, der da hervortrat, ein Wort widmen.

Noch bestanden einige Heiligtümer, welche die altherkömmliche Verehrung der Population und des Senats genossen. Es gab einen Altar der Victoria, bei welchem den Kaisern der Eid der Treue von den Senatoren geleistet wurde. Diesen Altar hatte, so viel wir wissen, zuerst Constans wegschaffen lassen; Constantius hatte ihn nicht wiederhergestellt. In allem anderen war, wie wir sahen, Constantius sehr gemäßigt aufgetreten. Symmachus selbst stellt sein Verfahren späteren Kaisern als nachahmungswürdig und musterhaft dar. Zufrieden aber war man mit der Lage der Dinge, die sich nun herausstellte, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Die Römer

forderten die Herstellung nicht allein des Zustandes unter Constantius, sondern auch die Beseitigung der Eingriffe des Constans. Die Kaiser dagegen nahmen Anstand, der Religion, von der sie abgewichen waren, wieder einen Schritt näher zu treten. Man kann nicht verkennen, daß die Ansprüche und Gegensätze tief in der Sache selbst lagen. Die Kaiser, zu deren Seite sich jetzt der römische Bischof zu einer allumfassenden Autorität zu erheben anfing, die der Einheit des Imperiums entsprach, sollten doch zugleich den Dienst der alten Götter unterstützen. Man ist begierig zu hören, wie die Römer ihr Verlangen auch jetzt noch befürworteten. In einem Schreiben des damaligen Präfekten von Rom, Symmachus, an Valentinian II. werden dafür folgende Motive angeführt. Vor allem: man dürfe die Göttin des Sieges nicht vernachlässigen: denn durch die Siege sei Rom zu seiner Größe gebracht. Was er sagt, schwankt zwischen eigentlicher Anbetung und Symbolisierung der Victoria; aber er bleibt dabei, daß die Götter Rom in den schwersten Gefahren, namentlich den Angriffen der Gallier und Hannibals, gerettet und es dann fortwährend unterstützt haben. Und an dem einmal Herkömmlichen dürfe man nicht rütteln. Die Erinnerung an die unter bestimmten Formen geleisteten Eidschwüre hindere den Bruch derselben.

Überhaupt aber: der Götterdienst sei eigentlich der Genius der Stadt Rom. Wie der einzelne Mensch, so habe auch jede Korporation ihren Genius, den man ihr lassen solle. Alle diese Gründe hat er dann in jenem Schreiben an Valentinian II. entwickelt und einen Bericht darüber an dessen Hof, der sich damals zu Mailand befand, eingesandt. Hier nahmen die beiden großen Feldobersten und der Bischof Ambrosius an der Verhandlung Teil. Ambrosius war gegen jedes Zugeständnis. Er behauptete, der Kaiser werde nicht eigentlich aufgefordert, etwas zurückzugeben: denn die Wegnahme sei durch andere geschehen, sondern ein Geschenk aus eigenen Mitteln zu machen. Das widerstrebe aber den christlichen Prinzipien. Er werde sich die gesamte Priesterschaft entfremden; wenn er dann in die Kirche gehe, werde er sie leer finden oder man werde ihm widerstreben. Die beiden militärischen Befehlshaber sagten nichts dagegen; Valentinian II. sprach aus: was die christliche Religion fordere, das solle geschehen. — Auch dies ist ein Moment von historischer Wichtigkeit; sollte der Imperator seine Eigenschaft als Christ von seiner Pflicht als Regent scheiden? sollte er eine Religion des Imperiums anerkennen, die von der seinen verschieden war? Man begreift, daß er davor zurückscheute. Aber dieser Schritt selbst enthielt erst eine völlige Christianisierung des Imperiums, welchem alle Dienste, die an die römische Vergangenheit anknüpften, zuwiderliefen. Valentinian, der diese Erklärung noch vor seinem Kampfe mit Maximus gegeben hatte, hielt daran fest, als er nach dessen Sturz nun wieder zur Ausübung seiner Autorität gelangte.

Ambrosius rühmt die Haltung des jungen Fürsten. Er will nicht zugeben, daß Valentinian die circensischen Spiele, wie man sagt, geliebt habe;

er habe sie vielmehr zu feiern unterlassen, ebenso die Vergnügungen der Jagd. Er habe die Eigenschaften der Jugend mit den Ratschlägen des Alters vereinigt. Bald aber erhob sich auch gegen ihn eine Empörung, deren Motive, fabelhaft überliefert, historisch unerklärlich bleiben, wenn man nicht den Bericht des Ambrosius auch hier wieder zu Rate zieht. Diesem zufolge hat die erwähnte Differenz mit dem römischen Heidentum dabei entscheidend eingegriffen. Eine aus Rom anlangende Gesandtschaft verlangte nochmals von Valentinian die Herstellung des altgewohnten Götterdienstes in der Hauptstadt. Die Mitglieder des geheimen Rates, des Konsistoriums waren sämtlich für die Erfüllung dieser Bitte, wahrscheinlich doch deshalb, weil der Ungehorsam der alten Kapitale für den Besitz von Italien gefährlich geworden wäre. Aber Valentinian blieb unerschütterlich; er beharrte bei den schon früher gefaßten Beschlüssen. Er antwortete: er könne unmöglich wiederherstellen, was sein frommer Bruder aufgehoben habe. Jedoch auch die Mitglieder des Konsistoriums blieben bei ihrer Meinung. Zwischen dem vornehmsten desselben, dem Franken Arbogast, bei dem der Respekt vor dem Kaiser nicht so viel wog, wie die politische Opportunität, und dem Imperator trat eine Entzweiung ein, zu deren Abstellung Ambrosius nach Gallien herbeibeschieden wurde. Er sollte bei Arbogast für die Treue Valentinians, d. h. doch, daß dieser das Recht des Imperators nicht gegen ihn geltend machen würde, bürgen. Valentinian wollte sich überhaupt den Einreden nicht fügen, welche die Truppenführer gegen ihn erhoben; er wollte Kaiser sein. Ehe nun Ambrosius anlangen konnte, brach in Gallien der offene Aufruhr aus. Ein Imperator wurde aufgeworfen, der Sympathien für das Heidentum hatte und sich auf dasselbe stützte: ein Beamter, der die Kultur der Schule in sich trug, Eugenius, welchen die Ideale und die Herrlichkeit der altrömischen Welt noch einmal begeisterten.

Man kann nicht daran zweifeln, daß Arbogast diese Umwälzung ins Werk gesetzt hat, wahrscheinlich doch, weil er von einer ihm widerwärtigen Beschlußnahme des Kaisers nicht abhängen wollte und einen Imperator wie Eugenius beherrschen zu können meinte. Es war ein Versuch, die effektive Gewalt im Reiche in die Hände eines Heerführers von germanischem Ursprung zu bringen. Wir werden versichert, Arbogast habe einen großen Teil der römischen Truppen und Scharen von Franken, die er durch seine Verwandtschaft um sich versammelte, für sich gehabt. Schon lange im römischen Dienst, war er doch kein Christ; er verließ sich auf die Hülfe der Gottheiten, die er verehrte. Die Absicht war nicht allein auf Gallien, sondern auch auf Italien gerichtet. Und indem nun Valentinian Gallien aufgab und sich nach Italien wendete, wurde er in Vienne von Arbogast überrascht und getötet. Die Alpenpässe konnten dann nicht verteidigt werden. Eugenius und Arbogast rückten in Italien vor.

Jene dem Heidentum zuneigende Bewegung hatte ihr eigentliches Centrum, wie es scheint, in Rom selbst, wo eine Anzahl vornehmer Familien, wie die

Prätextati und Symmachi noch an der Idee der untrennbaren Verbindung der römischen Oberherrschaft und des alten Götterglaubens festhielt. An deren Spitze erscheint Nicomachus Flavianus, ein Mann, in dem sich die Wissenschaft des Altertums noch einmal mit der Vorliebe für die Augurien, welche der Gründung der Stadt gleichsam vorangegangen und aufs mannigfaltigste mit ihrer Geschichte verwebt waren, durchdrang. Er war unter den letzten Kaisern zu den höchsten Würden aufgestiegen, wie er denn eben damals die Prätorialpräfektur von Italien und Illyricum inne hatte. Das hinderte ihn aber nicht, sondern veranlaßte ihn vielmehr, sein persönliches Ansehen für Eugenius und Arbogast einzusetzen. Eugenius überließ die eingezogenen Einkünfte der Tempel eben ihm und seinen Glaubensgenossen. Durch den Ausfall seiner Augurien hielt Flavianus sich für berechtigt, dem Unternehmen des Eugenius den besten Erfolg voraus zu verkündigen. Er selbst sammelte unter dem Zeichen des Herkules eine bewaffnete Schar in Rom.

Daß es dabei auf eine Zerstörung des Christentums abgesehen gewesen sei, läßt sich bei der Machtfülle, die dieses besaß, kaum denken. Die unmittelbare Streitfrage betraf vielmehr die Verschmelzung der Idee des Imperiums mit dem Christentum. Diese aber lief der Fortsetzung der religiösen Spenden im Namen der höchsten Gewalt an die alten Heiligtümer entgegen. Flavianus trat als der Vorfechter der angesehenen Senatoren auf, welche dieselbe forderten. Und wie wir sahen, war darüber Arbogast mit Valentinian selbst zerfallen. Eugenius war nicht gesonnen, gegen das Christentum an sich aufzutreten, zu dem er sich bekannte. Er hoffte, die Oberhäupter der Kirche für sich zu gewinnen. Aber vor allem bei dem strengen Ambrosius, der in dieser Sache bereits Partei ergriffen hatte, mißlang ihm dies.

Wir besitzen ein Schreiben des Ambrosius, in welchem Eugenius mit ähnlichen Gründen wie einst Valentinian bestürmt wird, jede Konzession an das Heidentum von sich zu weisen. Wenn Eugenius das persönliche Bekenntnis mit der Religion des Imperiums vereinigen zu können meinte, so erinnerte ihn Ambrosius, daß Gott in das Innere des Herzens blicke; er dürfe nicht glauben, Gott zu täuschen. Bei dieser präcisen Fassung des eigentlichen Streitpunktes liegt am Tage, daß derselbe zugleich die Entscheidung über die vollkommene Oberherrschaft des Christentums im römischen Reiche in sich begriff. Jede Abweichung von den einmal gefaßten Beschlüssen mußte den altrömischen Götterdienst wieder beleben. Alles hing abermals davon ab, wie sich der Kaiser des Ostens dazu stellen würde. Theodosius hatte noch keinen radikaleren und tiefer greifenden Gegensatz erfahren, als diesen, in welchem sich der Senat und der in Gallien aufgeworfene Imperator vereinigten: das Heidentum und die Waffen. Eine Zeitlang hielt er nach seiner Gewohnheit an sich, bis seine Streitkräfte, die aus Goten, vornehmlich Föderaten, auf der einen, und aus Christgläubigen auf der anderen Seite bestanden, gesammelt waren. Doch wird man nicht alles wiederholen dürfen, was die Legende erzählt. Die Entscheidung erfolgte, wie so oft, an den Übergängen von Illyricum

nach Italien, an einem Nebenflüßchen des Isonzo, am Frigidus, nicht etwa durch unmittelbare göttliche Hülfe, sondern, wie wir aus einem gläubigen Kirchenschriftsteller selbst erfahren, durch sehr weltliche Mittel.

Einige mit Eugenius verbündete Scharen hatten sich auf Gebirgshöhen aufgestellt, von denen aus sie den Truppen des Theodosius, der schon die Pässe passiert hatte, in den Rücken zu fallen drohten. Aber der Ausgang mochte ihnen nicht unbedenklich erscheinen; sie zogen es vor, dem anerkannten Kaiser ihren Beistand anzubieten, wenn er ihnen militärische Stellungen in seinem Heere, wie sie wünschten, bewillige. Theodosius trug kein Bedenken, darauf einzugehen: er ließ sich, da keine anderen Schreibmaterialien vorhanden waren, ein Täfelchen reichen, auf welches er seine Versprechungen eigenhändig niederschrieb. Ohne Zweifel hat nun dieser Zwischenfall die Schlacht entschieden. Theodosius war in der größten Gefahr; seine Föderaten waren bereits besiegt, aber nunmehr erlangte sein Heer die Oberhand über die Truppen des Eugenius, die mit der Verfolgung jener beschäftigt waren. Eugenius hatte in kurzem zu triumphieren gemeint; jetzt wurde er gefangen vor Theodosius geführt, den er vergebens um Gnade anflehte. Hätte dieser der Bitte Gehör gegeben, so würden doch die Truppen damit nicht einverstanden gewesen sein. Eugenius wurde von einem Soldaten enthauptet. Seine Anhänger wurden aufgefordert, sich nach dem Tode des Tyrannen um den wahren Kaiser zu scharen. Theodosius hatte einen vollkommenen Sieg errungen, der zugleich der Sieg des Christentums in Bezug auf das Verhältnis zum Imperium war. Auch in Rom mußte das nun zur Entscheidung führen. Unmittelbar nach seinem Siege hat sich Theodosius dahin begeben. In einer uns aufbehaltenen Inschrift werden ihm Worte des Bedauerns und der Ehrerbietung über den Tod des Flavianus, der in diesem Kampf umgekommen war, zugeschrieben. Wir werden versichert, Theodosius habe den Senat aufgefordert, zum Christentum überzutreten, und auf dessen Weigerung die Unterhaltung der Ceremonien auf öffentliche Kosten abgelehnt. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß bei diesem Aufenthalt die obschwebenden Fragen definitiv entschieden wurden. Sehr verständlich ist es, wenn, wie erzählt wird, Theodosius sagte: der Aufwand für den Götterdienst und die Opfer sei zu groß; er bedürfe des Geldes für seine Truppen.

Das ist der Moment, in welchem das Imperium sich definitiv von den alten religiösen Ideen, auf denen das Reich beruhte, losriß und den christlichen die Oberherrschaft verschaffte.

Theodosius ging dann nach Mailand zurück, wo der durch den Tod Valentinians zerstörte Hofhalt wiederhergestellt werden mußte. Hier ist nun ein Ereignis eingetreten, in dem sich die andere Seite der großen kirchlichen Bewegung kundgab. Die religiöse Gewalt, welche der Kaiser zu einer allgemeinen Anerkennung erhob, war doch weit entfernt, sich ihm vollkommen zu unterwerfen. Kaisertum und Kirche standen in der engsten Verbindung. Nie war das mehr der Fall gewesen, als eben damals. Aber identisch sind die

beiden Autoritäten mit nichten. Ihre Grundprinzipien waren noch sehr verschiedener Natur. Wenn nun ein Widerspruch zwischen denselben zu Tage kam: welche sollte alsdann der anderen weichen, wie sollte ihre Vereinigung möglich bleiben? Insofern war die Verwickelung, die zu der berühmten Büßung des Kaisers in der Kirche zu Mailand führte, von hoher historischer Bedeutung. Der Vorfall aber war folgender. In der Stadt Thessalonike hatte ein kaiserlicher Befehlshaber, der einen germanischen Namen trägt, bei einem Anlaß, bei welchem das Recht auf seiner Seite stand — er wollte nur das einem seiner jungen Sklaven angethane scheußliche Unrecht bestrafen; der Verbrecher aber war ein Wagenlenker, den die Bürger bei den bevorstehenden circensischen Spielen nicht entbehren wollten — das Leben eingebüßt. Hierauf wurde eine Züchtigung über die Stadt verhängt, die Schuldige und Unschuldige traf und ein Blutbad genannt zu werden verdiente. Der Begriff eines christlichen Imperators kam dabei in ein großes Gedränge. Denn an sich konnte der Imperator wohl kraft der Fülle seiner unbeschränkten Macht die unverantwortliche Empörung durch maßlose Hinrichtungen rächen; aber als Christ durfte er so weit nicht gehen. Die damals versammelten Bischöfe wurden darüber unruhig; Ambrosius, als ein Mitglied des kaiserlichen Konsistoriums, geriet selbst in Verdacht, dabei mitgewirkt oder dazu absichtlich still geschwiegen zu haben. In der That hatte er aber nichts davon erfahren; es war alles das Werk der kaiserlichen Umgebung. Sie hatte Sorge getragen, daß Ambrosius den Kaiser allein nicht sprechen konnte. In der allgemeinen Bewegung, die darüber erfolgte, erhob nun Ambrosius einen Weheruf über denselben, der durch sein Handeln aus der Kommunion der Kirche getreten sei. So trat die eben berührte Frage in volle Evidenz. Sollte der Kaiser auf seinem Rechte bestehen, aber dabei die Gemeinschaft der Kirche aufgeben? Der sieggekrönte Kaiser zog es vor, sich der Kirchenbuße zu unterwerfen. Ambrosius bezeichnet es als eine Eigenschaft desselben, daß er leicht in heftige Aufwallung gerate, aber auch durch gute Worte unschwer sich besänftigen lasse. In dem Augenblick der Aufwallung war jener Befehl ergangen; nachdem eine ruhigere Stimmung eingetreten war, bereute er denselben.

Die Macht des Imperators unterwarf sich der Idee des Christentums, d. h. die kaiserliche Allgewalt wurde durch den christlichen Glauben beschränkt.

Ein großes Leben von unverlöschlichen Ergebnissen. Theodosius hatte das Reich in Grund und Boden erschüttert gefunden. Er ist als der Mann zu bezeichnen, der in den Konflikten der Zeit dasselbe aufrecht erhielt und es lebenskräftig machte. Das germanische Element, welches allenthalben vordrang, hat er nicht eigentlich besiegt, aber pacifiziert; er hat es sogar gegen seine Feinde im Osten und Westen ins Feld geführt.

Nicht minder verderblich ließen sich die inneren Entzweiungen an; Theodosius wußte ihnen zu begegnen. Er hat den Arianismus überwältigt, das Heidentum völlig ausgestoßen. Dann hat er das katholische Bekenntnis be-

festigt. Indem er hiebei von der Kirche unterstützt wurde, hat er auch dieser eine großartige Stellung verschafft, ohne sie jedoch zu unterdrücken, so daß Imperium und Kirche nebeneinander bestehen konnten.

Man dürfte jedoch nicht behaupten, daß er dem Kaisertum seine alte Autorität zurückgegeben hätte. Gerade die beiden Verbündeten, die sich ihm anschlossen, die Kirche und die Germanen, beschränkten ihn auch wieder. Die griechisch-römische Kirche, deren Einheit er mächtig förderte, entwickelte unter seiner Mitwirkung die ihr innewohnenden Antriebe zu einer Macht, die ihm selbständig zur Seite trat. Den Germanen, deren Dienste ihm und seinen Erfolgen unentbehrlich waren, gewährte er doch auch wieder Stellungen, in denen sie das Gefühl ihrer Unabhängigkeit nährten.

An eine kaiserliche Gewalt, wie sie Constantius noch einmal zur Erscheinung gebracht hatte, an eine intakte Behauptung aller Grenzgebiete mit einem kaiserlichen Einfluß und kaiserlicher Hoheit über die Kirche war nicht mehr zu denken.

Darin liegt der Charakter der Regierung des Theodosius, daß er in der Mitte entgegengesetzter Weltkräfte und unter steten Erschütterungen, welche die höchste Gewalt selbst betrafen, diese doch aufrecht erhielt, unter den Beschränkungen, welche die umgestaltete Lage der Dinge auferlegte. Seine Administration und Gesetzgebung mußten den großen Zwecken dienen, die er keinen Augenblick aus den Augen verlor.

In seiner Sinnesart vereinigten sich stolze Ruhe und wohlbedachter Entschluß. Bedenken und Zögerungen gingen immer den großen Handlungen, zu denen er schritt, voraus. Aber dann ergriff er allezeit die geeignetsten Mittel und wurde dabei vom Glücke begünstigt, so daß er das Vorbild der christlichen Imperatoren der Folgezeit geworden ist.

Theodosius war ein geborener großer Herr von höchstem Adel, in einer ansehnlichen Landschaft der bedeutendste Grundbesitzer und Dynast. Auf den Thron gelangt, verband er ein reichausgestattetes Wohlleben am Hof mit kriegerischen Anstrengungen, eine Verbindung, welche manche verwarfen, die aber sehr zur Sache gehörte, insofern die kriegerischen Oberhäupter sich an seiner Tafel vereinigten und in ein persönliches Verhältnis zu ihm traten, in welchem sich Unterordnung und Vertraulichkeit vermischten und gegenseitig ergänzten. Dies hatte umsomehr zu sagen, da diese Oberhäupter großenteils germanische Stammesfürsten waren und ein zahlreiches Dienstgefolge mit sich führten. Theodosius vermied, die nationalen Gegensätze zu erwecken. Wenn Promotus, einer der vornehmsten der römischen Führer, Verschlagenheit und Hinterlist gegen die Goten anwandte, so war ein solches Verfahren dem Kaiser zuwider. Er ließ die Gefangenen frei und nahm die jungen Goten in seinen Dienst, um andere durch sie herbeizuziehen.

Einst ist aber auch zwischen den Meistbevorzugten unter den Goten an der Tafel des Kaisers selbst ein Streit über die Verbindlichkeit des Eides gegen denselben ausgebrochen. Einige waren der Meinung, daß der Eid, den

sie bei dem Eintritt in den Dienst des Theodosius geleistet, sie nicht für alle Fälle binde; andere aber beharrten dabei, daß sie durch denselben schlechterdings gebunden seien. Als der Wortwechsel lebhaft wurde, hob Theodosius die Tafel auf. Allein vor den Thüren des Prätoriums brach dann der Hader wieder los. Der vornehmste von denen, welche sich trennen zu dürfen meinten, des Namens Eriulf, wurde von dem Führer der Getreuen, des Namens Fravitta, angegriffen und getötet. Durch Hülfe der Leibwache des Theodosius wurde er selbst vor den Angriffen der Anhänger des Eriulf geschützt und der Tumult beschwichtigt; der Kaiser ließ zu, daß die minder Ergebenen zu Grunde gingen.

In dieser Stellung, die auf den tiefsten Grundlagen der historischen Vergangenheit beruhte, aber auch die Kräfte ihres Daseins auf eine entfernte Zukunft übertragen sollte, ist Theodosius unerwartet am 17. Januar 395 in Mailand gestorben.

Ein Denkmal seiner letzten Jahre bildet ein in der Nähe von Merida vor einigen Decennien gefundener Silberschild, auf welchem er mit seinen beiden Söhnen dargestellt ist. Der Kaiser, auf einem Thronsessel sitzend, mit gestickter Tunika und Chlamys bekleidet, mit dem Diadem geschmückt, überreicht einem hohen Beamten, wahrscheinlich dem Vicarius Hispaniarum, das Kodicill seiner Ernennung. Zu seinen Füßen sieht man eine weibliche Figur, welche eben diese Provinz bezeichnen wird, bekränzt mit Blättern und Früchten. Neben ihm sitzen seine Söhne, zur Rechten der ältere Arcadius, zur Linken Honorius, beide den Erdglobus haltend und mit dem Diadem geschmückt; der ältere hat ein Scepter in der Hand; der jüngere erhebt die Hand mit der Bewegung des Segnens. Diese beiden Söhne sollten ihm folgen.

Siebentes Kapitel.

Das römische Doppelreich unter Alarich.

Welch ein Verlust ist es für die Welt, wenn Persönlichkeiten, die eine große Stellung sich selbst erschaffen haben, durch ein homogenes Talent und starke Willenskraft, aus dem Gemeinwesen scheiden, dem sie angehören. Was jemand in seinem Leben wert war, sieht man erst vollkommen ein, wenn er nicht mehr ist.

„Der große Imperator“, klagte Ambrosius in seiner Leichenrede, „ist von uns geschieden, jedoch nicht vollständig. Er hat uns seine Kinder hinterlassen, in denen wir ihn wiedererkennen, in denen wir ihn erblicken und noch besitzen. Man darf nicht an ihrem zarten Alter Anstoß nehmen; durch die Treue der

Truppen werden sie volljährig". Die Worte sind von Gewicht; daß die Söhne des Imperators noch im Knabenalter als seine Nachfolger anerkannt wurden, war nicht Herkommen im römischen Reiche. Zuerst Eusebius hat in jener Rede auf das Leben Konstantins, die nur den christlichen Helden in ihm feiert, den Gedanken der Erblichkeit des Thrones mit Nachdruck ausgesprochen. Gott, sagte er, habe dem Vater das Reich gegeben; durch das Recht der Natur vererbe er es auf seine Söhne. In diesen sieht er zugleich die Träger des Christentums und die Erben der Monarchie. Seitdem hatte die Erblichkeit durch Valentinian I. noch eine neue Stütze gewonnen, und zwar unter Teilnahme der bewaffneten Macht. So war das Kaisertum auf seine Familie übergegangen, zu welcher Theodosius selbst gehörte. Aber erst auf dieser doppelten Grundlage erhebt sich nun das Kaisertum seiner Söhne. Und nicht jedermann wollte sich dem fügen. Noch lebte der Bruder jenes Firmus, der von dem Comes Theodosius, dem Vater des Kaisers, überwältigt worden war, des Namens Gildo. Zur Zeit des Kaisers Theodosius hatte er diesem nur einen zweifelhaften Gehorsam erwiesen; der Kaiser würde ihn angegriffen haben, wäre er nicht anderweit so viel beschäftigt gewesen. Nach dessen Tode erhob sich in Gildo die Idee der Unabhängigkeit in verdoppelter Stärke; er weigerte sich geradezu, die Erbfolge anzuerkennen; er gab die Absicht kund, Afrika von dem römischen Reiche loszureißen. Aber viel zu stark war Stilicho, der die westlichen Provinzen im Namen des Honorius beherrschte; und in Gildos eigener Familie regte sich eine Feindseligkeit gegen ihn. Ihm widersetzte sich sein eigener Bruder, der nach Italien geflüchtet war und dann von einigen heiligen Männern der Insel Capraja, doch wahrscheinlich von mönchischer Disciplin, begleitet, nach Afrika zurückkehrte, um ihn mehr noch mit Gebeten und gottesdienstlichen Übungen, als mit dem Schwert zu bewältigen, was ihm trotz der Geringfügigkeit seiner militärischen Umgebung wirklich gelang. Daß es hauptsächlich die kirchliche Idee war, was die Nachfolge der beiden jungen Männer durchführen half, kann man nicht bezweifeln.

Konnte nun auch die Erblichkeit der Succession als entschieden angesehen werden, so schloß auch die allgemeine Lage der Dinge, wie sie Theodosius hinterließ, nicht geringe Gefahren in sich ein. In dem Verhältnis zu den germanischen Nachbarn, thatsächlich den größten Feinden des römischen Reiches, hatte dieser Herrscher nicht etwa durch Waffenthaten eine Veränderung hervorgebracht, sondern nur dadurch, daß er die siegreichen Heerscharen der Goten, mit denen er zunächst in Berührung kam, in die römischen Dienste aufnahm. Den Goten hatte er zum Teil eine Stellung in der regelmäßigen Miliz gegeben; eine nicht geringere Zahl derselben war in ihrem einheimischen Volksverbande geblieben und hatte innerhalb des Reiches die ihnen einstweilen verliehenen Sitze eingenommen. Ihre Verwendung war gleichsam eine Bedingung des Friedens mit ihnen. Welche Gefahr mußte aus dieser Lage entspringen, wenn jemals eine innere Irrung ausbrach. Und doch war eine solche kaum zu vermeiden.

Aus dem Drucke des Finanzwesens, der unter Theodosius mehr anwuchs als abnahm, entsprangen Unzuständigkeiten, welche den unteren Klassen der Bevölkerung überaus lästig wurden und jedermann verstimmten. Dennoch war denselben nicht abzuhelfen, da die übrigen Verhältnisse auf den Geldzahlungen beruhten, die man nicht einstellen konnte.

Wir berühren damit Inkongruenzen des inneren Zustandes, die um so empfindlicher wurden, sobald es keinen herrschenden Kaiser gab.

Die Organisation des Reiches, deren wir hier wohl mit einem Worte gedenken dürfen, bestand im ganzen noch ebenso, wie sie unter Konstantin festgesetzt worden war. Es gab eine Anzahl von Autoritäten, welche unabhängig nebeneinander standen: die Praefecti Praetorio im Orient und in Illyrien, Italien und Gallien, von denen jeder die höchste administrative, jurisdiktionelle und finanzielle Macht in seiner Hand hatte, so daß alle Appellationen aus den untergeordneten Provinzen an sie gerichtet wurden. Das Eingreifen des Kaisers in die Jurisdiktion geschah nur ausnahmsweise.

Wenn ursprünglich mit der Präfektur die Leitung der militärischen Angelegenheiten und die Sorge für den Hof verbunden gewesen war, so war dieselbe an zwei andere Beamte übergegangen, die den Präfekten an Rang und Ansehen gleichstanden. Doch war dabei ein Unterschied zwischen Orient und Occident. Im Orient gab es fünf Oberanführer nebeneinander, drei in den Provinzen und zu Zeiten zwei in der Hauptstadt; im Occident hingegen hatte man nur einen Magister utriusque militiae: denn hier waren damals die gefährlichsten Kriege zu führen.

Einen eigentümlichen Körper bildete die Garde des Kaisers. Man unterschied die eigentlichen Leibwachen, die unter den Namen der Domestici und Protectores erscheinen, und die zur Bewachung des Palastes aufgestellten Truppenteile: Scholares. Die letzteren standen unter einem Oberhofmeister, dem Magister officiorum, welchem die wichtigsten Obliegenheiten in Beziehung auf die eigentliche Geschäftsführung des Hofes zufielen. Er leitete die kaiserlichen Audienzen, er fertigte die kaiserlichen Bescheide aus. Der innere Hofhalt stand unter dem Oberkämmerer, dem Praepositus sacri cubiculi, welchem die unmittelbare Fürsorge für die kaiserliche Person oblag. Alles war an die persönliche Autorität des Kaisers, von welchem diese verschiedenen Behörden erst eine lebendige Thätigkeit erhielten, geknüpft. In Wahrheit standen sie doch nicht untereinander, sondern nebeneinander mit einer gewissen gegenseitigen Unabhängigkeit. Wie sollten sie sich gegeneinander verhalten, wenn die höchste Autorität, von der sie abhingen, nicht mehr war? Den civilen und militärischen Autoritäten war überdies durch Theodosius noch eine dritte zur Seite getreten, die kirchliche, die ihre eigenen Gesichtspunkte verfolgte. Darin nun, daß nach dem Tode des Theodosius keine Vakanz eintrat, aber doch auch kein Imperator von gebietender Persönlichkeit zu erwarten war, lag die größte Schwierigkeit von allen. Wenn dem Theodosius zugeschrieben wird, daß er das Reich unter seine beiden Söhne geteilt habe, so darf man das doch nicht

wörtlich verstehen. Er hatte vorlängst seinen älteren Sohn Arcadius zum Augustus ernannt; die Länder, die er nach dem Siege über Eugenius einnahm, gehörten im eigentlichen Sinne dem Hause Valentinians an, als dessen natürlicher Abkömmling der Sohn der Galla, der Schwester Valentinians II., erschien; diesem fielen nach errungenem Siege die westlichen Provinzen notwendig zu.

Es war ungefähr dasselbe, was schon zwischen Valentinian und Valens verabredet worden war, was dann auch zwischen den Söhnen Valentinians und Theodosius selbst stattgefunden hatte. Das neue war jedoch, daß die beiden Imperatoren noch nicht fähig waren, selbständig zu regieren; es mußten ihnen Ratgeber an die Seite gesetzt werden, welche ihre Gewalt ausübten. Neben der religiösen Einheit und der administrativen Teilung trat hierdurch noch eine Veränderung von weit aussehender Natur ein. Wie hätte sich denken lassen, daß zwei mächtige Gewalthaber, im Osten und Westen des Reiches aufgestellt, miteinander in fortwährender Eintracht leben würden? Interessen der Macht mußten sich hervorthun, durch welche sie sich entzweiten. Die Einsicht, die sich mit gereiften Jahren verbindet, und die Verwandtschaft hatten bisher eine Entzweiung verhütet: das war aber nicht zu erwarten, sobald die Gewalt in die Hände von Männern gelangte, welche doch wieder verschiedene persönliche Gesichtspunkte haben mußten und hatten. Überdies aber: wer konnte dafür gut sagen, daß die Fürsten, die den Namen Imperatoren trugen, sich mit denen verstehen würden, denen ihre faktische Macht anvertraut war? Und auch damit ist noch nicht die Kluft, die zwischen der persönlichen Regierung eines Kaisers und ministerieller Oberhoheit eintrat, bezeichnet; der Unterschied der beiden Reichsteile war in dieser Hinsicht ein durchgreifender.

Fassen wir zunächst den Hof von Konstantinopel, der infolge der Staatsverwaltung des Theodosius und seiner Siege im Occident das Centrum der politischen Macht geworden war, ins Auge.

Der Praefectus Praetorio im Orient, Rufinus, der seinen Sitz in Konstantinopel hatte, war dadurch über alle anderen erhoben worden, daß ihm die Obhut über den jungen Arcadius anvertraut war. Aber alles sträubte sich doch, ihn als Reichsregenten anzuerkennen. Seine Stellung war deshalb eine besonders schwierige, weil ihm die Pflicht oblag, die Mittel herbeizuschaffen, durch welche die Truppen erhalten und befriedigt werden konnten. Der allgemeine Haß, den der Name des Kaisers nicht einmal in Bezug auf ihn selbst hatte verhüten können, wendete sich nun mit doppelter Heftigkeit gegen Rufinus, dessen Anordnungen gleichsam als Willkür angesehen wurden. In einzelnen Vorfällen zeigte er eine einseitige und selbstsüchtige Gewaltsamkeit; wenigstens wurde sie ihm allgemein zugeschrieben. Schon trat der junge Arcadius in ein Lebensalter, in welchem sich der Ehrgeiz der Selbständigkeit regt, wie man denn auch bereits seine Vermählung ins Auge faßte. Man meinte, Rufinus denke sich dadurch vollends in seiner verhaßten Gewalt zu befestigen, daß er den jungen Kaiser mit seiner Tochter verheirate; er würde dann den Hof,

wie die Verwaltung vollkommen beherrscht haben. Daran aber wurde er nun durch den Oberstkämmerer Eutropius, der den jungen Herrn in jedem Augenblick sah, verhindert. Unter dessen Einwirkung vermählte sich Arcadius mit Eudoxia, der Tochter eines fränkischen Kriegsobersten des Namens Bauto, die in Konstantinopel erzogen worden war — und zwar nicht allein wider den Willen, sondern selbst ohne Vorwissen des Rufinus. Gegen den erhoben sich dann die aus dem Kriege gegen Eugenius zurückkehrenden und nicht zufriedengestellten Kriegsmannschaften. Arcadius war gekommen, um sie bei dem Einzuge in Konstantinopel zu begleiten. Indem er aber die Führer begrüßte, wurde Rufinus von der Menge überwältigt und getötet. Man trug die ihm abgehauene Hand in einer Lage, als wolle sie Geld empfangen, durch die Straßen der Stadt mit verhöhnendem Triumph. Rufinus geriet mit beiden in Konflikt: dem Heere, das befriedigt werden, und dem Volke, das die Mittel dazu herbeischaffen sollte, und kam darin um. Eutropius behielt nun die Gewalt unbestritten in seinen Händen.

Nach einigen Jahren aber sah er sich in Verlegenheiten verwickelt, welche eben die größten waren, die das Reich in diesem Stadium seiner Existenz zu bestehen hatte.

Die Goten, die in das regelmäßige Heer aufgenommen waren und dessen Ansprüche zu den ihren machten, gaben demselben doch wieder einen nicht mehr durchaus römisch-nationalen Charakter. Unter ihnen behauptete Gainas, der einst als Flüchtling an den Hof gelangt und dann ein angesehener Kriegsoberst geworden war, die erste Stelle. Er war mißvergnügt, daß Eutropius in der Hauptstadt die wichtigsten Ämter nach seinem Gutdünken vergab, was er umsomehr empfand, da eine große Anzahl von Goten nach seinem Beispiel in römische Kriegsdienste getreten und dann zu hohen Stellungen aufgestiegen war; er glaubte, ihr geborenes Oberhaupt zu sein; sie waren sämtlich mißvergnügt über die einseitige Autorität, welche der Oberkämmerer sich anmaßte. Nun geschah, daß ein anderer Gote, des Namens Tribigild, der zur Verwandtschaft des Gainas gehörte, in Nacolia in Phrygien mit den dortigen römischen Truppen in Hader und Kampf geriet und eine selbständige Befugnis beanspruchte, wobei das Land weit und breit verwüstet wurde. Gainas schien an diesem Unglück einen so lebendigen Anteil zu nehmen, daß er selbst, zuerst in Gesellschaft eines römischen Feldherrn, den Auftrag erhielt, Tribigild niederzukämpfen. Er begab sich mit einer ansehnlichen Heeresmacht nach Asien. Allein die Sache Tribigilds war die gemeinschaftliche aller Goten; sie wollten den Römern, wie im Dienste, so auch an Rang und Ansehen gleichstehen. So konnte es geschehen, daß Gainas statt mit Tribigild — wie er vielleicht vermocht hätte — ein Ende zu machen, eine Vereinbarung mit ihm traf und eine feindselige Haltung gegen den Hof von Konstantinopel annahm. Dort aber hatte indessen eine innere Veränderung stattgefunden, welche im Sinne des Gainas war, obwohl sie aus ganz anderem Ursprung herrührte.

Es ist leicht erklärlich, daß Eutropius mit der Gemahlin des Kaisers, die

er in den Palast geführt hatte, doch nicht immer einverstanden war. Denn wie sollten nicht auch in der intimsten Umgebung des jungen Kaisers Verschiedenheiten der Ansichten und der Interessen hervorgetreten sein? Von einem gleichzeitigen und, was die Thatsachen anbetrifft, meist zuverlässigen Berichterstatter, Philostorgius, erfahren wir nun, daß es zwischen dem Verschnittenen und der Gemahlin des Kaisers zu einem Wortwechsel gekommen sei, bei welchem Eutrop gedroht habe, sie aus dem Palast, in den er sie eingeführt hatte, samt ihren Kindern wieder verweisen zu lassen. Eudoxia beschwerte sich bei dem Kaiser selbst über diese Drohung; sie wußte ihn auf ihre Seite zu ziehen. Hierüber geriet der sonst unbeständige Arcadius in eine heftige Aufregung; er war, sagt unser Autor, vollkommen Kaiser. Eutropius, der für sein Leben fürchtete, nahm seine Zuflucht zu einer Kirche, obwohl er das Asylrecht der Kirchen vor kurzem aufgehoben hatte; er ist dann doch wegen eines formellen Vergehens gegen die Vorrechte des Kaisers, das man ihm schuld gab, in aller Form zum Tode verurteilt worden.

Indem nun Gainas mit einer kriegdrohenden Heeresmacht in der Nähe der Hauptstadt erschien, ließ ihn der Kaiser fragen, was er denn eigentlich verlange; er sei bereit, in seine Forderungen zu willigen. Gainas beanspruchte die Auslieferung zweier Konsulare, die er als seine vornehmsten Gegner betrachtete. Arcadius konnte ihm das nicht verweigern; Gainas vermied jedoch, sich an ihnen zu vergreifen; er wollte nur ihrer Opposition begegnen. Der Kaiser mußte sich zu einer Zusammenkunft mit Gainas herbeilassen, in welcher sie sich gegenseitig Sicherheit versprachen. So kehrte Gainas nach Konstantinopel zurück; er wurde jetzt zum Heermeister aller Truppen zu Pferde und zu Fuß ernannt und konnte sich als Herr und Meister der Hauptstadt betrachten.

Nur eine Beschränkung empfand er noch sehr bitter: es war die kirchliche. Gainas gehörte, wie ein großer Teil der Goten überhaupt, dem arianischen Bekenntnis an. Den Arianern aber, die noch vor kurzem in der Hauptstadt geherrscht hatten, war jetzt, wie erwähnt, durch die Homousiasten, denen Theodosius zu Hülfe gekommen war, die Pflicht auferlegt, kirchliche Versammlungen nur noch außerhalb der Stadt halten zu dürfen. Dieser Verpflichtung wollte Gainas sich entledigen; denn es würde schimpflich für einen militärischen Oberbefehlshaber sein, wenn er sich aus der Stadt hinaus begeben müsse, um zu Gott zu beten. Wahrscheinlich würde der Kaiser, sich selbst überlassen, sich dem gefügt haben. Aber noch unter dem Einfluß des Eutropius war der größte der christlichen Redner, Johannes Chrysostomus, von Antiochien nach Konstantinopel berufen worden, ein Mann von bester Herkunft — er war der Sohn eines Magister militum per Orientem — in humanistischen Studien erzogen: ein Schüler des Libanius; er verband eine glänzende Redegabe mit strenger Seelsorge. Dieser war nicht gemeint, eine Neuerung in der Hauptstadt zuzulassen. Sehr merkwürdig doch sind diese orthodoxen und heiliggesprochenen Männer durch ihre Einwirkung auf die großen politischen Fragen. Wie sich Ambrosius den Anforderungen der

römischen Senatoren in Bezug auf die Unterstützung des heidnischen Gottesdienstes widersetzte, so widersprach Chrysostomus jedem dem Arianismus zu machenden Zugeständnis. Von einer Anzahl anderer Bischöfe, die zufällig zugegen waren, begleitet, erhielt er eine Audienz bei dem Kaiser, der auch Gainas anwohnte.

Chrysostomus ging nun hier nicht etwa auf die streitige Doktrin ein; er bestand nur auf Erhaltung des Zustandes, wie er war. Gainas, sagte er, habe einst bei seiner Aufnahme in den Dienst dem verstorbenen Kaiser Gehorsam gegen ihn und seine Gesetze versprochen; er las das Gesetz vor, durch welches Theodosius allen Ketzern verboten hatte, sich in der Hauptstadt zu versammeln. Er führte aus, daß durch ein Zugeständnis, wie es Gainas fordere, dies Gesetz verletzt würde, und erklärte: er wenigstens könne das nimmermehr dulden. Dem Kaiser aber führte er die religiöse Tragweite eines solchen Schrittes zu Gemüte. Er hat wohl vernehmen lassen: es sei besser, er stiege von dem kaiserlichen Stuhl wieder herab, als daß er das Haus Gottes durch ein Verbrechen schände. Soviel bewirkte er, daß Arcadius an der alten Satzung festhielt. Aber dadurch veranlaßte er wieder, so wenigstens lautet die Überlieferung, daß Gainas sich seines Gelöbnisses für entbunden erachtete und den Gedanken faßte, sich in den vollen Besitz der Hauptstadt und des kaiserlichen Palastes zu setzen. Das Hauptmoment liegt in dem kirchlichen Gegensatz. Wenn die orthodoxe Partei die höchste Gewalt selbst an die Aufrechterhaltung der letzten zu ihren Gunsten erlassenen Beschlüsse knüpfte, so wollte Gainas wahrscheinlich nicht gerade den Kaiser stürzen, aber ihn von der Notwendigkeit losreißen, den Forderungen der Orthodoxen beizupflichten. Wir werden unterrichtet, Tausende von Goten seien in der Stadt gewesen; mit ihnen habe er das Palatium einnehmen wollen; aber ein plötzlicher Schrecken, welcher der göttlichen Einwirkung zugeschrieben wird, habe seine Goten auseinandergetrieben, viele seien ergriffen und getötet worden, in dieser Gefahr habe dann Gainas die Stadt verlassen. Es ist unmöglich, die einzelnen Thatsachen bis zur Evidenz zu erheben. Es wird immer zweifelhaft bleiben, ob Gainas, dem seine Truppen folgten, den Versuch gemacht hat, die Stadt anzugreifen, in der man Vorsorge getroffen hatte, daß keine Waffen zum Gebrauch der Goten hinausgeschafft wurden, und ob eine Gefahr der Eroberung der Stadt nunmehr wirklich eingetreten ist. Die Thore wurden geschlossen, Verteidigungsanstalten getroffen und der Kaiser bewogen, Gainas zum Feinde des Gemeinwesens zu erklären. In den späteren Zeiten hat man das Ereignis mit kirchlichen Sagen umgeben und durch poetische Werke gefeiert, was dann nur soviel beweist, daß man die allgemeine Bedeutung desselben anerkannte und zu vergegenwärtigen suchte. Ich denke, mit vollem Rechte. Denn gewiß war ein Gote, der zum Heerführer zu Fuß und zu Pferd ernannt worden war und eine große Anzahl von Stammesgenossen um sich hatte, welche meist die höheren Stellen in der Miliz bekleideten, ein höchst gefährlicher Feind, wenn er die Wiederaufhebung des Gesetzes, das ihn und seine Nation

beleidigte, mit Gewalt durchzusetzen den Anlauf nahm. Ob es ihm damit gelingen würde oder nicht, darin lag, wenn ich nicht irre, ein Moment der Entscheidung für die Zukunft des Orients und besonders der Hauptstadt desselben. Es ist vielleicht die wichtigste Handlung des Arcadius, daß er in Verbindung mit der orthodoxen Geistlichkeit und dem Volke eine Bewaffnung von gräco-romanischem Gepräge nach dem alten Herkommen des Reiches zu stande brachte, um mit derselben die unbotmäßigen gotischen Heerscharen in ihre Schranken zurückzuweisen. Zur Einübung seiner Miliz aber bediente er sich eines Goten, des Namens Fravitta, dessen wir schon früher gedacht haben, der nicht allein ein Gegner des Gainas, sondern sogar noch ein Heide war. Fravitta wußte die empörten Goten von Konstantinopel abzuwehren; sie wollten über den Hellespont setzen, um in Asien festen Fuß zu fassen, aber die Schnellsegler der Römer, die Liburner, waren den improvisierten Fahrzeugen der Goten überlegen; die gotischen Schiffe wurden zerstört. Gainas, der sich über die Donau begab, geriet hier mit den Hunnen in Kampf, die sich als Verbündete des römischen Kaisers betrachteten; er ist ihnen erlegen.

In Konstantinopel führte dann Arcadius seine Regierung weiter, hauptsächlich unter dem Einfluß seiner Gemahlin Eudoxia, welche zur Augusta erhoben worden war. Aber die hohe Ehre, die ihr zu teil wurde, hat sie noch einmal in Konflikt mit der christlichen Religion gebracht. Der Präfekt der Stadt ließ ihr über einem Sandsteinwürfel eine Porphyrsäule errichten, auf der man eine silberne Statue der Königin, der Aelia Eudoxia, wie es in der Inschrift heißt, in der ihr der Titel einer Semper Augusta gegeben wird, erblickte. Die Aufstellung wurde durch lärmende Lustbarkeiten eingeweiht. In dieser an das Heidentum streifenden Feier aber lag ein Widerspruch gegen die christliche Gesinnung, der zu vielen Unannehmlichkeiten führte. Der Erzbischof Johannes Chrysostomus wurde dadurch zu heftigen Worten des Tadels angeregt, zuerst gegen den Urheber dieser Aufstellung und, da dies nichts wirkte, gegen die Kaiserin selbst. Er soll sie mit der Herodias verglichen haben, die nochmals in böser Absicht vor dem König tanze. Eudoxia, die ihn schon einmal entfernt und ihn nur ungern hatte zurückkommen lassen, fühlte sich auf das tiefste beleidigt und ruhte nicht, bis sie aufs neue seine Verbannung durchsetzte, aus der er nicht wieder zurückgekehrt ist. Das Unrecht, das hierdurch geschehen war, hat später ihr Sohn, Theodosius II., durch die Ehre, die er dem Andenken des Chrysostomus erwies, sich angelegen sein lassen wieder gut zu machen: denn die kirchliche Idee behielt hier immer zuletzt doch die Oberhand.

Wir stehen an dem Anfang der anatolisch-rechtgläubigen Monarchie; sie ging aus einer Vereinigung der Bürgerschaft der Hauptstadt und der kirchlichen Institutionen mit dem Hofe hervor. Das alte Rom hatte sich durch die Energie der Bürgerschaft allein behauptet; in dem neuen kam das Prästigium des Kaisertums und der christlichen Religion hinzu; eine größtenteils aus einheimischen Bewaffneten zusammengesetzte, aber durch fremde Führer ein-

geübte Militärmacht, die dann zu stande kam, blieb zunächst siegreich. Wieder eine kompakte Macht von großem Gewicht in der Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten, welche die Idee des Weltreiches repräsentierte und dieselbe zu realisieren noch mehr als einmal den Anlauf genommen hat. Von Anfang an war die Macht von Konstantinopel in den Irrungen des Occidents unentbehrlich.

Wohl war im Occident noch ein anderes Centrum durch Theodosius begründet worden. An den jüngeren Sohn desselben, Honorius, waren die Provinzen übergegangen, in denen sich die Usurpatoren der Macht nicht hatten behaupten können. Von einer eigentlichen Trennung der beiden Reiche war jedoch nicht die Rede, wie man schon daraus sieht, daß der vornehmste Feldherr in dem Occident, der dem Honorius zur Seite stand, Stilicho, zugleich den Oberbefehl über die orientalische Kriegsmacht zu führen berechtigt war. Es geschah in einem Gefühl dieser Zusammengehörigkeit, daß das Hoflager des Honorius nach Ravenna verlegt wurde. Eine Reihe von Jahren war es in Mailand geblieben, wie die Edikte beweisen, die von da aus datiert sind. Diese reichen bis in den September 401; das dann zunächst folgende ist in Ravenna im Dezember 402 ausgestellt. Der Grund der Verlegung war ohne Zweifel der Einbruch Alarichs, der in die letzten Monate des Jahres 401 fällt. Der Hof zog sich nach dem durch seine Lage festen Ravenna zurück, wo er zugleich mit Konstantinopel in ununterbrochenem Zusammenhang stand. Dann und wann ist Honorius nach Rom gegangen. Er hatte eine Wiederherstellung der Mauern der Stadt verfügt, wodurch der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit erneuert wurde. In Rom gelangte Stilicho zu großem Ansehen. Wir finden daselbst eine Inschrift, in welcher sein Emporsteigen durch alle militärischen Stufen bis zu den obersten verzeichnet und von ihm gerühmt wird: er habe den Kaiser Theodosius in allen seinen siegreichen Kriegsunternehmungen begleitet; er sei von ihm in seine Verwandtschaft aufgenommen, Gemahl seiner Nichte, Schwiegervater seines Sohnes geworden. Dahin war es bereits gekommen, daß ein Mann fremder Nationalität zu einer so hohen Stellung neben dem Kaiser erhoben wurde. Stilicho hatte sich um Rom in jener Zeit durch die erwähnte Überwältigung Gildos ein unmittelbares Verdienst erworben; denn von Afrika her bezog die Hauptstadt noch immer ihre Lebensmittel. Sehr glaublich, daß der Senat ihn dabei unterstützte. Claudian rühmt, daß die alte Ordnung wiederhergestellt, der Krieg auf Befehl der Vornehmen der Stadt geführt worden sei. Eine andere Handlung, die Stilicho zur Ehre gereichte, war die Zurückweisung des großen Anfalls der Germanen unter Radagais. Radagais war ein Heide und wollte es sein. Überall erwachten die Sympathien für das Heidentum von neuem, selbst in Rom. Denn da Radagais den Göttern opferte, so meinte man nicht anders, als durch eine homogene Verehrung ihm widerstehen zu können. Er opfere den Göttern, so sagte man, niemand hindere ihn daran; warum solle Rom es nicht auch thun? Die ganze rechtgläubige

Welt erzitterte. Denn auch die Arianer faßten die Hoffnung, eine Veränderung zu erleben, die ihnen ihre früheren Rechte zurückgegeben hätte. Man wird wohl nicht irren, wenn man diese an sich höchst unvollkommen überlieferte Begebenheit als eine Reaktion gegen die Siege des Theodosius über die Heiden und die Arianer betrachtet. Stilicho wußte das feindliche Heer, welches sich, wahrscheinlich der Hitze des italienischen Himmels wegen, in die Berge von Fäsulä zurückgezogen hatte, daselbst einzuschließen und es zu übermannen. Radagais selbst kam dabei um. Man kann in dem guten Erfolg im allgemeinen die Behauptung der von Theodosius getroffenen Einrichtungen erkennen. Auch der Schatten des Ambrosius wird von der Tradition aufgerufen; die Ermutigung wird ihm, und der Sieg einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zugeschrieben.

Indem aber dies geschah, war Stilicho noch in andere Verhältnisse verwickelt worden, in denen seine Politik nicht so einfach zu Tage liegt. Claudian ist voll von der Animosität, welche zwischen den in Konstantinopel vorwaltenden Persönlichkeiten und Stilicho eingetreten sei; schon bei dem Kampfe mit Gildo soll dies der Fall gewesen sein. Es liegt ja auf der Hand, daß zwischen den Oberhäuptern der Höfe, welche beide eine höhere Autorität in Anspruch nahmen, der eine als der politische, der andere als der militärische Mittelpunkt des Reiches, Zwistigkeiten nicht vermieden werden konnten. Andere kann man übergehen; eine aber ist von so eigentümlichem Charakter und hat so inhaltsschwere Folgen gehabt, daß sie eine noch eingehendere Darstellung wert wäre, als ihr bei der Beschaffenheit unserer Nachrichten verliehen werden kann. Ich will mich nur an die unleugbaren Thatsachen halten, ohne den persönlichen Motiven der Politik, die nicht eben zuverlässig überliefert sind, nachzuforschen.

Die Verwickelung ging abermals von den Goten aus, nicht jedoch von denen im regelmäßigen Dienst, sondern von den anderen, welche sich dem Kaiser Theodosius als Föderati beigesellt und dafür ansehnliche Landstriche zu ihrem Aufenthalt erhalten hatten. Sie waren nicht eigentlich Herren des Landes; sie blieben immer auf die Annona, welche für sie durch die obersten Reichsbeamten herbeigeschafft werden mußte, angewiesen, und da diese nach dem Tode des Kaisers nicht mehr regelmäßig geleistet wurde, so gerieten sie in eine Bewegung, in welcher sie zwar sich nicht geradezu unabhängig zu machen, aber doch im ungeschmälerten Besitz ihrer Rechte zu behaupten beschlossen. An ihrer Spitze stand Alarich, der dem Geschlecht der Balthen angehörte, und seine selbstvertrauende Haltung bewies, daß er ein Baltha, d. h. der Kühne sei.

Als Föderati nicht an die strengen Gesetze militärischer Unterordnung gebunden, schritten sie dazu, sich selbst zu helfen.

Es ist doch wohl nicht anders, als daß die Goten Alarich zum Zeichen ihrer Selbständigkeit zum König erhoben haben. Bald sehen wir ihn, um seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, in den Peloponnes einbrechen.

Undenkbar wäre es nicht, was erzählt wird, daß die oströmische Staatsverwaltung, nicht mehr fähig, die Jahrgelder zu zahlen, ihn auf diese Provinz selbst angewiesen hätte. Bei diesem Einfall tritt noch einmal eine charakteristische Manifestation des alten Götterdienstes hervor. Wir finden die Erzählung, daß die griechischen Götter, Athene Promachos selbst, dem Vordringen des Barbarenkönigs Einhalt gethan haben. Unmöglich aber konnte Stilicho, welchem vom verstorbenen Kaiser die Obhut über seine beiden Söhne anvertraut worden war, diese Eigenmächtigkeit der Goten dulden.

Er begab sich selbst nach Griechenland. Doch lag ihm nichts daran, den Gotenkönig, der, so viel wie man weiß, in den letzten Feldzügen sein Kampfgenosse gewesen war, zu vernichten. Es geschah ohne Zweifel mit seiner Einwilligung, daß Alarich gleich darauf nach Epirus zog. Zwischen beiden ist dann, wie man sagt, ein Vertrag geschlossen worden, nach welchem Illyricum von dem östlichen Reiche losgerissen und mit dem westlichen verbunden werden sollte. Man könnte vermuten, daß dabei die Absicht gewesen wäre, den Goten Wohnsitze in diesen Provinzen, die damit unter den occidentalen Autoritäten gestanden haben würden, anzuweisen. Aber dem Gotenkönig zögerte Stilicho zu lange, zu der Ausführung dieser Absicht zu schreiten, wahrscheinlich weil sein Kaiser, der an der Einheit des Reiches festhielt, dagegen war. Ungeduldig, länger zu warten, und thatenbegierig drang Alarich gegen Ende des Jahres 401 selbst nach Italien vor. Die beiden Heere trafen bei Pollentia aufeinander; es kam zu einer Schlacht, in welcher die Goten den Sieg gewonnen zu haben behaupten, Stilicho aber bei den Römern in Verdacht geriet, ein geheimes Einverständnis mit Alarich eingegangen zu sein.

Da nun damals der Hof genötigt worden ist, sich nach Ravenna zu begeben, so kann es niemand Wunder nehmen, wenn Stilicho sich nicht mehr auf der früheren Höhe seines Ansehens erhalten konnte. Nicht jedes Moment der Ereignisse kann, ganz für sich betrachtet, beurteilt werden. Aber im ganzen war es doch ein unerträglicher Zustand, daß ein unbotmäßiger Heerhaufe unter einem unternehmenden Führer von Osten nach dem Westen vorrückte und von dem Oberbefehlshaber nicht mehr zur vollen Unterordnung zurückgebracht werden konnte. Eben darin lag ja die durch Theodosius selbst herbeigeführte Aufgabe, die germanischen Streitkräfte den Bedürfnissen des römischen Reiches dienstbar zu machen. War aber nicht Stilicho selbst ein Germane? Wer konnte dafür stehen, daß er nicht seine Autorität auch über diejenigen Fürsten, die er zu schützen berufen war, ausdehnen würde. Dieser Zwiespalt, der schon die letzten großen Verwickelungen hervorgerufen hatte, trat aufs neue und zwar abermals in den britannischen Legionen hervor; sie sahen Stilicho an wie einst Merobaudes. Die Autorität des Barbaren über die Legionen empörte ihr altrömisches Selbstgefühl.

Noch einmal machten sich die britannischen Legionen selbständig und gingen so weit, einen Imperator aufzustellen. Die beiden ersten Führer, welche sie ernannten, genügten ihnen selbst nicht; sie wurden beide getötet.

Dann erhob sich ein dritter, ein Mann gemeinen Standes, der den in Britannien noch immer klangvollen Namen Konstantin führte. Dieser ging nach Boulogne über, wo er ebenso, wie sein Vorgänger auf diesem Wege, Maximus, die römischen Truppen geneigt fand, ihm beizutreten, sowohl in dem übrigen Gallien als in Aquitanien: denn das war immer der Grundgedanke dieser Unternehmungen, sich der Verwendung barbarischer Truppen im römischen Dienst entgegenzusetzen. Davon wurde niemand mehr betroffen als eben Stilicho, der, selbst ein Barbar von Geburt, sich zu einer der höchsten Stellen im Reiche emporgeschwungen hatte. Die Empörung galt weniger dem Honorius, dem Konstantin vielmehr friedliche Anerbietungen zugehen ließ, als dem großen Heermeister; sie wurde der Wendepunkt seines Glücks. Einen guten Sinn in der Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten hat es, wenn man behauptet, Stilicho habe bei dem damaligen Einbruch germanischer Nationen in Gallien seine Hände im Spiel gehabt. Wir werden darauf zurückkommen. Aber die Hauptsache ist, und darüber kann kein Zweifel sein, daß er mit Alarich selbst in Verbindung trat und ihm ansehnliche Jahrgelder zusicherte, wenn er in Gallien den Streit mit Konstantin auszufechten unternehme. Die zweideutige Haltung Stilichos und seine Unterhandlungen mit Alarich konnten nicht verfehlen, den Verdacht, als verfolge er selbstsüchtige Pläne, gegen ihn zu erwecken — ein Verdacht, der auch von nicht beteiligten Zeitgenossen energisch und mit Widerwillen ausgesprochen worden ist.

Als eine Hofintrigue kann es nicht betrachtet werden, wenn sich in der Umgebung des Honorius eine Opposition gegen Stilicho erhob, die ihm die Absicht zuschrieb, seinen Sohn Eucherius, der noch ein Heide war, zur obersten Würde im Reiche zu erheben. Es war eben die Zeit, in welcher man Nachricht von dem am 1. Mai des Jahres 408 erfolgten Tode des Arcadius mit Hinterlassung eines unmündigen Kindes, Theodosius II., erhielt. Das Gerücht verbreitete sich, Stilicho wolle nach dem Orient gehen und dort seinen Sohn zum Imperator ausrufen lassen. Gerüchte wirken zuweilen mehr als Thatsachen. Unter der Einwirkung des Eunuchen Olympius, der in der unmittelbaren Nähe des Honorius eine hohe Stelle einnahm und nur die religiösen Gesichtspunkte im Auge hatte, geschah es, daß in dem kaiserlichen Feldlager zu Ticinum eine Empörung ausbrach, in welcher die vornehmsten Befehlshaber erschlagen wurden — mit Vorbehalt jedoch des Gehorsams gegen den Kaiser, der selbst im Lager erschien, dann aber aus Besorgnis, es möchte auch ihm etwas zu Leide geschehen, sich bei Seite hielt. Anfangs nun faßte Stilicho den Gedanken, einverstanden mit den Germanen, die um ihn waren, denen sich auch Hunnen beigesellt hatten, gegen das Feldlager in Ticinum vorzurücken und die militärische Unterordnung wiederherzustellen. Eine höchst außerordentliche Erscheinung, wenn ein barbarisches Heer gegen das römische Feldlager heranzog, und zwar in der Absicht, oder wenigstens unter dem Vorgeben, den Kaiser selbst vor Gewalt zu beschützen. Da man aber erfuhr, daß ihm nichts zu Leide gethan werde, und die Verwirrung der Lage über-

haupt nicht deutlich erkennen ließ, ob ein heranziehendes Heer den Kaiser wirklich auf seiner Seite haben werde, so stand Stilicho, im Widerspruch mit seiner Umgebung, die ihn sogar durch einen Aufruhr anderen Sinnes zu machen suchte, davon ab und begab sich nach Ravenna; denn dieses festen Platzes und der Besatzung desselben wollte er vor allem sicher sein. Hier aber war die Ehrfurcht gegen den kaiserlichen Namen stärker, als die Rücksicht auf den Oberbefehlshaber. Ein kaiserliches Schreiben lief aus dem Lager ein, welches die Gefangensetzung Stilichos mit Sicherung seines Lebens befahl. Stilicho war in eine Kirche geflüchtet, wurde aber unter der Versicherung, die das Schreiben enthielt, aus diesem Asyl weggeführt. Dann erst wurde ein zweites Schreiben verlesen, in welchem Stilicho wegen der Verbrechen, die er gegen das Gemeinwesen begangen habe, zum Tode verurteilt ward. Das barbarische Gefolge, welches Stilicho bei sich hatte, war bereit, ihn mit dem Schwerte zu verteidigen, aber Stilicho hielt seine Anhänger davon ab; er selbst bot seinen Nacken dem Schwerte dar.

Stilicho ist zwar nicht eine in allem einzelnen herauszuarbeitende Persönlichkeit, aber doch nicht unverständlich, wenn man sieht, wie er nach allen Seiten die von Theodosius eingerichtete Ordnung der Dinge zu behaupten sucht. Aber die römischen Streitmittel genügten zu diesem Vorhaben nicht; er mußte germanische Kräfte dazu verwenden. Stilicho war eben weder Barbar, noch ein rechter Römer; seine Stärke beruhte darin, daß er das eine mit dem anderen verband; Römer und Barbaren gehorchten ihm. Jetzt traten diese Elemente auseinander: dabei ist er umgekommen.

Allein dadurch geschah es nun wieder, daß Honorius unmittelbar von einer anderen Feindseligkeit heimgesucht wurde. Alarich war an sich nicht gegen die Römer; er dachte vielmehr, denselben in ihren Verwickelungen in Gallien zu Hülfe zu kommen. Durch den Tod seines Beschützers nun geriet er selbst, fast ohne zu wollen, in ein wenn nicht geradezu feindseliges, doch sehr zweifelhaftes Verhältnis zu dem Hofe von Ravenna. Er wurde durch die übrigen Goten, die bereits in Italien standen, die durch die Feindschaft, welche sie nach dem Tode des Stilicho und des Eucherius, der in diesen Konflikten ebenfalls unterging, erfuhren, erbittert waren, sehr ansehnlich verstärkt. Noch war Alarich zum Frieden bereit. Da aber die Vorschläge, die er dazu machte, von Honorius zurückgewiesen wurden, so schlug er die Straße nach Rom, das ja noch immer als die wahre Reichshauptstadt angesehen wurde, ein.

Das Prästigium, welches der Stadt bisher zu Hülfe gekommen war, hatte sich, wenn wir so sagen dürfen, in das Gegenteil verkehrt; der große Name zog den Kriegsfürsten, der an der Spitze des Heeres in Italien stand, gegen sie heran. Man kennt die Erzählung, er sei durch einen Mönch davor gewarnt worden, sich gegen die Welthauptstadt zu wenden, aber er habe geantwortet, er folge darin nicht dem eigenen Ermessen, sondern einem Impuls, dessen er nicht mächtig sei: er habe gleichsam jemand neben sich, der ihn

nach Rom vorwärts treibe. Es ist ein historischer Akt, welcher noch andere Motive hat, als die der obwaltenden Umstände der Zeit; wir dürfen aber der ersteren wegen nicht versäumen, uns auch die zweiten zu vergegenwärtigen, in denen die einander widerstreitenden Beweggründe und selbst Tendenzen zu erkennen sind. Indem Alarich nun vor Rom erschien, besetzte er nicht sogleich den Hafen, sondern zunächst nur die Ufer des Tiber, wodurch jedoch die Verbindung der Stadt mit dem Hafen unterbrochen wurde, so daß die Einwohner in große Not gerieten. Zum Hunger gesellte sich die Pest; viele Sklaven germanischer Herkunft schlossen sich an Alarich an, so daß die reichen Römer in äußerste Aufregung gerieten.

Noch einmal ist davon die Rede gewesen, zu den Göttern zu beten, oder sogar altrömische Ceremonien anzuwenden, durch welche, wie man sagte, eine benachbarte toskanische Stadt gerettet worden sei. Und sehr begreiflich ist auch ohnedies die Auskunft, die man dem Gotenkönig anbot, daß man nämlich den Kaiser ersuchen werde, auf Alarichs Anträge einzugehen. Die erste Gesandtschaft, die zu diesem Zweck nach Ravenna geschickt wurde, hatte keinen Erfolg. Der römische Bischof aber begab sich selbst zu Honorius und bewirkte, daß dieser den Gotenkönig einlud, zu ihm zu kommen und mit ihm zu verhandeln. Alarich rückte hierauf nach Ravenna vor; und hier kam es zu einer Unterhandlung zwischen ihm und dem Praefectus Praetorio Jovius.

Wir vernehmen, daß der gotische König mit den Lieferungen von Lebensmitteln und Geldzahlungen, die er früher verlangt hatte, nicht mehr zufrieden, die Forderung hinzugefügt habe, die durch Stilichos Tod vakant gewordene Stellung als Magister utriusque militiae, d. h. als Oberbefehlshaber der ganzen Armee, zu erlangen, die ihn schon unter Honorius zum Herrn und Meister des Reiches gemacht haben würde. Der Präfekt und der Kaiser selbst waren nicht gegen die Lieferungen, aber dem Barbaren die höchste militärische Stellung zu gewähren, lag jenseit des Gesichtskreises des Kaisers; er widersetzte sich schroff und entschieden. Jovius beging die Unvorsichtigkeit, dies dem gotischen König eben in dem Moment zu hinterbringen, als dieser die volle Gewährung seiner Wünsche erwartete. Er geriet darüber in heftige Aufwallung, gleich als halte man ihn einer solchen Stellung für unwürdig. Aber auf der anderen Seite schien Jovius und einigen anderen hohen Beamten die Zeit für gekommen, zu erklären, daß sie an dem Kaiser festhalten würden. Die Frage war also, ob der Gote mit der höchsten militärischen Würde im Reiche ausgestattet werden könnte. Der Stolz der Goten verlangte es, aber das Selbstgefühl der Römer setzte sich dagegen. Natürlich zerschlugen sich die Unterhandlungen, und als kurz darauf Alarich, von einigen christlichen Bischöfen unterstützt, eine bei weitem gemäßigtere Forderung aufstellte, nämlich Lieferungen und Abtretung eines Landstriches in Rhätien, welcher für die Römer doch keinen Wert habe, so wurde auch diese Forderung zurückgewiesen. Alarich erkannte, daß er weder die höchste Stellung im römischen Heer, noch ein Stück Landes zu vollem unabhängigen Besitz er-

langen werde. Eines von beiden mußte er haben. Die Versagung dieser Forderungen veranlaßte ihn zu einem neuen Schritt in dieser Laufbahn, welcher der gewagteste von allen war. Überzeugt, daß er bei dem gegenwärtigen nichts ausrichten würde, dachte er daran, die Erhebung eines neuen Imperators ins Werk zu setzen, ungefähr wie kurz vorher Arbogast in seinem Hader mit Valentinian den Eugenius proklamiert hatte. Unter Einwirkung Alarichs wurde der Praefectus urbis, Attalus, zum Imperator ausgerufen. In Rom hatte der neue Imperator zwei Parteien für sich, die heidnische und die arianische. Beide wurden durch die scharfen Edikte des Honorius, die nach dem Sturze Stilichos gegen sie ergangen waren, bedroht; — im November des Jahres 408 sind deren fünf in ungewohnter Ausdehnung erlassen worden. Die Römer hofften, unter Attalus, der selbst ein Heide war, den alten Götterdienst noch einmal wiederhergestellt zu sehen. Diesen Sinn hat es unzweifelhaft, wenn er dem Senat die Wahrung der väterlichen Gewohnheiten und zugleich die Weltherrschaft versprach; denn das hängt nun einmal beides zusammen. Die Arianer rechneten auf den Schutz Alarichs. Die beiden durch Theodosius in seinem letzten Kriege niedergeworfenen Parteien schlossen sich Attalus an, der nun seinerseits kein Bedenken trug, dem Alarich die militärische Würde, welche er verlangte, zu bewilligen. Vollständig aber wurde damit der Gegensatz zwischen den Römern und Barbaren keineswegs gehoben. Wenn der Mangel an Lebensmitteln noch immer andauerte, was daher kam, daß der Befehlshaber in Afrika, Heraclianus, an dem Kaiser Honorius festhielt, so gab Alarich den Rat, mit einer mäßigen Anzahl von Truppen, die nach Afrika gehen sollten, sich der dortigen Hafenplätze zu bemächtigen, um die regelmäßige Versorgung der Stadt mit afrikanischem Getreide herzustellen. Soweit aber wollte auch Attalus, obwohl er ein Geschöpf Alarichs, nicht gehen, den Barbaren Afrika zu unterwerfen; dagegen sträubte sich das eingeborene Römertum. Attalus meinte durch eine Botschaft an Heraclianus die ganze Sache in Ordnung zu bringen. Er unternahm nun augenscheinlich auf eigene Hand zwei Versuche, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Während jener Abgeordnete nach Afrika ging, rückte er selbst mit einem gotisch-römischen Heere gegen Ravenna vor. Und hier nun war Honorius unfähig, Widerstand zu leisten. Es kann kein Zweifel sein, daß er sich bereit erklärte, den Gegner als Genossen des Imperiums anzuerkennen. Attalus war aber damit nicht zufrieden; er wollte keine weitere Einwirkung des Honorius dulden; er ließ dem Honorius den Vollgenuß aller äußerlichen Präcipitorien anbieten, jedoch unter der Bedingung, daß er sich auf eine Insel zurückziehe und auf eine wirkliche Teilnahme an den Geschäften Verzicht leiste. Es war der Augenblick, in welchem alle Einrichtungen des Theodosius auf dem Spiele standen und Heidentum und Arianismus, auf volkstümliche Meinungen und auf Alarich gestützt, nochmals eine große Aussicht hatten. Um nicht auf die Anträge des Attalus eingehen zu müssen, beschloß Honorius, nach Konstantinopel zu flüchten, wodurch doch Attalus seiner Gegen-

wart entledigt worden wäre. In dieser Krisis haben zwei Momente entschieden. Das erste ist, daß Honorius Hülfe aus dem Orient bekam, wo die Leitung der Geschäfte in die Hände des Anthemius übergegangen war, eines Mannes, der von einem beredten Zeitgenossen als der Große gefeiert wird, dem man beides, Strenge und Güte, nachsagt und dem es bereits gelungen war, Einfälle der wildesten Barbaren zurückzuwerfen, mit den Persern ein Abkommen zu treffen und städtische Unruhen in Konstantinopel zu überwältigen. Der hatte nun auch wieder den Occident ins Auge gefaßt, und man begreift es, wenn er das Imperium nicht in fremde Hände übergehen lassen wollte: denn das eventuelle Recht daran gehörte auch dem Zweige des Arcadius. Genug, indem Honorius sich vorbereitete, nach Konstantinopel zu entfliehen, langte eine für die damaligen Zustände ziemlich bedeutende Hülfsmacht aus dem Orient bei ihm an. Es waren sechs Abteilungen regelmäßiger Milizen, die etwa 4000 Mann betragen mochten. Ihre Ankunft gab dem Honorius seinen Mut zurück. Er hatte schon an der Zuverlässigkeit seiner italienischen Truppen zu zweifeln angefangen; jetzt konnte er die Mauern von Ravenna mit Mannschaften besetzen, deren Treue unerschütterlich sein mußte, so daß Attalus nicht mehr hoffen durfte, in kurzem in Ravenna selbst einzuziehen. Nicht minder eingreifend waren die aus Afrika einlaufenden Nachrichten. Hier hatte Heraclianus den Gesandten des Attalus, der ihn zum Abfall von Honorius bewegen sollte, nicht allein abgewiesen, sondern umbringen lassen und Sorge getragen, daß keine weitere Zufuhr nach Rom gelangte. Der Mangel an Lebensmitteln stieg hierauf in der Stadt zur förmlichen Hungersnot. Die Römer hatten zwar ihren Cirkus, aber kein Brot mehr, und wahrscheinlich beruht es auf einer der im Cirkus gehörten Ausrufungen, daß man gemeint hat, die Einwohner würden sich mit Menschenfleisch nähren. Unter der Aufregung, welche hierüber entstand, kehrte Attalus zurück. Alarich war der Meinung, daß man nur etwa fünfhundert Mann an die nahe afrikanische Küste senden solle, um dem Widerstande des Heraclianus ein Ende zu machen. Gewiß, das war bei der Lage der Dinge das einzige Mittel, aus diesen unglücklichen Verlegenheiten herauszukommen. Aber in den Römern lebte doch das unerschütterliche Selbstgefühl, das den Grundzug ihres Charakters ausmachte. Attalus und der Senat schlugen ab, auf den Antrag Alarichs einzugehen.

In diesem Zwiespalt darf man wohl einen der bezeichnendsten Charakterzüge der späteren römischen Geschichte sehen. Mitten in einer verderblichen Hungersnot verweigerte Attalus und sein Senat den Goten die vollkommene Gemeinschaft der Waffen. Die Idee von Rom war noch ungebrochen. Für Alarich selbst lag am Tage, daß er durch Verbindung mit Attalus niemals zu der Sicherheit gelangen würde, die er anstrebte. Von den beiden römischen Kaisern, dem, mit dem er zerfallen war, und dem, welchen er selbst erhoben hatte, zurückgestoßen, nahm Alarich eine noch immer in sich unabhängige, aber sehr veränderte Stellung ein. Er wandte sich nun wieder an Honorius

und traf mit diesem eine Abkunft, deren Wortlaut wir nicht genau erfahren, von der es jedoch gewiß ist, daß er darin seine feindliche Stellung gegen Honorius aufgegeben, und dieser ihm dagegen Versprechungen gemacht hat. Attalus wurde im Lager Alarichs, wenn wir recht unterrichtet sind, mit einer gewissen Feierlichkeit des Imperiums wieder entkleidet. Seine höchsten Beamten erhielten Amnestie. Er selbst hätte sich nicht wieder nach Rom wagen dürfen, er würde unzweifelhaft getötet worden sein; seine Sicherheit fand er bei Alarich, in dessen Umgebung er sich fortan aufgehalten hat.

Was sollte aber mit denen geschehen, welche an die Herstellung des Heidentums in Rom gedacht oder Begünstigungen des Arianismus erwartet hatten? Alarich hat sich gleich darauf Roms bemächtigt — ohne Belagerung, ohne eigentlichen Widerstand, durch Mittel und Wege, die wir nicht weiter kennen. Er hat es besetzt am 24. August 410. Wie so ganz irrig ist es, die Einnahme mit einer späteren Eroberung durch ein gewaltiges Kriegsheer in Vergleich zu stellen! Es könnte wohl der entgegengesetzte Fehler zu sein scheinen, wenn man die Vermutung ausspräche, Alarich sei mit dem Kaiser und der Geistlichkeit einverstanden gewesen, als er Rom einnahm. Aber in den Thatsachen liegt doch keine Feindseligkeit gegen Honorius; eher das Gegenteil. Dem Kaiser mußte es darauf ankommen, die Gegner des theodosianischen Hauses wieder zu unterwerfen. Was der herrschenden Ansicht, Rom sei in die Hände der Barbaren gefallen, zufolge über die dabei begangenen Gewaltsamkeiten gesagt worden ist, wird teilweise gegründet sein; — doch aus sicheren, bewährten Nachrichten ergiebt sich, daß Alarich die Kirchen, besonders den Vatikan, zu Ehren des Apostels Petrus in Schutz genommen hat. Vorfälle werden erzählt, in denen ein versuchter Raub sich unmittelbar in eine Huldigung gegen den Apostel verwandelt. In einer Art von Pomp wurden die Schätze, deren man sich bemächtigen wollte, nach der Peterskirche abgeführt. Alarich hat die allgemeine Ordnung und das Übergewicht der katholischen Kirche, das von Attalus und dessen Anhängern bedroht wurde, wiederhergestellt. Nur drei Tage hat er in der Stadt verweilt. Aber das reichte hin, um die Vorahnungen der alten Propheten zu erfüllen, daß Rom dereinst von den siegreichen Barbaren eingenommen werden würde.

Alarich hatte seine Mission beendet. Was er weiter vorgehabt und unternommen, ist schwer zu sagen. In den Zusammenhang der Begebenheiten würde es eingreifen, wofür doch ein direktes Zeugnis vorliegt, wenn man annehmen wollte, er habe die Absicht gefaßt, nach Afrika zu gehen, um die Herbeischaffung der Lebensmittel, deren die Stadt bedurfte, ins Werk zu setzen. Attalus hatte es ihm versagt; nach dessen Sturz lag es ihm nahe, es selbst zu versuchen. Und weit verbreitet war die Nachricht, er habe einige Schiffe zusammengebracht, um von Rhegium nach Sicilien überzugehen; aber von den dunkeln Mächten sei ihm Widerstand geleistet worden; seine Flotte sei in der Meerenge vor seinen Augen untergegangen. An der Schwelle des größten Unternehmens, durch welches er Rom und Afrika zu beherrschen ge-

dachte, sei er plötzlich an einer Krankheit verschieden. Wundervoll ist die Sage, nach welcher die gotische Kriegsschar den Fluß Burentinus bei Cosenza abgeleitet, den Gotenfürsten samt allen seinen Schätzen darin begraben und alsdann die Fluten wieder über das Grab habe dahinrauschen lassen. Ob sie gefürchtet haben, jede andere Grabstelle würde von den Einwohnern doch zerstört werden? An die Wiederaufnahme des mißglückten Unternehmens war überhaupt nicht zu denken. Wir erfahren noch, daß in Rom die Schwester des Honorius, Tochter des Theodosius von der Galla, des Namens Placidia, in seine Hand gefallen sei, so daß man an eine Vermählung derselben mit dem Schwager und Nachfolger Alarichs, Ataulf, habe denken können. Der aber suchte sich eine Heimat in Gallien zu gründen; wir werden ihn sogleich dahin begleiten.

Achtes Kapitel.

Invasion und erste Festsetzung der Germanen in den westlichen Provinzen des römischen Reiches.

Die weltbeherrschende Frage war noch immer die älteste. Seitdem die Germanen aus Gallien zurückgetrieben waren, hatten sie nicht aufgehört, Land von den Römern zu fordern; wie einst schon von Julius Cäsar, so nachmals von Marc Aurel. Nun waren sie seit der Niederlage des Valens allerdings in das römische Reich aufgenommen worden, aber in einem Bundesverhältnis, das doch eine Art von Dienstbarkeit war und keine Selbständigkeit gewährte. Alarich, der sich nicht mehr als bloßer Stammeshäuptling, sondern als König seiner Nation fühlte, hatte danach gestrebt, für sich selbst eine allgemein anerkannte Stellung und für sein Volk eine genügende Ausstattung entweder durch Lieferungen oder durch förmlichen Besitz einer Landschaft zu erlangen. Er hatte unendlich viel erreicht; allein die eigentliche Aufgabe, welche darin bestand, das nationale Dasein einer kriegerischen Bevölkerung mit der Unterordnung unter Rom zu vereinigen, hatte er nicht gelöst.

Noch auf eine andere Weise als jener Übergang über die Donau, von welchem die Verwickelungen, deren wir gedachten, herrührten, war der Übergang der Germanen über den Rhein für die Weltereignisse entscheidend. Denn wenn in Thracien und in Italien die beiden großen Hauptstädte, welche die höchste Gewalt gleichsam mit den Kaisern teilten, durch äußere Lage und innere Impulse Widerstand zu leisten fähig gewesen waren, so traf der Einbruch germanischer Völker in Gallien nicht auf einen ähnlichen Widerstand.

Das Land hatte keine eigentliche Hauptstadt. Es war nicht einmal eine von anderen abgesonderte, in sich selbst zusammenschließende Provinz. Es gehörte zu der Präfektur, welche zugleich Spanien und Britannien in sich begriff. In sich selbst setzte es sich aus zwei verschiedenen Teilen zusammen, den sogenannten sieben Provinzen, welche den Süden Galliens bis zur Garonne im Westen und dem oberen Rhonelauf im Osten umfaßten, und dem eigentlichen Gallien. Jene hatten einen Vikar an der Spitze; dieses jedoch stand, soviel man sehen kann, unter der unmittelbaren Verwaltung des Praefectus Galliarum. Außer den beiden Germanien und den beiden Belgien, welche als Grenzlande eingerichtet waren, umfaßte es das ehemalige lugdunensische Gallien. Hier finden wir die alten Namen wie Rheims, Soissons, Paris, Rouen. Sie erinnern noch an die ältesten Zustände: denn, wie man weiß, hatten sich im Laufe der Zeit städtische Gemeinwesen organisiert, welche die früheren Bezirke, die nun freilich vollkommen romanisiert waren, mehr oder minder in sich begriffen. Sie waren dadurch, daß das Christentum überall eingeführt worden, unter ihren Bischöfen zu noch größerer Autonomie gelangt, als vordem. Die innere Verteidigung und Sicherheit beruhte vor allem darauf, daß die Grenzbefestigungen behauptet wurden, was dann unter unaufhörlichen Kämpfen insofern gelungen war, als die vornehmsten Plätze sich immer in römischen Händen befanden. Auch jetzt sind es nicht die Grenzvölker gewesen, welche den Einbruch vollzogen; er geschah durch andere von diesen Marken bisher entfernt gebliebene Stämme.

Am letzten Tage des Jahres 406 haben Vandalen, Alanen und Sueven den Rhein überschritten und sind dann in Gallien vorgedrungen. Eine unzweifelhafte Nachricht liegt vor, nach welcher die Vandalen Widerstand bei den Franken fanden und nur durch die Hülfe der Alanen gerettet wurden. Die drei Völker gehören der ostgermanischen Völkergruppe an. Vandalen und Goten werden von Procop als gleichartige und verwandte Stämme geschildert. Auch von den Alanen läßt ihre Schilderung bei Ammian keinen Zweifel darüber, daß sie zu den Germanen gerechnet wurden; ausdrücklich werden sie zu den gotischen Stämmen im allgemeinen gezählt; ihre Verschmelzung mit denselben beweist unter anderem die alano-gotische Verwandtschaft des Jordanes. Die Sueven können keine anderen gewesen sein, als die, deren Verbindung mit den Sarmaten schon die älteren Schriftsteller erwähnen; im ptolemäischen Scythien werden alanische und suevische Gebirge unterschieden. Und ganz ohne Grund möchte es nicht sein, wenn Hieronymus als die dritte eingedrungene Schar nicht die Sueven bezeichnet, sondern die Quaden. Wäre die Annahme gegründet, so würde darin ein Zusammenhang mit der früheren Geschichte vorliegen. Es würde dieselbe Völkerschaft sein, durch deren geringfügige und doch feindselige Haltung Valentinian in jene Aufregung versetzt wurde, die ihm den Tod zuzog. Eine verwandte Völkerschaft hatte er bereits gewonnen und sie den Alemannen entgegengesetzt; es waren die Burgundionen, die aber jetzt durch die drei anderen

Stämme mit fortgerissen wurden. Wodurch aber sind nun diese zu dem Unternehmen veranlaßt worden?

Eine historisch sichere Nachricht ist darüber wahrscheinlich niemals niedergeschrieben worden. Auf Grund einsilbiger Notizen, die auf uns gekommen sind, haben sich zwei verschiedene Ansichten unter den Gelehrten gebildet. Nach der einen gehörten diese Stämme ursprünglich zu denen, die mit Radagais verbunden waren; nach der anderen sind sie von Stilicho eingeladen worden. Ich denke, daß das eine das andere nicht ausschließt. Denn von jeher waren es immer zwei Momente, die bei diesen römisch-germanischen Ereignissen zusammenwirkten: die inneren Entzweiungen des römischen Reiches und der Impuls der germanischen Stämme, die zugleich Kriegsgenossenschaften waren, sich weiteren Raum für ihr Leben und ihre Macht zu schaffen.

Von Stilicho berichtet der einzige gleichzeitige Geschichtschreiber, der zwar parteiisch für Christentum und Kaisertum in ihrer damaligen Form, für die Wahrheit der Thatsachen aber eine durch seine Studien genährte Unterscheidungsgabe kundgiebt und nicht eigentlich erdichtet, Orosius, mit aller Bestimmtheit, er habe durch den Einbruch der drei Stämme sich Bahn für die Erhebung seines Sohnes Eucherius auf den kaiserlichen Thron machen wollen; er habe gehofft, die eingedrungenen Völkerschaften ebenso leicht wieder zu entfernen, als er sie herbeigerufen hatte.

Was nun die letzte Absicht Stilichos betrifft, so ist sie, wie bemerkt, sehr problematisch. Allein in der damaligen Lage der Dinge gab es noch einen anderen Beweggrund für die Herbeiführung eines germanischen Heerhaufens aus der Stammesverwandtschaft Stilichos. Ich denke, es ist eine Kombination, die sich aus den Umständen ergiebt, wenn ich annehme, daß Stilicho durch die ihm entgegengesetzten Agitationen der römischen Kriegsvölker, die in Britannien zu Tage kamen und allenthalben Sympathien fanden, bewogen wurde, auf der einen Seite mit Alarich in Verbindung zu treten, auf der anderen den Einbruch der Vandalen, seiner Stammesgenossen, und anderer Germanen in Gallien hervorzurufen und zu befördern. Er ist dabei, wie schon erzählt, zu Grunde gegangen; aber der Einbruch der Germanen hat zur Umwandlung der occidentalischen Welt den vornehmsten Anstoß gegeben.

Ganz Gallien wurde von einer wilden Bewegung erfüllt, die dem entfernten Hieronymus einen Schrei des Entsetzens auspreßte.

Indem Constantinus in der Mitte derselben die Oberhand erhielt, gab er dem Kaiser Honorius Nachricht von seiner Erhebung, mit dem Hinzufügen jedoch, er habe nur gezwungen die Kaiserwürde angenommen, und trug ihm seine Bundesgenossenschaft an. Und erinnern wir uns nun, daß die Richtung, die er verfolgte, der Politik, die der Hof damals einschlug, homogen war, indem man sich auf beiden Seiten dem Eindringen germanischer Oberhäupter widersetzte, so ist es verständlich, daß sich Honorius bewogen gefunden hat, den gallischen Imperator anzuerkennen und ihm den Purpur zu schicken,

wie er ja auch einen Augenblick dem Attalus Gemeinschaft des Reiches angeboten hat. Es geschah bei folgender Gelegenheit. Konstantin war mit Gallien nicht zufrieden; er dachte, ein westliches Imperium, welches Gallien, Spanien und Britannien umfassen sollte, aufzurichten, und schickte seinen älteren Sohn, der das Mönchshabit abgeworfen hatte, um als Cäsar zu erscheinen, nach Spanien. Den größten Widerstand fand dieser an zwei Verwandten des theodosianischen Hauses, das in Spanien, woher es stammte, die ergebensten Freunde und Bundesgenossen besaß: Didymus und Verinianus. Diese, die eine angesehene Stellung im Lande inne hatten, setzten sich eigenmächtig den von Konstantin eingesetzten höheren Beamten entgegen. Aber sie konnten nur ihre eigenen Leute, Bauern und Knechte, die in der Eile aufgeboten waren, dem krieggeübten Feinde entgegenstellen, dem diese dann unterlagen. Sie selbst wurden gefangen genommen, so daß Konstantin auch in Spanien festen Fuß fassen konnte. Sobald es soweit gekommen war, schickte er ein paar Eunuchen von seinem Hofe an Honorius, der ihm dann durch diese seine Boten den Pupur übersandt hat. Honorius wurde dazu vor allem durch die Rücksicht auf die beiden Gefangenen, welche seine nahen Verwandten waren, bewogen.

Er hatte sein Leben lang die unglückliche Flexibilität eines Minorennen, welcher fremden Ratschlägen folgt. Doch gab es einen Punkt, in welchem auch er unbeugsam war, wie sein Bruder Arcadius, wenn es den definitiven Besitz der Autorität im Palast oder die Ehre des kaiserlichen Hauses überhaupt galt. Als seine beiden Verwandten, während man Botschaften wechselte, dennoch von Konstantin hingerichtet wurden, trat er von jeder weiteren Verbindung mit diesem zurück und dachte daran, seine Rechte zu behaupten. Und Konstantin zerfiel nicht lange darauf mit den römischen Truppen in Spanien, weil er die wichtigsten Pyrenäenpässe nicht den spanischen, welche bisher dieselben bewacht hatten, sondern den gallischen Legionen anvertraute. Er schickte dahin einen seiner besten Feldherren, des Namens Gerontius.

Aber das Verhältnis militärischer Unterordnung läßt sich, wenn es einmal gebrochen ist, kaum jemals wieder herstellen. Auch Gerontius konnte die Abhängigkeit von Konstantin nicht lange ertragen. Er fühlte sich dadurch beleidigt, daß Konstantin, indem er seinen Sohn wieder nach Spanien gehen ließ, diesem einen andern Heerführer zur Seite stellte. Gerontius machte sich selbständig und, um sich zu behaupten, trug er kein Bedenken, sich mit den in der Nähe vordringenden germanischen Völkerschaften zu verbinden. Die Entzweiung der Legionen mit ihrem Heermeister hatte den Germanen den Weg nach Gallien gebahnt; die Entzweiung der empörten Truppen untereinander eröffnete ihnen den Weg nach Spanien: im Einverständnis mit diesen haben sie die Pyrenäen überschritten.

Von den Provinzen des Reiches war keine blühender als Spanien, wie man namentlich aus der historisch wertvollen Lobrede des Pacatus auf Theodosius sieht. Von diesem Autor wird die glückliche Lage des Landes gerühmt:

in der Mitte zwischen der Glut des Südens und dem Eise des Nordens, von den Pyrenäen, dem Ocean und dem Tyrrhenischen Meere eingeschlossen, bilde es gleichsam ein Eiland, dem die schaffende Gottheit ihre besondere Gunst zugewendet habe; es zähle viele herrliche Städte; das bebaute und selbst das unbebaute Land sei entweder reich an Feldfrüchten oder durch Viehherden belebt; es besitze goldführende Flüsse, Bergwerke voll strahlender Metalle.

Man muß sich dieses beneidenswerten Zustandes inmitten einer von Verwüstung und Plünderung erfüllten Welt erinnern, um die Anziehung zu verstehen, welche Spanien auf die germanischen Nationen ausgeübt hat. Die drei Völkerschaften sollen, wie einst die Herakliden bei ihrem Vordringen in den Peloponnes, das Los über die Provinzen geworfen haben, welche eine jede occupieren solle. Man kann das wohl nur so verstehen, daß sie von vornherein bestimmten, wohin sich eine jede zu wenden, wo sie Fuß zu fassen habe. Die Sueven bekamen Gallicien, die Alanen Lusitanien. Die Vandalen teilten sich in zwei Geschlechter, Astinger und Silinger. Jene blieben bei den Sueven in Gallicien, diese nahmen Bätica und Andalusien ein. Hier schlossen sie nun auch bald mit den Einwohnern Verträge: die Spanier blieben in den Städten und Kastellen, die Germanen bekamen das Land. Daß es zu Verträgen kam, ersehen wir auch daraus, daß zuweilen eines Bruches derselben Erwähnung geschieht.

Wohlbetrachtet ist denn doch der Einbruch der drei Völker dem Kaisertum zu Hülfe gekommen. Sie verhinderten die Konsolidation des Imperiums, welches Konstantin in Gallien und Spanien aufzurichten gedachte. Zugleich aber wurden die Absichten Stilichos gegen Konstantin noch auf eine andere Weise ins Werk gesetzt.

Es entspricht seinen von jeher gehegten Intentionen, daß nach dem Tode Alarichs dessen Schwager Ataulf seinen Zug gegen Gallien richtete. Ataulf hat in einem Augenblick, als er seine Kräfte und sogleich die Doppelseitigkeit seiner Stellung fühlte, geäußert, er würde am liebsten das Römerreich in ein Gotenreich verwandeln, wenn nur seine Goten dahin zu bringen wären, den Gesetzen zu gehorchen. In diesem Gegensatz selbst aber lag die wirksamste Ursache für den Wechsel der Ereignisse. Daran konnte nicht gedacht werden, die universale Herrschaft Roms mit dem Schwerte der Goten zu behaupten; alle anderen Völker hätten niedergeworfen werden müssen, was unmöglich war. Wenn es auf eine Verschmelzung romanischen und germanischen Wesens ankam, so konnte das nur in einer der germanischen Stammesart entsprechenden Weise, zugleich in erhaltender und erweiternder Form geschehen. Diesen Gedanken setzte dann Ataulf selbst ins Werk. Dafür, daß er im Auftrag des Honorius nach Gallien gegangen sei, liegt kein Beweis vor. Als ein Feind des Kaiserhauses aber konnte Ataulf doch auch nicht betrachtet werden, wenn es wahr ist, was wir bemerkten, daß Alarich in seinen letzten Zeiten kein Gegner des Honorius gewesen war. Und ein verbindendes

Moment lag immer darin, daß Ataulf Placidia in seinem Lager mit sich fortführte; sie war ein Pfand in seinen Händen. Als Ataulf nach Gallien kam, war Konstantin bereits niedergeworfen. Denn es gab viele mächtige Eingeborene, die sich ihm doch nicht unterordnen wollten. Mit dem Oberbefehl über die Truppen des Honorius war Constantius betraut worden, der die Oberhand über Konstantin davontrug. Von Gerontius nämlich war Konstantin in Gallien angegriffen und in Arles eingeschlossen worden. Aber die Truppen des Gerontius traten zu Constantius über, als dieser in seiner Nähe erschien. Der Ausgang des Gerontius mag hier wohl nicht unerwähnt bleiben. Er wurde, als er nach Spanien zurückkam, auch dort von den Truppen verlassen und in seinem festen Hause belagert. Dahin hatte ihn seine Gemahlin, des Namens Nunechia, begleitet, welche, als die Sache schlecht ging, ihren Gemahl bat, sie zu töten, damit sie nicht in fremde Hände falle. Gerontius hat es gethan, auch den einzigen Getreuen, der bei ihm war, einen Alanen, hat er auf dessen Bitte umgebracht; er starb, wie die alten Römer, die nach der höchsten Gewalt gestrebt hatten.

Constantinus hatte noch auf eine Hülfe von Franken und Alemannen gerechnet, welche für ihn in die Waffen gebracht worden waren. Diese hatten anfangs den Truppen des Honorius die größten Besorgnisse eingeflößt; sie waren aber durch die Vorkehrungen, welche ein Unterfeldherr des Constantius, Ulfilas, unzweifelhaft ebenfalls ein Germane, traf, zurückgeworfen worden. Nach dieser Niederlage verlor Konstantin den Mut, legte den Purpur nieder und ließ sich zum Priester weihen. Aber die Einwohner, die nun zur Herrschaft des Honorius zurückkehrten, lieferten ihn aus. Indem er zu Honorius gebracht werden sollte, wurde er getötet. Das ganze südliche Gallien überlieferte sich dem Constantius und erkannte den Kaiser an.

Aber Ataulf fand eine andere Gelegenheit, sich dem Kaiser dienstfertig zu erweisen.

Neben Konstantin hatte sich noch ein anderer Imperator, des Namens Jovinus, erhoben. Er war ein geborener Gallier; die alten Grenzvölker, Franken und Alemannen, überdies ein in Gallien zurückgebliebener Alanenhäuptling und ein Fürst der Burgunden, des Namens Gunticar, schlossen sich ihm an. Und es hätte wohl die Frage sein können, ob Ataulf lieber mit Honorius oder mit Jovinus in Verbindung treten sollte. Entscheidend für ihn war, daß sein alter Feind Sarus mit Honorius zerfiel und sich mit Jovinus vereinigte. Diese inneren Fehden der Westgoten unter einander bildeten immer einen bemerkenswerten Einschlag im Gewebe der Begebenheiten. Ataulf wandte sich zuerst gegen Sarus, dem er mit einer Heerschar entgegenging. Sarus hatte nur achtzehn oder zwanzig Begleiter um sich; er wehrte sich auf das tapferste, wurde aber endlich lebendig gefangen und später getötet. Indem Ataulf hierdurch in Gegensatz mit Jovinus geriet, stellten ihm die vornehmsten der Eingeborenen, vor allem der Praefectus Praetorio Dardanus, vor, daß er sich mit Honorius, der jetzt wieder mächtiger werde, gegen Jo-

vinus verbinden solle. Und dazu entschloß sich nun Ataulf, der besonders daran Anstoß nahm, daß Jovinus seinen Bruder Sebastianus eigenmächtig zum Mitaugustus ernannt hatte. Er rückte gegen die beiden Brüder ins Feld. Zuerst erlag Sebastian; dann griff Ataulf Jovinus an, der von ihm in Valence belagert wurde und sich ergeben mußte. Ataulf wollte ihn an Honorius schicken, aber Dardanus, zu dem er zunächst gebracht wurde, zog es vor, denselben hinzurichten. Die beiden Köpfe wurden nach der barbarischen Weise des Jahrhunderts dem Honorius zugeschickt und dann auf dessen Befehl öffentlich ausgestellt, wie man mit Rebellen zu verfahren pflegte.

Durch eine neue Gesandtschaft Ataulfs an Honorius wurde dann eine förmliche Vereinbarung getroffen und mit Eidschwüren bekräftigt. Die Römer übernahmen die Verpflichtung, den Goten die nötigen Lieferungen zu leisten, Ataulf, Placidia zurückzugeben. Das erste setzte voraus, daß den Goten der Aufenthalt in Gallien gestattet und durch Naturallieferungen ermöglicht werden sollte, immer jedoch in Abhängigkeit von dem römischen Reiche.

Nun aber geschah, daß Heraclianus gegen den Hof von Ravenna, dem er einst die größten Dienste geleistet hatte, Partei ergriff. Noch ein Glück, daß man in Italien keine Hungersnot erfuhr; — wie hätte man aber die Goten in Gallien mit Lebensmitteln versehen sollen?

In dieser Verlegenheit, von den Mitteln entblößt, die ihm doch zugesagt waren, schritt Ataulf zu einem Akt der Selbsthülfe, welcher die weittragendsten Folgen gehabt hat. Er unternahm es, sich auf eigene Hand eine haltbare Stellung zu verschaffen. Wir werden nicht irren, wenn wir diesen Zeitpunkt als eine entscheidende Epoche überhaupt ansehen. Denn damals war es, daß die Burgundionen an dem Mittelrhein sich ansiedelten, woher es sich schreiben wird, daß ihr damaliger Fürst Gunticar einen unsterblichen Namen erlangt hat; er ist das Urbild des Gunthere des Nibelungenliedes. Zu gleicher Zeit schritt man in Spanien zur Befriedigung der Germanen durch Landanweisungen. Ataulf hat seinerseits die drei großen Städte Narbonne, Toulouse und Bordeaux in Besitz genommen, nicht eigentlich als Feind des Kaisers, sondern mit dem Vorbehalt, sein Verhältnis mit ihm aufrecht zu erhalten, und sogar noch enger zu knüpfen. Auf Rat eines Einheimischen, des Namens Candidianus, wurde der Beschluß gefaßt, daß Ataulf Placidia nicht zurückgeben, sondern sich vielmehr mit ihr vermählen solle.

Von seiten der Goten lag darin gleichsam eine Repressalie gegen Honorius, der die versprochenen Lieferungen nicht geleistet hatte: da die eine der eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt wurde, so schien auch die andere keine Berücksichtigung zu verdienen. Für die Einheimischen aber war die Vermählung dadurch wichtig, daß ein Rechtsgrund für sie gewonnen wurde, Ataulf als ihren Herrn und Fürsten zu verehren.

In der Weinlese des Jahres 413 war Ataulf nach Narbonne gekommen. Einige Monate später, im Januar 414, ist dort die Vermählung in sehr charakteristischen Formen vollzogen worden. In der Vorhalle des Hauses

eines der vornehmsten Bürger saß Placidia auf römische Weise, im kaiserlichen Schmuck, neben ihr Ataulf, mit der Toga angethan, überhaupt römisch gekleidet. Die Hochzeitsgeschenke kamen von den Goten; fünfzig zierlich gekleidete junge Männer erschienen, jeder in den Händen zwei große Schalen, von denen die eine mit Gold, die andere mit kostbaren Edelsteinen bedeckt war; sie sollten sich aus der in Rom gemachten Beute herschreiben. Epithalamien wurden gesungen, bei denen Attalus selbst der Chorführer war. Alsdann folgten Spiele, an denen Goten und Römer sich beteiligten. Placidia, die immer einen hochstrebenden Geist gezeigt hat, willigte ein; es mochte ihr recht sein, das ewig unbestimmte Verhältnis selbständig zu fixieren. Wie sehr aber täuschte man sich, wenn man meinte, Honorius würde damit einverstanden sein! In der Vermählung seiner Schwester mit dem Gotenkönig erblickte er eine Herabwürdigung seines Geschlechts. Aufs neue versuchten Ataulf und Placidia, als ihnen ein Sohn geboren wurde, die Freundschaft des Hofes von Ravenna wieder zu erlangen. Honorius aber, der mit zäher Hartnäckigkeit an den einmal gefaßten Antipathien festhielt, wies die ihm angebotene Verständigung auch diesmal zurück. Er war damals wieder in Gallien zu einer großen Autorität gelangt. Constantius, der Überwinder Konstantins, setzte alle seine Macht ein, um die Goten aus Gallien zu entfernen. Ataulf hatte vergeblich einen Versuch auf Massilia gemacht; Constantius war der Seeküste überhaupt Meister. Er schnitt dem Gotenkönig alle Zufuhr ab, so daß derselbe sich entschloß, über die Pyrenäen zu gehen und sich nach den noch unerschöpften spanischen Provinzen zu werfen, wie die Vandalen, Alanen und Sueven, indem er dabei unaufhörlich über den Frieden unterhandelte. Er nahm Barcelona ein; hier aber ist er ermordet worden. Den Goten scheinen die zweifelhaften Verhältnisse mit Rom widerwärtig gewesen zu sein; am meisten aber wirkten dabei eigentümlich germanische Motive mit. Ataulf hatte nach der Ermordung des Sarus einen von dessen tapferen Gefährten in seinen eigenen Dienst genommen; der aber konnte den Mord seines alten Herrn nicht verschmerzen; als Ataulf eines Tages nach den Stallungen gegangen war — ein echter Reiter, um sich an dem Anblick der Pferde zu weiden —, bekam ihn dieser Mensch in seine Gewalt und brachte ihn um.

Es schien wohl, als würde diese Handlung der Blutrache den ganzen bisherigen Lauf der Westgotengeschichte durchbrechen. Zuerst bemächtigte sich ein Bruder des Sarus der königlichen Macht, die er auf das grausamste gegen die Angehörigen des königlichen Hauses ausübte; Placidia wurde zwar geschont, aber sehr gedemütigt. Das Regiment dauerte aber nur eine Woche. Dann ward ein neuer König von den Goten erwählt, ein alter Häuptling und Stammesfürst, des Namens Wallia. Auch der jedoch war keineswegs römisch gesinnt; der kundige Zeitgenosse Orosius versichert, er sei eben deshalb an die Spitze gestellt worden, um die Römer zu bekriegen. Dem entspricht nun auch, wenn er einen Zug nach Afrika unternahm — vor allen Dingen, um die Lebensmittel, die ihm bisher versagt worden waren, sich durch die

Waffen zu verschaffen. Aber die Westgoten waren zur See nicht eben glücklich. Schon einmal war der Versuch, aus Unteritalien nach Sicilien überzusetzen, ihnen mißlungen. Die Säulen des Herkules erwiesen sich den Goten ebenso verderblich als Scylla und Charybdis; die Flotte scheiterte in der Meerenge. Und hierdurch geschah es, daß die Politik Wallias wieder die alten Bahnen einschlug. Mit Ataulf hätte sich Honorius wohl niemals vollkommen verständigt. Man weiß, daß der Tod desselben in Konstantinopel, wo er dem Honorius selbst zugeschrieben wurde, mit öffentlichen Freudenbezeigungen begrüßt worden ist; er ward als ein Sieg des theodosianischen Hauses gefeiert. Allein mit dem Tode Ataulfs hörte das Verhältnis, welches für dies Haus das bedenklichste gewesen war, plötzlich auf; Wallia, nur eben ein Stammeskönig wie die anderen, bot gegen eine Einwendung dieser Art keinen Raum dar. Honorius kam in den Stand, die Lieferungen, zu denen er verpflichtet war, wirklich zu leisten; er gewährte solche dem neuen König. Eine besondere Gesandtschaft wurde angeordnet, um dagegen die Auslieferung Placidias zu verlangen. Dazu nun verstand sich Wallia. Placidia wurde den Römern übergeben und dem vornehmsten Manne der damaligen militärischen Reichsverwaltung, Constantius, dem Besieger Konstantins, vermählt. Die Goten bekamen die Lieferungen, die sie der Notwendigkeit, die Landschaften mit Gewaltsamkeiten heimzusuchen, überhoben; zugleich traten sie in ein freundschaftliches Verhältnis zu den Römern. Sie versprachen dem Hofe von Ravenna, den Krieg, der in Spanien noch fortdauerte, auf ihre Gefahr zum Vorteil des römischen Reichs zu führen. Auch die Alanen, Sueven und Vandalen hatten sich an den Kaiser gewandt; sie sollen demselben vorgestellt haben: er möge die Germanen untereinander schlagen lassen, zu seinem Nachteil könne das auf keine Weise gereichen. Zu einer Landverteilung sind die Goten nicht geschritten; sie bekämpften vielmehr die Germanen, die sich früher in Spanien niedergelassen hatten. Den Fürsten der Silinger schickte Wallia gefangen an Honorius. Die Autorität der Römer wurde in der That in dem größeren Teil von Spanien durch die Westgoten wiederhergestellt. Wallia hat den Römern für die pyrenäische Halbinsel ungefähr dieselben Dienste geleistet, wie Ataulf vordem in Gallien. Dafür wurde er durch Überlieferung eines Landstriches belohnt, den schon Ataulf in Anspruch genommen und zum Teil besetzt hatte.

Der Geschichtschreiber fühlt, und der Leser wird es mitempfinden, daß hier doch nur die Grundzüge der Ereignisse vorgelegt werden konnten; der urkundlichen Überlieferung darf eben nichts hinzugefügt werden. Aber auch diese läßt doch in all den regellosen Bewegungen der Goten, welche mehr als ein Decennium erfüllt haben, eine gewisse Folgerichtigkeit erkennen, welche mit einigen Worten nachgewiesen werden mag. Der Ursprung von allem liegt in der Unhaltbarkeit der den Westgoten eingeräumten Stellung in Thracien, wo ihnen die Vergünstigungen, deren sie bedurften, ich weiß nicht: ob versagt — oder doch nicht geleistet wurden. Sie entschlossen sich, einen Landstrich zu be-

setzen, wo sie sich, ohne von dem römischen Reich abzufallen, dem Bedürfnis einer kriegerischen Genossenschaft, die zugleich ein Volk war, gemäß einzurichten meinten. Zuerst versuchten sie das in Griechenland, wurden aber durch Stilicho gezwungen, den Peloponnes zu verlassen. Nach einigen politischen Rücksichtnahmen, die sie zuletzt abwarfen, wandten sie sich dann nach Italien. Auch hier stellte sich ihnen der Heermeister entgegen; sie wurden genötigt zurückzuweichen und traten mit dem siegreichen Feldherrn, der zugleich ihr Feind und ihr Freund war, in enge Verbindung. Er wollte sich ihrer gegen die Feindseligkeiten, die dem Kaiser und ihm selbst in Gallien erwachsen waren, bedienen. Bei dem Vertrage aber, der hierüber geschlossen werden mußte, konnten sich der Kaiser und die Magnaten von Rom mit Stilicho nicht verständigen. Der Konflikt brach aus, in welchem Alarich mit seinen Goten vor Rom erschien. Sie wurden dabei in endlose Irrungen nach allen Seiten hin verwickelt, die endlich dahin führten, daß sie Rom einnahmen. Aber ihres Bleibens war daselbst nicht, da Rom und ganz Italien selbst auf auswärtige Zufuhr angewiesen waren, die ihnen ebenfalls mangelte. Mancherlei Beute fiel jedoch in ihre Hand, von denen die kostbarste die Schwester des Kaisers war, die nach dem Tode Alarichs dessen Nachfolger bei sich behielt, so daß der Hof von Ravenna auf ihn ebensoviel Rücksicht nehmen mußte, als dieser auf ihn selbst. Nicht auf Anlaß des Kaisers, aber infolge der früher gepflogenen Verhandlungen, begab sich Ataulf nach Gallien, wo Konstantin niedergekämpft worden war, damals jedoch ein neuer Kaiser, Jovinus, an der Spitze germanischer Völker sich erhoben hatte. Wir bemerkten soeben, wie viel daran gelegen gewesen wäre, wenn sich Ataulf mit Jovinus verbunden hätte; wie er aber durch einheimische Zwistigkeiten und durch Einreden davon zurückgehalten wurde; er trat vielmehr mit dem Kaiser in ein Verständnis unter Bedingungen, die ihm regelmäßigen Unterhalt in Aussicht stellten und die Zurückgabe der Placidia zur Pflicht machten.

Er hatte sein Wort erfüllt. Jovinus war vernichtet, allein die römischen Lieferungen blieben aus, wodurch Ataulf in vollem Rechte zu sein glaubte, sich nun eigenmächtig in den Besitz eines Landstriches zu setzen und zugleich sich mit der Schwester des Kaisers zu vermählen. Aber hierdurch erregte er das Mißfallen des Honorius, der in dem Gotenkönig nur ein Werkzeug, kein gleichberechtigtes Oberhaupt erblickte. Dadurch, daß Ataulf veranlaßt wurde, nach Spanien zu ziehen, und daselbst durch einen Akt germanischer Blutrache umkam, wurde für die eine der beiden Fragen eine neue Lösung möglich. Die andere schwebte noch immer; und Wallia versuchte durch den Übergang nach Afrika sich selbst zu helfen. Erst als dieser Versuch mißlungen war, kam es zu einem erneuerten Verständnis zwischen den Römern und Goten. Die Römer leisteten die versprochenen Lieferungen, Placidia wurde ihnen zurückgegeben. Dagegen schlugen die Goten die in Spanien bereits eingedrungenen Germanen mit gutem Erfolge für Honorius. Dadurch wurde nun Constantius vermocht, ihnen die Landschaften einzuräumen, die schon Ataulf in

Besitz hatte nehmen wollen, aus denen dann das tolosanische Reich erwachsen ist. Das Ziel, das die Goten bei dem Auszug aus Thracien ins Auge gefaßt hatten, war dadurch erreicht; sie bedurften keiner römischen Lieferungen weiter. Das Land, das sie einnahmen, wurde zugleich ihrer Herrschaft unterworfen. Das aber ist das große Ereignis der Epoche: den Goten wurde der Landstrich Aquitania secunda, deren Metropole Burdigala war, ein Teil von Novempopulania und der Teil von Gallia Narbonensis, zu welchem Toulouse gehört, alles Bestandteile der sieben erwähnten Provinzen, überlassen; Narbonne, das alte Narbo, dessen sich Ataulf bemächtigt hatte, war für die Römer zu wichtig, als daß sie es den Goten hätten überliefern sollen. Obwohl zu festen Sitzen gelangt, blieben die Goten doch die Kriegsgenossenschaft, die sie ursprünglich waren. Man nimmt an, daß ihnen zwei Drittel des Landbesitzes eingeräumt worden seien.

Die Festsetzung in Aquitanien wird in das Jahr 419 gehören; das Jahr zuvor hatte Honorius die Verordnung erlassen, durch welche die alten, aber lange unterlassenen Provinzialversammlungen für die sieben Provinzen wieder hergestellt wurden. Sie sollten aus den Possessoren des Landes, den vornehmsten Beamten, den gegenwärtigen oder bereits zurückgetretenen, bestehen, von Mitte August bis Mitte September alljährlich in Arles tagen; sie sollten Beratungen über die wichtigsten Angelegenheiten veranstalten. Die Worte zeigen, daß diese Konstitution unter dem Einfluß des Constantius abgefaßt worden ist. Ohne Einwilligung der Landesgesessenen konnte eine Ansiedelung der Goten nicht zu stande kommen.

In derselben Epoche wurden unter dem Einfluß des Constantius, der hiebei alles leitete, Einrichtungen in Germanien getroffen, nach welchen die Burgunder Sitze empfingen. Auch da ist eine Landteilung, jedoch erst etwas später, erfolgt. Eine Abtretung aber dürfte man hierin nicht sehen; die Oberhoheit des römischen Reiches wurde immer festgehalten. Selbst mit den Vandalen und Sueven in Spanien waren auf eine oder die andere Weise friedliche Verhältnisse eingeleitet worden. Honorius, in dessen Namen dies alles geschah, ging am 15. August 423 mit dem Tode ab. Er hat freilich nicht das Andenken eines Imperators im alten Stil hinterlassen. Aber er war eben ein Erbe, welchem mehr Ansprüche als gehorsame Landschaften zu Teil geworden waren. Zuweilen gegen die Römer selbst, zuweilen gegen die barbarischen Völkerschaften, von denen die ersten in Constantinus, die anderen in Jovinus einen Imperator aufwarfen, dann auch wieder gegen Männer, in denen sich beide Elemente vereinigten, hat er seine Rechte zu verteidigen gehabt und verteidigt. Er lebte in den beiden Ideen, denen er seine Thronbesteigung verdankte: der erblichen Legitimität und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an die christliche Kirche. Es hätte scheinen können, als würde dadurch, daß seine Autorität in Gallien und Spanien anerkannt, und daß mit den eingewanderten Völkern Verträge geschlossen wurden, das weströmische Reich, wie es sich nun gestaltete, in engster Verbindung mit dem oströmischen,

denn beide galten noch als ein einziges, Bestand gewinnen und sich weiter entwickeln können. Und es könnte niemand geben, der in dringenden Gefahren geeigneter gewesen wäre, das zu erreichen, als der Mann, welchen Honorius zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Es war jener Constantius, dessen wir schon oft gedacht haben, der Gemahl seiner Schwester Placidia, aus welcher Ehe Kinder entsprossen waren, Valentinian III. und Honoria, so daß die Erbfolge als gesichert erscheinen konnte.

Placidia war keineswegs mit Honorius einverstanden. Man kann sich darüber nicht verwundern, wenn man sich die hochstrebende Frau, auf deren Recht doch zuletzt alles beruhte, neben dem hinsterbenden Kaiser und einer Umgebung, die nur auf diesen Rücksicht nahm, denkt. Die erste stellte die Idee des Gesamtreiches dar; ihr schien die Zukunft zu gehören. Um Honorius gruppierte sich alles, was zuletzt zur Selbständigkeit des Abendlandes beigetragen hatte. Der Streit wurde so lebhaft, daß Placidia ihren Bruder verließ und sich an den Hof von Konstantinopel wandte. Da ist nun bei dem Tode des Honorius der Gedanke einer größeren Selbständigkeit des Occidents entsprungen. Es ist die erste Idee einer Absonderung der lateinischen Welt von der griechischen, die politisch insofern eine gewisse Berechtigung hatte, als die mit den verschiedenen germanischen Stämmen geschlossenen Verträge doch von Ravenna ausgegangen waren. Ihre Aufrechterhaltung schien mit dem unabhängigen Bestehen einer Centralregierung im Occident untrennbar verbunden. Der erste Mann, der diese Idee gefaßt hat, war der Primicerius Notariorum am Hofe von Ravenna, Johannes, der sich als Vorsteher der Reichskanzlei, in welcher über die Besetzung der Stellen Buch gehalten wurde, ein so ausgebreitetes Protektorat erworben hatte, daß der Gedanke in ihm erwachte, sich dem Kaiser von Konstantinopel ebenbürtig zur Seite zu stellen. Es wäre für ihn verhängnisvoll gewesen, wenn er die Rückkehr der Placidia nach Ravenna mit byzantinischer Hülfe erwartet hätte. Und in den verwickelten Völkerverhältnissen, die im Occident eingetreten waren, konnte es ihm nicht an Unterstützung fehlen. Indem er den Kaiser Theodosius aufforderte, ihn als Imperator neben sich anzuerkennen, setzte er zugleich seine Flotte in Stand, um einen Einbruch von Konstantinopel her abzuwehren, und schickte seinen Vertrauten Aëtius zu den Hunnen, bei denen dieser schon früher als Geisel gestanden hatte, um sich ihre Hülfe zu sichern. So trat dann dem Gegensatze der germanischen Völker gegen das römische Reich eine innere Entzweiung in diesem selbst zur Seite, in welchem die Absicht gefaßt wurde, den Occident vom Orient unabhängig zu machen und eine neue, von der theodosianischen entfrembete Dynastie in Ravenna zu gründen. Im Lichte der allgemeinen Weltverhältnisse betrachtet, welche Aussichten boten sich dar? Wie hätte sich denken lassen, daß das eben mit Mühe begründete Verhältnis der Germanen zu dem Kaisertum, das sich von einem ähnlichen inneren Zerwürfnis herschrieb, hätte aufrecht erhalten werden können, wenn Osten und We ten des Reiches sich untereinander bekämpften? Der Primicerius erwartete

auch einen Angriff zu Lande; eben gegen einen solchen sollte die Hülfe der Hunnen dienen. Die Absicht war, daß der Primicerius demselben von Ravenna aus entgegengehen und von der anderen Seite her von Aëtius unterstützt werden sollte. Dieser Kampf wurde leichter geschlichtet, als man hätte voraussetzen können. Zur See behielt anfänglich die lateinische Marine des Primicerius die Oberhand über die byzantinische; und Aëtius war nicht unglücklich in seiner Mission; er brachte einen hunnischen Heerhaufen auf, der gegen Italien heranzog. Aber indessen wurde alles durch einen gelungenen Handstreich in Ravenna entschieden. Ein Führer aus dem Stamme der Goten, Namens Aspar, wußte trotz der Sümpfe, welche Ravenna umgaben, doch in die Stadt zu gelangen und wurde daselbst des Johannes Meister. Zwischen der gotisch-griechischen Macht und den heranrückenden Hunnen ist es dann noch zu einer blutigen Schlacht gekommen. Aber Aëtius wurde inne, daß er mit seinen Hunnen nichts ausrichten würde, und bot selbst die Hand dazu, daß dieselben durch Geldgeschenke befriedigt nach Hause zurückkehrten.

Theodosius befand sich im Cirkus, als die Nachricht von dem Tode des Johannes in Konstantinopel eintraf. Er that den Spielen Einhalt und forderte das Volk auf, sich mit ihm zu einem Dankgottesdienst nach der Kirche zu begeben, was denn auch geschah. Man sah in dem Ereignis eine Bestätigung der erblichen Thronfolge. Theodosius zögerte nicht, den jungen Valentinian III. als Augustus anzuerkennen. Die Fürsorge für das Kind und sein Erbteil vertraute er der weltkundigen und geschickten Placidia an. Er hatte selbst den Gedanken, nach Rom zu gehen, um seinen Schwestersohn zum Augustus zu ernennen und die Italiener vor Tyrannen zu verwarnen. Durch Unwohlsein daran verhindert, schickte er Valentinian das Diadem zu und ließ ihn durch seinen Magister Officiorum zu Rom mit dem Purpur bekleiden. Damit wurde denn alles in die gewohnte Bahn geleitet. Der Hof von Konstantinopel behielt das Übergewicht des Einflusses, das aus dem verwandtschaftlichen Verhältnis entstand; seine Prärogative wurde sorgfältig gewahrt. In Ravenna dagegen ist aus dem kleinen Ereignis eine weitere Verwickelung entsprungen, welche unmittelbar die schwersten Folgen nach sich zog.

Aëtius hatte den rechten Augenblick ergriffen, um sich mit Placidia, die er ursprünglich bekämpfte, wieder auszusöhnen. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die Westgoten, die sich gegen Johannes erklärt, aber dabei mächtig um sich gegriffen hatten, in ihre alten Grenzen zurückzudrängen wußte. Es ist hierüber bei Arelate zu einem Gefecht gekommen, in dem Aëtius Sieger blieb.

Allein mit alledem erwarb er doch nicht die volle Zufriedenheit seines Hofes, dessen Gunst vielmehr dem Comes Bonifacius zu Teil wurde, der in jenen Zerwürfnissen der Placidia immer eine treue Anhänglichkeit bewiesen hatte. Zwischen Aëtius und Bonifacius nun, den beiden mächtigsten Persönlichkeiten im Occident, kam es mit der Zeit zu einem unversöhnlichen Hader, welcher mit dem früheren insofern zusammenhing, als Bonifacius mehr die

Rechte der Dynastie, Aëtius mehr die politische Lage des Occidents überhaupt im Auge hatte.

Eben in dieser Gestalt hatten aber doch die Entzweiungen des römischen Reiches einen zersetzenden Einfluß auf die inneren Kräfte der occidentalischen Provinzen, welcher den vordringenden Germanen die Unternehmung, vor der sie bisher zurückgeschrocken waren, möglich machte.

Aufgefordert, nach Italien zu kommen, verweigerte das Bonifacius, worauf er als Feind betrachtet und von einer Heeresmacht in Afrika selbst heimgesucht wurde. Aber die dorthin geschickten Heerführer entzweiten sich untereinander; der eine, des Namens Sinox, ließ die beiden anderen umbringen, erlag aber dann selbst dem Bonifacius.

Man hat nun immer angenommen, Bonifacius habe die nächsten Germanen, die Vandalen, eingeladen, nach Afrika überzusetzen. Ich finde das nicht so glaubwürdig bezeugt, daß ich es mit Bestimmtheit wiederholen möchte. Aber gewiß ist, daß die Vandalen, die bei dieser Entzweiung der Römer untereinander Gelegenheit hatten, sich eine Seemacht zu gründen, die Aufmerksamkeit beider Parteien auf sich zogen. Für diese war der Kampf der Römer untereinander Einladung genug, einen Zug nach Afrika zu unternehmen. Auch noch ein anderes Motiv hat die Vandalen veranlaßt, nach Afrika zu gehen.

Die durch die letzten Provinzialkonzilien erdrückten Donatisten und der populäre Anhang jener Circumcellionen, den sie sich gebildet hatten, welcher aller politischen Gewalt den Krieg erklärte, wünschten nichts mehr, als eine Veränderung der Provinzialregierung. Wenigstens bahnte dieser Zwist einem Eroberer den Weg. Der einzige in diesen Dingen zuverlässige Autor, Idatius, legt Wert darauf, daß die Vandalen sich in Widerstreit mit der katholischen Kirche befanden. Sie hatten damals zwei Könige, Guntherich und Gaiserich. Den plötzlichen Tod, welchem der erste erlag, leitete man von den Gewaltthätigkeiten her, die er bei der Einnahme von Sevilla sich gegen die Kirchen erlaubt hatte. Von dem zweiten, der ihm nun nachfolgte, war die Meinung verbreitet, er sei von dem rechtgläubigen Kirchensystem geradezu abgefallen und zu dem arianischen übergegangen. Die Arianer waren Freunde aller derer, die der Herrschaft der orthodoxen Katholiken widerstrebten. Gaiserich war nicht ebenbürtig; er war der Sohn einer Unfreien; man wollte an keine Ehe seines Vaters mit derselben glauben, er war nicht so gigantisch, wie man sich die germanischen Könige denkt, sogar bei einem Sturz mit dem Pferde lahm geworden, aber ein Mann von geistigem Entschluß, verschlossen, wortkarg, enthaltsam. Ehe ein anderer etwas dachte, so sagt man, hatte er es schon ausgeführt.

Im Mai 429 setzte er nach Mauritanien über. Er zählte seine Mannschaften und fand alles zusammen, Herren und Knechte, Männer, Greise und Kinder, 80000; er verteilte sie unter Oberste über Tausende.

Da lag nun die herrliche, noch unberührte Provinz vor ihm, die Kornkammer Roms, der Sitz der geistlichen und kirchlichen Kultur. Der Träger

derselben, Augustin, damals Bischof von Hippo, versäumte nichts, um Bonifacius und den Hof von Ravenna auszusöhnen. Hierauf wendete sich Bonifacius, der also zugleich die religiösen und politischen Interessen repräsentierte, gegen die Vandalen, wurde aber von ihnen geschlagen.

Man darf die Ursache dieses Unglücks hauptsächlich auch wohl darin suchen, daß Bonifacius noch immer sein vornehmstes Augenmerk auf Italien gerichtet hatte. Er begab sich selbst dahin, um vor allen Dingen seinen Gegner und Nebenbuhler zu stürzen, worauf er, in den Besitz der höchsten Autorität gelangt, auch alles andere in die alte Ordnung zu bringen hoffen durfte. Aëtius, der unterdessen seine in Ravenna angefochtene Autorität durch die gewaltsamsten und grausamsten Handlungen gegen seine Feinde behauptet hatte, trat ihm mit einer ansehnlichen Macht entgegen. Sie führten jetzt beide den Titel Magister militiae. Es kam zu einer Schlacht zwischen ihnen, in der Aëtius geschlagen wurde, aber Bonifacius eine Wunde erhielt, an der er kurz darauf starb. Diese inneren Kriege, in denen die Römer ihre Kräfte gegeneinander wandten, ohne sich um die Vandalen zu bekümmern, kamen diesen wesentlich zu statten. Sie bemächtigten sich aller festen Orte, mit Ausnahme von Karthago, Hippo und Cirta. Der Hof von Ravenna konnte nicht einmal einen ernstlichen Versuch machen, sie zurückzutreiben. Aber in feindseligen Händen durfte er Afrika nicht lassen, da Italien von dort mit Lebensmitteln versorgt wurde. Fast möchte man nicht in Bonifacius, sondern in Aëtius den Freund und Förderer der Vandalen sehen. Der hatte sich indessen nach Pannonien zu den Hunnen begeben, und hierdurch furchtbar geworden, war er nach seiner Rückkunft wieder zu der alten Würde emporgestiegen. Hätte Bonifacius gelebt, so würde er seine siegreichen Streitkräfte wieder nach Afrika gewandt haben. Unter dem Einfluß des Aëtius geschah es, daß der Hof von Ravenna den Vandalen Frieden anbot. Soviel auch daran fehlt, daß wir alle Verhältnisse mit Sicherheit untereinander verknüpfen könnten, so ist doch soviel augenscheinlich, daß das Emporkommen der Vandalen in Afrika mit den Differenzen am Hofe von Ravenna auf das engste zusammenhing. Bonifacius war von ihnen geschlagen worden; Aëtius bot hnen Frieden an.

Man hat wohl die Motive, durch welche die Vandalen bewogen wurden, darauf einzugehen, in ihrer gefährdeten Stellung gesucht. Der größte Vorteil lag in dem Antrag selbst. Wie lange hatten die Westgoten einherziehen müssen, bis sie feste Wohnsitze erhielten. Den Vandalen wurden die großen Landstriche, die sie eingenommen hatten, mit einem Schlage überlassen. Soviel man sieht, war es Byzacene, die prokonsularische Provinz, mit Ausnahme von Karthago, und ein Teil von Numidien. Dagegen wurde auch ihnen eine Leistung auferlegt. Man sagt, ein Tribut, ohne daß man unterrichtet würde, worin dieser bestand. Wahrscheinlich war es Getreide und Öl. Jedoch dadurch allein konnte das Bedürfnis von Italien nicht gedeckt werden. Die Hauptsache war der Friede selbst, durch welchen der Verkehr des Landes

mit der apenninischen Halbinsel wieder in vollem Umfange hergestellt wurde. Da ist es nun an sich schon wahrscheinlich, daß die Römer eine Bürgschaft dafür forderten. Die Überlieferung ist, daß Gaiserich einen seiner Söhne als Geisel nach Ravenna habe gehen lassen. Es war abermals die Vereinbarung des Imperiums mit einer germanischen Nation, wie die erwähnte mit den Westgoten und Burgundionen; jedoch durch die Umstände, unter denen sie erfolgte, sehr verschieden davon. Die Vandalen hatten sich selbst, nachdem sie ein römisches Heer geschlagen, in Besitz gesetzt. Und welche Folgen mußte das haben! Nach kurzer Zeit bemächtigten sie sich auch Karthagos und des gesamten übrigen Landes. Sie hatten das ganze Gebiet inne, welches einst der Mittelpunkt der karthaginiensischen Herrschaft gewesen war, und geschickt und unternehmend, waren sie bald auch Meister der See.

Fassen wir diese Ereignisse zusammen, so liegt in denselben eine durchgreifende Umwandlung der westlichen Provinzen des römischen Reiches. Die Germanen waren in Gallien und Spanien zu festen Stellungen gelangt. Die Burgunder hatten in dem östlichen Gallien ihre Sitze aufgeschlagen; die Westgoten in dem westlichen und südlichen; in Spanien hatten die Germanen Gallicien, Lusitanien und Bätica eingenommen. Jetzt waren sie auch Herren von Mauretanien und den afrikanischen Provinzen geworden. In dem einen und dem anderen Falle waren das Konzessionen des römischen Imperators. Allenthalben gab es noch ein drittes mitwirkendes Element: der gute Wille der Unterthanen. Mit den Burgundern hatten die Senatoren der römischen Provinz einen Vertrag geschlossen; bei der Stiftung des Reiches von Toulouse waren die Provinzialversammlungen beteiligt. So war es von Anfang an in dem nördlichen, dann auch in dem südlichen Spanien; in Afrika fanden die Vandalen an den Circumcellionen eine Stütze. Hier erfahren wir denn auch bald darauf, wie es verstanden werden muß, daß die Germanen sich in Besitz der Herrschaft setzten, aber doch auch mit den Einwohnern Verträge schlossen. Von der Stadt Maxula weiß man, daß die Eingeborenen den dritten Teil ihrer Sklaven und den siebenten ihres Viehes abgeben mußten. Indessen waren die Rheinlande in den Händen der Franken, und mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß die Sachsen, die seit der Zeit des Carausius sich zu Seefahrern ausgebildet hatten, bald in Britannien, bald in dem gegenüberliegenden Armorika Landungen unternahmen und Beute zusammentrieben. Die Herrschaft der Römer auf dem Atlantischen Ocean, welche Julius Cäsar und seine Nachfolger ins Werk gesetzt hatten, bestand eigentlich schon damals nicht mehr. Bei weitem die bedeutendste Stellung hatten die Vandalen inne. Ihr Führer war ein Mann, der etwas vom Staatswesen verstand. Schon machte er den Römern die Herrschaft auf dem Mittelmeere streitig. Aber alles waren doch nur Anfänge; niemand hätte sagen können, wie sich die Germanen zu den einheimischen Völkern, deren Gebiet sie einnahmen, wie sie sich selbst zu der Religion, welche die allgemein herrschende war — denn sie selbst hingen einem abweichenden Be-

kenntnis an — stellen, ob sich das germanische und provinziale Element miteinander verschmelzen würden, wie sich das römische Reich überhaupt zu ihnen verhalten würde. Das erste historische Moment, das die Verschmelzung dieser Interessen veranlaßte, lag darin, daß ein Ereignis eintrat, bei welchem die Römer und der größte Teil der eingedrungenen Germanen ein gemeinschaftliches Interesse verteidigten.

Neuntes Kapitel.

Attila.

Kaiser Theodosius II., der zu dieser Zeit in Konstantinopel regierte, erscheint bei den gleichzeitigen kirchlichen Autoren nicht so ganz verächtlich, wie man ihn aufzufassen pflegt. Er besaß dieselbe Eigenschaft, welche man an Honorius bemerkte, eine unerschütterliche Standhaftigkeit, die er aber mit einer noch strengeren kirchlichen Gesinnung paarte. Es entspricht der in der Kirche überhaupt emporkommenden Sinnesweise, daß Theodosius Reliquien eifrig, zum Teil aus weiter Ferne zusammenbrachte. Sein Hof hatte, ohne Zweifel durch die Fürsorge seiner Schwester Pulcheria, die Gestalt eines Klosters angenommen; die kaiserlichen Damen lebten in nonnenhafter Zurückgezogenheit, nur mit Religionsübungen beschäftigt. Man darf vielleicht annehmen, daß das nicht aus bloßer kirchlicher Benommenheit geschehen sei; um Ansehen zu behaupten, mußte der Hof fremdartige Elemente fern halten. Die klösterliche Zucht schloß insofern zugleich ein hohes politisches Interesse ein. Allerdings mußte der Kaiser vermählt werden; denn ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft würde der Thron selbst nicht bestanden haben. Der Gesichtspunkt der Pulcheria war nur, eine Verbindung zu vermeiden, welche in anderweite politische Verflechtungen hätte führen können. Sie wählte die Tochter eines athenischen Philosophen, die sich mit einer Bittschrift an sie wendete und persönlich ihre Zuneigung erwarb. Alles hat seine Zeit. Daß der orientalische Hof sich in die religiösen Angelegenheiten mischte, darf man ihm nicht verargen. Die Gemüter der Menschen waren eben von religiösen Meinungen eingenommen. Wenn, wie wir schon erwähnten, der Kaiser einst bei dem Einlaufen einer günstigen Nachricht die Cirkusspiele unterbrach und das Volk nach einer Kirche zum Dankgebet zu ziehen aufforderte und bewog, so bezeichnet das recht deutlich die Einheit der Gewalt, die Stadt und Reich beherrschte, Orient und Occident noch einmal umfaßte. Auch an guten Erfolgen im äußeren Krieg fehlte es nicht.

Der Krieg gegen die Perser hatte sich wieder erneuert. Eine Verfolgung der Christen, die nach dem Tode des befreundeten Jezdedgerd I. unter den

Sassaniden ausbrach, gab dazu den vornehmsten Anlaß. Der Patriarch von Konstantinopel verwendete sich für sie und man hatte wirklich das Glück, die Perser zu besiegen und einen Waffenstillstand auf hundert Jahre zustande zu bringen.

Hierauf blieb der Orient lange Jahre in vollkommener Ruhe. Wenn man aber nachforscht, wie denn das oströmische Reich so stark wurde, um in einem Kriege, in welchem alle orientalischen Elemente zusammenstießen, arabische Reiter und indische Elephanten mit den Feueranbetern zusammen fochten, siegreich zu bleiben, so ist die Antwort: es geschah hauptsächlich durch die fremden Hülfstruppen, vornehmlich Goten, an deren Spitze Aspar, Ardarburius und Areobindus standen. Sie legten Hand daran, Nisibis zu erobern. Große persönliche Heldenthaten werden von ihnen gerühmt, die ihnen glänzende Namen verschafften. Ihr reelles Verdienst war aber, daß sie dem gesamten Orient den Frieden erhielten. Es sind dieselben, welche auch in dem Occident die entscheidenden Schläge führten, durch welche Ravenna dem Hofe von Konstantinopel unterworfen wurde. Doch hüteten sie sich, den Weg des Gainas oder gar des Alarich zu betreten; sie unterwarfen sich der Autorität des Palastes. Indem aber im Orient Friede war und im Occident mit den eingedrungenen Stämmen Pacifikationen zustande kamen, war an der Donau eine neue Gefahr entstanden. Das Reich der Hunnen hatte sich erhoben.

An Stelle der Ostgoten hatte es zuerst eine große Position im östlichen Europa gewonnen; weit über die nachmals südrussischen Gebiete hatte es sich ausgebreitet.

Das Verhältnis der Hunnen zu den Römern war lange Zeit kein feindseliges. Sie leisteten ihnen Kriegsdienste; dem Rufinus, wie dem Stilicho; dort ist Gainas von ihnen unterdrückt worden, hier hatten sie Radagais niederkämpfen geholfen. Daß der vornehmste Machthaber der Römer, Aëtius, mit ihnen enge Verbindung unterhielt, verschaffte dem König derselben Einfluß auf die Verhältnisse des Occidents. Auch an dem Hof von Konstantinopel hatte ihre Macht bereits ein solches Gewicht, daß derselbe hunnische Häuptlinge, die mit ihrem König in Streit geraten und nach Byzanz geflüchtet waren, auslieferte und sich zu ansehnlichen Geldzahlungen verstand. Damit aber war der damalige König der Hunnen doch noch nicht befriedigt. Es war Attila, der Sohn Mundzuks, wohl der angesehenste und furchtbarste unter den Herrschern der Zeit. In seinem Lager wurde er als unüberwindlich und allen seinen Nachbarn überlegen betrachtet. Niemals habe es in Scythien einen mächtigeren Fürsten gegeben; er beherrsche die Inseln des Oceans — womit vielleicht die dänischen gemeint sind —; leicht werde er die Perser, Meder und Parther unterwerfen.

Der Zufall hat uns eine Schilderung seiner Lebensweise und seines Hauses aufbehalten, welche einen Blick in sein barbarisches Fürstenleben gestattet. Wir finden ihn unter Gezelten in der Ebene, wo dafür gesorgt

wird, daß nicht etwa jemand sein Zelt auf einer Anhöhe aufschlage, — sitzend auf einem hölzernen Stuhl; niemand wagt, ihn anzureden. Oder er zieht durch das Land, wobei sein Gefolge noch in primitivster Weise auf ausgehöhlten Baumstämmen durch die Flüsse geht; wo er eintritt, mit Hirse und Meth bewillkommnet, empfangen an dem Feuer der gastlichen Herde jener Gegenden. Langt er wieder in dem Dorfe an, in dem er wohnt, so kommen ihm Jungfrauen, unter langen, linnenen Baldachinen einherschreitend, mit vaterländischen Gesängen entgegen. Die Gemahlin eines seiner Großen tritt aus der Menge hervor, mit Lebensmitteln und Wein, und er beweist ihr seine Huld, indem er vor ihr still hält. Auf silbernem Diskus heben ihm seine Diener das Dargebrachte empor; er kostet davon, und reitet weiter, zu seinem eigenen Hause, das höher lag, als die anderen. Es war aus Holz gezimmert, wohl zusammengefügtes und geglättetes Getäfel, von einem hölzernen Gehege eingeschlossen, nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmuck.

Ein römischer Gesandter, Priscus, hat ein Gastmahl geschildert, dem er beizuwohnen eingeladen war. Dem Eintretenden wird ein Trunk Weins dargereicht, um einen guten Wunsch auszusprechen. Dann setzt man sich nieder auf die Stühle, die an den Wänden des Gemaches entlang stehen; zur Rechten die, welche als die Würdigsten verehrt werden, zur Linken die anderen, darunter die Gesandten von Konstantinopel. In der Mitte sitzt Attila auf einem Ruhesessel, von dem ein paar Stufen nach dem Bette führen, in welchem er zu schlafen pflegt, das mit bunten Teppichen bedeckt ist. Er ist bei sich zu Hause; sie sind alle seine Gäste. Neben ihm, auf demselben langen Sessel, sitzt sein ältester Sohn; voll Ehrfurcht vor dem Vater blickt er mit den Augen zur Erde.

Nachdem alle sich gesetzt, tritt der Weinschenk des Attila ein, der ihm einen Becher Weins darreicht. Indem Attila ihn in die Hand nimmt, begrüßt er zugleich den, welchen er ehren will. Der Begrüßte steht auf und setzt sich erst wieder, wenn Attila von dem Becher gekostet oder ihn ausgetrunken hat und dem Weinschenken zurückgiebt. Hierauf werden die Tische hereingebracht, zuerst für Attila, dann für die übrigen — kleine Tische, einer für drei oder vier. Den übrigen werden mannigfaltige Speisen auf silbernen Schüsseln gereicht — Attila hat hölzerne Schüsseln und ißt nichts als Fleisch. Die anderen haben goldene und silberne Becher, Attila einen hölzernen. Nach jedem Gange der Speisen steht man auf, sein Wohl aus vollen Bechern zu trinken. Nach dem Mahl werden Fackeln angezündet, und zwei Sänger treten ein, welche Heldenthaten besingen. Jeder zeigt, was er dabei fühlt — Vergnügen über den Gesang oder Erinnerung an vorgefallene Schlachten, die den Älteren Thränen entlockt. Dann erscheint ein Mensch, der die Sprachen untereinander mischt und allgemeines Gelächter erweckt. Nur Attila verzieht keine Miene, bis sein jüngster Sohn eintritt, dem greift er an die Wange und sieht ihn mit freundlichem Blicke an. Man hatte ihm geweissagt, dieser werde dereinst sein Geschlecht fortsetzen. Auch eine seiner Gemahlinnen wird

geschildert. Diener stehen im Kreise um sie her; gegenüber sitzen ihre Frauen und sticken Schmuck für die Männer.

Noch niemals war den Römern ein Nachbar erschienen, wie Attila war. Die Germanen waren immer in kleinen Stammesgenossenschaften, deren Oberhäupter erst im Kampfe selbst zu voller Autorität gelangten, aufgetreten. Attila bildete eine Macht, welche mannigfaltige Stämme verschiedenen Ursprungs zu einem Ganzen vereinigte, an dessen Spitze er selber stand. Es war nicht geradezu Barbarei und Kultur, was hier einander entgegentrat: denn die Kultur setzt doch immer ein geordnetes, in sich zusammenhängendes Gemeinwesen voraus. Als solches aber stellt die römische Welt schon deshalb sich nicht dar, weil sie zwischen Osten und Westen germanische Elemente in sich aufgenommen hatte, die im inneren Gegensatze zu ihr selbst und untereinander standen. Im hunnischen Reiche dagegen hielt die Autorität eines gefürchteten Herrschers alle verschiedenartigen Elemente im Zaum; ein einziger Wille leitete die unermeßlichen Streikräfte, über die er gebot. Da geschah es nun, daß diese Macht in Konflikt mit dem römischen Reiche geriet, indem sie die Weltherrschaft anzustreben schien. Es war diesmal nicht, wie bisher, eine Entzweiung zwischen großen Machthabern, welche nach der Gewalt trachteten oder sie bereits besaßen, sondern ein Hader innerhalb des kaiserlichen Hauses selbst, was den unmittelbarsten Anlaß dazu gab.

Der Tod der Placidia, der im Jahre 450 eintrat, erweckte durch eine unerwartete Verflechtung den Ehrgeiz Attilas. Die Tochter derselben, Honoria, war, wie man angiebt, wegen eines groben Fehltrittes nach Konstantinopel gebracht, zur Ehelosigkeit bestimmt und von dem Thron ausgeschlossen worden. Sie hatte aber, das läßt sich nicht bezweifeln, dem Hunnenkönige ihre Hand angetragen. Attilla nun forderte nach den besten Zeugnissen nicht, wie man gewöhnlich sagt, das Reich unmittelbar für sich selbst, sondern er erklärte, Honoria habe kein Verbrechen begangen; er selbst habe sie zu seiner Gemahlin bestimmt und werde sie rächen, wenn man ihr nicht auch an der Reichsregierung Anteil gäbe, — worin doch eine starke Modifikation der ihm sonst zugeschriebenen Forderung, man sollte ihm selbst das Reich abtreten, liegen würde.

Eben damals starb auch Theodosius II. ohne männliche Nachkommen. Und wenn dann die Legionen forderten, daß der tapferste Mann zum Imperator ausgerufen würde, gemäß dem alten Herkommen, so gewann doch alles dadurch einen anderen Charakter, daß die vornehmste Inhaberin der Gewalt, Pulcheria, die dynastische Idee mit dem Anspruch der Truppen vereinigte, indem sie dem Marcian die Hand reichte, jedoch unter der Bedingung, dabei ihren jungfräulichen Stand bewahren zu können. Auch an Marcian stellte nun Attila eine Forderung. Er verlangte die Abführung der von Theodosius II. ihm gezahlten Tribute. Marcian verwarf das unbedingt: nur Geschenke wollte er geben, wenn sich Attila ruhig verhalte; sollte er Gewalt gebrauchen wollen, so werde ihm ein Heer entgegengesetzt werden, das ihm gewachsen sei. Von

Valentinian III. forderte Attila eine Anerkennung der Rechte der Honoria, die sie von ihrem Vater überkommen habe; er schickte den Ring mit, den ihm Honoria zum Zeichen ihrer Verlobung hatte zugehen lassen. Im Streit zwischen Bruder und Schwester verlangte er die Rechte der Schwester infolge dieser vermeinten Verlobung für sich selbst.

Indem er sich nun anschickte, diese Ansprüche gegen die römischen Staatsgewalten geltend zu machen, wurde er auch durch die Zerwürfnisse, die zwischen den Germanen selbst ausbrachen, auf das lebhafteste berührt. Unter den Franken war ein innerer Streit entstanden. Von den Söhnen eines verstorbenen Königs suchte der ältere die Hülfe Attilas nach, während der jüngere sich an Aëtius wandte, der damals an der Verwaltung des weströmischen Reiches den größten Anteil hatte. Jenen hat Priscus selbst gesehen und beschreibt ihn sehr malerisch mit seinen blonden, auf die breiten Schultern herabwallenden Haaren. Attila erscheint dabei als ein auch bei den germanischen Nationen anerkanntes Oberhaupt; gegen seine Entscheidung würde der jüngere fränkische Königssohn die Hülfe der Römer angerufen haben. Der fränkische Zwist wird den großen Kampf zwischen Aëtius und Attila mit veranlaßt haben. Aber bei weitem wichtiger war eine Entzweiung, die zwischen Westgoten und Römern auf der einen und den Vandalen auf der anderen Seite ausbrach. Die Westgoten hatten nach und nach den größten Teil von Gallien in ihre Hände gebracht. In den letzten Jahren hatte ihr Kampf mit den Römern dadurch eine eigentümliche Gestalt angenommen, daß der Führer der Römer, Litorius, welcher als Nebenbuhler des Aëtius bezeichnet wird, sogar zu den Auspicien des Heidentums zurückkehrte, was, da auch die Hunnen, die er herbeiführte, Heiden waren, eine Reaktion gegen das Christentum in sich schloß. Der westgotische König Theodorich dagegen hielt sich zu dem Christentum, welches in Gallien überhaupt vorlängst tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Es gelang ihm, Litorius zu besiegen, worin für Aëtius selbst ein Vorteil lag, da Litorius sich auch ihm entgegensetzte. Zwischen Aëtius und Theodorich bildete sich eine Allianz zugleich der politischen und religiösen Interessen.

Auch zwischen Westgoten und Vandalen bestand damals alledem, was in Spanien vorgekommen war, zum Trotz ein gutes Vernehmen. Eine Tochter Theodorichs war mit dem Sohne Gaiserichs, Hunerich, vermählt worden. Eben aus dieser engen Verbindung aber entsprang, wenn wir recht unterrichtet sind, das heftigste Zerwürfnis. Gaiserich, der sich gegen alle, die ihm als Pfänder der Freundschaft anvertraut worden waren, gewaltsam erwies, schöpfte den Verdacht, daß die Schwiegertochter ihm nach dem Leben stehe. Er ließ ihr Ohren und Nase abschneiden; so schickte er sie ihrem Vater wieder zurück. Warum sollte man diese Tradition, welche den halbbarbarischen Zustand und zugleich die Bedeutung der Familienverhältnisse kennzeichnet, leichthin verwerfen? Zwischen Vandalen und Westgoten — denn beide Völkerschaften schlossen sich der Sache ihrer Könige an — brach hierüber eine Feind-

seligkeit aus, die nur durch Krieg und Blut gesühnt werden konnte. Da nun zwischen den Römern und Westgoten, Aëtius und Theodorich, nicht allein Friede, sondern auch Bundesgenossenschaft bestand, so ist es sehr erklärlich, wenn Gaiserich auch seinerseits eine Anlehnung an eine große Macht suchte und sich an Attila wendete, der mit den Römern in mannigfaltigem Hader begriffen war. Daß dies geschehen sei, wird von einem Autor, der von jener Tradition nichts weiß, mit Bestimmtheit versichert. Priscus sagt, zu Gunsten Gaiserichs habe Attila die Waffen ergriffen. Nicht alles ist Politik in der Welt; bei dem Eintritt der Germanen spielen die persönlichen Affektionen eine größere Rolle. Durch die Erbrechte der Honoria, deren sich Attila annahm, und die Mißhandlung, welche die Tochter des westgotischen Königs durch die Vandalen erfuhr, wurden die großen Gegensätze mit persönlichen Impulsen belebt.

Aëtius, Theodorich und der jüngere Frankenfürst erscheinen als natürliche Verbündete, ebenso Attila, der ältere Frankenfürst und die Vandalen.

Hätten die letzteren gesiegt, so würde für den gesamten Westen eine Zerstörung des eben begründeten Zustandes erfolgt und eine chaotische Verwirrung eingetreten sein.

Da war nun das große Ereignis, daß in Gallien die germanischen und romanischen Völker sich wirklich gegen Attila verbanden. Attila hatte von Anfang an seine Absichten gegen die Westgoten gerichtet. Glücklicherweise wurde Theodorich endlich bewogen, seine Streitkräfte mit Aëtius zu vereinigen. Der erste Akt in dem Völkerkampfe, der sich so anbahnte, wird darin liegen, daß die noch in Gallien gebliebenen Alanenscharen, die zu Attila und den Vandalen hielten, durch die römisch-westgotische Allianz niedergeworfen und vernichtet wurden. Der größte Teil der Burgundionen, ein Teil der Franken, Bretagne und Armorica schlossen sich den Siegern an. Ihnen gegenüber stand Attila mit seinen Scharen, den Ostgoten unter Walamir, dessen verschwiegene anspruchslose Einfalt gerühmt wird, den Gepiden unter Ardarich, auf dessen kluge, tapfere und doch ergebene Gesinnung Attila besonderes Vertrauen setzte. Aber auch Rugier, Sueven und Thüringer gehörten zu dem Heere Attilas; Burgundionen und Franken waren auf seiner Seite. In seinem Lager erschien Attila ebenso als gebietender Alleinherrscher wie an seinem Hof. Er war nicht groß von Statur, auch nicht mehr jung, er hatte schon graue Haare. Was dem Beschreiber vorzüglich auffiel, war seine breite Brust, ein auffallend großer Kopf, der von kleinen flammenden Augen belebt war. Sein Gang war der des Herrn. Die Bewegung des Leibes zeugte von dem Stolz, der in ihm war. Die Könige und Anführer der Völker erschienen wie seine Trabanten. Auf den Wink seines Auges that jeder mit Furcht und Zittern, was er gebot. Man sagte, Attila halte in seiner Hand das Schwert des Kriegsgottes, das lange verborgen, dann wieder ausgepflügt worden sei.

Die welthistorische Frage war, ob die hunnisch-germanische oder die

romanisch-germanische Entwickelung in Europa herrschen, ob die Germanen den barbarischen Elementen der Welt zurückgegeben werden oder ob ihnen die alte Kultur einen neuen Boden von frischer und allgemeiner Empfänglichkeit gewinnen sollte. Nie hatte eine Schlacht größere Bedeutung.

Aëtius kam noch zur rechten Zeit, um Orleans, das von den Hunnen belagert wurde, zu entsetzen. Attila hatte sein Heer in den catalaunischen Gefilden vereinigt; hier ist es im Sommer 451 zur Schlacht gekommen. In dem einfachsten der vorliegenden Berichte werden die Vorkehrungen des Aëtius gerühmt, der in dem Moment, als Attila mit zahlreichen Heerscharen anrückte, so viel tapfere Krieger zusammenbrachte, daß denselben Widerstand geleistet werden konnte. Dem massenhaften Angriff wird mit einer bei weitem schwächeren Truppenzahl durch Verstand und Tapferkeit Einhalt gethan. Nach der ausführlichsten Erzählung würde der Kampf damit angefangen haben, daß beide Teile eine Anhöhe einzunehmen wetteiferten. Die Schlacht selbst wurde in der Ebene geschlagen, hauptsächlich zwischen Hunnen und Westgoten. Der westgotische König ist dabei umgekommen; aber auch Attila mußte nach mancherlei Versuchen sich wieder hinter seine Wagenburg zurückziehen.

In dem blutigen Zusammentreffen hatte doch weder der eine noch der andere Teil die Oberhand; die Niederlage Attilas liegt eben darin, daß er nicht vorzudringen vermag.

Die catalaunische Schlacht ist den folgenden Generationen immer in lebendigem Andenken geblieben. Nach einer gotischen Sage, die erst ein paar Jahrhunderte später auftaucht, haben die Geister der Verstorbenen den Kampf in der Luft fortgesetzt, während ihre Leichen von dem vergossenen Blute weggeschwemmt wurden. Denn momentanen Entscheidungen zum Trotz dauert der Kampf der idealen Gegensätze doch immer fort. Für Gallien war es eine Entscheidung auf immer. Es war dadurch von dem Übergewicht oder vielmehr der Herrschaft der Hunnen befreit.

Attila wandte sich zwar nicht unmittelbar, — er ging zunächst nach Pannonien zurück, aber von hier aus nach Italien, wo man ihn in diesem Moment nicht fürchtete, weil sein Heer in Gallien zurückgeschlagen worden war. Er nahm Aquileja und überschwemmte die Lombardei, — ein Zug, der nicht sowohl mit popularen, als mit klerikalen Fabeln ausgeschmückt worden ist. Die vornehmste der Legenden ist die Abwendung eines weiteren Vordringens des Attila durch den römischen Bischof Leo, dem die Apostel Petrus und Paulus zur Seite stehen, ein Moment, den jedermann aus den unvergleichlichen Darstellungen Rafaels oder auch den Nachbildungen derselben kennt. Ganz verwerfen darf man das Thatsächliche dieser Erzählung nicht. Prosper berichtet: die Übermacht Attilas sei so ungeheuer gewesen, daß Aëtius, der hier keine Germanen vorfand, die er Attila hätte entgegenstellen können, den Gedanken gehabt habe, mit seinem Kaiser nach dem Orient zu entweichen. Aber dies erschien zuletzt doch allzu schimpflich, und man meinte, die Habgier des Feindes werde durch die Beute, die er bereits gemacht habe,

befriedigt sein. Von dem Hofe von Ravenna und dem römischen Senat wurde die Absicht gefaßt, den König um Frieden durch eine Gesandtschaft anzugehen. Bei derselben war nun neben zwei weltlichen hohen Beamten auch der römische Bischof Leo. Attila nahm sie gut auf und freute sich besonders, daß der oberste Priester zu ihm geschickt worden sei. Es wurde eine Abkunft geschlossen, infolge deren Attila über die Donau zurückwich. Nach anderen Traditionen sollen Seuchen, die in seinem Heer ausbrachen, und Feindseligkeiten von seiten Ostroms ihn dazu bewogen haben. Im allgemeinen darf man vielleicht sagen, daß der religiöse Widerstand, der sich einem Eindringen des Heidentums entgegensetzte, nicht wenig dazu beitrug, Attila zurückzuwerfen. In Gallien wie in Italien erlangte das Ansehen des römischen Bischofs, der jetzt mit der Aristokratie von Rom verbündet war, ein allgemeines Übergewicht. Die Apostel Petrus und Paulus, deren Gräber man in Rom verehrte, wurden als die wahren Beschützer von Italien gefeiert.

Und überhaupt leuchtet ein, daß Attila im Occident nicht siegen konnte, ohne des Orients Meister geworden zu sein. Denn von Konstantinopel hing der Hof von Ravenna ab, der wieder, besonders durch Aëtius, zur Verteidigung des Westens das meiste beitrug. Mit Bestimmtheit wird gemeldet, daß Aëtius von Marcian Hülfe bekam und daß Marcian selbst in die Gebiete der Hunnen einbrach. In diesem Konflikt ist dann Attila selbst umgekommen; die Welt atmete auf, wie so oft bei dem Verschwinden eines Gestirns, von welchem man Unglück erwartete. Man möchte sagen: es giebt auch an dem politisch-nationalen Horizont Kometen im Sinne der Fabel.

Plötzlich starb Attila im Jahre 453. Die Erzählung, daß er sich noch mit einem jungen Mädchen verheiratet habe, und in der Nacht von einem Blutsturz überfallen worden sei, worauf man am Morgen ihn tot und seine junge Gemahlin unter dem Schleier in Thränen gefunden habe, hat so viel poetische Züge, daß man sie als eine wohlerfundene Sage zurückweisen möchte, wenn sich Jordanes dabei nicht ausdrücklich auf Priscus bezöge, so daß sie doch nicht ganz verworfen werden darf. Nach anderen Nachrichten geschah der Tod Attilas auf Anstiften des Aëtius durch das Messer einer Frau, gleich einer neuen Judith. Vom Kaiser Marcian wird berichtet, er habe in dem Augenblick, daß Attila starb, den starken hunnischen Bogen zerbrochen vor sich zu sehen geglaubt.

Der Gesang, der bei seinem Leichenbegängnisse angestimmt wurde, wirft ein gewisses Licht auf Attilas Stellung: er habe die beiden römischen Reiche durch Einnahme der Städte gefesselt; um nicht das ganze Land der Plünderung auszusetzen, habe er, auf Bitten hörend, sich mit einem jährlichen Tribut begnügt. Zu seinem Glücke gehöre auch sein Tod, der ihn mitten im Genuß desselben überrascht habe. Eine der größten Barbarengestalten aller Zeiten ist Attila, der ein neues Gesamtreich der Grenzvölker zur Seite des römischen zu gründen und durch den Untergang des letzteren befestigen zu wollen schien. Man könnte nicht sagen, daß er viel ausgerichtet hätte.

Nach seinem Tode geschah, was sich voraussehen ließ. Seine Söhne entzweiten sich, und die Völker, die sich nicht unter sie verteilen lassen wollten, fielen ab. Die Gepiden waren es, welche den Kampf begannen. Was die catalaunische Schlacht angebahnt hatte, wurde in einem blutigen Kampfe an der unteren Donau vollendet. Die germanischen Völker traten überall in unmittelbare Verbindung mit dem östlichen Reiche. Aus der Zertrümmerung des hunnischen Reiches gingen alle hervor: Gepiden, Ostgoten, Langobarden, Sciren, Rugier, welche hernach eine so große Rolle spielen. Die Oströmer trugen kein Bedenken, den von den Hunnen abgefallenen Germanen Sitze einzuräumen: den Gepiden in Dacien, den Ostgoten in Pannonien.

Bei den Germanen hat sich das Andenken an Attila in nationalen Sagen und Mythen erhalten. Attila oder vielmehr Etzel, wie ihn die germanische Sage nennt, repräsentiert den barbarischen Despotismus in seinem Verhältnis zu den ihn umgebenden Nationen. Es ist gleichsam ein barbarisches Kaisertum, was der Sage nach in ihm fortlebt.

Zehntes Kapitel.

Grundlegung der griechisch-römischen Katholicität.

Die Darstellung der Weltgeschichte ist in der unabweislichen Notwendigkeit, von einem großen Interesse auf ein anderes, das vielleicht ein entgegengesetztes ist, überzugehen. Denn ein jedes besteht gleichsam für sich und entwickelt sich aus sich selbst, und alle hängen doch wieder dynamisch untereinander zusammen. Was könnte verschiedener sein, als die Abwehr barbarischer Feinde und die Ausbildung des christlichen Dogmas! Aber die Thatsache ist, daß in derselben Epoche, in welcher Orient und Occident die heftigsten Angriffe von außen erfuhren, sie zugleich von dogmatischen Streitigkeiten beunruhigt wurden, ohne jedoch dadurch in sich oder untereinander gespalten zu werden. Vielmehr wurde in diesem Konflikt eine dogmatische Einheit hervorgebracht, welche diese Stürme weit überdauert hat.

Ich wiederhole nicht, was schon angedeutet worden ist, daß der Vorzug des Christentums vor den anderen Religionen eben darin liegt, daß es, an die ältesten Urkunden anknüpfend, die Idee des Menschengeschlechtes lebendig zur Anschauung brachte, noch auch, wie nicht durch die Doktrin allein, sondern zugleich durch den Gang der Weltbegebenheiten die christliche Idee die Oberhand über die hellenistischen Systeme davontrug. Das leuchtet ja ein, daß die Niederlage Julians bei seinem Zuge gegen Persien, welcher eben ein Triumph der alten Götterdienste werden sollte, der neuen Religion den Weg zum Sieg bahnte, umsomehr, da Julian keine Nachfolger fand, noch finden konnte. So

wurde auch der Widerstreit zwischen dem Arianismus und dem Wortlaut des nicänischen Systems nicht allein in den Schulen, sondern auch auf dem Schlachtfeld entschieden. Der thätigste Förderer des Arianismus ist bei Adrianopel erlegen. Damit hängt dann unmittelbar das erste Verständnis, das zwischen dem Kaisertum und dem römischen Bistum geschlossen wurde, und die Festsetzung des Begriffs der Katholicität zusammen. Es ist die Idee einer Gemeinschaft, welche den Osten und Westen in demselben Bekenntnis vereinigen sollte, außer welcher keine anderweite Form des Christentums anerkannt wurde.

Die Kirche, wie sie sich jetzt gebildet hatte, war durch ihre eigene Macht wirksam; Theodosius beugte sein Haupt vor dem homousiastischen Bischof von Mailand, der dann wesentlich dazu beitrug, daß die Nachfolge im Reiche, das politisch noch als eine untrennbare Einheit betrachtet wurde, an Arcadius und Honorius gelangte. Soweit war es gekommen, daß die Kirche nun auch eine exklusive Autorität und die Strafgewalt gegen alle Abweichenden in Anspruch nahm.

Unschätzbar ist das Verdienst, das sich Hieronymus um die lateinische Hälfte des Imperiums erworben hat, schon durch seine historischen Versuche, indem er die Idee einer allgemeinen Chronik aus der griechischen Welt in die lateinische verpflanzte, — noch bei weitem mehr aber, wie sich versteht, durch eine dem Original entsprechende Übersetzung der heiligen Urkunde in das lateinische Idiom.

Man erstaunt, daß Hieronymus, der die in Rom begonnenen Studien in seiner Einsiedelei in Bethlehem fortsetzte, die Bischöfe, welche sich dogmatisch tolerant erwiesen, aufrief, keinerlei Abweichungen von dem rechtgläubigen Begriff zu dulden. Soeben wurden durch Augustin die christlichen Doktrinen zu einem System geordnet, dem zweiten, wenn ich nicht irre, das in der Kirche vorkam, wodurch die eigenartigen Besonderheiten des ersten, des origenistischen, beseitigt wurden, und das sich dann behauptet hat. Augustin war so gut, wie die erwähnten großen orientalischen Theologen, im Besitz der allgemeinen Kultur. Wir finden bei ihm dieselben Argumente gegen die römisch-griechische Götterwelt, welche schon die altgriechischen Philosophen und Poeten vorgebracht hatten. Mit der Begründung des Neuen war zugleich die Fortbildung von Anschauungen, die dem Altertum angehörten, verbunden.

Aber das steht doch auch mit den äußeren Umständen in Zusammenhang. Hieronymus wurde in seiner Klostereinsamkeit in Bethlehem nicht selten von den Bewegungen der Zeit heimgesucht. Bald waren es die Hunnen, die in Syrien einbrachen, bald die Araber, die Palästina durchstreiften, hauptsächlich auch die Flüchtlinge aus dem Occident, die vor dem Einbruch der Goten zurückwichen, was ihn schreckte und beschäftigte. Eine bezeichnende Erscheinung ist Demetrias, Tochter des Konsuls Olybrius, eine junge Dame, die mit Mutter und Großmutter nach Afrika geflüchtet war. Man hatte ihr einen Gemahl bestimmt, und der Vermählungstag war anberaumt, als sie plötzlich

allen Schmuck von sich warf und sich dem Kloster widmete. Man schrieb das besonders der Einwirkung des Hieronymus zu. Auch die inneren Streitigkeiten der Christen erreichten ihn; Anhänger des Pelagius haben sein Kloster verwüstet; Hieronymus selbst rettete sich durch Flucht nach einem schützenden Turm. Die weltliche Gewalt scheint nichts für ihn gethan zu haben.

Gerade damals sind unter den allgemeinen Erschütterungen Doktrinen zu Tage getreten, die von der Strenge der kirchlichen Auffassung abwichen; sie sind für die Epoche selbst und für die Folge so bedeutend, daß wir sie nicht übergehen dürfen; eine solche war die des Vigilantius.

Einst bei einem Besuche des Vigilantius, eines Presbyters aus Barcelona, bei Hieronymus, war ein Mißverständnis zwischen ihnen dadurch eingetreten, daß Vigilantius dem Hieronymus eine allzugroße Hinneigung zu dem System des Origenes zuschrieb. Sie waren aber auch in jeder anderen Beziehung Gegner. Vigilantius bekämpfte besonders die Verehrung der Reliquien der Märtyrer und den Besuch der ihnen geweihten Kirchen, welche Hieronymus auf das eifrigste in Schutz nahm. Vigilantius glaubte nicht an die Fürbitte der Märtyrer: ihre Seelen, sagte er, befinden sich im Schoße Abrahams oder am Altar Gottes; es lasse sich doch nicht denken, daß sie, an eine bestimmte Lokalität gebannt, die Gebete derer, die sich an sie wenden sollten, anzuhören im stande seien. Er tadelte, daß man so viele Almosen nach Jerusalem schicke, denn in jedem Lande habe man Arme; er leugnete die Vorteile des ehelosen Standes und hat sogar die Geistlichen aufgefordert, sich zu verheiraten.

Vigilantius stand dabei nicht allein; es gab Bischöfe, welche keinem Kirchendiener die Weihe gaben, der nicht ein Eheweib genommen hatte. Hieronymus antwortete auf die vorgebrachten Einwürfe, daß man ja nicht die Märtyrer anbete, sondern nur Gott allein und den, für den sie Märtyrer geworden. Er begnügte sich nicht damit, die Bischöfe, die solche Lehrer und ihre Meinungen dulden, zu tadeln, sondern er hat sie eben bei dieser Gelegenheit zur Verfolgung derselben aufgefordert: der Bischof solle das unnütze Gefäß mit eiserner Rute zerbrechen. Er erinnert an Stellen des alten Testaments, nach denen die Gottlosen ausgerottet werden sollen im Lande des Herrn. Eifer für Gott sei keine Grausamkeit.

Es war im Jahre 406, daß Hieronymus die Schriften des Vigilantius in seine Hand bekam und sich sogleich niedersetzte, um sie zu widerlegen, eben in der Zeit, in welcher die Invasion der drei Völker in Gallien begann. Der römische Bischof war gleichsam der natürliche Bundesgenosse des Hieronymus; denn Rom nahm in dem Reliquiendienst die oberste Stelle ein, die Gräber des Apostels Petrus und Paulus betrachtete man als Altäre Christi. Hieronymus sah in der Opposition des Vigilantius eine Wirkung der Dämonen, von denen dieser gleichsam besessen sei.

Aber bereits war in Rom selbst eine den Ansichten des Vigilantius analoge Doktrin aufgetaucht. Schon im Jahre 388 wird einer Sekte gedacht, welche ein römischer Mönch des Namens Jovianus begründet hatte. Auch

er setzte sich der religiösen Bevorzugung des ehelosen vor dem ehelichen Leben entgegen; zwischen der Enthaltung von Speisen und dem Genuß derselben mit Danksagung dürfe man keinen Unterschied machen. Er lehrte, die Taufe sichere gegen alle Angriffe des Bösen und komme allen gleichmäßig im Himmelreich zu gute.

Bei der Verdammung desselben wirkten Hieronymus, Ambrosius und Augustinus zusammen. Die sich bildende katholische Kirche stieß alle diese Abweichungen von sich aus.

In die Reihe derselben gehörte nun auch die pelagianische. Im Jahre 412 wurde einer der vornehmsten Anhänger der pelagianischen Doktrin, Cölestius, von einer Synode zu Karthago angeklagt, daß er die Lehre von der Erbsünde verwerfe und keine andere Sünde, als eine solche, die aus dem freien Willen des Menschen entspringe, anerkenne. Der Zusammenhang mit den allgemeinen Fragen möchte darin liegen, daß die Lehre von dem ersten Sündenfall, auf welcher doch das christliche System hauptsächlich beruhte, angefochten wurde. Die Doktrin des Pelagius hat etwas dem Heidentum analoges, wie denn auch eine vorchristliche Rechtfertigung angenommen wurde; die göttliche Gnade besteht nach den Pelagianern in der der menschlichen Natur mitgeteilten Willenskraft. In dem Lebenslauf des Pelagius zeigt sich der enge Zusammenhang der religiösen und dogmatischen Bestrebungen der Zeit. Er war ein Britannier — unzweifelhaft aus den römischen Einwohnern. Wir finden ihn im Anfang des Jahrhunderts bei Chrysostomus und gleich darauf in Rom, wo er in den großen Familien Eintritt fand und sich der Gastfreundschaft der Klöster erfreute — denn er war ein Mönch. Auf der Reise von Rom nach dem Orient ist er auch in Hippo gewesen. Pelagius und Cölestius waren vor den Goten nach Afrika gewichen. So hatte bei der Invasion der Germanen in Spanien der gelehrte Orosius, der Historiker, sich nach Afrika und sodann, von Augustin an Hieronymus empfohlen, nach Jerusalem begeben, um die Lehre Augustins, der er mit voller Überzeugung anhing, auch im Orient zu verfechten. Es waren doch eigentlich Flüchtlinge, welche den occidentalen Kirchenstreit nach Afrika und von da nach dem Orient trugen. Beide, Pelagius und Orosius, erschienen einst in einer synodalen Versammlung zu Jerusalem, Orosius als Vertreter Augustins, Pelagius, der sich ohnehin daselbst aufhielt und hier unerwartet von einer Anklage heimgesucht wurde. Der Bischof Johannes von Jerusalem wollte die Autorität Augustins nicht anerkennen: hier, sagte er, sei er selbst Augustin. Aber, versetzte Orosius, er vertrete hier nicht eine Person, sondern die Meinung der katholischen Kirche, welche die Verurteilung der pelagianischen Lehre in Afrika ausgesprochen habe. Die Unterredung kann nur sehr unvollkommen gewesen sein, da Orosius des Griechischen, andere Anwesende des Lateinischen nicht vollkommen mächtig waren. Das wesentliche liegt darin, daß das Urteil über eine in Afrika ausgesprochene kirchliche Sentenz nicht einem palästinensischen Bischof überlassen werden sollte: Johannes hätte den Pelagius ohne

Zweifel nicht verdammt. Er war vielmehr ganz zufrieden mit der Ansicht desselben, daß der Mensch ohne Sünde leben könne, da dieser den Lehrsatz dahin erklärte, daß dies doch nur durch göttlichen Beistand geschehe. Die Opposition dagegen legte der Bischof so aus, als ob die Meinung sei, der Mensch könne auch mit göttlicher Hülfe nicht ohne Sünde leben.

Einen widerwärtigen Ausdruck nahm diese Streitigkeit bei dem Stiftungsfest der Kirche des heiligen Grabes an. Der Bischof fragte Orosius mit herben Worten, warum er hieher komme; Orosius fühlte sich tief beleidigt. Im Dezember 415 ist die Sache noch einmal auf einer Provinzialversammlung in Diospolis unter dem Vorsitz des Metropolitanen von Cäsarea, Eulogius, zur Sprache gekommen. Pelagius verteidigte sich unter dem Beistand des Bischofs Johannes mit Energie und Erfolg. Er sprach aus, daß man die Möglichkeit eines sündlosen Lebens ebensowenig leugnen könne als die menschliche Willensfreiheit. Alle weitergehenden, besonders auf die Lehre von der Erbsünde bezüglichen Behauptungen des Cölestius lehnte er von sich ab. Und da er seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche beteuerte, wurde er als Glied derselben anerkannt.

Als der eigentliche Vorfechter der katholischen Doktrin muß nun Augustinus angesehen werden. Sein Hauptwerk de civitate Dei ist, wie gesagt, in dem Streite der Doktrinen allenthalben entscheidend gewesen. Civitas bedeutet bei ihm nicht sowohl „Stadt“ oder „Staat“, als menschliche Verbindung überhaupt in ihrem Begriffe an sich. Augustin nimmt eine zwiefache menschliche Gemeinschaft an, von denen eine durch Kain, die andere durch Abel gegründet ist. Aus der ersteren ist auch Rom hervorgegangen. Es ist die weltliche Gemeinschaft, die andere ist die geistige, welche zugleich Himmel und Erde umfaßt. Die letztere ist die wahre, das Christentum. Die erste wird durch die höhere, geistige Gemeinschaft gleichsam überflügelt. Eine sehr verbreitete Meinung war, wie man unter anderem aus Zosimus sieht, daß das Unglück von Rom aus dem Abfall von dem Götterdienst herrühre. Eben damit beschäftigt sich nun Augustin, das römische Wesen, inwiefern es auf dem Dienst der römischen Götter beruht, zu bekämpfen. Nicht die Götter, sagt er, haben Rom gemacht, sondern Rom hat die Götter gemacht. Er leugnet nicht, daß die Größe von Rom von den römischen Tugenden ausgegangen sei; er führt das vielmehr mit einem gewissen Nachdruck aus. Aber er bestreitet die Echtheit und objektive Gültigkeit dieser Tugenden, welche meistenteils glänzende Laster gewesen seien. Nach ihm war die Macht von Rom nur eine Veranstaltung Gottes, um die Völker zu züchtigen, oder auch sie zu vereinigen. Es ist nicht sowohl der Götterdienst selbst, was er bekämpft, als die unbedingte Gültigkeit der Idee, aus welcher Rom hervorgegangen ist. Auch haben ja die Götter Rom nicht zu schützen vermocht. Ihren besten Schutz haben die Heiden in Rom bei den Barbaren gefunden, welche die Kirchen, in die jene sich geflüchtet hatten, schonten, also eben bei der christlichen Idee, der die Barbaren anhingen.

Die Schrift ist ein Symptom des Umschlages der großen Überzeugungen der Welt. Augustin sieht alles vom religiösen Standpunkt an.

Er leitet die Erbsünde nicht von der Versuchung Adams, der zuerst gesündigt hat, sondern vom Satan her. In Adam wird der Anfang der Sünde gesetzt, und wir sind sündig, nicht weil wir ihm nachahmen, sondern weil wir aus ihm geboren sind. Alles Geborene ist der Verdammnis anheimgefallen und kann nur durch die Wiedergeburt gerettet werden, d. h. durch die Offenbarung, die aus dem göttlichen Wesen selbst in die Seele strömt. Die Gnade geht dem Verdienste voran.

In seinen letzten Jahren wurde Augustin gewissermaßen in den großen Völkerkampf verwickelt, welcher über das Schicksal des römischen Reiches entschied. Er erlebte noch den Einbruch der Vandalen in Afrika. Wir wissen, daß er sich viele Mühe gab, Bonifacius mit Aëtius auszusöhnen, obgleich Bonifacius damals zu den Arianern neigte, wie auch die Vandalen, die den Sieg behaupteten. In dieser Krisis aller weltlichen und geistlichen Gewalten ist er gestorben. In den Agonien des Todes hat er sich den Text der Bußpsalmen so aufstellen lassen, daß er sie einsam lesen konnte. Afrika ist für die Römer so gut wie auf immer verloren gegangen; aber aus den Ruinen von Hippo hat sich die Katholicität der römischen Kirche entwickelt. Mitten in dem äußeren Verderben regte sich die innere Lebenskraft, welche eben einen geistlichen, exklusiven Charakter annahm. Indem jedoch der Pelagianismus mit seinen praktischen Konsequenzen vor Augustin erbleichte, entstand in der griechischen Kirche ein neuer Zwiespalt, der sich auf die transcendentalen Vorstellungen bezog, welche durch den Arianismus angeregt worden waren und auf deren Grund die gläubige Welt aufs tiefste erschüttert wurde.

In die Epoche der heftigsten Völkerkämpfe fällt der Patriarch Nestorius, der im Jahre 428 nach Konstantinopel gekommen ist, wo er durch seine heilige Zurückgezogenheit und populäre Rednergabe das Volk für sich gewann. In der Verfolgung der Arianer ging er so weit, daß der kaiserliche Hof seinem Eifer Einhalt thun mußte. Dabei aber geriet er doch selbst, indem er dem Geheimnis der beiden Naturen in Christus nachforschte, auf eine Meinung, welche neue Stürme erregte. Auch bei den Widersachern der Arianer gaben sich Vorstellungen kund, die Nestorius verdammte; er nahm Anstoß daran, wenn man die Maria als Gottesgebärerin bezeichnete. Nein, sagte Nestorius in einer seiner Predigten, Maria hat Gott nicht geboren, das Geschöpf hat den Menschen als ein Werkzeug der Gottheit geboren. Aber jener Ausdruck war von angesehenen Kirchenlehrern, wie Gregorius von Nazianz, gebraucht worden und als charakteristisch-symbolisch im Streite mit abweichenden Meinungen zu kirchlichem Ansehen gelangt. In der Hauptstadt brach eine heftige Bewegung aus, die durch die kaiserliche Autorität — zunächst zu Gunsten des Nestorius — gedämpft wurde. Einen weit aussehenden Charakter gewann die Streitigkeit nun aber dadurch, daß sich der Patriarch von Alexandrien, Cyrillus, sehr energisch wider Nestorius aussprach, zumal da die beiden

Patriarchate in einer Art von Rivalität begriffen waren. Cyrillus trug seine Beschwerden nicht nur dem klösterlich organisierten Hofe von Konstantinopel vor; er wandte sich auch an den römischen Bischof, Cölestin, dem er besonders darüber sein Mißvergnügen aussprach, daß die Streitigkeit in einer Zeit angeregt sei, in welcher der Satan die gläubigen Nationen überhaupt zu vertilgen suche. Die Idee war, daß die orthodoxe Doktrin dazu dienen sollte, die christgläubigen Bevölkerungen gegen die Barbaren zusammenzuhalten; es war eben das Jahr 430, das Todesjahr Augustins. Und schon hatte sich auch Nestorius an den römischen Stuhl gewendet, weil bei einer Schlichtung der Streitigkeiten im Orient die Meinung des Bischofs von Rom, der die Abendländer beherrschte, vor allem ins Gewicht fiel. Wir bemerkten schon, daß die abendländische Kirche für die Spitzfindigkeiten der Griechen wenig zugänglich war. Eine römische Synode sprach sich nicht allein gegen die Neuerung des Nestorius aus; sie verdammte ihn geradezu und erklärte ihn für entsetzt, — ein Urteil, das zu vollstrecken Cyrillus selbst angewiesen wurde. Um weiteren Irrungen zuvorzukommen, berief Theodosius II. eine allgemeine Kirchenversammlung nach Ephesus im Einverständnis mit dem Kaiser des Abendlandes, Valentinian III. Dieselbe wurde im Gegensatz gegen die römische Synode berufen; von dem Urteil derselben wurde an eine allgemeine Kirchenversammlung appelliert. Es galt also zugleich das oberste Ansehen des römischen Bischofs in der gesamten Kirche. Hätte sich nun nur auch die Kirchenversammlung in Ephesus einverstanden gezeigt. Cölestin erschien nicht persönlich in Ephesus, aber er schickte zwei Bischöfe und einen Presbyter als seine Abgesandten. In seinem Schreiben an die Synode herrscht die Voraussetzung vor, daß dieselbe sich für seine Ansichten entscheiden werde.

Und dahin schien es denn auch wirklich kommen zu sollen. Der Bischof von Ephesus, Memnon, zählte zu den Gegnern des Nestorius. Von Ägypten ging auch diesmal der große Impuls zur Rechtgläubigkeit aus. Als der Patriarch Cyrillus von Alexandrien mit den ägyptischen Bischöfen anlangte, schritt man ohne weiteres zur Verhandlung, deren Resultat nunmehr kein anderes sein konnte, als die Verurteilung des Nestorius. Die Sentenzen von Rom wurden in Ephesus adoptiert. Das Volk von Ephesus begrüßte diesen Beschluß fast mit gottesdienstlichen Ehren, mit Fackeln, Beleuchtung, Räucherwerk. Allein eine definitive Entscheidung lag darin nicht. Erst jetzt erschien der Patriarch Johannes von Antiochien mit einer Anzahl anderer Bischöfe in Ephesus. Von diesen unterstützt, eröffnete Johannes nun seinerseits eine neue Verhandlung, in welcher Cyrillus verurteilt wurde, dessen Hauptsätze mit Arius und Eunomius übereinkämen. Sie hatten den Bevollmächtigten des kaiserlichen Hofes, der zur Erhaltung der äußeren Ruhe und zur Abwehr von Mönchen und Laien, die sich einmischen würden, nach Ephesus geschickt worden war, Candidianus, auf ihrer Seite. So war für einen Augenblick der kaiserliche Hof für Nestorius, der römische Stuhl gegen ihn. Allein die alexandrinische Meinung hatte eine mächtige Beihülfe in den zahlreichen Mönchen, die

sich in Konstantinopel aufhielten. Aus jenen Cönobiten der Wüste war ein Mönchtum hervorgegangen, welches den Orient weit und breit einnahm. In langem Zuge, Lieder singend, begaben sie sich unter ihren Archimandriten in den kaiserlichen Palast. Das Volk schloß sich ihnen an und rief Anathem über Nestorius. Unter diesem Eindruck erklärte Theodosius II., daß er beide Parteien anhören und dann über die beiderseitigen Beschwerden — denn auch die cyrillianische Partei hatte sich heftig beklagt — entscheiden werde. Die Mönche hatten die Frage an den Kaiser gerichtet, ob er lieber einem Gottlosen oder sechstausend Bischöfen unter ihren Metropolitanen beistimmen wolle. Die allgemeine Stimmung scheint gegen Nestorius gewesen zu sein.

Ein wichtiges Moment aber bildete allemal die Teilnahme einer großen klerikalen Partei, der Mönche und des Volkes gegen den Kaiser, und jenen trat nun der römische Stuhl offen zur Seite. Gesandte des römischen Bischofs waren in Ephesus erschienen, welche verkündigten, und zwar auf Grund der Autorität des von Petrus, der die Schlüssel zum Himmel habe, gegründeten Stuhles zu Rom, daß die Absetzung des Nestorius kanonisch sei. Auf den materiellen Streitpunkt kam es weniger an, als auf den formellen, den Sieg, den der römische Stuhl in der orientalischen Kirche davon trug. Bei einem Versuch, Cyrillus und Nestorius zu einigen, kam es in Ephesus zu den ärgerlichsten Scenen. Die Bischöfe wurden handgemein miteinander. Der kaiserliche Bevollmächtigte hatte Mühe, die Ordnung herzustellen, in der Kirche behauptete die Partei des Cyrillus das Übergewicht.

Erschreckt von diesem Übergewicht der dem Nestorius entgegengesetzten Partei, trat Kaiser Theodosius einen Schritt zurück. Nestorius konnte er nicht aufrecht halten; er veranlaßte Verhandlungen zwischen den Patriarchen von Alexandrien und von Antiochien, in denen es zu einer Abkunft kam, in welcher Nestorius verdammt, jedoch auch einige von den Behauptungen des Cyrillus modifiziert wurden. Eine Versammlung zu Tarsus 434 billigte diesen Kirchenfrieden. Wie sich aber nicht anders denken läßt, allenthalben regten sich auch mehr oder minder offene Anhänger des Nestorius, unter denen Ibas, Bischof von Edessa, der namhafteste ist. Er wurde von seinen eigenen Geistlichen als Anhänger des Nestorius angeklagt, aber dann doch in Antiochien freigesprochen. Auf diese Weise schien die orientalische Kirche den Streit, der in ihrer Mitte entstanden war, auch wieder selbst beigelegt zu haben.

Eben damals nun brach das unter der Asche glimmende Feuer auf das heftigste wieder hervor. Ein hochbejahrter Archimandrit, des Namens Eutyches, bekannte sich zu Meinungen, nach welchen die Lehre von den beiden Naturen im Gegensatz zu den nestorianischen in einer beinahe monophysitischen Fassung erschien. Er ging soweit nach der anderen Seite, daß in einer bischöflichen Versammlung zu Konstantinopel Anklage gegen ihn erhoben wurde. Unumwunden erklärt er, nach der Menschenwerdung könne nur von Einer Natur die Rede sein, ungefähr, wie das die Meinung der Alexandriner war, daß man zwar dem Begriffe nach zwei Naturen voneinander unterscheiden müsse,

aber nach der Erscheinung nur Eine fleischgewordene Natur des Logos anerkennen dürfe. An der Spitze der Gegner stand der Patriarch von Konstantinopel, Flavianus, einverstanden mit den Antiochenern. Im Gegensatz zu ihnen hielt dagegen der Patriarch von Ägypten, Dioscurus, zu Eutyches, in welchem sich jene Partei repräsentierte, die den Kampf gegen Nestorius überhaupt angeregt hatte.

Die Entscheidung des kaiserlichen Hofes war zweifelhaft. Die Gemahlin des Kaisers, Eudocia, war mehr für die Ägypter und Eutyches, die Schwester des Kaisers, Pulcheria, mehr für Flavianus und die Antiochener. Ich zweifle nicht an der Echtheit dieser Zustimmungen; es war eine Zeit, in welcher die religiöse Meinung über die politische Stellung noch mehr entschied, als von dieser entschieden wurde. Aber um so höher war die Entzweiung anzuschlagen, für welche sich in der orientalischen Kirche keine Entscheidung fand. Im Orient kam es auf einer neuen Synode zu Ephesus abermals zu den widerwärtigsten Scenen, welche der Kirchenversammlung nicht anders als zum Schimpf gereichten. Der Alexandriner Dioscurus und seine Mönche behielten durch Anwendung offener Gewalt den Platz. Beide Parteien wandten sich durch Appellation an den römischen Stuhl. Den aber hatte damals Leo, den man den Großen nennt, inne, derselbe, dessen entschlossener Thätigkeit wir bereits gedachten, ein Mann von eminenter Einsicht. Man hat auch bei ihm versucht, wie so oft, all sein Thun und Lassen von kombinierender Herrschbegierde herzuleiten. Hier that er, so denke ich, das Unvermeidliche und das Notwendige. Auch Flavianus hatte sich an ihn gewendet. Die Epistel, die Leo an Flavian richtete, enthält über den obwaltenden Streit wohl das Treffendste, was darüber gesagt werden konnte. Bei der Verdammung des Nestorius hatte es sein Bewenden, aber darum nahm der römische Stuhl nicht für die monophysitische Doktrin Partei. Wir werden darauf zurückkommen, welche kaum zu ermessende Verbreitung der Nestorianismus und der Monophysitismus selbst außerhalb des römischen Reiches gefunden haben. Die Epistel Leos an Flavian hat den Zweck, diesem Streit innerhalb des römischen Reiches ein Ende zu machen. Sie enthält eine Verständigung des römischen Stuhles, nicht mit den cyrillischen, sondern mit den antiochenischen Grundsätzen, welche von dem Patriarchen in Konstantinopel festgehalten wurden. Um zum Ziel zu gelangen, mußte diese Meinung auch im kaiserlichen Palast zu Konstantinopel die herrschende werden. Von Theodosius und seiner Gemahlin Eudocia, die zu eutychianischen Grundsätzen neigten, ließ sich das nicht erwarten. Bei ihren Lebzeiten wäre an keine Verständigung zu denken gewesen. Bereits im Jahre 450 aber ging Theodosius mit Tode ab, seine Gemahlin war schon vorher verbannt worden. An seine Stelle trat Pulcheria, die immer zu den Antiochenern und Flavian hingeneigt hatte. Um die politische Lage zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Attila noch lebte und eben in dem Unternehmen begriffen war, das Orient und Occident umwandeln zu müssen schien.

Wie notwendig war es dann, den inneren Zwiespalt im Reiche zu vermeiden, und wie natürlich auch, daß man nach einer Vereinbarung strebte, welche alles zusammenhielt. Das aber ist das Werk der Synode zu Chalcedon, politisch und kirchlich eine der wichtigsten von allen, die jemals gehalten worden sind: sie schuf gleichsam einen Mittelpunkt für Orient und Occident. Die von Leo in dem Schreiben an Flavianus gegebene Erklärung des Glaubens wurde allgemein angenommen; das Wort des römischen Bischofs wurde auch für den Orient maßgebend. Hätte aber bei diesem nur ein Motiv des Ehrgeizes eingewirkt, so hätte er doch nicht seinen Zweck erreicht. Dem Bischof von Konstantinopel wurde seine bisherige Stellung und Amtsgewalt bestätigt; nur dem Range nach sollte er hinter dem römischen zurückstehen.

Übrigens aber erhob sich der römische Stuhl in diesen Konflikten auf das gewaltigste. Wir erinnern uns, zu welchem Einfluß derselbe nach den schon in Sardica ausgesprochenen Grundsätzen, noch viel mehr aber in dem Verhältnis des Damasus zu den drei Kaisern emporgestiegen war; er war es hauptsächlich, durch den der Sieg der athanasischen Doktrin errungen und die kirchliche Orthodoxie festgestellt worden war. Für die Kirchenverfassung ist es von größtem Gewicht gewesen, daß er auch in dem pelagianischen Streit für Augustin eintrat und die Ideen des Hieronymus allen Abweichungen vorzog. Jetzt nahm er in dem Streite des Nestorius und Eutyches eine Stellung ein, welche die extremen Ansichten beider Teile vermied und maßgebend für die Nachwelt geworden ist. Der Begriff der Katholicität, welcher die griechische und römische Welt umfaßte und sich in sehr markierten Grenzen bewegte, war durch eine Übereinkunft des Kaisertums in Konstantinopel und des römischen Stuhles durchgeführt worden. Die Beschlüsse des chalcedonischen Konzils sind gleichsam ein Dokument ihres Einverständnisses. Man kann sie als ein Vermächtnis des theodosianischen Hauses an das Reich und an die Kirche betrachten.

Elftes Kapitel.

Der Ausgang des theodosianischen Hauses.

Das Haus Gratians, welchem die Nachkommen Valentinians und Theodosius' mit seinen Erben angehören, kann man als die erste Dynastie ansehen, die sich nach der Zeit der Cäsaren im römischen Reiche behauptet hat. Die Idee der Erblichkeit war angenommen und durchgedrungen. Aber daraus entsprang doch wieder die Gefahr, daß die Einheit des Imperiums nicht würde aufrecht erhalten werden können. Die umfassende Macht, welche Theodosius gegen das Ende seiner Tage besaß, wurde bei seinem Tode seinen Erben zu

Teil, welche ohne abgesonderte Verwaltungen nicht hätten bestehen können. Nicht zwei neue Reiche wurden gegründet, aber doch zwei verschiedene Höfe, die, wiewohl sie auf das engste zusammenhingen, schon durch ihre geographische Position wieder auseinander gehalten wurden; dem Hofe von Konstantinopel trat der Hof von Ravenna zur Seite. Der eine behauptete sich siegreich im Orient, der andere war für die Aufrechterhaltung der römischen Autorität im Occident unentbehrlich. Der eine und der andere wurden durch die Autorität der Kirche gestützt und durch das Ansehen tapferer Heerführer aufrecht erhalten. Man nimmt dabei eine Erscheinung wahr, die sich früher noch nicht gezeigt hatte: der Einfluß der königlichen Frauen wurde an beiden Höfen maßgebend. Im Orient hing das meiste von der nonnenhaft zurückgezogenen Pulcheria ab, die aber allezeit ein lebendiges Verständnis der jedesmaligen Situation bewährte. Im Occident regierte die von Jugend auf unaufhörlich herumgeworfene Placidia, die, ihres Thrones einmal beraubt, denselben nur durch die Hülfe des Orients wiedererlangte und für ihren Sohn Valentinian III. zu behaupten wußte. Nun aber traten dieser Succession noch neue, unerwartete Schwierigkeiten entgegen.

Dem herrschenden Geschlecht fehlte es an männlichen Nachkommen. Ein sehr außerordentlicher Zustand war es doch, wenn Pulcheria ihre Hand dem vornehmsten damaligen Kriegführer, dem Senator Marcian, reichte, ohne daß er darum ihr Gemahl geworden wäre. Aber das gehörte zur Behauptung der Regierung. Dem Marcian wurde dadurch gleichsam ein Nimbus der Legitimität mitgeteilt; der tapfere Kriegsmann wurde in den Mitgenuß der Erblichkeit gezogen. Nicht lange aber konnte menschlichem Ansehen nach dieser Zustand dauern. Der indes zu männlichen Jahren erwachsene Valentinian III. schien einer großen Bestimmung entgegen zu gehen. Die beiden Reiche hätten eben auf ihn vererben müssen; er war mit Eudoxia, der Tochter des zweiten Theodosius, vermählt; aber aus dieser Ehe entsprangen ihm nur weibliche Nachkommen. Die Zukunft des Reiches beruhte indes nicht allein auf dem herrschenden Geschlecht, sondern noch mehr auf den Männern, welche die Autorität des Thrones mit dem Schwert aufrecht erhielten. Unter denen aber war kein anderer mit Aëtius zu vergleichen. Wir haben der Thaten des Aëtius schon öfter gedacht; den Zusammenhang derselben und die Sinnesweise des Mannes lernen wir aus einem Panegyrikus kennen, der vor einigen Decennien ans Licht gezogen worden ist. Aëtius stammte aus den Regionen der illyrischen Völkerkämpfe, aus denen früher manche tapfere Kaiser hervorgegangen waren. Er war der Sohn eines in Niedermösien angesessenen Römers; wir vernehmen, er habe hier schon als Kind mitten in Schnee und Eis Kriegslust und Kriegsmut an den Tag gelegt. Er folgte dann seinem Vater, der mit einer vornehmen und reichen Italienerin vermählt war, nach Ravenna, wo er vermöge seiner Abstammung — denn auch sein Vater war von vornehmer Herkunft — einen so hohen Rang einnahm, daß er einmal bei den Goten, ein andermal bei den Hunnen mehrere Jahre hindurch als

Geisel gedient hat. Nicht ohne Nachwirkung konnte der Aufenthalt in der Mitte der kriegerischen Nationen, welche abwechselnd Freunde und Feinde des römischen Reiches waren, aber zugleich eine eigentümliche Machtstellung in der Welt einnahmen, auf den heranwachsenden Knaben bleiben. Indessen wurde sein Vater, der zu einer der höchsten militärischen Würden aufgestiegen war, durch einen ihm an Behendigkeit und List überlegenen Feind umgebracht. Vollkommen sein eigener Herr, trat nun Aëtius um so selbständiger auf; er schloß sich jenem Primicerius Johannes an, der darauf dachte, das occidentalische Reich, wie es damals war, von Konstantinopel unabhängig zu machen. Man darf annehmen, daß dahin auch die Idee des Aëtius ging. Wenigstens übernahm er jene Mission zu den Hunnen, die wir schon erwähnten. Sie mißlang ihm nicht, aber zeigte sich vollkommen unnütz, da der Primicerius selbst in Ravenna gestürzt worden war, ehe er mit den Hunnen anlangte. Noch einmal wurde das Schwert gezogen; dann entschloß sich Aëtius, die Hunnen mit dem neuen Hofe zu pacifizieren; man sicherte sich durch Geiseln vor der Erneuerung ihrer Feindseligkeiten. Aëtius nahm nun eine intermediäre Stellung zwischen Barbaren und Römern ein, wie einst Stilicho; doch war dieselbe von Anfang an eine bei weitem ungünstigere, da die Fürstin und ihr Hof, denen er sich aufgedrungen hatte, wenngleich sie ihn duldeten, doch in der That gegen ihn waren. Aëtius hatte die zweifelhafte Aufgabe, die Völkerschaften und die Männer zu bekämpfen, welche sich einst für Johannes erklärt hatten. In dem Kampfe gegen die Goten, in welchem er sich ebenso geschickt wie tapfer erwies, stellte er die Autorität des römischen Namens, die in Gallien und Spanien tief herabgekommen war, wieder her. Aber damit hatte er doch nicht das volle Vertrauen des Hofes erworben. In dem Comes Bonifacius, der sich immer zu der Partei der Placidia gehalten hatte, fand er einen Nebenbuhler, an dessen Seite er nicht bestehen konnte. Wir erinnern uns, wie mit diesem Zwist der Einbruch der Vandalen in Afrika zusammenhing. Der Kampf versetzte sich nach Italien; hier war Aëtius anfangs der Schwächere; aber nach einer Flucht, die ihn über Dalmatien nach Pannonien zu den Hunnen führte, und dabei aufs neue erstarkt, nahm er eine vorwaltende Stellung an dem Hofe von Ravenna ein. Der unerwartete Tod seines Nebenbuhlers kam ihm mächtig zu statten. Der Panegyrist gedenkt des Anteils, den Aëtius an der Pacifikation der Vandalen genommen habe; die eingedrungenen Gewalthaber in Libyen, welche es gewagt hatten, die „eliseischen" d. i. karthagischen Gebiete von dem Reiche loszureißen, waren durch ihn bewogen worden, ihre Feindseligkeiten fallen zu lassen und in die engste Verbindung mit Rom zu treten.

Alles aber gewann nun eine andere Gestalt, als sich plötzlich Hunnen und Vandalen gegen Rom und dessen Verbündete unter den Germanen wandten. Aëtius erwarb sich das für die Menschheit unvergeßliche Verdienst, den großen Barbarenführer zurückzuweisen und eigentlich das Abendland zu retten. In ihm tritt uns noch einmal ein militärischer Charakter entgegen; er war ein

Mann von mittlerer Statur, aber von lebenskräftigem Gliederbau, geschickt in jeder Waffenübung zu Pferd und zu Fuß, im Bogenschießen und im Gebrauch des Wurfspeeres und dabei unempfindlich gegen Wind und Wetter. Er nahm sein Nachtlager auf bloßer Erde oder in einer Felsgrotte. Immer ging er mit strategischen Gedanken um; in dem Feldlager studierte er die Lage der Städte, die Höhen der Berge, die Übergänge über die Flüsse, die Möglichkeiten ihrer militärischen Benutzung. Er war berühmt dafür, daß er sich von dem Verhalten, das er eingeschlagen hatte, nicht durch falsche Ratschläge abbringen lasse. Er war eine jener unermüdlichen Naturen, die immer arbeiten. Die Arbeit verschaffe ihm, heißt es in dem Panegyrikus, Macht; auf Belohnungen komme es ihm wenig an, denn die Frucht rechter Handlungen liege eben darin, daß man sie vollziehe. Möge ein anderer vor den Zeugen seiner Handlungen zurückschrecken, für Aëtius gebe es keine Stunde, die nicht die Bewunderung aller auf sich ziehe: er sei mutig im Beschluß, streng im Urteil, freundlich im Gespräch. Habsucht und andere Begierden liegen ihm fern. Schon in der Zeit vor der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden ist dies von Aëtius gesagt worden. Den Rückzug der Hunnen schrieb man vor allem der Umsicht und der Energie seiner Veranstaltungen zu. Wie sehr mußte nach derselben sein Ansehen und sein Selbstgefühl wachsen. Der Panegyrist sagt, er genieße die Liebe des Volkes, des Senats, der Großen. Ein prophetisches Wort, das in seiner Jugend über ihn ausgesprochen, hatte ihm Glück und Macht vorausgesagt. Erinnert man sich nun der Lage des Reiches, der Thronbesteigung eines Kriegsmannes im Orient und daran, daß Valentinian III. zwar zwei Töchter, aber keinen Sohn hatte, so wird man nicht erstaunen, wenn Aëtius selbst den Gedanken faßte, die höchste Gewalt nicht allein faktisch auszuüben, sondern für die Zukunft in seinem eigenen Hause zu fixieren. Wir werden glaubwürdig versichert, seine Absicht sei gewesen, seinen Sohn mit der Tochter des Kaisers zu vermählen, was dem Verhältnis zwischen Marcian und Pulcheria einigermaßen entsprochen haben würde. Aber der Kaiser hätte damit einverstanden sein müssen. Valentinian war kein Imperator im alten Stil, ebensowenig wie Honorius und Theodosius II. Aber auch in ihm lebte das Gefühl von der Unantastbarkeit der höchsten Gewalt. Er sah in Aëtius einen Nebenbuhler, wie die früheren Kaiser so oft in den großen Feldherren, die neben ihnen emporkamen. Bezweifeln läßt sich nicht, daß seine Umgebung den Widerwillen des Kaisers lebhaft angeregt hat. Denn das Zustandekommen einer solchen Verbindung hätte das Ansehen des Aëtius auf den Gipfel erhoben und das des Kaisers vollends herabgedrückt. Es ist hierüber zu einer persönlichen Verhandlung gekommen. Bei dem Wortwechsel aber erwachten in Valentinian alle die Besorgnisse, die man ihm eingeflößt hatte; er fühlte sich beleidigt und gefährdet. Es hätte gesetzlich erscheinen können, Aëtius zum Tode zu verurteilen, weil derselbe nach der höchsten Gewalt trachte. Allein daran wurde nicht gedacht. Der oberste Feldhauptmann erschien dem Kaiser

als ein Gegner, dessen er sich entledigen müsse, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle. Er zog selbst das Schwert gegen ihn, und, von seiner Umgebung unterstützt, brachte er Aëtius um. Eine der gräßlichsten Scenen, die je einen Palast befleckt haben — in der damaligen Lage der Dinge doppelt unheilvoll: denn wer sollte nun die germanischen Völkerschaften im Zaume halten oder die Vandalen bekämpfen? Man hat schon in jener Zeit nicht übel gesagt, der Kaiser habe sich mit seinem linken Arme die Rechte abgeschnitten. — Unverzüglich aber bekam Valentinian zu empfinden, wie sehr die Zeiten verändert waren. Kaum einem alten römischen Kaiser würde ein Mißbrauch seines jurisdiktionellen Rechtes, wie dieser war, hingegangen sein. Ganz unmöglich aber war das in dieser Zeit, in welcher germanische Ideen in die nächste Umgebung des Hofes gedrungen waren; die Germanen erblickten in dieser Gewaltthat nicht einen Akt der über alle Verantwortung erhabenen Souveränität, sondern nur eben eine Ermordung. Ein paar Kampfgenossen des Aëtius waren von der Pflicht der Blutrache für ihren Heerführer durchdrungen. Bei einem Wagenrennen wurde er von zwei Barbaren aus dem Gefolge des Aëtius, die der Kaiser jetzt selbst in seinen Dienst genommen hatte, angefallen und ermordet; unter den Truppen regte sich keine Hand für ihn. In ihm ging der letzte lebensfähige Sproß des theodosianischen Hauses zu Grunde. Wollte man sich denken, daß er gelebt hätte, so würde er den Occident mit dem Orient unter seiner Regierung vereinigt, er würde eine der größten Stellungen in der Welt eingenommen und noch eine Weile fort erhalten haben. Aber der Imperator ging unter, als er seine Autorität schroffer ausübte, als es jemals geschehen war, während sie doch in einem Moment, wie dieser, vom Kriegsheer nicht mehr anerkannt wurde. Er hatte die Verantwortung durch die That, die er vollzog, auf sich selbst genommen; dafür mußte er persönlich durch ein unglückliches Ende büßen. Und nicht allein seine Person, sondern die oberste Autorität selbst wurde dadurch betroffen — wer sollte sie nach ihm übernehmen? Zunächst wurde einer der vornehmsten Senatoren, der dem begüterten anicischen Geschlechte angehörte, des Namens Maximus, auf den Thron erhoben. Aus demselben Grunde, aus welchem Aëtius eine Verbindung mit dem theodosianischen Hause gesucht hatte, unternahm auch er, sich eine solche zu verschaffen; nichts war ihm leichter, da er der Herr war. Er nötigte die Witwe Valentinians, Eudoxia, ihm die Hand zu reichen; ihre Tochter gedachte er mit seinem Sohne zu vermählen.

Man hat schon im Altertum Maximus als einen nahen Verwandten jenes britannisch-gallischen Maximus angesehen, der eine Zeitlang sich behauptete, dann aber von Theodosius niedergekämpft wurde. Das würde es dann um so erklärlicher machen, wenn Eudoxia, die Ehe verabscheuend, zu der sie gezwungen worden war, sich an den noch im Kriege mit Italien begriffenen Gaiserich wandte, um sie vor dem Usurpator zu retten. Denn auch in ihr lebten die eingeborenen dynastischen Gefühle.

Wir werden versichert, der Vandalenkönig habe den mit Valentinian geschlossenen Vertrag durch den Tod desselben für aufgelöst gehalten und Maximus nicht als würdigen Nachfolger desselben anerkennen wollen. Überdies war Gaiserich voll eines Unternehmungsgeistes, der nach neuem Raube verlangte. Unverzüglich ging er gegen Italien unter Segel.

Maximus fühlte sich unfähig, Rom zu verteidigen; er gab seine Zustimmung zu einer allgemeinen Flucht der Senatoren und des Volkes. Als auch er sich anschickte, davonzugehen, ist er von seinem Hofgesinde ermordet worden. Drei Tage darauf rückte Gaiserich in Rom ein. Die Erzählung, nach welcher Papst Leo die Vandalen vermocht haben soll, sich mit der Plünderung zu begnügen und von Mord und Brand abzustehen, wird nicht gerade durch die Rede desselben bestätigt, welche uns übrig ist; in derselben findet sich nicht, daß er die Wut der Barbaren gemäßigt habe. Das Volk glaubte darin eine Wirkung der Dämonen zu sehen, wie Leo sagt; er schreibt die Rettung der Gnade Gottes zu, dem man Dank schulde.

Nach vierzehn Tagen verließ Gaiserich Rom wieder; er führte Tausende von Gefangenen mit sich, darunter die Kaiserin mit ihrer Tochter, die er mit seinem Sohne Hunerich vermählte. Er scheint schon vorher den Wunsch gehegt zu haben, mit dem theodosianischen Hause in Verbindung zu treten. Diesen setzte er jetzt ins Werk. Den Gedanken, sich selbst des Imperiums zu bemächtigen oder auch nur einen anderen Imperator zu setzen, hat er damals nicht gehabt; darüber verfügten andere Weltkräfte.

Darauf, wie dies geschah, müssen wir näher eingehen, da die Verhältnisse sehr verwickelt sind und zuletzt zu einem entscheidenden Ereignis geführt haben.

Wenn es in Rom keinen Kaiser mehr gab, die Gewalt, von der doch die Gesetzlichkeit des Zustandes abhing, nicht mehr existierte, wie und von wem sollte dieser Mangel ersetzt werden? Von Konstantinopel war das bei dem damaligen Zustand der regierenden Familie nicht zu erwarten, in Rom nach dem Untergang des Maximus noch weniger daran zu denken. Der erste Gedanke, das Imperium fortzusetzen, ist in Gallien gefaßt worden; die Eingeborenen und die eingedrungenen germanischen Völkerschaften haben sich dazu vereinigt. Das geben schon die einsilbigen Nachrichten in den Annalen, die uns übrig sind, an die Hand; es muß aber auch gestattet sein, einen Panegyristen zu Rate zu ziehen, der den Dingen nahe stand, sie kannte und keinen Grund hatte, sie zu verunstalten: es ist Sidonius Apollinaris, der Schwiegersohn des Avitus, dem er seinen Lobspruch widmet; er kann die Umstände ausgeschmückt, aber unmöglich erfunden haben. Avitus war einer der thätigsten Kampfgenossen des Aëtius gewesen; ihm hauptsächlich war es zuzuschreiben, wenn die Goten ihre Waffen mit den römischen vereinigten, um die Hunnen zurückzuweisen. Er hatte dann die hohe Würde eines Praefectus Praetorio von Gallien empfangen und war mit dieser ruhigen civilen Stellung zufrieden, als er nach dem Tode des Aëtius und Valentinian von Maximus als

Magister militum an die Spitze des gallischen Heeres berufen wurde. Um den Frieden mit den Goten aufrecht zu erhalten, begab er sich selbst in ihre Hauptstadt Tolosa. Indem er aber eine Verständigung zwischen den Westgoten und Maximus anzubahnen suchte, empfing man die Nachricht, daß dieser umgekommen und Rom in die Hände der Vandalen gefallen sei. Sehr möglich, daß sich hiebei der Ehrgeiz des Avitus regte; aber unwahrscheinlich ist es doch auch nicht, daß die Goten, um nicht den gesetzlichen Boden unter den Füßen zu verlieren, den Wunsch aussprachen, Avitus möge das Imperium übernehmen; sie würden dann nicht allein Freunde des Reiches sein, sondern selbst ihm Kriegsdienste leisten, wenn er es befehle. Ohne eingewilligt zu haben, begab sich Avitus zu einer Versammlung der angesehensten Einwohner, wie denn auch die Annalen von einer solchen Zusammenkunft, die in Arelate stattfand, berichten — und hier trat ihm nun derselbe Wunsch entgegen. Es ist die römisch-gallische Aristokratie, die sich mit dem Oberbefehlshaber und dem gesamten Heere zusammenfindet. Einer der Vornehmsten, welcher würdig ist, im Namen des Vaterlandes zu reden, beklagt sich über die schlechte und schattenhafte Reichsverwaltung, die man bisher geduldet; es sei dahin gekommen, daß mit der Hauptstadt gleichsam der Erdkreis in Gefangenschaft geraten sei. Dort sei der Fürst umgekommen; das ganze Reich habe jetzt sein Oberhaupt in Gallien. Avitus möge die höchste Stelle annehmen; wenn Gallien es fordere, werde ihm die Welt gehorchen. Niemand wird an die Echtheit dieser Worte glauben; Sidonius liebt es, witzig und epigrammatisch zu reden; er läßt den alten Gallo-Römer sagen: das Vaterland befehle ihm, den Befehl zu übernehmen, seine Herrschaft werde die Freiheit sein. Aber unleugbar ist es doch, daß das provinziale Bewußtsein der Gallier selbst sich zu dem Wunsche neigte, Avitus möge die Kaiserkrone annehmen. Umgeben von den Truppen wird dann Avitus mit einer militärischen Halskette, wie einst Julian, bekleidet, man übergiebt ihm die Zeichen der Herrschaft.

Avitus erscheint als der Repräsentant der provinzial-gallischen Tendenzen; doch vermaß er sich nicht, römischer Kaiser sein zu wollen, ohne Rom zu besitzen. Er begab sich in Person dahin und wurde allgemein anerkannt.

Zugleich erfahren wir, daß Avitus sich an Marcian gewendet habe, um durch dessen Beistimmung alle Spaltung im Reiche zu vermeiden. Avitus und Marcian, der westliche und der östliche Imperator, machten nun gemeinschaftliche Sache gegen die Vandalen. Marcian forderte Gaiserich durch zwei Gesandtschaften auf, Italien zu verlassen; denn es würde sein Vorteil nicht sein, wenn er auch mit dem östlichen Reiche in Kampf käme. Auf Gaiserich machte das, wie sich denken läßt, keinen Eindruck. Es kam zu einem Kriege des östlichen und westlichen Reiches, wie sie nun konstituiert waren, gegen Gaiserich. In diesem Kampfe tritt zuerst der Sueve Ricimer in den Vordergrund. Der war es, der von Avitus nach Sicilien geschickt, dort die vandalische Flotte, welche von Karthago ausgelaufen war, auseinanderwarf.

Indessen zogen die Westgoten, wenn nicht auf Befehl, so doch unter Autorität des Avitus über die Pyrenäen, um das römische Gebiet, das ja durch ihre Mitwirkung den Römern zurückgegeben war, gegen die Sueven zu beschützen. Die germanischen Entzweiungen kamen den Römern gewissermaßen zu statten. Mit ihnen einverstanden, begleitete auch das burgundische Heer die Westgoten auf ihrem Zuge. Die Sueven wurden im Oktober 456 bei Astorga geschlagen und von dem siegreichen Feinde nach Gallicien verfolgt, Bracara erobert, der Suevenkönig gefangen und hingerichtet. Theodorich betrachtete sich als König der Sueven. Dergestalt gewann es das Ansehen, als wenn der gallikanische Imperator und seine Verbündeten, allenthalben siegreich und mit dem griechischen Reiche verbunden, Italien vor den Vandalen retten und dem Bestand des römischen Reiches im Occident eine neue Haltbarkeit verleihen würden. Da geschah nun aber, daß in der Mitte dieser Allianz ein Zwiespalt ausbrach, der alles zerrüttete. Ricimer versagte seinem Kaiser den Gehorsam. Ich will nicht mit Bestimmtheit sagen, daß er, ein Sueve von Geburt, durch den Untergang seines besonderen Vaterlandes, der von Avitus befördert war, zur Rache entflammt wurde; eine Überlieferung dieses Motives findet sich nicht. Wir vermissen eine Erzählung dieser Umstände bei dem Panegyristen; das wahrscheinlichste ist, daß er, der durch seine Siege selbst in Italien zum höchsten Ansehen gelangt war, einen fremden Einfluß in Italien nicht dulden wollte. Auch bei dem römischen Senat war Avitus nicht beliebt. Er brachte zwar aus Gallien, wohin er zurückeilte, ein Heer zusammen, mit welchem er dann wieder nach Italien ging; hier aber wurde er von Ricimer bei Piacenza geschlagen und genötigt, das Imperium aufzugeben und mit einem Bischofssitz vorlieb zu nehmen. Diese ganze Kombination löste sich auf, und eine allgemeine Verwirrung schien bevorzustehen, da auch Marcian in diesem Augenblick starb — Pulcheria war ihm schon im Tode vorangegangen, so daß auch im Osten die Succession des Theodosius aufhörte.

Vergegenwärtigt man sich die Situation, die damit eintrat, so besteht ihr Wesen vornehmlich darin, daß nun in den beiden Reichsteilen der Gegensatz der effektiven Macht zu der bisherigen Ordnung der Dinge in volle Evidenz gelangte. Die effektive Macht war in den Händen der Germanen, sowohl in dem Westen als in dem Osten; dort hing alles von Ricimer, hier von Aspar und seinen Anhängern ab. Wie sollten sich die Germanen zu dem Kaisertum verhalten? Wir kennen bereits die große Stellung, zu welcher ein paar gotische Heerführer in den östlichen und westlichen Verwickelungen des Reiches gelangt waren. Dort hatten sie es soweit gebracht, daß Nisibis noch einmal belagert werden konnte; hier war es ihnen gelungen, Ravenna für die alte Succession wieder zu gewinnen. Nicht ohne ihre Mitwirkung hatte Marcian den Thron in Konstantinopel bestiegen. Der Widerstand, den dieser Kaiser den Hunnen leistete, wäre ohne die Teilnahme der Goten unmöglich gewesen. Nach dem Tode Marcians hätte wohl dessen Schwiegersohn

Anthemius, der Enkel jenes Anthemius, welcher eine Zeitlang das Reich verwaltet und demselben die größten Dienste geleistet hatte, der auch mit dem Hause Konstantins verwandt war, den nächsten Anspruch erheben können. Aber Aspar zog ihm einen der obersten Kriegsbeamten, seinen alten Freund, den Tribunen Leo, der einst seine Güter verwaltet hatte, vor und dieser wurde dann durch das Heer zum Imperator ausgerufen. Eine solche Erhebung genügte indes in Konstantinopel nicht mehr; Volk und Geistlichkeit forderten noch eine andere Autorisation. Ein Akt von größtem Werte war es nun, daß der Patriarch Anatolius sich entschloß, den neuen Imperator mit dem Diadem zu schmücken. Schon kurz vorher hatte diese Ceremonie die Übertragung der höchsten Würde in sich geschlossen, zuerst als Theodosius das Stirnband dem Valentinian übersandte, und nochmals, als nach dem Tode des Theodosius II. Pulcheria in Gegenwart des Patriarchen und der Senatoren Marcian mit demselben schmückte. Eine Handlung von eminenter Bedeutung — denn woher kam dem Bischof das Recht, den Erwählten des Heeres mit dem äußeren Zeichen der Würde zu bekleiden, das hernach symbolisch für jeden anderen Monarchen geworden ist? Man darf sagen, es war ein Supplement für die Legitimität. Denn die Anhänglichkeit an ein bestimmtes Haus war bereits in den Gemütern. Nach dem Abgang der legitimen Dynastie bemächtigte sich nun die Kirche des Rechtes, — nicht etwa die Gewalt zu übertragen, — denn das war bereits durch die Wahl des Heeres geschehen, aber ihre Uebertragung auf eine der öffentlichen Meinung und dem bisherigen Brauch entsprechende Weise zu sanktionieren. Anatolius war ein Mann von hochstrebendem Sinn, der dafür gesorgt hatte, daß die Autorität des Bischofs von Konstantinopel jeder anderen gleich war und im Rang nur der des römischen nachstand. Noch viel mehr aber will es sagen, daß er die Übertragung der höchsten Gewalt von einem Haupte auf das andere durch die Kirche ins Leben rief. Mit alledem gelangte doch Leo keineswegs zu der Stellung der alten Kaiser. Er hatte auf der einen Seite die Kirche neben sich, der er die Sanktion der höchsten Würde verdankte, auf der anderen die Goten, die ihm dieselbe verschafft hatten. Nicht auf immer aber konnten diese Momente zusammenwirken. Die konstante Tradition ist, Leo habe bei seiner Erhebung dem Goten Aspar versprechen müssen, einen von dessen Söhnen zum Cäsar zu ernennen; er habe dann aber Anstand genommen, das Versprechen zu erfüllen; Aspar sei darüber in große Entrüstung geraten. Wie, habe er gesagt, darf ein Mann lügen, der den Purpur trägt? Leo habe geantwortet: Darf ein Unterthan seinem Herrn Gesetze vorschreiben?

Eine andere Überlieferung berichtet, Aspar habe vom Kaiser die Einsetzung eines arianischen Präfekten verlangt, die Leo verweigerte. Er schwankte zwischen den Anmutungen der Goten und den Forderungen, die ihm das katholische Bekenntnis auferlegte. Trotz der Irrungen, in die er geriet, behauptete er zunächst seinen Thron ohne Widerspruch. Die Auto-

rität des Kaisertums von Konstantinopel stellte sich unter dem ersten nicht ebenbürtigen Nachfolger des theodosianischen Hauses im allgemeinen wieder her.

Fassen wir nun die Stellung Ricimers ins Auge, so war sie hauptsächlich dadurch bestimmt worden, daß er sich, nachdem er ursprünglich zu Avitus und den Westgoten gehalten hatte, doch dem Versuche, die kaiserliche Macht durch ein gallikanisches Oberhaupt weiterzuführen, entgegensetzte, ein Akt, welcher der Autorität des damaligen griechischen Kaisers, mit dem Avitus verbündet war, entgegenlief. Wie aber sollte sich alsdann das Verhältnis zwischen den beiden Reichshälften gestalten?

Zwölftes Kapitel.

Unterbrechung des Kaisertums im Occident.

Die Erhaltung der Einheit des römischen Reiches im Orient und Occident beruhte auf zwei Momenten, einem geistlichen und einem dynastischen. Das erste bestand in dem allgemeinen Bekenntnis, welches die lateinischen und griechischen Provinzen verband und in den Beschlüssen von Chalcedon seinen Ausdruck gefunden hatte. Das zweite lag in der Kombination, durch welche zwar dem Occident eine abgesonderte Regierung zugestanden war, eine solche jedoch, die von der des Orients allezeit abhängig blieb; es schloß den Begriff der Erblichkeit in sich ein. Von universaler Wichtigkeit war es nun, daß dieser Begriff nicht mehr realisiert werden konnte, nachdem Valentinian in einem Momente ungezügelten Selbstgefühls seinen Heermeister umgebracht und dadurch seinen eigenen Untergang vorbereitet hatte.

In der Mitte der Unruhen, die daraus hervorgingen, regte sich in dem Abendlande die Idee, ein selbständiges Kaisertum auf der Verbindung germanischer und romanischer Kräfte zu gründen. Sie konnte aber nicht durchgeführt werden, da der mächtigste Germane, der an der Spitze der Kriegsvölker stand, einen Kaiser, wie Avitus war, nicht neben sich dulden wollte und ihn zur Abdikation nötigte. Indem war auch das theodosische Haus im Orient ausgestorben und hatte zwar eine Succession gefunden, die aber doch nur eine sehr unregelmäßige war. Ein auch in Geldgeschäften erfahrener Kriegsmann hatte das Scepter erlangt, nicht jedoch mit eigener Macht, sondern unter dem Einfluß des gotischen Oberbefehlshabers und zugleich der Autorität der Kirche, welche die mangelnde Erblichkeit durch eine Krönung des Patriarchen ersetzte. Am Tage liegt, daß diese Ersetzung nur eine sehr unvollkommene war und nicht überall ein dem erblichen Ansehen, welches das Haus des Theodosius besessen hatte, entsprechendes Ansehen erlangen konnte.

Dennoch lag es in der Natur der Sache, daß der neue Kaiser die Autorität, die seine Vorgänger besessen hatten, in vollem Umfang zur Geltung zu bringen suchte. Es gehörte gleichsam zur Besitzergreifung der kaiserlichen Würde, daß er auch den Occident in einer gewissen Unterordnung zu halten unternahm. Da konnte es ihm nicht anders als willkommen sein, daß das Oberhaupt der Milizen in Italien, der Patricius Ricimer, auf seine Anträge einging; von beiden zusammen wurde Majorian zum Kaiser im Occident erhoben. Die Lage der Dinge war nun, daß im Osten und im Westen faktische Oberhäupter an der Spitze der Heere standen, welche aber die Gewalt nicht selbst in die Hände genommen hatten. Leo wäre ohne den Schutz der Aspariden, Majorian ohne die Einwilligung Ricimers unmöglich gewesen. Auf den ersten Blick leuchtet ein, welche Schwierigkeiten in dieser neuen Kombination lagen; doch war sie nicht ohne große Aussicht; und eine Zeitlang schien sie Wurzel zu fassen und sich zu befestigen. Majorian gehörte einem Geschlecht an, welches die obersten Stellen bekleidet hatte. Sein Großvater war Praefectus Praetorio in Illyricum, sein Vater mit der Finanzverwaltung von Gallien betraut gewesen. Er selbst hatte mit Valentinian III. in enger Verbindung gestanden. Wenn wir Sidonius recht verstehen, so erwartete Valentinian Hülfsvölker von ihm in Rom, als er ermordet wurde. Von Leo scheint die Initiative seiner Ernennung ausgegangen zu sein. Ricimer traf eine Abkunft mit Majorian, der ihn hinwiederum als Magister utriusque militiae anerkannte, wie einst Attalus den Alarich. Daß auch Senat und Heer mit seiner Erhebung einverstanden waren, ergiebt sich aus einem Schreiben Majorians vom Januar 458, in welchem er den Senat auffordert, ihm die Teilnahme an den Geschäften zu gestatten und ihn und den Patricius, denn ihnen beiden sei die Sorge für das Kriegswesen in Italien aufgetragen, zu unterstützen.

Sidonius weiß manche rühmlichen Handlungen des Majorian zu verzeichnen, siegreiche Kämpfe in der früheren Zeit gegen die Alemannen, gegen die Vandalen und Mauren. Procop schildert ihn als einen der echten Imperatoren, die es jemals gegeben habe. Dann begab sich Majorian nach Gallien. So viel wir urteilen können, geschah es im Gegensatz gegen die gallikanische Verbindung, in die Avitus getreten war. Die Freunde desselben, Burgunder und Westgoten, wurden von Majorian als seine Feinde betrachtet. Mit einem stattlichen Heer, das er von der Donau und dem Schwarzen Meer her zuerst in Ravenna um sich sammelte, überschritt er die Alpenpässe; man nimmt nicht ohne Grund an, daß die Senatoren der Lugdunensis prima eben in dieser Gefahr sich mit den Burgundionen des weiteren verständigten, so daß Majorian sie doch nicht vollkommen niederwerfen konnte, sondern es vorzog, eine Abkunft mit ihnen zu treffen, bei welcher der Schwiegersohn des Avitus, der gelehrte Sidonius Apollinaris, die Vermittelung geführt zu haben scheint. Majorian war damit zufrieden, Lugdunum besetzen und die Burgundionen mit sich ins Feld führen zu können.

Er wandte sich dann gegen die Westgoten, die eben Arelate belagerten. Durch seinen Magister militum in Gallien, den Gallo-Römer Aegidius, gelang es ihm, die Stadt zu entsetzen und die Westgoten zu ihrer Pflicht gegen das Imperium zurückzuführen. In alledem knüpfte Majorian eigentlich an die Stellung Ricimers an, inwiefern er die Anhänger des Avitus, den dieser gestürzt hatte, bezwang und sie der neuen Kombination zu folgen nötigte. Dann aber schritt Majorian zu dem großen Unternehmen fort, für das er eigentlich bestimmt war; es war für beide Reichsteile, Orient und Occident, gleich wichtig. Er schickte sich an, die Vandalen in Afrika von Spanien aus anzugreifen. Sidonius schildert die umfassende Seerüstung Majorians mit prächtigen Worten. Die Wälder fallen ins Meer; Gallien, obwohl von Tributen heimgesucht, beschwert sich nicht über diese neue Last. Zahlreiche Völkerschaften, welche Majorian dazu ins Feld gebracht habe, werden aufgezählt; es ist, als ob dieser die ganze Welt gegen die Vandalen führen wolle, die Völker der Donau nicht nur, sondern auch die des Kaukasus.

Aus einer Notiz Procops nehmen wir ab, daß die Westgoten mit dem Unternehmen Majorians nicht eben zufrieden waren, was sich daher erklärt, daß sie unter Avitus im Begriff gewesen waren, Spanien für sich in Besitz zu nehmen.

Es war ein gemeinschaftliches Unternehmen des Orients und des Occidents, die Vandalen niederzukämpfen, welche die See unsicher machten und von Afrika her die beiden Reiche unaufhörlich befehdeten. Vergessen wir nicht, daß der Vandalenkönig Gaiserich zugleich durch die Wegführung der Eudoxia und ihrer Familie eine gewisse Beziehung zu dem theodosianischen Hause gewonnen hatte, welches jetzt durch Leo und Majorian verdrängt worden war. Gewiß wäre es für die Existenz der beiden Reichsteile, wie sie jetzt waren, der größte Erfolg, der sich denken ließ, gewesen, wenn Majorian der Vandalen Meister geworden wäre. Aber Gaiserich war ein zu waffengeübter, verschlagener, auf seine Weise alleinherrschender Heerführer zu Land und zur See, der die Mittel des Widerstandes kannte und zu berechnen verstand. Er wußte einer Überfahrt Majorians vorzubeugen, indem er die Küstenlande verwüstete, das Wasser verdarb. Zugleich brachte er der vor Anker liegenden Flotte empfindliche Verluste bei.

Majorian wurde nicht geschlagen, aber von seinem Versuch auf Afrika mußte er abstehen. Da ist nun viel davon die Rede, daß ein Waffenstillstand oder ein Friede geschlossen, aber durch Gaiserich sofort gebrochen worden sei, wodurch Kaiser Leo sich bewogen gefunden habe, mit demselben wieder in Verhandlung zu treten.

Die Nachricht ist vieldeutig und unsicher. Aber die Thatsachen zeigen, daß es zu einer Schwenkung der Politik des Hofes von Konstantinopel gekommen ist. Indem Gaiserich den Angriff, mit dem er von Spanien aus bedroht war, zurückwies, versäumte er doch nicht, sich dem Hofe von Konstantinopel anzunähern. Er gab die gefangene Kaiserin, an deren Person

sich immer ein gewisser Anspruch knüpfte, dem Hofe von Konstantinopel zurück, nicht jedoch ohne ihre Tochter seinem Sohne vermählt zu haben. Denn dahin war immer sein Ehrgeiz gegangen, mit den höchsten Gewalten im Reich eine gewisse Verbindung aufrecht zu erhalten. Majorian wurde von dem Mißlingen seines Unternehmens auf das schwerste betroffen. Er begab sich nach Gallien zurück und hielt Hof in Arles; noch immer nahm er eine sehr angesehene Stellung ein. Spanien und Gallien waren ihm unterthan, und aufs neue wendete er sich wieder nach Italien. Aber mit Ricimer hatte er kein Verständnis mehr.

Einen Imperator, der die Vandalen nicht zu zähmen wußte, wollte Ricimer nicht wieder zur Herrschaft in Italien gelangen lassen. Man will von böswilligen Einflüsterungen wissen, die dabei stattgefunden hätten. Aber wie hätte überhaupt der waffenmächtige Patricius zugeben sollen, daß Majorian, der in seinem vornehmsten Unternehmen gescheitert war, wieder zur Ausübung der imperatorischen Gewalt gelangt wäre. Majorian hatte die Freunde und Verbündeten, die ihn aus Gallien begleiteten, entlassen und war, nur von seinen Haustruppen umgeben, auf dem Wege nach Rom begriffen, als er von den Mannschaften Ricimers überwältigt wurde. Ricimer hatte ihn schon für abgesetzt erklärt; Majorian wurde dann des Purpurs und Diadems entkleidet und hierauf umgebracht. In seinem Tode lag abermals eine Lösung der Verhältnisse zwischen dem östlichen und westlichen Reiche, wie einst bei dem Tode des Avitus. Allein sie war um vieles entscheidender.

Wenn man die Zeit angeben sollte, in welcher sich die occidentalischen Provinzen von dem römischen Kaisertum emancipiert haben, so tritt der Tod des Majorian dabei in den Vordergrund. Nach Majorian ist kein römischer Kaiser weder in Gallien noch in Spanien noch vollends in Britannien erschienen. Der Oberbefehlshaber seiner Truppen in Gallien, Aegidius, hatte ursprünglich die Absicht gehabt, ihm nach Italien zu folgen. Aber gegen den erhoben sich die Westgoten, die, von einer ihnen von Anfang an widerwärtigen Autorität befreit, in dem tarraconensischen Spanien um sich griffen und in dem narbonnensischen Gallien vordrangen. Mit ihnen bestand Aegidius die härtesten Kämpfe, inmitten deren er erlegen ist. Zugleich rührten sich in seinem Rücken die Franken. Ein fränkischer König drang bald darauf bis an die Loire vor; da ist er dann — was man nicht glauben sollte — mit den Sachsen zusammengetroffen. Die Sachsen beherrschten damals die beiden einander gegenüberliegenden Küsten von Gallien und Britannien; sie hatten das Atlantische Meer inne, noch mehr als die Vandalen das Mittelländische.

Wir werden der gallischen Zustände noch anderweitig gedenken. Hier ist unser Blick auf Italien gerichtet. In dem Wechsel der Ereignisse erinnerte sich der Senat nochmals seiner altherkömmlichen Bedeutung: er ernannte einen Lucaner, des Namens Severus, zum Kaiser oder, wie andere berichten: Ricimer ließ ihn in Ravenna ausrufen und der Senat gewährte ihm seine die Ernennung legalisierende Anerkennung. Ohne Autorität war der Senat

keineswegs; aber in politischen und militärischen Dingen war Ricimer der Herr und Meister. Bei allen seinen Gewaltsamkeiten erscheint er an der Spitze der germanischen Truppen doch stark und nicht unwürdig. Alle seine Gedanken waren darauf gerichtet, Italien zu behaupten; Gallien ließ er fahren, aber er erwarb sich das Verdienst, die nördlichen Grenzen gegen die Alemannen sowohl wie gegen die Ostgoten zu schützen. Nur nach einer Seite hin geriet er in den größten Nachteil. Nach der erwähnten Übereinkunft mit Leo hatte Gaiserich in Italien wieder das Übergewicht über seinen Feind Ricimer gewonnen. Denn, wie wir aus Sidonius ersehen, recht eigentlich persönliche Feinde waren die beiden Germanen: Gaiserich konnte dem Ricimer nicht vergeben, daß er der Enkel Wallias war, der den Vandalen in Spanien die größten Verluste beigebracht hatte; Ricimer wollte den Vandalenkönig nicht als ebenbürtig anerkennen: denn seine Mutter sei ja eine Sklavin, und was zur Entschuldigung angeführt werde, sei nichts als Unwahrheit und Betrug. Ihr Hader war, wie man sieht, zugleich genealogisch und sehr bezeichnend für den Sinn der Germanen. Ricimer verzweifelte nicht, den verräterischen Überfall Roms an den Vandalen zu rächen. Aber Gaiserich, der indessen seinen Sohn Hunerich mit Eudoxia vermählt hatte, machte auf die Hinterlassenschaft Valentinians III. gleichsam ein Erbrecht geltend. Unaufhörlich griff er Italien an; nur an den festen Städten fand er noch Widerstand; das Land wurde weit und breit verwüstet. Da nun Ricimer keine Seemacht besaß, um ihm zu widerstehen, so war Italien doch wieder auf die Griechen angewiesen. Der Senat wandte sich nach Konstantinopel mit der Erklärung, ohne Beihülfe des östlichen Reiches sei Italien verloren. Aber in einem Severus erblickte Leo keinen ebenbürtigen oder keinen zuverlässigen Verbündeten, er wollte wenigstens einen Griechen als Imperator in Rom sehen. Für Severus war dann kein Platz mehr in Italien; man weiß nicht genau, wie er umgekommen ist. Auch dafür machen die Annalen Ricimer verantwortlich, und soviel wenigstens ist unleugbar, daß Ricimer nach dem Tode des Severus sich der Politik von Konstantinopel wieder näherte. Kaiser Leo ersah sich einen Mann, dessen Name besten Klang hatte, jenen Procopius Anthemius, der bereits als Mitbewerber um das östliche Reich genannt war, um ihn als Imperator nach dem Occident zu senden. Es geschah im Jahre 467. Leo hat ihn immer als seine Kreatur betrachtet, gleichsam als seinen Stellvertreter; er bezeichnet ihn als den Mann, dem er durch seine Ernennung volle Macht übertragen habe; Anthemius begründet seine Konstitutionen auf die Autorität des geheiligten Fürsten, seines Herrn und Vaters Leo. Ricimer erkannte ihn nicht allein an, sondern trat durch Vermählung mit der Tochter desselben in die engste Verbindung mit ihm. Anthemius hielt die Idee des Reiches noch einmal kraftvoll aufrecht. Den wiederauftauchenden Plänen, in Gallien ein nationales Reich zu gründen, setzte er seine Autorität entgegen. Der Urheber derselben, der Praefectus Praetorio Arvandus, wurde nach Rom gebracht, des Verbrechens der beleidigten Majestät, das er noch

keineswegs begangen zu haben meinte, schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Sidonius, der sich damals selbst nach Rom begab, fand in den Häusern der Großen gastliche Aufnahme und befand sich sehr wohl daselbst. Die allgemeine Zufriedenheit wurde aber immer durch die wiederholten Einfälle der Vandalen in Italien gestört.

Gaiserich, der sich in seinen persönlichen Erwartungen höchlich getäuscht sah, wies das Verlangen, das ihm Leo stellte, daß er auch seinerseits Anthemius anerkennen solle, von sich. Es mußte aufs neue zu einem Waffengange kommen, in welchem das östliche und das westliche Reich mit einander verbunden waren. An sich nun hätte sich wohl nicht denken lassen, daß ein vor kurzem in Afrika eingedrungener Vandalenfürst den beiden Imperatoren würde die Spitze bieten können. Aber in diesem Augenblicke war die vandalische Macht unter allen denen, die das Mittelmeer berührten, doch die stärkste und am meisten in sich konsolidierte. Die Vereinigung der beiden Imperien war zweifelhaft, noch gefährdeter dadurch, daß jedes sich aus verschiedenartigen Elementen zusammensetzte. Leo hatte auch diesmal eine Zeitlang die Oberhand, seine Flotte würde, wie man behauptet, Karthago genommen haben, wäre nicht der Führer derselben, Basiliscus, bewogen worden, den Kampf abzubrechen. Was aber konnten dessen Motive sein? Wir werden hier nochmals an das Emporkommen Leos durch die Hülfe Aspars erinnert. Noch immer war Aspar mächtig genug, den Kaiser, den er selbst auf den Thron erhoben hatte, in die Schranken seiner Macht zu bannen. Er hatte eine starke Faktion für sich, zu welcher auch Basiliscus gehörte. Die allgemeine Annahme der Zeit war, daß dem Vandalenkönig wieder, wie so oft den Germanenfürsten, die Entzweiung unter den Gewaltigen des römischen Reiches zu Hülfe gekommen sei. Man zweifelte nicht, daß Basiliscus seinen Vorteil deshalb nicht verfolgt habe, weil Kaiser Leo, wenn er die Vandalen bezwungen hätte, so mächtig geworden wäre, daß er auch in Konstantinopel eine unumschränkte Gewalt hätte ausüben können; dahin aber habe es Basiliscus, der von Aspar abhing, nicht kommen lassen wollen. Genug, das Unternehmen des vereinigten östlichen und westlichen Reiches mißlang auch diesmal. Das hatte aber dann wieder eine zersetzende Rückwirkung auf den Hof von Konstantinopel.

Aspar setzte in der That durch, daß sein zweiter Sohn, Patricius, zum Cäsar erhoben wurde; das jedoch war der Wendepunkt seiner Macht. In Tarasicodissa, einem Isaurier, dem Leo seine Tochter Ariadne zur Gemahlin gegeben hatte, der zu hohen Stellungen erhoben wurde und im Vertrauen des Palastes stand, erwuchs dem Goten Aspar ein gefährlicher Nebenbuhler. Auf dessen Antrieb wurden Aspar und seine Söhne — auch deshalb, weil sie Arianer waren — dem Tode geweiht; man weiß nicht anders, als daß sie im kaiserlichen Palast ermordet worden sind. Leo hat sich dadurch den Beinamen Macellus d. i. der Schlächter zugezogen; die Späteren haben ihn dennoch als den Großen bezeichnet, weil sie es als das äußerste Unglück be-

trachteten, unter die Herrschaft der Goten zu fallen. Wir bemerken nur, daß hierdurch die Doppelteilung der höchsten Gewalt, welche durch die Erhebung Leos veranlaßt war, gehoben wurde. Der Kaiser, welcher die Würde besaß, entledigte sich der Abhängigkeit, in welcher der Oberbefehlshaber der Truppen ihn bisher gehalten hatte.

In Rom bestand ein ähnlicher Gegensatz. Auch hier stand der Oberbefehlshaber der Truppen, der ein Germane, mit dem Inhaber der höchsten Gewalt, der ein Grieche war, in gespanntem Verhältnis.

Ein gewisses Licht auf ihr gegenseitiges Verhältnis wirft ein Bericht über eine Audienz, die Epiphanius, der Bischof von Ticinum, bei Anthemius hatte. Zwischen Anthemius und Ricimer hatte ein offener Krieg auszubrechen gedroht; die Nobilität von Ligurien hatte Ricimer fußfällig um Erhaltung der öffentlichen Ruhe gebeten, und auf deren Antrag war Epiphanius veranlaßt worden, bei dem Kaiser selbst um Frieden nachzusuchen. Anthemius zählte ihm alle die Wohlthaten auf, die Ricimer von ihm empfangen habe, darunter die größte, daß er ihm gleichsam sein eigenes Blut aufgeopfert habe, indem er ihn mit seiner Tochter vermählte. Niemals sei etwas ähnliches geschehen; keiner seiner Vorgänger habe jemals daran gedacht, dem in Pelz gekleideten Goten außer anderen Geschenken seine Tochter zu geben. Nur um so unbotmäßiger sei Ricimer geworden; wenn er nicht selbst geschadet, habe er andere dazu veranlaßt; die Wut äußerer Feinde sei durch ihn angeschürt worden. Dennoch gab er den Einreden des Bischofs Gehör und gestand den Frieden zu. Man erkennt im allgemeinen die Lage. Anthemius fühlte sich als den höheren, den vollberechtigten Träger des Imperiums, der jede Berührung mit dem Patricius als eine Gnade, die er diesem erweise, betrachtet: der dynastische Stolz erscheint bei ihm nicht viel anders, als bei Honorius dem Alarich und bei Valentinian III. dem Aëtius gegenüber.

Damals gab Anthemius den Vorstellungen des großen Geistlichen nach; der Friede wurde überall hergestellt. Allein wie lange konnte das dauern? Die Faktionen der griechischen Hauptstadt scheinen nicht unmittelbar auf die lateinische zurückgewirkt zu haben. Aber zwischen den beiden Machthabern, einem Kaiser, der die Idee des Imperiums noch einmal geltend zu machen suchte, und seinem Patricius, der schon selbst eine überlegene Streitmacht besaß und als Praefectus von Ligurien in Mailand residierte, konnte kein Verständnis aufrecht erhalten werden. Es kam vielmehr zu einem offenen Krieg, über dessen Veranlassung wir vollkommen im Dunkel sind, der aber aus dem Gegensatz der Stellungen entspringen mußte. In Konstantinopel unterlag der Oberbefehlshaber dem kaiserlichen Hofe. In Italien griff der Patricius, der die Truppen befehligte, den Kaiser an. Dort erhielt der Kaiser, hier dagegen der Befehlshaber der Truppen die Oberhand.

Wir erfahren, daß der Senat und das Volk für Anthemius waren, in dem sich ja doch die Succession der alten Imperatoren einigermaßen fortsetzte. Aber Ricimer war zu stark, um sich irgend einem Oberbefehl zu fügen;

man hat gesagt, er habe die Imperatoren gemacht; richtiger wäre es zu sagen, er habe sie gestürzt, mochten sie nun mit ihm oder ohne ihn eingesetzt sein, sobald er in Streit mit ihnen geriet. Er schritt jetzt zu einer Belagerung von Rom, die ein paar Monate gedauert hat und hauptsächlich dadurch entschieden worden ist, daß Ricimer, wie einst Alarich, die Zufuhr nach der Hauptstadt abschnitt. Er hatte schon selbst in seinem Heere einen Imperator ausrufen lassen; es war ein römischer Senator, Olybrius, der mit der von Gaiserich nach Konstantinopel zurückgeschickten jüngeren Tochter der Eudoxia, Placidia, vermählt war, also noch einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem theodosianischen Hause hatte. Eine Zeitlang wehrte sich Anthemius auf dem Palatin, wurde aber von seinen Römern verlassen und unter den Flüchtlingen getötet: Olybrius wurde in Rom anerkannt. Die Auskunft, vielleicht die beste von allen bisher versuchten, indem der neue Imperator nach allen anderen Seiten hin genügen konnte und doch in unbezweifelter Abhängigkeit von dem Patricius stand, war von kürzester Dauer. Einen Monat nach errungenem Siege ist Ricimer an einem Blutsturz gestorben, zwei Monate darauf Olybrius. Universalhistorisch bedeutend ist Ricimer darum, weil er das germanisch-barbarische Element in Italien selbst zu überwiegender Geltung brachte. Die Rückseiten der Münzen der damaligen Machthaber zeigen sein Monogramm.

Mit seinem Tode löste sich die Kombination auf, welche, obwohl immer unter heftigen Zuckungen, doch die Idee und Autorität des römischen Doppelreiches erhalten hatte. Die elementaren Kräfte, welche den öffentlichen Zustand begründeten, gerieten unter einander in einen Kampf, der zu einer großen, neuen Entscheidung führte.

Die Ordnung der Dinge beruhte auf drei Elementen: dem Einfluß des Hofes zu Konstantinopel, den regelmäßigen römischen Truppen und dem germanischen Volksheer. Diese Gliederung zersetzte sich nach und nach, in rascher Folge. Die römisch-disciplinierten Truppen erhoben einen bisherigen Domesticus, des Namens Glycerius, zum Imperator. Aber in Konstantinopel wollte man den altherkömmlichen Einfluß auf das abendländische Kaisertum keineswegs aufgeben. Kaiser Leo ernannte den Gemahl seiner Nichte, Julius Nepos, zu dieser Würde, und diesem gelang es nun auch, seines Nebenbuhlers, wahrscheinlich in dem Hafen von Ostia, habhaft zu werden. Nepos verbannte denselben nach Salona und wurde wirklich als Imperator begrüßt. Aber unter den römisch-germanischen Heerführern gab es noch einen Mann, der sich in den Verhandlungen zwischen Römern und Hunnen durch Gesandtschaften hervorgethan und dann auch in der Kriegführung einen guten Ruf erworben hatte, des Namens Orestes. Er war zum Patricius emporgestiegen und meinte, nicht einem Geschöpf des konstantinopolitanischen Kaisers weichen zu müssen. Zwischen beiden kam es zu einem Kampfe, in welchem Nepos, bei weitem der Schwächere, genötigt wurde, Ravenna, wohin

er eilends gezogen war, und Italien überhaupt zu verlassen. Orestes sah das Imperium als erledigt an und wagte zu einer Handlung der Eigenmacht zu schreiten, welche die bisherigen Oberhäupter noch vermieden hatten. Er nahm zwar nicht selbst die höchste Würde an, aber er ernannte seinen Sohn Romulus, welcher Name von dem mütterlichen Großvater desselben auf ihn gekommen war, zum Imperator. Orest setzte das ins Werk, wovon man meinte, es sei einst von Aëtius beabsichtigt worden. Der junge Romulus wurde zum Augustus erhoben, was ihm dann den Spottnamen Augustulus zugezogen hat. Orestes dachte im Namen seines Sohnes selbst zu herrschen und noch einmal die Rechte des Imperiums in Rom geltend zu machen. Damit aber waren die unter den früheren Verwaltungen eingewanderten germanischen Kriegsvölker nicht zufrieden. Es waren Heruler, Scyren, Turcilinger, an deren Spitze der Rugier Odoaker stand. Ihnen wurde der ewige Wechsel und der zwitterhafte Zustand zwischen Volk und Heer widerwärtig; sie forderten ihren Heerführer auf, ihnen feste Sitze zu geben, wie sie die Germanen in allen Nachbarlanden erlangt hatten. Unzufrieden mit dem infolge einer Verordnung des Honorius den Truppen bewilligten Dritteil der von der Einquartierung betroffenen Behausungen, forderten sie nun auch ein Drittel des Landes; sie wollten nicht mehr Mietstruppen sein, abhängig von dem Worte des jeweiligen Imperators; sie verlangten nach einer gesicherten Existenz. An ihrer Spitze stellte sich Odoaker dem Patricius Orestes entgegen. Zwischen beiden kam es zu einem offenen Kriege, in welchem Orestes, schon von einem Teil seiner Truppen verlassen, sich nach Pavia zurückzog. Aber er fand keinen Schutz in dieser Stadt. Odoaker drang ein. Indem sich die Stadt mit Mord und Brand erfüllte, wurde Orestes gefangen abgeführt und in der Nähe von Piacenza umgebracht, — nicht viel anders als Majorian von Ricimer. Infolge des erlangten Sieges ist Odoaker von seinem Heere zum König ausgerufen worden. Noch behauptete sich der Bruder des Orestes, Paulus, im Felde. Auch den warf Odoaker nieder und nahm dann Ravenna ein. Als den Kern des Ereignisses darf man ansehen, daß der Versuch eines römischen Befehlshabers, sich selbständig dem Kaiser zu Konstantinopel zur Seite zu setzen, durch das Oberhaupt germanischer Milizen bekämpft und vernichtet wurde.

Hier war aber eine große Veränderung vor sich gegangen. Am 3. Februar 474 war der Kaiser Leo gestorben. Die bei seiner Thronbesteigung zurückgedrängte oder vielmehr unausführbar gewordene Idee der Erblichkeit hatte doch bei seinem Tode wieder die Oberhand behalten. Ihm war der aus der Ehe Zenos — denn diesen Namen führte jetzt Tarasicodissa — und Ariadnes entsprungene Sohn, der den Namen des mütterlichen Großvaters führte, der von den einen als heranwachsender junger Mann, von anderen aber als kleines Kind geschildert wird, auf dem Throne gefolgt. Er wurde auch als Kaiser anerkannt; in der Unterschrift eines Ediktes erscheint er

allein. Kein Zweifel aber, daß Zeno die eigentliche Verwaltung führte. Münzen finden sich mit dem Namen des einen und des andern bezeichnet. Nun aber erst, als sich herausstellte, daß der junge oder, wie man wohl sagte, kleine Leo nicht lebensfähig war, bekam die Frage eine politische Bedeutung. Es wurde veranstaltet, daß der hinsiechende Knabe seinem Vater das Stirnband aufsetzte, unterstützt von der Großmutter und der Mutter; eine Familienscene, bei der der ununterbrochene Übergang der Gewalt behauptet wurde; sie vollzog sich auf dem kaiserlichen Sessel im Hippodrom.

Allein, wie hätte sich auch nur denken lassen, daß ein so außerordentliches Verfahren Beifall oder ruhigen Bestand haben würde? Wenn wir recht unterrichtet sind, hatte die Großmutter des jungen Leo, Verina, im Jahre 475 selbst Anteil daran, daß ihr Bruder Basiliscus, derselbe, der einst in Afrika vor Gaiserich zurückgewichen war, von einigen Senatoren unterstützt, die Behauptung aufstellte, der Thron sei noch immer erledigt und gebühre niemandem als ihm selber. Basiliscus war besonders durch seine Verbindung mit den Goten in Thracien so mächtig, daß er auf das leichteste die Oberhand in Konstantinopel erhielt und Zeno genötigt wurde, die Hauptstadt zu verlassen. Von seiner Gemahlin Ariadne begleitet, begab er sich nach Isaurien zu seinen Landsleuten, mit deren Hülfe er bald darauf den Versuch machte, nach Konstantinopel zurückzukehren. Was ihm dabei zu statten kam, war die religiöse Spaltung in der Hauptstadt. Die Beschlüsse des chalcedonensischen Konzils standen daselbst im höchsten Ansehen. Daß nun aber Basiliscus den Versuch machte, sie durch Synodalbeschluß abzuschaffen, brachte unter dem Einfluß der herrschenden Geistlichkeit die ganze Population gegen ihn in Aufruhr. Der Erzbischof legte Trauer an; die Kirche, in der er fungierte, wurde mit Schwarz bekleidet. Die Einwohner stürzten mit Weib und Kind zu der Kirche; der für heilig gehaltene Stylit Daniel stieg von seiner Säule und mischte sich in die popularen Konventikel. Auch der Senat von Konstantinopel nahm Partei gegen Basiliscus. Diese Stimmung nun griff unmittelbar in den Kampf, der bereits begonnen hatte, ein. Die beiden Führer der Truppen des Basiliscus, Illus und Procundus, wurden durch Briefe des Senats bewogen, ihn zu verlassen. Sie traten auf Zenos Seite über. Noch einmal schickte Basiliscus die in Thracien stationierten Truppen ins Feld unter Führung des Armatius, der ihm, so sagt man, bei seinem Taufgelübde hatte schwören müssen, bei ihm festzuhalten. Aber die reichen Geldgeschenke und Versprechungen Zenos vermochten auch den, auf seine Seite überzutreten. Besonders war ihm außer einer hohen persönlichen Stellung die Ernennung seines Sohnes zum Cäsar versprochen. Zeno kam im Sommer 476 nach Konstantinopel zurück, nicht gerade, wie wir sehen, durch das Übergewicht seiner Streitkräfte, sondern vornehmlich durch die religiösen Antipathien der Hauptstadt gegen seinen Gegner und eine auf ehrgeizigen Erwartungen beruhende Verräterei. Das Ereignis führte zu einem höchst verderblichen Zwischenfall. Bei einer Feuersbrunst, die unter

Basiliscus ausbrach, wurden einige der schönsten Bildwerke des Altertums und überdies eine große Bibliothek, die 120 000 Handschriften gezählt haben soll, vom Feuer verzehrt.

Basiliscus flüchtete in eine Kirche; auf das Versprechen, daß ihm kein Leid geschehen solle, verließ er das Asyl, wurde aber in ein Kastell abgeführt, und hier soll er durch Hunger umgebracht worden sein.

So gelangte Zeno zwar nicht ohne den Schein eines Erbanspruches, aber in der That durch eine sonderbare Verflechtung der religiösen und politischen Angelegenheiten in den Besitz des Imperiums. Aber sicher konnte er sich doch auf seinem Thron nicht fühlen, seine Lage war nicht dazu angethan, daß er an auswärtige Unternehmungen hätte denken können.

Bald nach seiner Zurückkunft erreichte ihn eine Gesandtschaft des aus Italien verjagten Nepos, durch welche er aufgefordert wurde, nachdem er selbst zurückgekehrt sei, nun auch ihn, seinen nächsten Verwandten, nach Rom zurückzuführen. Das Interesse des Nepos wurde durch seine Verwandtschaft mit dem Hofe empfohlen, und Zeno ließ es nicht etwa fallen. Aber sehr unsicher und zweideutig war doch die Unterstützung, die er gewährte. In diesem Augenblick langte eine Gesandtschaft mit der entgegengesetzten Bitte in Konstantinopel an. Romulus Augustulus selbst war bewogen worden, zugleich mit dem römischen Senat an den Kaiser Zeno die Bitte zu richten, er möge keinen Imperator wieder nach Italien schicken, sondern die Autorität dem verständigen und kriegskundigen Manne lassen, in dessen Händen sie sich befinde, des Odoaker. Zeno wies dies Ansinnen zurück; denn Nepos sei ja einmal zur imperatorischen Würde erhoben. Aber er wollte doch nicht mit Odoaker brechen. Indem er ihm sagte, er müsse das Patriciat bei Nepos nachsuchen, trug er kein Bedenken, den Odoaker auch seinerseits als Patricius anzuerkennen, sodaß die Gewalt, die dieser ausübte, wenigstens nicht in offenem Widerspruch mit Konstantinopel stand.

Überlegt man sich den Gang der Dinge, so begegnete das Entgegengesetzte in den beiden Hauptstädten. In Konstantinopel wurde der Herrschaft der Germanen ein Ende gemacht; in Italien behielt dieselbe die Oberhand. Eine Epoche trat ein, in welcher in Italien eine von dem Orient losgerissene Autorität die Herrschaft ausübte.

Dreizehntes Kapitel.

Odoaker und Theoderich.

Man ist gewohnt, die Verjagung des Nepos und die Konvenienz des Kaisertums in Konstantinopel, welche nicht auf eine unmittelbare Herstellung desselben drang, als den Zeitpunkt anzusehen, in welchem der Lauf der alten Geschichte zu Ende gehe und die neuere oder vielmehr die, welche man die mittlere zu nennen pflegt, beginne. Ich leugne diese Kategorien nicht, trage aber Bedenken, prinzipielle Sonderungen anzunehmen, wo doch nur Übergänge von einer Gestaltung zur anderen vorliegen. Der Augenschein zeigt, wie wenig Zeno daran dachte, sich nur als den Kaiser des östlichen Roms zu betrachten oder selbst die Herstellung des Nepos aufzugeben. Für den Moment fehlte es ihm freilich an aller Macht dazu; die nationalen und politisch-religiösen Irrungen, in denen er sich befand, die wir sogleich noch näher erörtern werden, legten ihm diese Notwendigkeit auf. Von größerem Gewicht ist es auf der anderen Seite, daß in Italien auch von dem Sohn des Orestes, welchen dieser dem Nepos als Imperator entgegengesetzt hatte, abgesehen wurde. In diesem jungen Manne stellte sich nur eine vage Erinnerung und ein gewisser Anspruch dar, dem man durch eine Ausstattung mit Landbesitz hinreichend Rechnung zu tragen meinte. An sich konnte ein Kaiser dieser Art weder den Römern gegenüber, denen er aufgedrungen wurde, genügen, noch auch in Bezug auf die Germanen, welchen er nicht angehörte. Da ist nun der Gedanke gefaßt worden, aus den germanischen Kriegsvölkern und der senatorischen Gewalt, die sich noch mit einer gewissen Autorität in Rom behauptete, eine nach allen Seiten hin streitfertige und unabhängige Macht aufzustellen. Darin liegt vielleicht die bedeutendste Handlung Odoakers, daß er darauf Verzicht leistete, einen Kaiser zu setzen und ohne Beachtung der beiden Persönlichkeiten, die diesen Titel trugen, die Verwickelung der Angelegenheiten dazu benutzte, um die Intervention Konstantinopels von Italien auszuschließen. Der erste Schritt auf dieser Bahn lag darin, daß er Ravenna, von wo der griechische Kaiser durch Orestes verdrängt worden war, diesem oder vielmehr seinen Anhängern wieder entriß, es aber dem Kaiser doch nicht zurückgab. Denn eben auf Ravenna gründeten sich die Einwirkungen des Kaisers von Konstantinopel auf Italien. Dabei erscheint die Idee eines in sich vereinigten und zugleich unabhängigen Italiens eigentlich zum erstenmal in der Welt. Das Wort war einst von einem griechisch-macedonischen König, der sich nach Unteritalien warf, welches damals allein Italien hieß, ausgesprochen worden. Zu Zeiten ist dann die Besonderheit Italiens namentlich in administrativer Hinsicht wieder in Erinnerung gekommen, doch nur eben unter einem Praefectus Praetorio im Zusammenhang

mit der Reichsverfassung überhaupt. Der Gedanke aber, der bisherigen Provinz eine politische Selbständigkeit zu verschaffen, war wieder etwas neues in der Welt; er beruhte eben auf der Beteiligung der germanischen Kriegsheere. Er ist wahrscheinlich in dem Kopfe Odoakers entsprungen oder doch wenigstens auf die Macht begründet worden, die derselbe besaß.

Odoaker gehörte, wie erwähnt, den Völkerschaften an, die bei der Auflösung des Hunnenreiches ihre Selbständigkeit wiedererworben und dann ihre Richtung auf Italien, in dessen damaliger Lage sich der allgemeine Zustand der Grenzen widerspiegelt, genommen hatten, in unaufhörlichem Kampfe miteinander oder gegen die Überreste der hunnischen Macht. Nicht der unbedeutendste Schauplatz dieses Kampfes war Noricum ripense. Römische Kriegsmannschaften gab es bereits daselbst nicht mehr. Die Einwohner römischen Ursprungs aber wurden von zwei Seiten bedrängt, einmal von der oberen Donau her durch Alemannen und Thüringer, wie wir denn die Vorfahren der Thüringer, die Hermunduren, schon im zweiten Jahrhundert mit den Römern in mannigfaltigem Verkehr an dem Donaulimes finden. Das gute Vernehmen hatte sich aber im Sturm der Zeiten in Feindseligkeit umgesetzt. Die römischen Provinzialen sahen sich durch die Gewaltsamkeit der Thüringer genötigt, aus ihrem vornehmsten Wohnsitz, Passau, zu weichen und eine Zuflucht in Lorch zu suchen. Kaum aber glaubten sie hier in Sicherheit zu sein, so wurden sie auf der anderen Seite von der mittleren Donau her durch die Rugier unter ihrem König Felitheus mit einem Angriff, der sie hätte vernichten müssen, bedroht. Wie alles, was emporkommt, eine gewisse historische Notwendigkeit zu haben pflegt, so tritt hier das christliche Einsiedlerwesen, das sich durch die ganze römische Welt von Ägypten und Konstantinopel bis an die Nordgrenzen des Reiches ausgebreitet hatte, mit einer Art von Berechtigung hervor. In diesen durch andauernde Völkerkämpfe verwüsteten Gegenden hatte einer der namhaftesten Einsiedler, der je gelebt, Severinus, seinen Wohnsitz aufgeschlagen; aber es war ihm nicht genug, durch die Heiligkeit seines Lebens Raum für seine harmlose Existenz zu finden. Seine eigentliche Mission bestand darin, in der Mitte der beiden Nationalitäten Erbarmen für die Schwächeren zu predigen. Schon lange hatte er mit den Rugierfürsten in Verbindung gestanden. Wir erfahren, daß er den Vater des damaligen Königs abgehalten hatte, einen Zug nach Italien zu unternehmen, durch den er sich mit den Goten verfeindet haben würde. Jetzt stellte er sich dem Sohne desselben, der gegen die Provinzialen in Lorch heranrückte, in den Weg, um ihm vorzustellen, daß er die armen Flüchtlinge, die sich gerettet hatten, doch nicht geradezu vernichten dürfe. Er bewog ihn, die Provinzialen in die Plätze aufzunehmen, welche bereits in seiner Hand waren. Die römischen Einwohner fanden unter Vermittelung des Eremiten Zuflucht bei den Germanen. Aus diesen Regionen nun war Odoaker nach Italien gewandert. Jedermann kennt die Legende, nach welcher der einsiedlerische Apostel von Noricum es einem in seinem heimischem Pelz

nach Italien ziehenden Rugier, der sich beugen mußte, um in seine Zelle zu treten, vorausgesagt habe, er werde einst in den Stand kommen, anderen Geschenke zu geben.

Der junge Kriegsmann, der dem Heiligen Ehrfurcht erwies, war Odoaker. Er diente unter Ricimer; sein eigentliches Element aber war doch die Führung der germanischen Völkerschaften, die sich nach dem Untergang Attilas nach Italien gewandt hatten: der Sciren, Turcilinger, Heruler, Rugier, zu denen er selbst gehörte. Wie sie ihm ihre Ansiedelung verdankten, so riefen sie ihn zu ihrem König aus. Damit verband er aber die Würde des römischen Patriciats. Diese Würde, die jetzt so oft vorkommt, wird von Konstantin hergeleitet, der in ihr ein Mittelglied zwischen dem regierenden Hause und den Behörden in Staat und Kirche habe begründen wollen. Von der eigentlichen Regierung getrennt, gewährte sie doch eine gewisse Unabhängigkeit von der Organisation der militärischen und civilen Gewalt. Schon Ricimer war als Patricius zugleich mit der Sorge für das römische Kriegswesen in den italischen Provinzen betraut. In Odoaker war die Stellung eines germanischen Königs mit dem römischen Patriciat vereinigt. Er war keineswegs ein Gegner der römischen Gesetzgebung und Verfassung. Und vielleicht verdient es Erwähnung, mit welcher Selbständigkeit er dem mächtigsten Manne, in dem sich das romanische Prinzip damals repräsentierte, dem Bischof von Rom, gegenübertrat.

Nach dem Tode des Simplicius, im Jahre 483, der fünfzehn Jahre lang den päpstlichen Stuhl inne gehabt hatte, trat einer der höchsten Beamten Odoakers in seinem Namen in der zur Ersetzung desselben bestimmten Wahlversammlung mit der Behauptung auf, durch diesen Papst selbst sei verfügt worden, daß die Wahl seines Nachfolgers nicht vollzogen werden solle, ohne mit Odoaker darüber Rat gepflogen zu haben. Es erhellt nicht mit Bestimmtheit, wie die Wahl des nachfolgenden Papstes Felix wirklich erfolgt ist. Daß aber Odoaker die Absicht hatte, in die Wahl einzugreifen, ist unleugbar, und einige andere Anordnungen, die er traf, namentlich über die Veräußerungen von Kirchengütern, die er der Willkür der Bischöfe zu entziehen suchte, atmen denselben Geist. Sein Stellvertreter, ein Laie, hat damals den Mut gehabt, die geistlichen Herren mit dem Anathem zu bedrohen.

Die Stellung Odoakers war eigenartig und unabhängig. Den Besitz von Ravenna benutzte er zur Bildung einer kleinen Seemacht, so daß er in Dalmatien einfallen und auch den Vandalen gegenüber die Autorität des römischen Namens behaupten konnte.

An den Burgundionen fand er sehr ergebene Bundesgenossen. Am greifbarsten erscheint seine allgemeine Stellung in dem Verhältnis zu seinen alten Landsleuten. Severinus hatte von den Rugiern mancherlei Unbill erfahren; nach seinem Tode wurden die in seiner Zelle für die Bedürftigen gesammelten Vorräte von denselben geplündert, man ließ nichts als die nackten Wände zurück. Hierdurch aber wurde Odoaker, der die sterblichen Überreste Severins

nach Italien abführte, zum Kriege gegen die Rugier veranlaßt. Durch angesiedelte Truppen zum König erhoben, bekämpfte er den angestammten König. Es ist zwischen ihnen zu einer Feldschlacht gekommen, in welcher der alte Fürst der Rugier erlag und in die Gefangenschaft Odoakers gebracht wurde. Noch einmal erhoben sich dann die Rugier unter einem Sohne desselben, Friedrich. Aber Odoaker schickte seinen Bruder Onulf gegen ihn; gegen den vermochte Friedrich sich nicht zu halten; er nahm seine Zuflucht zu dem ostgotischen König Theoderich, mit welchem er in Familienverwandtschaft stand. Man erzählt, Odoaker habe diesen Sieg durch einen Triumph in Rom gefeiert; es schien, als hätte er einen germanischen Stamm dem römischen Imperium unterworfen, aber er zog sich dadurch eine Feindschaft zu, der er selbst erliegen sollte. Es war die der Ostgoten, die damals in den Verwickelungen der Germanen untereinander und mit dem Kaisertum zu Konstantinopel zu immer wachsender Bedeutung gelangten.

Unter all den Völkerschaften, welche aus dem Reiche Attilas hervorgegangen waren, hatten sich die Ostgoten nach und nach ein vorwaltendes Ansehen erworben. Sie saßen in Pannonien; sie haben später immer behauptet, auch Sirmium inne gehabt zu haben. Damals waren sie unter drei Brüder aus dem Stamme der Amaler geteilt, von denen der mächtigste, Theodemir, seinen Sitz am See Pelso, wahrscheinlich dem Neusiedlersee, aufgeschlagen hatte. Die Sage berichtet, wie tapfer sie sich mit allen ihren Nachbarn geschlagen haben. Zuerst wurden die Hunnen dahin gebracht, die Goten nicht mehr für Unterworfene zu halten, sondern fürchten zu müssen. Dann nahmen sie an den benachbarten Sueven, welche ihre Viehherden überfallen und geraubt hatten, blutige Rache. Daraus erhob sich aber bald eine andere Fehde mit den niedermösischen Sciren. Im Kampfe mit ihnen wurde der älteste der Brüder, der allen anderen voraus gegen den Feind ansprengte, bei dem Sturze seines Pferdes übermannt und getötet. Die Goten behielten jedoch die Oberhand; die Sciren erlitten schwere Verluste, aber sie fanden Anhalt an den Königen der Sueven und Sarmaten, welche, durch die anwachsende Macht der Goten erschreckt, sich gegen sie erhoben. Für alle umwohnenden Völker waren die Goten in diesem Augenblick furchtbar. Auch die Gepiden und Rugier gesellten sich ihnen bei. An dem Flüßchen Bolia — wahrscheinlich dem Nebenflüßchen der Donau, Ipoly — sammelten sie eine starke Heeresmacht. Die Goten mochten den ihnen drohenden Angriff nicht erwarten. Unter der Führung des Theodemir vereinigten sie alle Streitkräfte und erfochten einen entscheidenden Sieg über die Nachbarn.

Die Sage wiederholt hier, was von der Schlacht auf den catalaunischen Feldern gemeldet wird: das Blut sei dahergeströmt, die Leichen der Erschlagenen und ihre Waffen seien im weiten Umkreis zu Hügeln aufgetürmt worden. Aus der Schilderung sehen wir nur, daß das Zusammentreffen als ein sehr blutiges und entscheidendes gedacht wurde. Die Goten fühlten sich glorreich, da sie zugleich ihren König an den Sciren gerächt und die Überlegenheit über

alle germanischen und sarmatischen Nachbarn behauptet hatten. In dieser Stellung gerieten sie nun mit dem Reiche von Konstantinopel und dem Kaiser Zeno in eine Berührung, welche ihnen ein universales Ansehen verschaffte.

Wir müssen dieser Verhältnisse auch deshalb gedenken, weil sie die allgemeine Situation in dem Moment beherrschen. Alles ging davon aus, daß die schon seit Theodosius in Thracien angesiedelten Goten bereits unter Leo auf die Hinterlassenschaft Aspars und seiner Freunde nicht allein, welche so plötzlich hingemordet waren, sondern auch auf eine ähnliche Stellung in Konstantinopel, wie diese inne gehabt hatten, Anspruch erhoben, aber von Leo abgewiesen worden waren. Nach dessen Tode aber traten sie mit Basiliscus, dem Freunde Aspars, in Verbindung. Nachdem dieser besiegt worden, machten sie abermals große Ansprüche an den Hof. Sie verlangten Jahrgelder und Landbesitz, Rechenschaft über die Erfüllung pekuniärer Verpflichtungen, Auslieferung der noch nicht umgebrachten Aspariden. Ihr Führer war Theoderich, Sohn des Triarius. Durch diesen Beinamen wird er von Theoderich, des Theodemir Sohn, der an der Spitze der pannonischen Goten stand, unterschieden. Kaiser Zeno wendete sich, um einen Rückhalt gegen die thracischen Goten zu haben, an die pannonischen. Sie wurden zu Bundesgenossen des römischen Reiches erklärt, worauf der thracische Theoderich den Kaiser mit Krieg bedrohte. Es ist der Mühe wert, den Irrungen, die hierdurch entstanden, eine nicht ganz oberflächliche Betrachtung zu widmen, da sie die inneren Zustände, wie sie damals im Imperium obwalteten, ins Licht stellen. Zeno war nicht so selbständig, um in dieser Krisis allein nach seinem Gutdünken zu verfahren. Er hat den Senat von Konstantinopel um Rat gefragt. Derselbe war in diesem Augenblick nicht so unbedeutend, wie man wohl annimmt; er hatte sich überdies bei der Herstellung Zenos ein großes Verdienst um denselben erworben. Der Antrag des Kaisers ging dahin, beide gotischen Oberhäupter durch Jahrgelder zu gewinnen. Der Senat bemerkte, die Schatzkammer sei nicht im stande, beide zugleich zu befriedigen; nur Einem könne man Jahrgelder zahlen; der Kaiser selbst möge bestimmen, welcher von beiden das sein solle. Zeno konnte darüber keinen Zweifel haben, da die Ansprüche der thracischen Goten mit all den Feindseligkeiten zusammenhingen, die er von jeher erfahren hatte. Aber auch dann hielt er nicht für ratsam, seine Meinung zu verlautbaren. Er beriet sich nochmals mit dem Kriegsheer — denn auch dieses hatte durch die Wiederherstellung Zenos wieder an selbständigem Ansehen gewonnen. In diesem konnte sich kein Bedenken regen: hatte es sich ja doch eben mit den thracischen Goten geschlagen; es war sehr bereit, sich wider dieselben mit den pannonischen zu verbinden. Und schon waren diese vorgerückt, um den Kampf zu unternehmen. Sie hatten sich aber dabei der mit dem Kaiser abgeschlossenen Übereinkunft nicht eben zu erfreuen, was eine Verstimmung hervorrief, die um so mehr hätte vermieden werden müssen, da sich zwischen den beiden naheverwandten Stämmen noch ein gewisses Gemeingefühl

regte. Es geschah, daß die Ostgoten unter dem jüngeren mit den thracischen Goten unter dem älteren Theoderich Frieden schlossen. Zeno wandte alles an, um diese Abkunft wieder rückgängig zu machen; er machte dem jüngeren Theoderich die glänzendsten Versprechungen. Aber unbedingt war dieser doch nicht Herr seiner Goten, und der Kaiser kam in die Verlegenheit, mit beiden Stämmen zugleich Krieg führen zu sollen. Das aber brachte ihn wieder mit seinem Kriegsheer, das sich bereits zum Kampfe gegen die thracischen Goten gerüstet hatte, in Mißverhältnis. Aufmerksam gemacht, daß er sich auf die Truppen nicht mehr verlassen könne, entschloß er sich, ihre Auflösung zu verfügen. Sie gingen auseinander, aber unter Verwünschungen gegen Zeno, welcher kein Imperator sei, wie sie ihn bedürften.

Gleich darauf ist dann in Konstantinopel eine Empörung der Truppen unter ihrem Führer Marcian ausgebrochen. Dieser machte selbst Anspruch auf den Thron, weil seine Gemahlin Leontia dem Leo, als er schon Kaiser war, geboren worden sei, während Ariadne vorher auf die Welt gekommen war. Er hatte anfangs Erfolg; die Anhänger Zenos wurden von ihm im Palast zusammengedrängt und gleichsam belagert. Aber die einmal eingerichtete Gewalt behielt dennoch die Oberhand. Marcian wurde niedergeworfen, zum Priester gemacht und entfernt. Sein Bruder Procopius floh zu dem thracischen Theoderich, der dann standhaft verweigerte, ihn auszuliefern. Hierauf nun entschloß sich Zeno, den aufgegebenen Kampf wieder aufzunehmen; denn die Ansprüche, die in seiner unmittelbaren Nähe sich mit verdoppelter Kraft erhoben, wollte er nun einmal nicht dulden. Zu diesem Zweck erneuerte er sein Bündnis mit den pannonischen Goten und forderte sie zur Erneuerung ihrer Feindseligkeiten gegen ihre Stammesgenossen in Thracien auf; der Senat gelobte, niemals mit den letzteren Frieden zu schließen. So kam es in der That zum Kriege des Kaisertums gegen die feindseligen Nachbarn in Thracien in Verbindung mit den pannonischen Stammesgenossen derselben: der Krieg wurde jedoch nur zwischen den beiden Stämmen geführt. Aber er nahm, da diese immer ihrer ursprünglichen Stammverwandtschaft eingedenk blieben, den seltsamsten Verlauf. Der jüngere Theoderich rückte gegen den älteren mit Heeresmacht vor. Aber dieser wußte ihm zu widerstehen. Er hatte eine uneinnehmbare Position inne, von der aus er es wagen konnte, an das Lager seiner Feinde heranzureiten und ihnen heftige Scheltworte zuzurufen: ihr Führer sei ein Knabe, der die Römer nicht kenne; denn deren Absicht sei ja allein, die germanischen Stämme untereinander zu entzweien und im Kampfe gegeneinander zu verderben. Er machte damit so viel Eindruck, daß die pannonischen Goten ihrem Führer drohten, sich von ihm zu trennen, wenn er nicht Frieden mache. Eine Zusammenkunft der beiden Oberhäupter fand statt an dem Ufer eines kleinen Flusses, der zwischen den beiden Heeren dahinfloß, in welcher sie verabredeten, gemeinschaftliche Sache zu machen und vereinigt ihre Forderung dem Kaiser vorzulegen.

Der Antrag war aber eine Art von Kriegserklärung gegen denselben.

Und in kurzem finden wir die pannonischen Goten auf einem Feldzug nach Macedonien, in welchem sie eine Anzahl von Städten einnahmen, unter anderen die altberühmten Hauptstädte Pella und Pydna, und sich dann nach Epirus begaben. Welche Gedanken sich hierauf in Theoderich, Theodemirs Sohn, regten, läßt sich daraus abnehmen, daß er dem kaiserlichen Gesandten, der ihn aufsuchte, den Vorschlag gemacht hat, den verjagten Nepos, der sich noch in Salona aufhielt, nach Italien zurückzuführen. In Odoaker sah er schon damals einen Feind. Alles das führte nun nicht zum Ziel, weil indessen eine römische Truppenschar einen Vorteil über die Goten erfocht. Aber eine Annäherung hatte doch stattgefunden, und allmählich stellte sich ein Einverständnis wieder her. Nach dem Tode des älteren Theoderich kam der jüngere nach Konstantinopel, um hier die Stellung einzunehmen, die jenem versagt worden war; im Jahre 484 ist er sogar zum Konsulat erhoben worden, eine Würde, die noch bestand und eine gewisse Superiorität über die Beamtenwelt in sich schloß. In diesem Verhältnis hat Theoderich dem Kaiser die wirksamsten Dienste geleistet.

Aus dem Kampfe mit Basiliscus nämlich war für Zeno nicht allein das Zerwürfnis mit den thracischen Goten, welche seine Kräfte in Europa beschäftigten, sondern auch ein anderer Gegensatz, der Asien ergriff, entsprungen. Derselbe Illus, welcher durch seinen Übergang zu Zeno den Sieg über Basiliscus entschieden hatte, entzweite sich mit der Gemahlin Zenos, Ariadne, die dem Kaiser geradezu sagte: entweder müsse Illus aus dem Palast verwiesen werden oder sie werde den Palast verlassen. Nach einiger Zeit wurde Illus zum Oberbefehlshaber im Orient gemacht. In dieser Stellung aber empörte er sich. Er war hiebei mit Verina, der Schwiegermutter Zenos, einverstanden. Sie unternahmen, einen anderen Imperator, des Namens Leontius, aufzuwerfen.

Wir haben das Manifest übrig, welches Verina zu diesem Zweck erließ. Sie habe, sagt sie darin, das Reich in ihren Händen gehabt; es sei das ihre; durch sie habe es Tracalissäus, der sich Zeno nenne, empfangen; aber er zeige sich unfähig, es zu verwalten; und so habe sie sich entschlossen, einen anderen, mit Religion und Gerechtigkeit ausgerüsteten Imperator zu krönen. Sie behandelt, wie man sieht, die imperatorische Macht gleichsam als ein ihr von ihrem Gemahl Leo hinterlassenes Erbteil.

Illus trat mit seiner ganzen Macht für Leontius ein. Zeno schickte ein stattliches Heer unter Johannes Scytha gegen ihn ins Feld, das einen vollständigen Sieg über die Empörer erfocht, so daß diese sich in das Kastell Papyrium in Isaurien flüchteten, wo sie aber nach einiger Zeit vernichtet worden sind.

In dieser großen Gefahr stand nun Theoderich dem Zeno zur Seite. Er nahm Teil an dem Zuge nach Asien, wie so viele Goten in alter Zeit. Aber eben in diesem Augenblick traf ihn die Nachricht, daß Odoaker Noricum in Besitz genommen und in den pannonischen Machtbereich der Ostgoten vor-

gedrungen sei. Theoderich wollte sich vor ihm schützen und seine rugischen Anverwandten an ihm rächen. Die Stammesantipathien der Germanen greifen hier abermals in die allgemeine Geschichte ein.

Möglich und sogar nicht unwahrscheinlich ist es, daß der Amaler einem auf seine eigene Hand emporgekommenen Heerführer nicht verstatten wollte, unter den germanischen Stammeshäuptern eine selbständige Stellung einzunehmen. Genug, die Feindseligkeit, die aus dem Verhältnis Odoakers zu der Dynastie der Rugier auch gegen ihn selbst entsprang, war er entschlossen zu rächen. Wie sich Kaiser Zeno dazu verhielt, liegt nicht so ganz deutlich vor Augen. Daß er in Odoaker einen prinzipiellen Feind gesehen habe, darf man meines Erachtens doch nicht annehmen. Er hat ihn zum Patricius erklärt und den ersten Anträgen der Goten gegen denselben keine Folge gegeben. Seitdem jedoch scheint eine Entfremdung des Kaisers von Odoaker stattgefunden zu haben. Aus den leider nur fragmentarisch überlieferten Nachrichten des Johannes Antiochenus ersieht man, daß Illus außer anderen Nachbarn des römischen Reiches auch Odoaker zu Hülfe gerufen hatte. Odoaker habe, so berichtet der Autor, zwar seine Unterstützung verweigert, aber der Kaiser doch seine Haltung nicht für zuverlässig gehalten und das Volk der Rugier zu Feindseligkeiten gegen ihn aufgeregt; der Sieg Odoakers über die Rugier sei ein Nachteil des Kaisers gewesen. Auch die Münzen Odoakers, die man in dessen spätere Zeit setzt und bei denen die Existenz des Kaisertums ignoriert wird, könnten darauf hindeuten. Man hat eine ausführliche Erzählung, nach welcher Theoderich die Einwilligung Zenos in aller Form verlangt und demselben, wenn er Odoaker schlage, die Oberherrschaft zurückzugeben versprochen habe; unter dieser Bedingung habe er die Ermächtigung desselben, sich Italiens zu bemeistern, erhalten. Daß das wörtlich so vorgefallen sei, ist an sich nicht wahrscheinlich anzunehmen. Zwischen der Zeit, in die es gesetzt wird, und dem Unternehmen des Zuges sind einige Jahre verlaufen, in denen keineswegs ein volles Einverständnis zwischen Theoderich und Zeno geherrscht hat; im Jahre 487 finden wir Theoderich von einer Landschaft Mösiens aus, die ihm überlassen worden war, gegen Konstantinopel feindlich vorrücken. Aus diesem Grunde konnte Zeno nicht gegen das Unternehmen sein. Es wird ausdrücklich überliefert, daß es ihm erwünscht gewesen sei, den waffenmächtigen Goten aus seiner unmittelbaren Nähe zu entfernen. Man darf annehmen, daß die Entfremdung Odoakers von Zeno, der Wunsch des Kaisers, den Gotenführer von Konstantinopel fern zu halten, endlich das Verlangen Theoderichs, sich an Odoaker für die Ermordung seiner Verwandten zu rächen, zusammenwirkten. So geschah es, daß der mächtigste germanische König gegen Odoaker vorrückte. Odoaker hatte sich aus der Reihe der Mietsvölker selbständig erhoben und sein Patriciat dem Kaiser von Konstantinopel abgedrungen; Theoderich wollte, einverstanden mit dem Kaiser, Italien demselben wieder entreißen. Aus den vorhandenen Schilderungen des Zuges des Theoderich von Mösien nach Italien lernt man weder die Zahl seiner Truppen, noch auch die Straße, die er mit

ihnen einschlug, genau kennen. Doch bieten sie einige merkwürdige Nachrichten ethnographischen Inhalts dar. Alle Stammesgenossen, wo sie sich auch befinden mochten, wurden zu einem einzigen Kriegsheer vereinigt. Niemand, sagt Ennodius, wurde geduldet, der nicht ein Verwandter war. Wagen dienten als Wohnungen; in diese mobilen Häuser wurde alles zusammengebracht, was für das Leben notwendig war; auch die Handmühlen fehlten nicht, Ochsen zogen sie; die Hausfrauen, in welchem Zustande sie sich auch befinden mochten, waren beschäftigt, den Unterhalt zu bereiten. Es war Winter, Bart und Haar waren mit tropfendem Eis durchzogen; die von den Frauen gearbeiteten Kleider starrten vor Eis. Eine willkommene Beute gab das in den Waldungen aufgewachsene Wild, oder man erzwang sich Nahrungsmittel von den Stämmen, durch deren Gebiet man zog, wie von den Gepiden, aber das kostete immer Blut.

Bei aller Ähnlichkeit waltet doch zwischen Odoaker und Theoderich eine durchgreifende elementare Verschiedenheit ob. Die germanischen Stämme, an deren Spitze Odoaker sich erhob, waren Söldner, die nur das Recht des Hospitiums, das ihnen erteilt worden war, erweiterten; sein Fürstentum war ein aus dem Söldnerdienst unmittelbar erwachsenes, welches noch in dem letzten Kampfe, dem Kampfe mit Noricum, die Farbe der römischen Kriegsführung trug. Theoderich trat von Anfang an als ein freier germanischer Stammesfürst auf; er war kein Söldner, sondern ein Verbündeter.

Odoaker sah den Kampf mit Ruhe kommen; er hatte Zeit gehabt, sich zu rüsten. Gleich bei dem Eingang in Italien, am Isonzo, überfiel er selbst unerwartet den Feind, der daselbst Rast hielt. Er wurde zurückgeschlagen, aber kurz darauf finden wir ihn aufs neue an der Etsch kampffertig. Hier nun, bei Verona, erlitt er eine Niederlage; eine große Anzahl seiner Leute kam auf der Flucht um. Dieser Sieg Theoderichs ist als der entscheidende betrachtet worden. Der Beiname, den ihm die alte Sage giebt, knüpft an denselben an. Allein es mußten sich infolge des Ereignisses, das die Zukunft von Italien bestimmen sollte, noch andere Weltkräfte regen und in den Kampf eingreifen. Die beiden Nationen, die den Süden von Gallien untereinander teilten, Westgoten und Burgunder, konnten nicht anders, als an dem Kampf in Italien teilnehmen, der über ihre eigene Stellung entschied.

Die Burgundionen gewährten dem bisherigen Fürsten, mit dem sie in freundschaftlicher Verbindung standen, ihren Beistand. Die Westgoten, die, schon vor ein paar Jahrzehnten durch ostgotische Scharen verstärkt, unter Eurich in steter Ausbreitung begriffen, bis an die ligurischen Alpen vorgedrungen waren, schickten ihren Stammesgenossen eine ansehnliche Hülfsmacht. Zwischen diesen doch eigentlich nur germanischen Völkerelementen kam es nun an der Adda zu einem Zusammentreffen. Odoaker hatte keinen Vorteil davon, daß einer seiner Feldobersten, der von ihm abgefallen war, wieder in seine Dienste eintrat; er unterlag in dem großen Kampfe; die Ost- und Westgoten vereinigt erlangten die Oberhand über die Burgunder und das scirisch-rugische

Gefolge Odoakers. Theoderich wurde hierdurch Meister des oberen Italiens. In dem unteren kam ihm der Übertritt der angesehenen Familie der Cassiodore aus Odoakers Diensten in die seinen mächtig zu statten. Unter demselben Einfluß schloß sich auch Sicilien ihm an, jedoch unter der Bedingung, nur eine kleine Anzahl seiner Kriegsvölker aufzunehmen. Größere Besatzungen aber brauchte es nicht, da die Goten überhaupt mit den Vandalen in Afrika damals in gutem Vernehmen standen, — was unter anderem aus einem Vertrage des Kaisers Leo mit den thracischen Goten erhellt, nach welchem die Pflicht der Heerfolge, die sie übernahmen, gegen alle anderen Völker statthaben sollte — ausgenommen gegen die Vandalen. Von allen Seiten gesichert, wendete sich Theoderich gegen Odoaker, der seine Zuflucht in Ravenna, beinahe der vornehmsten Befestigung dieser Zeit, gesucht und gefunden hatte. Noch im Jahre 491 ist es vor der Stadt zu Scharmützeln von Belang gekommen, in denen es jedoch dem Eingeschlossenen nicht gelang, die Übermacht des Gegners zu brechen.

Ravenna war die Hofburg der abgezweigten Dynastie des Hauses des Theodosius gewesen und hatte immer den Mittelpunkt zwischen Orient und Occident gebildet. Die Frage, ob Odoaker, der es nach seinen Siegen über Orestes den Griechen vorenthalten hatte, und als Patricius ein Recht darauf in Anspruch nahm, es behalten oder ob es an Theoderich übergehen sollte, berührte die Interessen des griechischen Reiches unmittelbar. Um die Lage zu verstehen, müssen wir unsere Augen nach Konstantinopel wenden, wo eben damals eine große Veränderung vor sich ging.

Zeno war indessen seiner Gegner in Isaurien, die doch eben keinen besonderen Mut bewiesen, Meister geworden; die Köpfe des Gegenkaisers und seines Heerführers, des Leontius und Illus, wurden in dem Cirkus umhergetragen, ehe man sie noch zu anderen Beschimpfungen mißbrauchte.

Wenn es sich so verhielte, daß Odoaker als ein Verbündeter des Illus betrachtet worden wäre, so würden die Kriege Theoderichs als Erfolge Zenos selbst angesehen werden können.

Eben damals aber, im April des Jahres 491, ist Zeno gestorben. Hätte er gelebt, so würde er, es ist kein Zweifel daran, auch in diesem entscheidenden Momente für Theoderich gewesen sein. Aber mit seinem Tode brach eine Bewegung aus, durch welche die Regierung eine andere Richtung bekam. Zenos Gemahlin, Ariadne, hat bei der Wiederbesetzung des Thrones den entscheidenden Einfluß ausgeübt. Sie zog den Verwandten ihres Gemahls einen Beamten des Hofes vor, der nicht zu den höchsten Ämtern gelangt war, sondern die Stelle eines Silentiarius bekleidete und als solcher mit einer ganzen Anzahl anderer Kollegen, welche die Ordnung im kaiserlichen Palast aufrecht zu erhalten hatten, unter dem Praepositus sacri Cubiculi stand, des Namens Anastasius. Anastasius war ein ruhiger Mann, von untadelhafter Führung, der das allgemeine Vertrauen genoß. Ariadne gewann den Senat und die Truppen für ihn. Wir haben ein lateinisches Gedicht übrig, welches sie des-

halb rühmt, weil sie das Reich, das gleichsam als ihr Erbteil betrachtet wird, durch einen trefflichen Fürsten befestigt habe; ihren Schutz und den der Welt habe sie ihm anvertraut. Allein die Männer, die neben Zeno an der Regierung den meisten Anteil gehabt hatten, besonders der Bruder Zenos, Longinus, der zur Nachfolge bestimmt zu sein glaubte, und eine Anzahl von anderen, welche sich in den Stellungen, die sie inne hatten, bedroht sahen, gerieten darüber in empörerische Aufwallungen. Und noch ein anderer Gegensatz trat hervor. Da Anastasius in Verdacht stand, abweichende religiöse Meinungen, man sagte manichäische, zu hegen, so forderte der Patriarch denselben zu dem Versprechen auf, in der Kirche keine Neuerungen anzufangen: denn er würde sich dadurch unfähig machen, die höchste Gewalt über rechtgläubige Christen auszuüben. Ariadne hat auch hier vermittelt; sie bewog Anastasius, dem Patriarchen eine Schrift einzuhändigen, in der er sich anheischig machte, die Beschlüsse des chalcedonischen Konzils als Glaubensnorm anzuerkennen. So wurde die Krönung am 14. April 491 vollzogen. Außer der Übereinstimmung des Palastes, des Senats, der Truppen ist die Rechtgläubigkeit nach den Beschlüssen von Chalcedon das Moment, auf welchem das Kaisertum beruht.

Zuerst hatte Anastasius einen heftigen Kampf mit der gestürzten Faktion, die man als die isaurische bezeichnet, zu bestehen. Sie veranlaßte Unordnungen bei den Spielen im Cirkus, sie schleppte die Bilder des Kaisers und der Kaiserin durch die Straßen und erlaubte sich vielfache Ungebühr. Aber sie war dem Volke verhaßt wegen ihrer Teilnahme an der vorigen Regierung. Die angesehensten Mitglieder derselben, darunter auch Angehörige der kaiserlichen Familie, wurden in der That aus der Stadt verjagt. Bald darauf jedoch mußte Anastasius erleben, daß das Volk der Isaurier, dem zugleich Schmälerungen der Annona angemutet wurden, sich zu einem offenen Kriege gegen ihn erhob. Ihr Führer war der Bruder jenes Illus, der unter Zeno so mächtig gewesen war. Allein dem bewährten Johannes Scytha gelang es auch diesmal, der bei weitem stärkeren Feinde Herr zu werden. Die Isaurier erlitten eine blutige Niederlage und eilten nach Hause zu kommen. Und auch die religiösen Zwistigkeiten brachen wieder aus.

Wie sollte nun Anastasius in diesen ihn umdrängenden Verlegenheiten daran denken, in der Entzweiung der beiden großen germanischen Oberhäupter von Ravenna eine maßgebende Entscheidung zu treffen? Theoderich hatte sich an den Hof von Konstantinopel gewendet, um mit seiner Erlaubnis die Insignien der Macht, welche die Herrschaft über Italien bedeuteten, anlegen zu dürfen. Er hatte aber keine Antwort bekommen. Anastasius, der als Gegner der Regierungsweise des Zeno und der Freunde desselben emporgekommen war, konnte nicht gemeint sein, auf die Seite Theoderichs zu treten. Er ließ die Forderung unbeachtet.

Der Kampf der beiden Gegner mit einander war indessen immer weiter gegangen. Im Jahre 492 wußte Theoderich an der Küste einige Fahrzeuge zusammenzubringen und dem Feinde den Hafen zu verschließen. Da nun für

Odoaker kein Entrinnen mehr war, so brachte der Bischof Johannes, um den weiteren Kriegshandlungen ein Ende zu machen, eine Vereinbarung zu stande, durch welche Odoaker seines Lebens versichert wurde; er sollte in Ravenna wohnen bleiben, aber auch Theoderich daselbst einziehen. Wie hätten aber die beiden Kriegsfürsten, die in offener Feldschlacht einander gegenübergestanden hatten, in freundschaftlicher Nähe nebeneinander wohnen können? Eines Tages hat sich Odoaker zu einem Besuche in die Gemächer Theoderichs begeben. Dabei aber ist er getötet worden; — der ausführlichsten und glaubwürdigsten Nachricht, die uns darüber erhalten ist, zufolge wurde er von ein paar Dienern, welche die Miene annahmen, als wollten sie ihm eine Bitte vortragen, festgehalten. Dann kam Theoderich herbei und durchstieß Odoaker mit dem Schwert. „Wo ist Gott?“ rief dieser, des ihm gegebenen religiösen Versprechens eingedenk, als er sich angegriffen sah. „Ich thue dir“, sagte Theoderich, „wie du den Meinen gethan hast“. Er fügte dem Morde noch eine Verhöhnung hinzu. Religion und Blutrache treten hier in unmittelbaren Konflikt. Dem Germanen stand die Pflicht der Blutrache noch über dem Versprechen, das er unter religiöser Vermittelung gegeben hatte.

Hätte Theoderich die Insignien der höchsten Gewalt, welche Odoaker in seinen Bedrängnissen nach Konstantinopel geschickt hatte, von dort erhalten, so würde er als dessen Nachfolger haben betrachtet werden können, so gut wie er sein Überwinder war. Diese Art von Anerkennung stand noch aus und ließ sich kaum erwarten. In dieser Verlegenheit mußten die Goten und Theoderich vor allen Dingen sich selbst helfen. Ausdrücklich finden wir die Nachricht, daß die Goten ihren Führer aufs neue als ihren König anerkannten oder, wie die Urkunde sagt, in dieser Würde bestätigten. Sie erneuerten damit ihr ursprüngliches Verhältnis zu dem Geschlechte der Amaler. Wie man sich den Akt auch auslegen möge, so liegt immer darin, daß er die Idee der nationalen Unabhängigkeit in sich enthielt, als Italien keinen Widerstand mehr leisten wollte.

Wie sollten aber die römischen Eingeborenen behandelt werden? Wir kommen hier nochmals auf eine Mission des Bischofs Epiphanius zurück, welche darüber ein gewisses Licht giebt.

Ein Edikt Theoderichs war ergangen, nach welchem nur denen, die sich ihm angeschlossen hatten, die Vorrechte römischer Bürger, das was man die römische Freiheit nannte, also die Geltung der römischen Gesetze überhaupt verbürgt sein sollte; alle anderen, die sich zur Gegenpartei gehalten hatten, wurden mit einer Entziehung dieser Rechte, wofür dann einige Fälle besonders namhaft gemacht wurden, bedroht. Hierüber geriet nun, wie der Biograph des Bischofs Ennodius sagt, ganz Italien, besonders Ligurien, in Besorgnis. Und aufs neue wendete sich das allgemeine Vertrauen an Epiphanius, von dem man glaubte, daß er mit seinen überzeugenden Gründen überall durchdringe. Von dem Bischof von Mailand begleitet, begab sich Epiphanius nach Ravenna und hatte eine Audienz bei dem König, in der dann Gründe und

Gegengründe einander entgegengestellt wurden. Auch hier wird man nicht annehmen können, daß alles so gesprochen worden sei, wie der Biograph es angiebt. Aber dieser selbst stand doch den Angelegenheiten so nahe, und die Gründe, die angeführt werden, liegen so sehr in der Sache, daß wir aus der Erzählung überhaupt die Verhältnisse näher kennen lernen. Der Bischof macht seinem geistlichen Amte gemäß die Verpflichtung geltend, in welcher der König zu Gott stehe, der ihm den Sieg verliehen habe; denn dem verdanke er es ja, daß an dem Orte, wo Odoaker geherrscht habe, jetzt er, der Gotenkönig selbst, mit dringenden Bitten angegangen werde. Er möge die Fehler vermeiden, welche sein Vorgänger begangen habe. Er möge den Genuß der gesetzlichen Ordnung der Dinge allen Unbeteiligten angedeihen lassen und den Schuldigen Verzeihung. Nicht unerheblich sind die Gegenbemerkungen, die dem König in den Mund gelegt werden. Besonders eine neubegründete Gewalt, so läßt der Biograph ihn sagen, befinde sich in der Notwendigkeit, Strenge auszuüben. Wer seinem Feinde Gnade erweise, hebe das göttliche Gericht auf, das denselben in seine Hände geliefert habe. Alles, was er sagt, führt zu dem Schluß, daß er nichts nachlassen könne noch wolle. Aber dabei tritt doch auch die Wirksamkeit hervor, welche die christliche Idee in diesen Kämpfen ausübt. Sie stand, wie jener Eremit, in der Mitte der kämpfenden Parteien. Theoderich geht zuletzt doch auf die Vorstellungen ein, die ihm Epiphanius gemacht hat. Er verspricht, den Unschuldigen Gnade zu erweisen, nicht so auch den Schuldigen. Am Leben zwar will er auch diese nicht strafen; allein er behält sich vor, sie aus ihren Sitzen zu entfernen; denn sonst würde ihre Anwesenheit die Nachbarschaft aufregen, und aus den Unruhen würde ein neuer Krieg entspringen. Auf der Stelle wird der Mann herbeigerufen, der die öffentlichen Erlasse zu besorgen hat, — ein Römer, den der Biograph mit Cicero und Cato vergleicht, und von diesem wird ein Edikt ausgefertigt, welches das Zugeständnis Theoderichs enthält, so daß wenigstens denen, die nicht ausdrücklich Feinde Theoderichs gewesen sind, in der That Sicherheit und ein gesetzlicher friedlicher Zustand gewährt wird.

Theoderich trat mit vollem Bewußtsein in die Stellung ein, die ihm die Begebenheiten verschafft hatten: als König der Goten und Fürst von Italien. Vollkommen aber konnte das erst geschehen, wenn er wieder mit dem Kaiser von Byzanz pacifiziert war. Wir finden die bestimmte Versicherung, er habe über seinen Anspruch auf das Königtum einen Vertrag mit Kaiser Anastasius geschlossen, wobei ihm auch dieser Kaiser die von Odoaker übersandten Pertinenzien des Palastes von Ravenna ausgeliefert habe. Anderweit erhellt, daß dies im Jahre 498 geschehen sein muß. Beim Ausgang des fünften Jahrhunderts ist hienach der Vertrag geschlossen worden, durch welchen die Autorität des Gotenkönigs über die römischen Einwohner anerkannt wurde.

Theoderich meinte dabei, vollkommene Selbständigkeit zu erlangen: er nannte sich den Herrn der Angelegenheiten: Dominus Rerum. Nach dem Frieden mit Anastasius allgemein anerkannt, begab sich Theoderich nach Rom.

Er schloß sich dabei den bestehenden Zuständen vollkommen an; er that sein Gebet bei den Reliquien des heiligen Petrus, von dem schon damals die Einheit der Kirche allgemein hergeleitet wurde.

In der Nähe des Severusbogens, dessen Inschrift selbst an die alte Macht des Volkes erinnert, sprach er vor der großen Versammlung, die ihn umgab, die Absicht aus, alles, was von den vorangegangenen Fürsten verordnet worden sei, unverbrüchlich zu halten. Es war gleichsam der Antritt der ihm von dem Kaiser von Konstantinopel gewährten stellvertretenden, aber selbständigen Autorität. Dann begab er sich nach dem platinischen Berg und ergötzte das Volk in alter Weise durch circensische Spiele; der Annona, die er verteilen ließ, fügte er Geldgeschenke hinzu. Die Worte, die er ausgesprochen, wurden auf Wunsch des Volkes in Erz eingegraben. Eine der wichtigsten Reliquien der Zeit ist das vorzugsweise so genannte Edikt Theoderichs, welches er in der Voraussetzung erließ, daß die gesamte legislative Gewalt ihm zugehöre. Er suchte die allgemeine Ruhe durch Bestimmungen zu sichern, welche für die Barbaren, denn dieses Wortes bediente er sich auch für seine Stammesgenossen, und für die Römer verbindlich sein sollten. Das Edikt enthält, wie man weiß, ausschließlich römisches Recht. Dabei wird auch über das Erbrecht, jedoch lediglich im römischen Sinne, bestimmt. Das römische Recht also erkannte der König an; es wurde verbindlich für die Ausübung der königlichen Gewalt. Von dem Erbrecht der Goten ist darin nicht die Rede. Denn das blieb immer der Grundsatz, und es schließt die Veränderung des öffentlichen Zustandes in sich ein, daß die bewaffnete Macht aus Germanen bestehen, ihnen zur Seite aber die Bevölkerung im Besitz ihres alten Rechtes bleiben solle. Wie der Epilog sagt, jedweder, welche Würde er auch bekleide, ist verpflichtet, sich an die Normen, die in dem Edikt enthalten sind, zu binden. Den Richtern wird das unter den schwersten Strafen eingeschärft, was dann wohl auch dahin zielen könnte, daß ihnen dadurch ein Rückhalt gegen das Andringen mächtiger Führer gegeben werden sollte. Denn nach dieser und durch diese Konstitution sollte die Einheit des römischen Reiches nicht etwa gebrochen, sondern bestätigt werden.

Nicht allein auf juridischer Basis aber beruhte der Gehorsam, den Theoderich fand; dabei kamen auch die kirchlichen Verhältnisse in Betracht, die an sich der nationalen Divergenz auch eine konfessionelle hinzufügten, insofern Theoderich und seine Goten Arianer waren, die Bevölkerung von Italien aber, unter Vorantritt ihrer Bischöfe, dem Katholicismus angehörte. Was hier den Weg vor den Füßen des Königs ebnete, war die kirchliche Abweichung von dem strikten Wortlaut des chalcedonischen Konzils, welche sich Anastasius in seiner Formel, die er nach dem Muster Zenos aufstellte, erlaubte. Er fand dabei nicht allein in Konstantinopel Widerstand, sondern er unterbrach zugleich die Vereinigung zwischen Rom und seinem Reich, die in der gleichförmigen Annahme jener Beschlüsse lag. Nichts in der Welt konnte dem ostgotischen Herrscher mehr zu statten kommen; der mächtigste Mann in

Italien, der römische Bischof, wurde durch das Bekenntnis Theoderichs nicht zur Feindseligkeit gereizt. Er sah vielmehr in ihm eine Anlehnung, durch die es ihm möglich wurde, der Übermacht von Konstantinopel zu widerstreben. Wir dürfen keinen Schritt weiter thun, ohne dies Verhältnis, vielleicht das wichtigste von allen, näher zu erörtern.

Zwischen Rom und Konstantinopel war damals ein offener Streit ausgebrochen. Die römischen Bischöfe hatten sich schon lange gegen Acacius, den Bischof von Konstantinopel, gewendet, welcher, den Unionsbestrebungen Zenos günstig, in Rom als ein Irrgläubiger betrachtet wurde. Durch den Papst Felix III. und ein römisches Konzil war Acacius für abgesetzt erklärt worden; nach dem Tode desselben hatte man in Rom sogar verfügt, daß sein Name aus den Kirchenbüchern gestrichen, alle seine Anhänger ebenfalls als verurteilt betrachtet werden sollten. Wenn man dem nun in Konstantinopel die Behauptung entgegensetzte, der römische Bischof habe gar nicht das Recht, über einen Patriarchen von Konstantinopel ein Urteil auszusprechen, so entzündete sich darüber der Streit um so heftiger. Im Jahre 495 erklärte Papst Gelasius I. in einem Schreiben an die Bischöfe von Dardanien für unziemlich, daß man die Befugnis des römischen Stuhles, über einen Erzbischof zu richten, in Zweifel ziehe; von ihm könne vielmehr keine weitere Provokation stattfinden, er bilde die oberste Appellationsinstanz für alle und über alles.

Man hat immer angenommen, daß der Papst seine Ansprüche wenigstens nicht so schroff dem Kaiser kundgethan haben würde, wenn derselbe Meister in Italien gewesen wäre. Die Herrschaft, welche Theoderich über das ganze Land hin soeben in Besitz genommen hatte, gab auch dem Papst einen starken politischen Rückhalt gegen den Kaiser.

Der Nachfolger des Gelasius, Papst Anastasius II., hat sich dem oströmischen Hofe wieder genähert; und einem altrömischen Senator, der als Gesandter nach Konstantinopel gekommen war, schreibt man die Absicht zu, bei einer erneuten Sedisvakanz einen Mann auf den römischen Stuhl zu bringen, der die anastasianische Formel unterzeichnen werde. Ein solcher, der Archipresbyter Laurentius, wurde in der That gewählt und ordiniert, aber an demselben Tage mit ihm von der entgegengesetzten Partei der Diakon der römischen Kirche, Symmachus. Zwischen beiden Parteien kam es zu inneren Kämpfen in Rom. Wir werden versichert, daß Theoderich bei seiner Entscheidung auf die größere Anzahl von Stimmen Rücksicht genommen und, weil diese für Symmachus gewesen, demselben den Vorzug gegeben habe. Bei der allgemeinen Verflechtung der Dinge darf man ihm doch die Rücksicht zuschreiben, daß Symmachus der Aussöhnung mit dem oströmischen Kaiser weniger geneigt war. Theoderich trat mit Symmachus überhaupt in die engste Verbindung. Gegen diesen Papst wurden schwere Anklagen erhoben; er hatte fortwährend auch im Senat der Stadt heftige Gegner, und endlich hielt es Theoderich für besser, eine Synode zu berufen, um dem Streit durch kirchliche Entscheidung ein Ende zu machen. Die Bischöfe der Provinzen

Aemilia, Flaminia und Venetia, zum Teil Männer von hohem Alter, wurden veranlaßt, nach Rom zu gehen, wo nun in der Jerusalemkapelle eine Versammlung gehalten wurde, bei der sich auch Symmachus einstellen sollte. Theoderich, der in den Urkunden immer als der gnädigste und großmächtigste Fürst erscheint, mußte einschreiten, um Thätlichkeiten zwischen beiden Parteien zu verhindern. Es waren vornehme Goten, die er zu diesem Behuf abordnete: den Comes Aligernus und die beiden Majores domus Gudila und Badeulfus. Sie mögen Arianer gewesen sein, so wie der König selbst. Das hatte aber keinen ihrer Autorität entgegengesetzten Einfluß. In den Akten wird die Zuversicht ausgedrückt, daß Gott den Mann leite, dem er die Herrschaft über Italien anvertraut habe. Doch war damit nicht aller Widerspruch beseitigt. Man hatte daran Anstoß genommen, daß der König eine Synode berufe; er rechtfertigte das mit der Bemerkung, daß der Papst gefragt worden sei, und dieser bestätigte es. Theoderich war entfernt davon, die Prätensionen Odoakers in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten zu wiederholen; er hatte nichts dagegen, daß die Verordnungen Odoakers von der Versammlung verworfen wurden, weil sie Einmischungen der weltlichen Gewalt in die geistliche Gerichtsbarkeit enthielten. Der Diakonus Hormisdas las die Verordnungen Odoakers der Reihe nach vor; sie wurden von den Bischöfen eine nach der anderen verworfen. In der Versammlung ist Symmachus nicht geradezu freigesprochen, über die gegen ihn erhobenen Anklagen ist nicht eigentlich verhandelt worden. Man beschloß einfach, daß der Papst auch fortan seines geistlichen Amtes warten solle.

Der Konflikt zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt gestaltete sich dadurch eigentümlich, daß der gotische König, der zugleich ein Arianer war, die geistlichen Sachen den Geistlichen überließ, wenn nur der Friede erhalten bleibe, der Kaiser dagegen die Linie der Rechtgläubigkeit überschritt, an der man in Rom festhielt. Die faktische Gewalt aber war in den Händen des Königs; der römische Stuhl konnte es wagen, die stärksten Ansprüche zu formulieren. Die Kirche, so heißt es in dem Büchlein Apologetius, verwalte das Göttliche, der Kaiser das Weltliche; durch seine Taufe sei der Kaiser dem Priester verpflichtet. Zwischen dem Papste Hormisdas und dem Kaiser Anastasius kam es zu Annäherungen, die aber zuletzt zu einem Bruche führten. Der Kaiser ließ vernehmen: er sei es müde, Leute zu bitten, die nicht gebeten sein wollten, vielmehr alle Bitten hartnäckig von sich weisen. „Man kann uns beleidigen, aber befehlen lassen wir uns nicht".

Mit der römischen Geistlichkeit war Theoderich nicht allein pacifiziert, sondern in einem engen Verhältnis von Gegenseitigkeit begriffen, wo der eine Teil des anderen nicht entbehren konnte. Ohne Zweifel hat das dazu beigetragen, daß er an der bisherigen Kultur und Sitte festhielt. Die gelehrten Institute blieben bestehen, in Rom wurde Jurisprudenz und Medizin gelehrt. Rom hatte nochmals einen Philosophen, der nicht zwar durch eigentümliche Gedanken oder Gründung eines Systems glänzte, aber durch Mitteilungen

aus den älteren großen Philosophen den größten Einfluß auf die Nachwelt gehabt habt. Boëthius ist vor allen Dingen ein Aristoteliker; er hat durch Übertragungen einer ganzen Reihe von Werken dieser Schule sie in der lateinischen Welt eingebürgert. Aber zugleich ist er ein großer Bewunderer Platos. Er hat vieles aufgenommen, was dem Neuplatonismus angehört, ohne doch die Extravaganzen desselben zu teilen. Nirgends erscheint er als Christ. Aber in dem System seiner Gedanken findet sich auch nichts, was dem Christentum widerspräche. Es ist nur philosophische Doktrin, deren Wert darin liegt, daß sie mit der christlichen Weltanschauung vereinbar ist. Der gotische König beschützte den Philosophen, wie er die Geistlichkeit beschützte. Boethius stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter; er wurde von Theoderich zum Konsul gemacht und hatte einigen Anteil an den Staatsgeschäften. Die senatorischen Familien und die Erblichkeit ihrer Würde wurden von der neuen Regierung anerkannt.

Theoderich legt Wert darauf, daß er Gewaltthätigkeiten seiner Goten und überhaupt der Organe und der öffentlichen Autorität entgegentrete. Er hatte ein Gefühl für das, was man die römische Freiheit nannte, und für die Gerechtsame des Senats. Sein Sinn war, sich dem Kaisertum anzuschließen. Er sagt einmal, er habe bei seinem Aufenhalt in Konstantinopel gelernt, wie man die Römer mit Gerechtigkeit regieren könne; er bezeichnet das Kaisertum als das Vorbild seiner Herrschaft. Sein Ehrgeiz war, das Beispiel der alten Herrscher nachzuahmen, wie das namentlich in seinen Bauwerken zu Tage tritt. Er ließ in Rom das Theater des Pompejus erneuern, neue Gebäude aufführen, die Kloaken reinigen. In Ravenna und Verona wurden die Wasserleitungen wieder hergestellt, in Pavia eine neue aufgeführt; Paläste entstanden in Ravenna, Verona, Pavia. Eine der denkwürdigsten Reliquien der Zeit ist die Grabkapelle, die er sich in Ravenna hat errichten lassen, jene Rotunde, in der sich, wie die Kenner bemerken, die kunstgerechten Gliederungen des Altertums mit den architektonischen Tendenzen der Christen zu einem eigentümlichen Ganzen verbinden. Die Kuppel vertritt ein gewaltiger Felsblock. Unter dem Schirm des Theoderich wurde die Austrocknung eines Teiles der pontinischen Sümpfe unternommen, und man kam darin schon sehr weit. In einer Inschrift zu Ehren dieser Unternehmung wird Theoderich als der Mann gerühmt, der zum Heile der Republik geboren sei, die Freiheit schütze, den römischen Namen fortsetze.

Nicht ganz leicht wurde es dem König, seine Civilgewalt auszuüben. Wir finden, daß die Auseinandersetzung streitiger Fälle, die man ihm vortrug, ihn ermüdeten, und zuweilen verstand er dieselben nicht recht. Dann stieg er wohl zu Pferde; indem er beim Ritt sich körperlich erfrischte, brachte man die unerledigten Beratungen zur Sprache und fand dann Eingang bei ihm. In seiner Umgebung zeichnete er die Männer aus, deren präcisen Vortrag er am leichtesten faßte. Als solche erscheinen Artemidor, der ihm aus Griechenland gefolgt war, und der mächtige Referendarius Cyprian. Die Summe

der Geschäfte lag in den Händen des Magnus Aurelius Cassiodorius Senator. Er verband altrömische Ideen mit germanischen Aspirationen, wie es nicht zum zweitenmal vorgekommen ist. In ihm und seinem Hause setzte sich die Idee Odoakers fort, ein selbständiges Italien unter germanischer Führung dem Kaisertum von Konstantinopel zur Seite zu stellen; sie bildete den Mittelpunkt der Politik Theoderichs. Die durch und durch römisch gedachten, aber von Gefühl für die Selbständigkeit Theoderichs durchdrungenen Briefe Cassiodors sind ein unvergängliches Denkmal dieser Gesinnung. Die Mußestunden, welche ihm die Geschäfte ließen, benutzte Theoderich dazu, um sich von Cassiodor weise Sprüche des Altertums vortragen zu lassen, die dann für ihn maßgebend wurden. Er sagt einmal: Alles, was er wolle, stehe in seiner Gewalt; aber er messe seine Handlungen nach den Geboten der Vernunft. Ein bewunderungswürdiges Schauspiel: ein barbarischer Fürst, der seinen Namen nicht unterschreiben konnte und auf dessen intellektueller und moralischer Haltung die Fortsetzung der altrömischen Kultur beruht. Zweifeln möchte man dennoch, ob diese Regierung nun auch ein inneres Lebensprinzip hatte, das ihr eine wirkliche Zukunft verbürgte?

Die Goten und die anderen Germanen, die sich ihnen zugesellt hatten, namentlich Gepiden, waren in ausschließlichem Besitz des Rechtes, die Waffen zu führen; sie hielten die Kastelle besetzt, durch welche die Grenzen verteidigt werden sollten, dem König standen sie als seine bevorzugte Leibgarde zur Seite; es gab Schulen und Anstalten für ihre Ausbildung; sie erschienen vor dem König zu öffentlicher Waffenübung. Theoderich spricht aus, daß, während die Germanen den Krieg zum Schutz und Trutz Italiens bestehen, die Eingeborenen friedlichen Thätigkeiten obliegen sollten. Das vornehmste Augenmerk war dahin gerichtet, den Truppen bei ihren Durchzügen keine Gewaltsamkeiten zu gestatten, und auf der anderen Seite die Provinzialen zur Lieferung ihrer Beisteuern anzuhalten, um keine Mißhelligkeiten zwischen den beiden Teilen ausbrechen zu lassen. In der Sammlung der Briefe bei Cassiodor beziehen sich mehrere auf dies Verhältnis. Man findet, daß den Truppen dann und wann ein Sold bewilligt wurde, um sie in den Stand zu setzen, ihre Bedürfnisse zu beschaffen und dadurch jeden Streit mit den Provinzialen zu vermeiden.

Die Haustruppen bezogen regelmäßige Besoldungen; sie beschweren sich wohl einmal, daß diese nicht in vollwichtigen Münzsorten ausgezahlt worden seien, was der König dann untersuchen läßt. Doch hielt man darüber, daß nur solche sie empfingen, die wirklichen Dienst leisteten.

In diesen Einrichtungen und Zuständen kann man die Vollendung des Systems erblicken, das durch die Aufnahme germanischer Föderierten in Gang gesetzt worden war; der König beherrschte zugleich sein Heer und die Provinzialen der eingenommenen Landschaften.

Die Macht des Königs gründete sich auf die Doppelseitigkeit seiner Gewalt. Die Anwesenheit des Kriegsheeres war die Grundlage der königlichen

Stellung. Eine wohlgeordnete Verwaltung war notwendig, um das Heer erhalten zu können. Die Größe Theoderichs beruht eben darauf, daß er diesem doppelten Beruf genügte. Doch war damit noch nicht der ganze Kreis seiner Thätigkeit umschrieben. Indem er Italien durch sein Volk beherrschte, trat er an die Spitze aller Germanen.

Vierzehntes Kapitel.

Verhältnis Theoderichs zu den anderen germanischen Stämmen. Emporkommen der Franken.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem die Verhältnisse der anderen in das römische Reich eingedrungenen germanischen Stämme. Die wichtigste Stellung namentlich auch in Bezug auf Italien hatten die Vandalen inne: denn von dem Kriege, den Orient und Occident bisher gegen die Vandalen geführt hatten, waren alle die letzten Entzweiungen ausgegangen. Gaiserich selbst scheint derselben gegen Ende seines Lebens müde geworden zu sein. Indem er eben noch einen neuen Angriff auf Epirus unternahm, empfing er doch den Gesandten des Kaisers Zeno mit all der Ehrerbietung, welche die Germanen einem kaiserlichen Gesandten, der zugleich die Kulturwelt repräsentierte, entgegenzutragen gewöhnt waren. Er überließ demselben die Kriegsgefangenen, die das Los ihm selbst zugewiesen hatte, unentgeltlich und gestattete ihm, die, welche anderen Vandalen zugefallen waren, loszukaufen. Bereits im Jahre 474 kam es zu einem Vertrag zwischen Zeno und Gaiserich, in dem die Vandalen sich verpflichteten, keine weiteren Angriffe auf das römische Imperium zu machen. Dieser Akt muß zu denen gerechnet werden, in welchen die oströmische Regierung fürs erste auf die Wiederherstellung ihrer Autorität im Abendlande Verzicht leistete; denn durch die Angriffe der Vandalen und die Knechtschaft der römischen Kriegsgefangenen bei ihnen waren die bisherigen Feindseligkeiten veranlaßt worden. Nach dem Tode Ricimers, der als ein persönlicher Feind Gaiserichs angesehen werden mußte, war dieser auch mit dessen Nachfolger, dem Patricius Odoaker, in ein freundliches Verhältnis getreten. Über Sicilien trafen die Machthaber eine Abkunft, durch welche die Insel in die Hände Odoakers überging, ausgenommen jedoch einen Landstrich, den Gaiserich sich vorbehielt. Dabei hat es denn auch Theoderich gelassen. Lilybäum, über welches einst der Krieg zwischen Rom und Karthago mehr als ein Mal entbrannt war, ist zuletzt infolge einer Vermählung an die Vandalen gekommen; zwischen dem germanischen Rom und dem germanischen Afrika war das kein Gegenstand der Entzweiung

mehr. Gerade ihr Zusammenhalten war notwendig, um die Oströmer nicht in das westliche Becken des Mittelmeeres vordringen zu lassen.

Die größte Schwierigkeit für das Bestehen des Friedens lag für die Vandalen in dem religiösen Gegensatz.

Es gab in Afrika eine auffallend große Anzahl bischöflicher Sitze. Man zählte ihrer 477. Die Inhaber derselben waren sämtlich Anhänger des athanasischen Bekenntnisses, in welchen die Arianer von jeher ihre größten Widersacher sahen. Der Sohn Gaiserichs, Hunerich, hat den Versuch gemacht, die Feindseligkeiten dadurch zu heben, daß er die Bischöfe auf das Bekenntnis von Ariminum, d. h. also die Auffassung des Kaisers Constantius, zurückzuführen suchte; die homöusische Formel wäre auch den Arianern genehm gewesen. Allein in keiner anderen Provinz war die Orthodoxie fester gegründet, als in dem Schauplatze der Thätigkeit Augustins, und da nun jener Versuch mißlang, die alten Bischöfe überall wiederhergestellt wurden, so waltete das katholische Bekenntnis in der Bevölkerung des Landes vor, was dann immer eine Hinneigung zu Konstantinopel in sich schloß. Wie ganz anders in Italien unter Theoderich, der die Orthodoxie selbst im Gegensatz zu Konstantinopel aufrecht erhielt. Der von dem Gotenkönig geschützte römische Bischof nahm nun seinerseits sich der Katholiken in Afrika an und unterstützte sie nach besten Kräften. Dadurch aber wurde zwischen Goten und Vandalen kein Mißverständnis veranlaßt; ihr gegenseitiges Verhältnis wurde dadurch nicht wesentlich gestört.

Auch in Afrika wurde die römische Landesverfassung aufrecht erhalten, wir finden den Ordo in den Städten, Judices der Provinzen, einen Prokonsul an ihrer Spitze. Das Steuerwesen blieb auf demselben Fuße. Die Vandalen waren vor allen Dingen die Kriegsgenossen des Königs, wie die Goten, aber sie waren doch nicht so ganz allein auf das Schwert angewiesen: sie waren angesiedelte Besitzer noch in einem ganz anderen Sinne als die Goten. Des Landes waren sie bei weitem mehr mächtig; überall hatten sie die Mauern der Städte niedergerissen; niemand konnte ihnen Widerstand leisten; und wo ein solcher sich regte, war er durch ihre Ansammlung um den König um so leichter niederzuwerfen. Eine eigentümliche Stellung verlieh ihnen der Besitz einer Seemacht, durch die sie Meister des westlichen Beckens des Mittelmeeres wurden. Dazu gehört dann, daß sie wie Sardinien, so auch Korsika inne hatten, aus dessen Holz sie ihre Schiffe zimmerten, und daß sie die Mauren beherrschten, deren Schützen ihnen sehr zu statten kamen.

Theoderich trat mit den Vandalen in die engste Verbindung; er vermählte seine Tochter Amalafreda mit König Thrasamund. Wir vernehmen, daß Amalafreda, als sie nach Afrika kam, von tausend edlen Goten begleitet wurde, die wieder fünftausend andere Goten im Gefolge hatten.

Für die Vandalen ist immer das unterscheidende, daß sie recht eigentlich durch Eroberung nach glücklichen Schlachten ihre Gebiete eingenommen hatten,

während die übrigen Nationen bis auf Theoderich doch mehr aus dem Verhältnis von Mietsvölkern hervorgegangen und zu ihrer Stellung gelangt waren. Auf den Münzen erscheinen ihre Könige mit dem Diadem, was bei Theoderich nie der Fall ist.

Theoderich war durch Kriegsthaten, aber nicht im Kampfe mit den Römern, sondern mit anderen bereits vor ihm angesiedelten Germanen emporgekommen. Die Absonderung oder der Gegensatz der Vandalen gegen das römische Reich war bei weitem schroffer. Man kann nicht ausdenken, was daraus geworden sein würde, wenn sie sich behauptet, und namentlich die Mauren sich hätten vollständig unterwerfen können. Sie bildeten gleichsam die Vormauer gegen die byzantinische Macht und sicherten Afrika seine Verbindung mit der occidentalen Welt.

In einem noch engeren Verhältnis stand Theoderich zu seinen Stammesgenossen, den Westgoten. Was seinen Sieg herbeiführte, war vornehmlich die Hülfe, die er von ihnen erhielt, während die Burgundionen die Sache Odoakers verteidigten; aber dann machten sie ihren Frieden mit Theoderich. Neben Theoderich nun haben Westgoten und Burgundionen ähnliche Versuche zu einem Ausgleich mit den römischen Einwohnern gemacht; dem Edikt Theoderichs entspricht das Breviarium Alarici, die Lex Burgundionum. Die drei Völker hatten auch darin ein sehr ähnliches Verhältnis, daß sie in der römischen Welt nur eben gleichsam als eine Kriegerkaste angesiedelt waren, die zugleich durch ein dem römischen entgegengesetztes Bekenntnis von den ursprünglichen Landeseinwohnern getrennt, unter sich aber vereinigt wurde. Nun aber geschah, daß eine germanische Nation in Gallien eindrang, die in beiderlei Hinsicht eine andere Stellung einnahm, die fränkische.

Ich werde inne, meine Auffassung unterscheidet sich von den herkömmlichen und eingewohnten Darstellungen hauptsächlich dadurch, daß sie in der sogenannten Völkerwanderung nichts sieht als die Fortsetzung der alten germanisch-römischen Kriege am Limes, welche für die Kaisergeschichte sowohl wie die germanische Völkergeschichte so wesentlich sind, daß dabei die Antriebe aus entlegenen Regionen und Verhältnissen doch nur Ein Mal eingreifend erscheinen, im allgemeinen aber von untergeordneter Natur sind.

Die Sagengeschichte, die sich in jedem Stamme besonders gebildet hat, gehört einem anderen Gesichtskreis an, als dem rein historischen. So mag es mir denn auch bei den Franken erlaubt sein, von den Erzählungen, die ein mehr oder minder fabelhaftes Gepräge tragen, abzusehen.

Das große Ereignis, durch welches der Zustand der westlichen Welt — ich weiß nicht, ob man sagen soll, verändert oder nur wiederhergestellt worden ist — die massenhafte Ansiedelung der Germanen auf dem linken Rheinufer, ist nicht erst eingetreten, nachdem die Römer ihre Grenzbefestigungen am Rhein aufgegeben haben; man muß es — denke ich — in die Zeit setzen, in welcher Magnentius die römischen Grenztruppen am Rhein gegen Constantius ins Feld führte; der hatte fränkische Scharen auf seiner Seite.

Indem er nun aber den Limes am Rhein der Besatzungen entblößte, welche den Germanen immer die Spitze geboten hatten, wurden diese in dem Rheingebiete überhaupt mächtig. Aus einer Stelle des Libanius über Julian entnimmt man, wie oben angedeutet, daß das Eindringen der Germanen in das römische Gebiet in diese Epoche gefallen ist; man gab es dem Mangel an römischen Truppen in jenen Regionen, noch mehr aber der Aufforderung des Constantius schuld, welcher in der Absicht, Magnentius, der in den Grenzgebieten seinen vornehmsten Rückhalt hatte, zu widerstehen, die Umwohner aufgefordert habe, sich an die bestehenden Verträge nicht weiter zu kehren, und so viel Land zu nehmen, als sie könnten. So ergossen sich die Germanen über das römische Rheingebiet. Die römischen Kastelle wurden umlagert, die Vici eingenommen; man sah die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in kläglicher Gestalt abziehen. Wer Weib und Kind vor Insulten zu schützen versuchte, wurde niedergehauen. Die Dienstfähigen wurden zum Anbau des germanischen Landes abgeführt, während die Germanen in den eroberten Territorien verblieben. Denen, die sich in festen Städten behaupteten, blieb doch nur ein sehr geringes Gebiet übrig; sie waren genötigt, innerhalb der Mauern selbst die freien Plätze mit dem Pflug zu beackern, um von dem Ertrag der Saaten zu leben; sie waren beinahe noch schlechter daran, als die gefangen Fortgeführten.

Es könnte wohl scheinen, als sei die gegen Constantius erhobene Anklage bei Libanius aus dessen Freundschaft für Julian entsprungen. Wie es sich aber auch damit verhalte, an dem Hauptereignis wird dadurch nichts geändert. Der Übertritt der Germanen in das römische Gebiet begann in den vierziger Jahren des vierten Jahrhunderts an dem Mittel-Rhein. Wahrscheinlich sind es die Völkerschaften, in denen die ripuarischen Franken aufgegangen sind. Ihre besonderen Bestandteile gehörten den ältesten Zeiten an.

Wir berührten oben, wie Julian in Feindseligkeiten mit den Germanen am unteren Laufe des Stromes geriet und sie zwar besiegte, aber nicht zu unterwerfen vermochte. Dies waren nun eben die salischen Franken. Ihr Name knüpft an den alten Namen der Yssel, Sala, an, der Name Saalland hat sich noch erhalten. Will man sich nun den Zustand vergegenwärtigen, in welchem diese Germanen untereinander lebten, so muß man nach dem Gesetzbuch greifen, welches den Namen der Salier an der Stirn trägt. Es unterscheidet sich von den erwähnten Gesetzesaufzeichnungen dadurch, daß die übrigen hauptsächlich römisches Recht enthalten, das fränkische aber keine Spur desselben aufweist. Das Gesetz kann wohl als das wichtigste aller Dokumente angesehen werden, die aus dem germanischen Altertum übrig sind; es ist ein Denkmal der altgermanischen Zeiten, welches selbst an die taciteischen anknüpft. Insofern hat es mehr einen retrospektiven Wert, aber man ist wohl befugt, in dem Augenblick daran zu erinnern, in welchem diese Völker selbständig in das römische Reich eindrangen. In den großen

Kampf zwischen Römern und Germanen tritt dadurch ein neues Element. Man lernt den Ideenkreis kennen, in welchem die Franken bisher gelebt hatten und mit welchem sie die romanische Welt berührten. Wenn in den römischen Gesetzen sich der Begriff eines für alle gültigen Rechtes ausgeprägt hatte, so erscheint demselben hier ein Gewohnheitsrecht gegenüber auf dem besonderen volkstümlichen Standpunkte. Es sei mir erlaubt, ein Beispiel anzuführen.

Eine der größten Abweichungen, wenn nicht die größte von allen, möchte darin liegen, daß der Todschlag durch eine Entschädigung gebüßt werden kann, die den Verwandten zu gute kommt. Denn vor allem tritt das Interesse der Verwandtschaften oder sagen wir Geschlechter hervor, welche in ihrer Gesamtheit das Gemeinwesen konstituieren. Bei einer vorkommenden Gewaltthat sind die Verwandtschaften zur Forderung oder Leistung der Genugthuung berechtigt oder vielmehr verpflichtet. Man erinnere sich nur an den in seiner Art einzigen Gebrauch der allbekannten Chrenecruda. Wer die Entschädigung, zu der er verpflichtet gewesen wäre, nicht bezahlen kann, stellt zwölf Eideshelfer dafür, daß er weder unter noch über der Erde weiter etwas besitzt. Dann steht er auf der Schwelle seiner Hütte und wirft den von den vier Ecken derselben in die linke Faust gesammelten Staub über seine nächsten Verwandten, einen nach dem anderen. Hierauf springt er in einfachster Bekleidung, ohne Gurt und ohne Schuh, einen Stab in den Händen, über den Zaun seines Gehöftes. Die nächsten Verwandten zahlen nun für ihn; sie werden weiter nicht gefragt: es ist ihre Pflicht.

Wer sich von seiner Freundschaft lossagen wollte, war verpflichtet, auf dem Mallus oder vor dem Tungin vier Stäbe von Ellern zu zerbrechen, die Stücke nach den vier Weltgegenden zu werfen und dabei auszurufen, daß er sich von Eid und Erbe und dem ganzen Verhältnis lossage. In diesem Akte lag nicht allein eine Sonderung von der Verwandtschaft, sondern auch eine Verzichtleistung auf das Erbe, das doch niemand gern aufgiebt.

Der Familie gehört das Land, und da die Tochter außer der Familie heiraten kann, so folgt, daß sie nicht erbt. Daher herrschte in allen diesen Stämmen eine ungemeine Neigung, innerhalb des Geschlechtes zu heiraten. Alle Heiligengeschichten beweisen das.

Was that aber der, der nicht einer solchen Familie angehörte? Dieser nun kam durch die Natur der Dinge selbst in den Schutz des Königs. Man erkennt das aus der Bestimmung der Lex Salica: wenn jemand keine nahen Verwandten habe, so falle die Hälfte des Wergeldes an den König.

Doch ich enthalte mich, diese Verhältnisse näher zu erörtern. Das Wesentliche der Weltbewegung liegt darin, daß die Franken, welche in Gallien vordrangen, eben solchen Stämmen angehörten, in denen das altgermanische Wesen auf das stärkste ausgeprägt war. Auch darin unterscheiden sich die Franken von den Goten, daß ihre Stämme nicht in den militärischen Dienst

der Römer eingetreten sind. Wenn das bei einigen Oberhäuptern der Franken früher der Fall gewesen ist, so hat es doch mit dem Vordringen der Stämme nichts zu schaffen.

Die erste aggressive Bewegung fränkischer Stämme gegen das römische Reich wird von König Chlojo gemeldet, der sich erst über den Zustand der Römer in den Grenzlanden unterrichtet und dann mit einem zahlreichen Heer über den Rhein geht, durch den Kohlenwald nach Tournai, dann nach Cambrai vordringt, hier die Römer entweder vor sich hertreibt oder niedermacht und dann eine Richtung gegen die Sonne hin einschlägt. Über dies letzte Unternehmen haben wir ein Zeugnis, gegen dessen historischen Wert sich keine Einwendung machen läßt, in dem Panegyrikus des Sidonius auf Majorian, der sich schon lange vor seiner Thronbesteigung im Gebiet der Atrebaten mit Chlojo geschlagen hat. Man sieht da vor allem den Eindruck, welchen die Erscheinung der Franken auf die Gallo-Römer machte. Ihr blondes Haar ist von dem Nacken über die Stirn gezogen, man erblickt nur eben den glänzenden, weißen Nacken; man nimmt ihre blauen scharfen Augen wahr. Panzer tragen sie nicht, wohl aber sind sie mit Schilden bewehrt. Ihr Knie ist nackt, aber die hohen Gestalten treten bei der enge anschließenden Kleidung um so kräftiger hervor. Sie vergnügen sich damit, ihr Wurfgeschoß in die Luft zu schleudern, doch mit sicherem Blick, wo dasselbe treffen wird. Dem eilen sie dann mit beinahe wetteifernder Geschwindigkeit nach. Noch als Knaben haben sie sich an die Waffen gewöhnt und sind derselben vollkommen mächtig geworden; wenn sie einmal unterliegen, so weichen sie doch nicht zurück; sie fallen auf der Stelle, gleich als wären sie unbesiegt, wie Sidonius sagt; sie leben gleichsam noch nach ihrem Tod.

So erscheint die kriegsbereite Jugend dieser wohlgeordneten germanischen Stämme in offenem Kampfe gegen die Römer in den belgischen Provinzen. Es bildete eine neue Phase in dem Kampfe, auf welchem die Fortentwickelung der Weltgeschichte beruht, wenn diese fränkischen Scharen, indem sie auf eigene Hand und, ohne sich von ihren Stammesgenossen loszureißen, zu neuen Unternehmungen schritten, unter dem Nachfolger Chlojos Meister der Grenzgebiete wurden. Sie hatten dann einen nationalen Rückhalt; eine Organisation konnte gegründet werden, der nach beiden Seiten hin ein entscheidender Einfluß zufallen mußte.

Die alte Tradition ist nun, daß die Franken, unzufrieden mit ihrem Stammesfürsten Childerich, welcher als der erste Merovinger erscheint (er ist der Sohn des Merovech, Sohnes des Chlojo) — dessen Sinnlichkeit ihre Ehen beunruhigte, denselben verjagt und an seiner Stelle den Comes Aegidius zu ihrem König gesetzt haben sollen. Die Sage berichtet ferner, und an sich wäre es wohl glaublich, Aegidius habe das Steuersystem der Römer unter den Franken durchzuführen unternommen, was dann weitere Gewaltthätigkeiten veranlaßt und ein tiefes Mißvergnügen hervorgebracht habe, so daß der Wunsch, den alten König zurückzurufen, durch dessen Freunde immer genährt,

wieder ein allgemeiner geworden sei. Bemerkenswert ist, daß der von dem flüchtigen König zurückgelassene beste Freund desselben, indem er Aegidius in seinen Gewaltthätigkeiten bestärkt, zugleich den Franken vorstellt, der Druck, der ihnen so beschwerlich falle, sei die Folge davon, daß sie sich von dem angestammten König losgesagt hätten. Von der Veränderung der Stimmung habe er insgeheim dem König Childerich, der sich an den Hof des Königs von Thüringen geflüchtet hatte, durch ein verabredetetes Zeichen: einen zerbrochenen Solidus, dessen Stücke genau ineinander paßten, Nachricht gegeben, worauf derselbe zurückgekommen und in sein Reich wieder eingesetzt worden sei.

Daß das nun wirklich Geschichte wäre, davon kann ich mich nicht überreden. Wie sollte ein romanischer Heermeister ein fränkisches Königtum angenommen, wie sollten die Franken einen solchen ertragen haben? Ich sehe darin nur eine Art von Mythus, welcher das Schwanken der Nation zwischen der Staatsordnung der Römer und den Willkürlichkeiten einer königlichen Regierung versinnbildet. Der zerbrochene Solidus bedeutet eben die hierüber ausgebrochene Spaltung, die Zusammenfügung das Aufrechterhalten des alten Regiments unter einem Führer, der nun sofort den Krieg gegen die Römer unternimmt und die größten Erfolge davonträgt. Nur diese selbst sind historisch unzweifelhaft; sie werden durch nichts mehr gefördert, als durch die Auflösung des westlichen Imperiums, die nach dem Tode Majorians zu Tage kam. Noch hielt dessen Heermeister Aegidius, ein Gallo-Römer von Herkunft aus der Gens Syagria, die römische Autorität in Gallien aufrecht. Wir berührten schon die Konflikte, die hierüber ausbrachen. Die fränkische Sage meldet, daß Childerich im offenen Kampf mit Aegidius den Niederrhein in Besitz genommen habe; bei der Eroberung von Köln sei der Heermeister nur durch schleunige Flucht dem Tode entronnen. Wir können daraus nur so viel mit einiger Bestimmtheit entnehmen, daß Childerich die großen Städte, die alte Colonia Agrippina, und zugleich Trier, das jahrhundertelang als der Mittelpunkt des römischen Occidents betrachtet war, durch glückliche Waffenthaten an sich brachte. Er ist dann auch im weiteren Laufe der Ereignisse an die Loire vorgedrungen. Wir finden, daß er mit den Sachsen, die damals den Kanal zu beiden Seiten beherrschten, und von den Mündungen der Loire auf ihren Fahrzeugen bis Angers kamen, zusammengetroffen ist und diese Stadt selbst in Besitz genommen hat. An dem allgemeinem Kampf zwischen Römern, Goten und Britannen nahmen auch die Franken und die Sachsen teil. Es scheint, als habe Childerich selbst dazu beigetragen, die letzteren aus ihrer an der unteren Loire eingenommenen Position zu verdrängen. Die Überlieferungen sind sehr unzureichend. Aber annehmen muß man doch, daß Childerich die fränkische Herrschaft weit ausgebreitet und dem fränkischen Namen im inneren Gallien zuerst wirkliche Bedeutung verschafft hat.

Childerich hat vornehmlich zu Tournai Hof gehalten, wo man mehr als ein Jahrtausend später auf die Grabstätte eines mit seinem Schlachtroß,

seinen Waffen, — Schwert, Speer und Streitaxt, zugleich auch mit seinen Schätzen, wie dort Alarich in der Sage, beerdigten Fürsten gestoßen ist. Unter den Kostbarkeiten, die man dabei fand, war das Bemerkenswerteste ein Siegelring, auf dem sich das Brustbild eines Kriegers in seinem Harnisch mit gescheiteltem reichem Haarschmuck ohne Diadem erkennen ließ, mit der Umschrift: Childrici regis. Childerich ist als der Begründer der fränkischen Macht in Gallien anzusehen.

Noch bestand jedoch die römische Herrschaft. Bereits inmitten jener Konflikte an der Loire war Aegidius umgekommen; aber der Sohn desselben, Syagrius, hatte sich an die Spitze der Städte und Lande gestellt, die noch als römisch betrachtet werden konnten. Man sagt wohl nicht mit vollem Recht, daß er sich römischer König genannt habe. In dem einfachsten Bericht erscheint er als Patricius. Seinen Sitz hatte er in dem Gau der Suessionen, einem der bei weitem mächtigsten Stämme, dessen Herrschaft sich einst über das nordöstliche Gallien und selbst nach Britannien hin erstreckt hatte. An Soissons, Augusta Suessionum, knüpfte sich jetzt auch die Autorität über das unabhängige römische Gebiet. Hier hatte Syagrius seine Mannschaften und seine Schätze. Wie nun Aegidius und Childerich, so geriet auch Chlodwig, der Sohn Childerichs, mit dem Sohne des Aegidius, Syagrius, in Entzweiungen und Krieg.

Erinnern wir uns der Lage des Imperiums im Occident. Ricimer, der durch den Majorian gestürzt worden war, hatte doch dazu mitgewirkt, daß in Rom noch einmal ein Kaiser griechischen Ursprungs, Anthemius, auftrat; und dieser verfehlte denn auch nicht, seine Hand nach Gallien auszustrecken. Aber nicht lange konnten die beiden Machthaber nebeneinander bestehen. Wir wissen, wie Anthemius im Kampfe mit Ricimer zu Grunde ging, wodurch dann auch der Einwirkung des Kaisertums auf Gallien vorgebeugt wurde. Ricimer und die Franken, von deren Verbindung eine freilich sehr unverständliche Sage Meldung thut, hatten doch in der That ein und dasselbe Interesse. Was jenem in Italien gelang, die Entfernung der unmittelbaren römischen Herrschaft, danach mußten die Franken in Gallien streben. Dem Fortsetzer Ricimers, Odoaker, der den Zusammenhang Italiens mit dem Kaisertum zu Konstantinopel vollends unterbrach, trat nun in Gallien der Sohn Childerichs, Chlodwig, zur Seite, nicht jedoch durch Vertrag, sondern durch unmittelbare Anwendung der Gewalt.

In dieser Epoche gab es bereits kein römisches Britannien, noch auch ein eigentlich römisches Spanien mehr, so wenig wie ein dem Kaiser unmittelbar gehorsames Italien. Die Gallo-Römer waren vollkommen isoliert. Die Provinzialen, zum größten Teil noch unbewaffnet, fanden in Syagrius bei dem fortwährenden Vordringen und den Feindseligkeiten der arianischen Burgunder und Westgoten keinen hinreichenden Schutz. Chlodwig, der eben erst in sein zwanzigstes Jahr trat, fühlte die ganze Überlegenheit, die es ihm gab, an der Spitze eines gewaltigen Heerbannes zu stehen. Mit einem seiner

Stammesvettern vereinigt, überfiel er im Jahre 486 Syagrius und überwältigte seine Truppen; der Patricius selbst entfloh und nahm seine Zuflucht zu den Westgoten. Aber schon war die Überlegenheit der Franken so stark, daß diese Bedenken trugen, mit ihnen zu brechen. So ging der letzte römische Machthaber zwischen den beiden germanischen Nachbarn, wovon der eine ihn angriff, der andere nicht den Mut hatte, ihn zu verteidigen, zu Grunde. An Stelle der römischen Oberherrschaft trat die fränkische.

Um den Fortgang der Ereignisse zu verstehen, muß man sich vor allem vergegenwärtigen, wie sich Chlodwig zu den Mannschaften verhielt, die ihm in den Krieg gefolgt waren, und zu den Bevölkerungen, die ihm fortan unterworfen sein sollten. Das erste erkennt man aus dem berühmten Streit, der bei der Teilung der in Soissons gemachten Beute vorfiel. Darunter war ein wertvolles Kirchengefäß, um dessen Rückgabe der Bischof, dem es gehörte, den König gebeten hatte. Dies forderte er jetzt vor den versammelten Mannen als eine besondere Gabe für sich. Unter denen aber befand sich einer, der, indem er mit seiner Axt auf das Gefäß schlug, dem König sagte: er solle nichts haben, als was ihm durch das Los in der That zufalle. Der König jedoch hatte die Mehrzahl für sich; er nahm das Gefäß und überließ es dem Geistlichen. Dem Widersprechenden that er damals nichts zuleide; bei der nächsten Musterung aber setzte er vieles an seiner Rüstung aus, nahm ihm seine Waffe ab, und als sich der Franke niederbeugte, um sie wieder aufzunehmen, schlug ihn der König mit seiner Axt zu Boden; denn so habe er einst an jenem Kirchengefäße gethan. Man sieht, der fränkische König ist von Kampfgenossen umgeben, die sich ihm nahezu gleichachteten, wie das dem germanischen Herkommen entsprach. Aber Chlodwig benutzte seine Stellung als Oberbefehlshaber, um den Widerspenstigen zu strafen. Von diesem Standpunkt aus hält er die Unterordnung eigenmächtig aufrecht, und dadurch wird er zugleich fähig, die eingeborenen Gallo-Römer vor den Gewaltsamkeiten seiner Truppen zu schützen, namentlich die Kirche und ihre Institutionen. Die weiteste Aussicht bot es nun, und es ist die Handlung, welche die entscheidende in der Weltstellung Chlodwigs überhaupt geworden ist, daß er zum Christentum übertrat. Die erste Beziehung zu dem christlichen Glauben empfing er von den Burgundionen, so daß, wenn deren Beispiel befolgt wurde, auch die Franken in ein ähnliches Verhältnis zu den Eingeborenen und ihren Bischöfen getreten sein würden, wie diese.

Bei den Burgundionen standen sich Herren und Eingesessene in schroffem Gegensatz gegenüber. Diese folgten dem streng nicänischen Bekenntnis, jene der arianischen Abweichung. Beide hatten ihre Kirchen und Bischöfe. Es ist dort wohl einmal zu einem Religionsgespräch zwischen den Führern der beiden Parteien in Gegenwart des Königs und seiner Großen gekommen, das aber so wenig zu einem Verständnis führte, wie so viele andere Religionsgespräche. Die streitigen Fragen, die besonders das Geheimnis der Dreieinigkeit betrafen, traten nur in noch stärkere Evidenz und hielten ihre An-

hänger auseinander. Der Übertritt Chlodwigs zum Christentum schloß indes, obwohl er von Burgund aus erfolgte, doch einen tiefen, schneidenden Gegensatz gegen das arianische Königshaus ein. Wir sind darüber nur sagenhaft unterrichtet; eine dieser Sagen aber verdient, weil sie bezeichnende Züge enthält, in Erinnerung gebracht zu werden.

Der burgundische König Gundobad hatte einen seiner Brüder erschlagen; eine Tochter desselben aber, Clotilde, lebte in seinem Palast. Ein vertrauter Diener Chlodwigs weiß dahin zu gelangen; er erhält in Gestalt eines hülfsbedürftigen Armen von der Königstochter, wie sie von der Messe kommt, ein Almosen; hiebei giebt er zu erkennen, daß er nicht gerade ein Hülfsbedürftiger sei; zu ihr beschieden, bietet er ihr einen Ring von Chlodwig, den sie empfängt, aber in den königlichen Schatz legen läßt, denn ihn geradezu anzunehmen verbiete ihr die Religion; sie macht es zur Bedingung des Eingehens auf die Brautwerbung, daß Chlodwig Christ werde. Gundobad erkennt die Gefahr, welche die Verbindung seiner durch die Ermordung ihres Vaters tiefbeleidigten Nichte mit dem mächtigen Nachbar in sich schließt. Höchst ungern giebt er nach. Als Clotilde dann zu Chlodwig gelangt, fordert sie von demselben zwei Dinge: einmal, daß er zu dem Christentum übertrete, und sodann, daß er ihr den Anteil von den burgundischen Schätzen, der ihr gebühre, verschaffe und ihren Vater an ihrem Oheim räche. Chlodwig verspricht das letzte, soweit es in seinen Kräften stehe; das erste weist er zunächst von der Hand. Aber die Vermählung wird vollzogen. In der Verbindung des Übertrittes zum Christentum mit dem politischen Gegensatz liegt es schon, daß es nicht das arianische Bekenntnis sein konnte, dessen Annahme Clotilde von ihrem Gemahl verlangte. Dadurch würde er die Macht des burgundischen Königs mehr unterstützt haben als die eigene. Chlodwig hielt an sich, das Begehren seiner Gemahlin zu erfüllen und dem Christentum beizutreten. Was ihn zuletzt dazu bestimmte, war der Erfolg in einem großen kriegerischen Unternehmen.

Überaus mächtig in Gallien, gerät Chlodwig in Krieg mit seinen Nachbarn in Germanien: den Alemannen. In der Feldschlacht, die dann erfolgt, neigt sich das Glück bereits auf die Seite des Gegners. Da erinnert sich Chlodwig des Gottes, den Clotilde verehre; die Meinung der Christen war, Gott habe seinen Sohn zum König der Könige gesetzt; mitten im Kampf ruft er ihn an und gelobt, sich zu ihm zu bekennen, wenn er ihm den Sieg über die Feinde verschaffe. Es giebt noch eine andere Tradition, welche von der Gefahr in der Schlacht und dem darauffolgenden Gebet nichts berichtet; aber sie stimmt darin mit der ersten überein, daß sie Chlodwig unter Vermittelung seiner Gemahlin das Gelübde zuschreibt, Christ zu werden, wenn er siege. Das geschieht; die Alemannen und ihre Verbündeten werden zu einer Tributzahlung an die Franken verpflichtet, wie früher bereits die Thüringer. Zu dem romanischen Element der neuen Herrschaft gesellt sich Schritt für Schritt ein bedeutendes germanisches hinzu. Und ein Ereignis

von allgemeinster Bedeutung ist es dann, wenn der Fürst sein in der Schlacht gegebenes Gelübde dadurch löst, daß er sich taufen läßt. Er hat noch immer das Bedenken, daß seine Franken ihm dabei nicht folgen werden; er spricht selbst mit denen, die bei ihm waren; sie treten ihm, an Zahl dreitausend, mit einmütigem Zuruf bei, hierauf auch die anderen. Der König und sein Gefolge sind vollkommen einig. Der Bischof Remigius, der die Taufe vollzieht, ruft dem König, den er als Sigamber bezeichnet, die berühmten Worte zu: er möge seinen Nacken beugen und anbeten, was er bisher zerstört, und zerstören, was er bisher angebetet habe.

Eine andere, etwas abweichende Tradition, welche diese Anmahnung ebenfalls enthält, fügt noch hinzu, der tapfere Fürst habe derselben entsprochen durch einen Ausruf, den er vernehmen ließ, als ihm die Leidensgeschichte des Heilandes vorgelesen wurde: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, so würde ich ihn gerächt haben.“ In einer so durchaus kriegsmännischen Weise erfolgte die Bekehrung. Wer könnte aber die Tragweite dieses Schrittes ermessen!

Aus einem Schreiben des Bischofs Avitus erkennt man, welchen Eindruck dieser Übertritt in der romanischen Geistlichkeit machte. Der fränkische König führte seine Truppen und sein Volk zu dem Bekenntnis über, in welchem sich die griechisch-römische Katholicität nach langen und tiefen Kämpfen vereinigt hatte. Der siegreiche König löste die religiöse Verbindung mit seinem Geschlecht, wie es da heißt, seiner Prosapia, auf. Aber er vereinigte sich auch nicht mit den germanischen Königen, welche bereits Christen geworden waren, sondern er empfing die Taufe in der katholischen Kirchengemeinschaft. Der König selbst stellte dieser Gesinnung in Gallien seinen Arm und sein Schwert zur Verfügung.

Die nächsten Folgen des Religionswechsels bekam Burgund selbst zu empfinden. Die katholische Geistlichkeit des Landes, von Remigius angetrieben, stand gegen den eigenen König zusammen, von dem Avitus schon damals sagte: er sei zwar König seines Volkes, aber nur ein Diener Chlodwigs. Außer dem religiösen Gegensatz bestand aber auch ein sehr naheliegender, politisch-dynastischer.

Zwischen Gundobad und seinem Bruder Godegisel brachen Feindseligkeiten aus, von denen man annimmt, daß sie von Chlodwig angesponnen worden seien. Wenigstens nahm er an dem Kampfe, der darüber ausbrach, Anteil; er griff in den Krieg der Brüder ein. Bei Castrum Divionense, d. i. Dijon, wurde Gundobad besiegt und floh nach Avignon. Seines Bruders wurde er wieder Meister; Chlodwig gegenüber mußte er sich zu einem Tribut verstehen, wahrscheinlich auch in Bezug auf jene Rechte, die Clotilde in Anspruch nahm. So wurde im östlichen Gallien eine neue Herrschaft nicht mehr der Romanen, denen einige germanische Stämme gehorchten, sondern der Germanen, die nun die höchste Gewalt unter den Gallo-Römern ausübten, begründet. Germanisch in seinem Ursprung, aber doch romanisch, inwiefern es die kirchlichen und bürger-

lichen Institute, die von den Römern stammten, in seinen Schutz nahm, ein kleines Reich voll von innerer Lebenskraft, die es denn auch sofort gegen die Westgoten richtete, die jetzt bei weitem zu schwach waren, um sich zu verteidigen. Hier aber fand Chlodwig Widerstand an dem Ostgoten Theoderich, nicht allein etwa wegen der religiösen Beziehungen, was an sich sehr denkbar wäre, da sich auch Theoderich zu dem arianischen Glauben bekannte, wie Burgunder und Westgoten. Dessen wird in dem auf diesen Streit bezüglichen Schreiben des Königs an Chlodwig sowohl, wie an die benachbarten Könige nicht gedacht. Die Gesichtspunkte, die dabei hervortreten, sind lediglich politischer Art und in dieser Beziehung von größtem Wert für die Zeitgeschichte überhaupt. Die Schreiben finden sich in der wohlbekannten Sammlung Cassiodors, der sie selbst abgefaßt hat; sie bringen allgemeine Gesichtspunkte in den momentanen Hader, wie man sie gar nicht erwarten sollte. Wir erfahren nichts von den Anlässen, an denen sich damals der Streit entzündete; Chlodwig selbst hat nur erklärt, er könne sich auf die Beobachtung der mit dem westgotischen König Alarich bestehenden Verträge nicht verlassen. An sich war Theoderich kein Feind Chlodwigs, er war mit ihm in die engste Verwandtschaft getreten; seine Gemahlin Audefleda war eine Tochter Childerichs und der Basina, die ihm der Sage nach von Thüringen aus gefolgt war. Aber dem westgotischen König stand er noch näher; Alarich II. war sein Schwiegersohn. Er hatte ihm die eine von den ihm vor seiner Ehe geborenen Töchtern, des Namens Theudigoto, zur Frau gegeben. Es war ihm höchst widerwärtig, daß die beiden nahen Verwandten in offenen Krieg gerieten. In sich hat das Motiv, durch welches er Chlodwig zu bewegen sucht, auf einen Austrag einzugehen, Tiefe und Größe. Er sagt: die freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Oberhäuptern stattfinden, haben den Zweck, daß auch ihre Nationen einander näher treten. Den König Gundobad fordert er auf, ihn hiebei zu unterstützen; er drückt sich wie ein Freund, wie ein Vater aus. Noch könne der Streit zwischen Chlodwig und Alarich gütlich geschlichtet werden; die jüngeren Könige sollten den alten verehren; er könne unmöglich ruhig zusehen, daß seine nächsten Verwandten sich untereinander zerfleischten. Die Absicht war, Chlodwig durch eine gemeinschaftliche Sendung von seinem Vorhaben abzuhalten. Das bedeutendste dieser Schreiben ist das dritte, der Aufschrift nach an die Könige der Warnen, Heruler und Thüringer gerichtet. Er bringt ihnen in Erinnerung, wie viel Dank sie dem verstorbenen Westgotenkönig Eurich, der sie bei manchen Gelegenheiten unterstützt habe, schuldig seien; diesen Dank mögen sie jetzt dem Sohne desselben abtragen und ja nicht vergessen, was ihnen bevorstehe, wenn Chlodwig über die Westgoten siege; denn sobald die gesetzliche Ordnung der Dinge einmal unterbrochen werde, so sei der Zustand aller gefährdet. Er bittet sie, den König zur Beobachtung des Friedens aufzufordern und ihm für den Fall, daß er es verweigere, mit einem allgemeinen Angriff zu drohen. Wenn man die Briefe liest, so nimmt man wahr, daß im Anfang des 6. Jahrhunderts eine Art

von Staatensystem bestand. Theoderich war eine pacifikatorische Natur; er hielt sich friedlich gegen den Orient, in Italien wußte er die einander gegenüberstehenden Glaubensbekenntnisse, die arianischen Goten und die katholischen Römer, in Friede und Freundschaft zu erhalten; im westlichen und östlichen Europa war er mit all den germanischen Königen in einer nahen verwandtschaftlichen Verbindung. Die Niederlagen Gundobads hatte er sich nicht so sehr zu Herzen genommen, weil derselbe doch im Besitz seines Reiches blieb. Aber schon war Chlodwig der mächtigste und gefährlichste von allen; er wollte sich dem Urteil der anderen nicht fügen, was ihm Theoderich als einen Beweis von Übermut anrechnete. Dem Ostgotenkönig war es nicht allein um den Schutz Alarichs, sondern um die Behauptung der friedlichen Verhältnisse der Welt zu thun. Allein bei Chlodwig waren alle Versuche ihn zurückzuhalten vergebens. Die Überlieferung ist, daß der Beschluß, den Krieg zu beginnen, zu Paris unter Teilnahme aller angesehenen Franken gefaßt worden sei. Nun hätte Alarich, der sich in Poitiers aufhielt, den offenen Kampf ohne Zweifel vermeiden müssen, weil er anderweit Hülfe, nämlich eben von Italien her, erwarten durfte. Aber auch in ihm glühten Haß und Kampfbegierde. In der Nähe von Poitiers, bei Vouillé, kam es zu einer Schlacht, in welcher Alarich geschlagen und getötet wurde; auch Chlodwig geriet in große Gefahr, bestand sie aber glücklich.

Sein Sieg erschien zugleich als ein Sieg des orthodoxen Christentums über die Arianer. Die Legende hebt es durch die Wunder, die sie dabei vorkommen läßt, auf das stärkste hervor. — Und wer könnte bezweifeln, daß Chlodwig durch die Gemeinschaft des Glaubens mächtig gefördert wurde? Er durchzog weit und breit das westgotische Gebiet in Gallien und führte die Schätze der Könige von dannen.

Wenn wir nicht irren, so ist es eben in diesem Moment gewesen, daß der oströmische Kaiser es für angemessen hielt, Chlodwig durch Kodicill die konsularische Würde zu erteilen. Daran knüpft sich die Sage, daß Chlodwig in der Kirche von Tours das Diadem empfangen habe. Aber um so mehr fühlte sich Theoderich gedrungen, die arianische Form des Glaubens und das westgotische Gebiet in Schutz zu nehmen. Schon belagerten die Franken und die mit ihnen vereinigten Burgunder die Stadt Arles, welche als ein geistiger, politischer und militärischer Mittelpunkt des südlichen Galliens erscheint. Theoderich schickte der Stadt vor allem einen guten Befehlshaber zu, den Comes Tulun, welcher mit dem Hause der Amaler in verwandtschaftlicher Beziehung stand. Da aber die Gefahr fortdauerte, so ließ Theoderich die streitbaren Scharen, die er in Italien um sich gesammelt hatte, nach Gallien aufbrechen. Sein Feldhauptmann Ibbas entsetzte die Stadt durch eine große Schlacht, in der 30000 Franken und Burgunder gefallen sein sollen. Er nahm darauf das südliche Gallien, die alte Provincia Romana, größtenteils ein. Marseille und Arles standen seitdem unter seiner Herrschaft. Für den Teil Galliens, der seinem eigenen Reiche zufiel, setzte er einen Vicarius ein.

Er giebt in seinem Anschreiben an denselben der Meinung Ausdruck, sein guter Ruf habe zur Unterwerfung jener Provinzen beigetragen; er macht den Provinzialen davon Anzeige und fordert sie zum Gehorsam auf. Er wies den Vicarius an, die Provinz so zu verwalten, daß man erkenne, ein römischer Princeps habe ihn geschickt.

Alles Ereignisse, die auf die Zustände des Südens und Westens von Gallien entscheidend einwirkten. Die Existenz des Reiches der Westgoten wurde gerettet; die Übergriffe Chlodwigs wurden durch einen Mächtigeren zurückgewiesen. Dadurch aber geschah dann wieder, daß sich das Reich der Franken, welches die ganze nördliche Küste von Gallien, der britannischen Insel gegenüber, umfaßte und sich tief ins mittlere Gallien erstreckte, in sich selbst konsolidieren konnte. Die vornehmste Bedingung dazu war, daß die salischen und ripuarischen Gebiete der Franken zu einem Ganzen vereinigt wurden. Es sind die greuelvollsten Scenen im Leben Chlodwigs, durch welche das der allgemeinen Überlieferung nach geschehen ist. Chlodwig veranlaßte den Sohn Sigiberts von Köln, seinen Vater zu ermorden. Als dann der Sohn der Abkunft gemäß die Schätze des Vaters mit den Gesandten Chlodwigs teilen wollte und ihnen die große Truhe eröffnete, in der das Geld lag, sich darüberbeugte, um in die Tiefe zu fassen, ergriffen diese ein Beil und erschlugen ihn; der Kopf fiel auf die Goldstücke. Die ripuarischen Franken weigerten sich dann nicht, Chlodwig als ihren König anzuerkennen. Schon hatte er seine nächsten Stammesverwandten mit ähnlicher Gewaltsamkeit beseitigt. An einem von ihnen strafte er nach mehr als zwanzig Jahren, daß derselbe ihn in seinem Kampfe gegen Syagrius nicht unterstützt hatte. Er ließ ihm und seinem Sohne die Haare abschneiden und, da sie dies nicht geduldig hinnahmen, entledigte er sich ihrer durch den Tod. Dann besiegte er Ragnachar von Cambrai in offener Feldschlacht, und dieser wurde gebunden mit seinem Bruder zu ihm geführt. „Warum schändest Du unser Geschlecht und lässest Dich in Banden schlagen?“ so rief Chlodwig und spaltete ihm mit dem Beil den Schädel. „Warum hast Du Deinem Bruder nicht geholfen?“ sagte er zu dem anderen, und brachte auch diesen um. Da nun niemand mehr übrig war, als er allein mit seinem Geschlecht, hat er in einer Zusammenkunft seiner Angehörigen geklagt, daß er ohne Verwandte sei, allein unter Fremden, nicht jedoch aus Betrübnis darüber, sondern hinterlistig: hätte sich ihm jemand dargestellt, so würde er auch ihn ermordet haben.

Wenn man diese Ereignisse in der lebensvollen Darstellung des alten Autors liest, kann man sich doch des Verdachtes nicht erwehren, daß wir hier mehr eine poetisch ausgeschmückte Tradition als eine historische Erzählung vor uns haben. Aber die Thatsachen werden, wiewohl nicht ohne Abweichung, in anderen Fassungen der Sage, die auf uns gekommen sind, wiederholt. Die bemerkenswerteste führt das Motiv an, Chlodwig habe gewollt, daß nur seine Söhne seine Nachfolger sein sollten. So wurde er in

den germanischen Gebieten der einzige Herr und Meister; in den romanischen kam ihm bei Festsetzung seiner Macht sein Verhältnis zu dem orthodoxen Klerus zu statten.

Im Jahre 511 versammelte Chlodwig ein Konzil von zweiunddreißig Bischöfen aus allen Teilen seines Gebietes zu Orleans; es erschienen die Metropoliten von Bordeaux, Tours, Eauses, Bourges, Rouen; sie faßten unter anderem Beschlüsse über das Asylrecht der Kirchen und die Rechtszustände der Geistlichen und ersuchten den König, denselben seine Zustimmung zu geben: denn sie würden größere Kraft erhalten, wenn der König ihnen beitrete.

Neben dieser Anerkennung einer höchsten Gewalt des neuen Königs werden demselben auch einige Rechte von größtem Belange zugestanden. Der Übertritt weltlicher Magnaten in den geistlichen Stand wird darin von dem Willen des Königs abhängig gemacht, was doch eine durchgreifende Einwirkung desselben auf beide Stände in sich schließt. Das neue Reich hatte überhaupt eine von den bisherigen Bildungen sehr verschiedene Gestalt. Es beruhte nicht auf einer vorausgegangenen Konzession des Imperiums, noch auf einer Landesteilung mit den Eingeborenen. Die kriegerischen Mannschaften waren nicht eigentlich angesiedelt; sie bildeten ein fortwährend geordnetes Heer, welches die Kriege unausgesetzt führte. Der König setzte die römische Staatsverwaltung, wie er sie vorfand, fort, aber als unabhängiges Oberhaupt. Mit der Landeskirche, von der sich die übrigen trennten, war er auf das engste vereinigt; und fast am meisten kam ihm die Verbindung mit dem Lande zu statten, aus dem er hervorgegangen war und aus welchem seine Macht unaufhörlich durch den Zufluß neuer Kräfte verstärkt wurde.

Theoderich besaß eine bei weitem ausgedehntere Macht als Chlodwig; er reprimierte dessen Fortschritte, sobald sie ihm unbequem wurden. Aber in sich selbst war doch die Macht Chlodwigs besser konsolidiert und von größerer Aussicht für die Zukunft. Chlodwig ist der Mann, durch welchen im Gegensatz zwischen den Römern und den Germanen der entscheidende Schritt zu einer beide Elemente umfassenden neuen Ordnung der Dinge geschehen ist. Durch die Siege, die er erfocht, brachte er die höchste Autorität in Gallien in die feste Hand eines mächtigen Königsstammes. Er trat gleichsam in die Stelle des Kaisertums und hielt dadurch die Idee der Katholicität, die in demselben vorwaltete, allen Abweichungen kirchlicher Natur gegenüber aufrecht. Dadurch eröffnete er zugleich den Franken und allen Germanen die Möglichkeit, weiteren Fortbildungen Raum zu geben in engster Verbindung mit der allgemeinen Kultur, die sich nun einmal an die Kirche des athanasianischen Bekenntnisses anschloß. Wir erörtern nicht seine moralischen Qualitäten. Chlodwig erscheint in der Mitte der Zeiten und Nationen als eine heroische Kraft, die ihre Verbindung begründet und sie gleichsam vermittelt; auf seinen Handlungen beruht die Geschichte von Deutschland und Frankreich. Freilich war alles noch in den Anfängen begriffen, als er im Spätjahr 511

mit Tode abging. Daß seine Unternehmungen zunächst nicht weiter fortgesetzt werden konnten, liegt vor allem darin, daß seine vier Söhne die ihnen durch Erbrecht zugefallenen Besitzungen nach germanischem Herkommen untereinander teilten.

Der jüngste von diesen, Chlotar, ist am meisten Nachfolger des Vaters; an ihn kam das salische Land Soissons, Tournai, Cambrai; er hatte seinen Sitz zu Soissons. An ihn schlossen sich die Gebiete der beiden anderen Söhne der Clotilde nach Westen hin an. Der dem jüngsten nächste, dritte Bruder empfing die ganze Seeküste der Normandie und Bretagne und nahm seinen Sitz zu Paris. Es ist Childebert, der als ein großer Beförderer der kirchlichen Institutionen gerühmt wird: viele Kirchen in Paris hat er mit den Reliquien, die er aus Spanien herbeiführte, bereichert. Ihm gehörte die ganze nördliche Küste mit Ausnahme der noch unabhängigen Bretagne. Der älteste Sohn der Clotilde, Chlodomer, nahm seinen Sitz in Orleans, dem Land der alten Carnuten, das von jeher als der Mittelpunkt des gesamten Galliens betrachtet worden war, wie sich denn überhaupt bemerken läßt, daß die alten Civitates, Städte und Gaue bei diesen Teilungen wieder hervortreten. Sein Gebiet erstreckte sich längs der Loire, von Sens und Auxerre bis nach Anjou und Maine. Dagegen war dem noch vor der Ehe mit Clotilde erzeugten Sohn des Chlodwig, Theoderich, der östliche Teil, den man Austrasien genannt hat, und das ganze germanische Gebiet zugefallen, doch hatte er auch Anteil an den neuen Eroberungen; sein Sitz war zu Metz, zeitweise zu Rheims. Tiefer im Süden, jenseit des nördlichen Laufes der Loire, fielen ihm die aquitanischen Landschaften bis an die Grenzen der von den Goten eingenommenen Gebiete zu. — Die Teilungen sind zugleich Aufstellungen der fränkischen Macht gegen die auswärtigen Feinde zur Verteidigung und Eroberung.

Was die Repression Chlodwigs begonnen, vollendete diese Teilung. Von den vier Fürsten war keiner so mächtig, wie Chlodwig gewesen war, und sie hatten untereinander manche untergeordnete Streitigkeiten auszufechten; der König der Ostgoten, Theodorich, brauchte in ihnen keine Nebenbuhler seiner Macht zu fürchten. Noch einmal geriet er mit ihnen nicht gerade in Konflikt, aber doch in Opposition oder vielmehr in Konkurrenz, wozu die Ereignisse in Burgund Gelegenheit gaben. Hier war das für die Geschicke Burgunds entscheidende Ereignis eingetreten. Der Sohn und Erbe des Reiches, Sigerich, war aus Anlaß eines Haders mit seiner Stiefmutter von dem Vater selbst umgebracht worden. Dadurch aber wurde die Succession durch legitime Erbfolge unterbrochen; die alten Ansprüche der Söhne der Clotilde erwachten; sie wendeten vereinigt ihre Waffen gegen Sigismund und machten ihn zum Gefangenen. Vollkommen Meister des Landes wurden sie nicht, da sich sein Bruder Godomar in den Besitz des Reiches setzte. Nachdem sie Sigismund umgebracht hatten, rückten sie gegen die Burgunder vor; es kam zu einer historisch berühmten Schlacht bei Véseronce im Stadtgebiet

von Vienne. Chlodomer wurde hiebei getötet. Über die Art und Weise seines Todes und die Folgen gehen die Berichte weit auseinander. Die fränkischen Annalen schreiben den Unfall einer Hinterlist der Burgunder zu, die dann den Kopf des gefangenen Königs auf eine Stange stecken in der Absicht, die Franken in Schrecken zu setzen, die aber dadurch in doppelte Wut geraten und darauf den Sieg erfechten. Auch ein griechischer Autor der Zeit gedenkt dieser Schlacht, versichert aber, der abgeschlagene Kopf habe seine volle Wirkung bei den Franken gehabt; sie seien zurückgewichen und zu einem Vertrag bewogen worden, durch welchen Godomar im Besitz des Landes geblieben sei, wie wir ihn denn nach einer Reihe von Jahren als König von Burgund finden. Nicht viel weniger aber als die feindlichen Könige war der Ostgote Theoderich von jenem Ereignisse betroffen: denn Sigerich war sein Enkel; dieser hatte sogar die Absicht gefaßt, dem Ostgotenkönig einmal nachzufolgen, so daß er Burgund und die ostgotische Herrschaft vereinigt haben würde. Wenigstens ist ihm das zum Vorwurf gemacht worden. Theoderich fand nun auch noch einen anderen Grund sich einzumischen. Er wollte in jenen Gegenden, die ihn so nahe berührten, keine Feindseligkeiten vor sich gehen lassen, welche seine eigene Stellung in Gallien bedrohen könnten; er betrachtete sich auch als Inhaber des Imperiums, dessen Recht er nicht schmälern lassen wollte. Wie einst gegen Chlodwig, so schickte er auch gegen die Söhne Chlodwigs ein Heer nach Gallien, dem sich die Franken nicht entgegenzustellen wagten. Die Durance, welche bisher die Grenze des burgundischen Reiches gebildet hatte, wurde überschritten. Theoderich nahm einige andere Gebietsstrecken, den nördlichen Teil der Narbonnensis secunda und den südlichen Teil von Provincia Viennensis; Cavaillon, Carpentras und Orange erscheinen seitdem als ostgotische Städte. Nach diesen Erwerbungen richtete Theoderich eine Präfektur in Gallien ein. Dadurch wurde nun die ostgotische Macht im Occident vollends die überwiegende. Wahrscheinlich hatte Godomar ihr sein einstweiliges Bestehen in Burgund zu verdanken.

Nach Spanien schickte Theoderich einen seiner bewährtesten Kriegsgenossen, Theudis, Amalarich zu Hülfe, der sich dort eine neue Heimat gründete. Durch eine reiche und vornehme Heirat, die Theudis schloß, kam er in den Stand, eigene Scharen um sich zu sammeln und ein durchgreifendes Regiment zu führen. Theoderich aber trat neben seinem Enkel auch selbst als Regent von Spanien auf; in einem seiner Briefe rechnet er Spanien geradehin zu den Ländern, die seiner Herrschaft gehorchen. Die in Tarragona und in Gerona versammelten Bischöfe haben ihn als ihren König bezeichnet. Denn er war Meister auch derjenigen Landstriche, die noch das römische Reich anerkannten. Sein Sinn ging dahin, die alte Verbindung Spaniens mit Rom wiederherzustellen; er erneuerte die bereits abgekommenen Getreidelieferungen von Spanien nach Rom. Dergestalt übte Theoderich in den westlichen Landschaften, die das Mittelmeer umschlossen, eine gebietende Autorität aus.

Mit dieser großen Stelle begnügte er sich noch nicht. Er hielt es für unwürdig, daß Italien im Besitze alles dessen, was dazu gehöre, doch über keine Flotte verfüge, er legte mit gewohntem Eifer Hand an, diesem Mangel abzuhelfen. In kurzer Frist sammelte sich auf seinen Befehl eine große Anzahl von Schiffen im Hafen von Ravenna. Er hat gesagt: er wolle weder den Griechen, noch Vandalen freie Hand zur See lassen.

Er war überaus mächtig im inneren Germanien; einem Teil der Alemannen hat er in Rhätien feste Sitze gegeben. In dem thüringischen Königreiche, das sich in Mittelgermanien weit und breit erhoben hatte, war die Tochter seiner Schwester Königin. Durch seine Verbindung mit den Warnen und Herulern reichte sein Ansehen bis an die Ostseite der Elbe und über die Karpathen hinaus. Mit den Herulern stand er in einem den altgermanischen Sitten entsprechenden freundschaftlichen Verhältnis; den König derselben hatte er adoptiert, indem er ihm Waffen übersendete.

Da nun Theoderich auch Rhätien und Noricum und den größten Teil von Illyrien besaß, wie er denn die Gepiden in Sirmium überwältigte und deren Land in Besitz nahm, Dalmatien ihm gehorchte, so hatte es in der That das Ansehen, als ob das weströmische Reich durch ihn wiederhergestellt worden wäre. Theoderich betrachtete seine Autorität als eine den anderen Königen überlegene, höhere, kaiserliche. In dem Schreiben an den König Hermanfried von Thüringen, dem er seine Nichte vermählte, sagt er, daß die, welche von königlicher Herkunft sind, neuen Glanz erwerben, indem sie in kaiserliche Verwandtschaft eintreten. Er betrachtet die ihm zu teil gewordenen Provinzen als ein Imperium so gut wie das östliche, beide machen Einen Körper aus. So erklärt es sich, daß in jener Inschrift, deren wir gedachten, ihm alle die Prädikate, die sonst dem Kaiser gebühren, erteilt werden; er wird darin auch Semper Augustus genannt.

Sein Hof ist eine Nachahmung des kaiserlichen. Gleich den Imperatoren umgab ihn eine aus Fußvolk und Reitern bestehende Leibwache; er bildete sich gleich jenen aus den Männern, die sich im öffentlichen Dienst verdient gemacht hatten, ein Komitat; an seinem Hofe finden wir dieselben Titel, Auszeichnungen und Ämter. Das Konsulat erteilte Theoderich nur Römern; von Goten ist einzig Eutharich, der Gemahl seiner Tochter Amalasuntha, zu demselben gelangt.

Theoderich repräsentierte die Doppelgestalt eines römischen Imperators im Occident und eines Oberhauptes der germanischen Nationen, gesetzliche Ordnung und faktische Unabhängigkeit. Nicht bis zu Ende seines Lebens aber hat er diese Stellung behauptet. In Konstantinopel erfolgte eine Umbildung der kaiserlichen Politik und Macht, durch welche dem ganzen Weltverhältnis eine andere Gestalt gegeben wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Übergang des Kaisertums auf Justinian und dessen erste Jahre.

Nur durch die inneren Entzweiungen und seine Schwäche war der griechische Hof bisher abgehalten worden, in die occidentalischen Streitigkeiten einzugreifen. Die Namen Anastasius, Zeno, Leo braucht man nur zu nennen, um die Metamorphose, die mit der Stellung eines Augustus vorgegangen war, in Erinnerung zu bringen.

Die Imperatoren hörten auf, die Kriege gegen auswärtige Feinde an der Spitze der Legionen, von denen ihre Macht sich herschrieb, persönlich zu führen. Sie hatten sich in diese Notwendigkeit gefunden. Ihre Autorität knüpfte sich an das Ansehen der neuen Hauptstadt, die zu immer größerer Blüte emporkam, und an den Besitz des kaiserlichen Palastes, in dem man gleichsam den Mittelpunkt der öffentlichen Geschäfte erblickte. Die höchste Gewalt gründete sich noch immer auf die Übereinstimmung mit dem Senat, dem Volk und den Truppen, zugleich aber auf die Idee einer regelmäßigen Succession, welche, nachdem das theodosianische Haus zu Grunde gegangen war, in einem neuen, das mit Leo beginnt, sich durch Vermittelung der vornehmsten Frauen fortsetzte; sie war durch Pulcheria an Marcian, durch Verina und Ariadne an Zeno und durch Ariadne allein an Anastasius gekommen. Aber dieser Einfluß war weit entfernt, unbedingt zu entscheiden. Wie die ruhige Succession des Arcadius, des Honorius, des Theodosius II. dadurch vermittelt wurde, daß das Christentum an ihnen eine Stütze fand und die Herrschaft der Religion mit der Herrschaft einer Dynastie identifiziert wurde, so übte nun auch die religiöse Meinung auf die Fortsetzung der höchsten Autorität die größte Einwirkung aus. An Stelle des Prästigiums, das in der genealogischen Succession lag, trat die Krönung durch die Hände des Patriarchen der Hauptstadt. Nun aber hatte sich über die dogmatischen Bestimmungen der christlichen Lehre eine Differenz herausgebildet, welche Kirche und Volk von Konstantinopel in zwei Parteien teilte. Unmöglich ließ sich der Versuch, die beiden Parteien zu versöhnen, abweisen. Wir gedachten desselben schon. Zeno hatte eine Unionsformel aufgestellt, durch welche die gemäßigten Anhänger des chalcedonischen Konzils auf der einen und des Monophysitismus auf der anderen Seite befriedigt und miteinander Kirchengemeinschaft zu halten vermocht werden sollten. Dabei waren mit behutsamer Vorsicht die Vorfechter des chalcedonischen Konzils nicht einmal genannt, aber auch die Extreme der monophysitischen Lehre vermieden worden. Wäre es nur darauf angekommen, gemäßigten Doktrinen Raum zu verschaffen, so würde das zum Ziele haben führen können; allein mit starken Überzeugungen dieser Art läßt sich nicht paktieren. In dem östlichen Reiche selbst traten den

Gemäßigten, die sich dem Henotikon fügten, zwei andere Parteien gegenüber, die, nach beiden Seiten ausweichend, es verwarfen. Ähnlichen Bestrebungen hatte auch Anastasius gehuldigt; wir sahen, wie er darüber zugleich mit dem Volke von Konstantinopel und dem römischen Stuhle zerfiel.

Welcher Tumult erhob sich, als in Konstantinopel bei dem Dreimalheilig die sehr stark vertretene monophysitische Partei eine Formel einschaltete, die ihrem Bekenntnis entsprach. Da der Kaiser das gestattete und überhaupt dem Versprechen, das er dem Patriarchen bei seiner Thronbesteigung gegeben hatte, nicht so nachkam, wie man erwartete, so erhob sich der Aufruhr gegen ihn. Eines Tages erschien er ohne Krone im Cirkus; er erklärte, er wolle gern die Regierung niederlegen, alle könnten nicht herrschen, Einem müsse man die Herrschaft übertragen. Der würdige alte Mann erhielt sie noch einmal. Von den Vorfechtern der orthodoxen Doktrin geschmäht und verworfen, hat Anastasius doch übrigens ein gutes Andenken hinterlassen. Man hat die Vorkehrungen, die er an den Grenzen gegen die Perser traf, als wohlbedacht und angemessen gerühmt. So sicherte er die Hauptstadt selbst durch die Errichtung der langen Mauern, die von der Propontis bis zum Pontus Euxinus reichten, gegen unerwartete Anfälle feindlicher Nachbarn.

Mit diesen Anstalten der Verteidigung verband er eingehende Fürsorge für das persönliche Wohl der unteren Klassen. Es gab eine Auflage, welche als die drückendste von allen geschildert wird, eine Gewerbesteuer, welche die niedrigsten Beschäftigungen betraf und zugleich eine Kopfsteuer war, die alle vier Jahre mit empörender Grausamkeit eingezogen wurde, das Chrysargyrum. Anastasius schaffte es geradezu ab. Zugleich widmete er den wirtschaftlichen Zuständen der Unterthanen eingehende Fürsorge. Er wußte dann doch einen bedeutenden Schatz zu sammeln, von dem man wohl gesagt hat, er habe dabei die Absicht gehabt, seinen Nachfolgern in dringenden Fällen die Notwendigkeit zu ersparen, zu harten Anforderungen zu schreiten, durch welche die Unterthanen zu Grunde gerichtet werden könnten. Aus einzelnen Verfügungen des Anastasius, die in Inschriften erhalten sind, geht hervor, daß er Übergriffe, welche die Offiziere sich bei der Auszahlung der Naturallieferungen, die zugleich als Sold dienten, gegen die Soldaten erlaubten, abzuschaffen bemüht war. Genug, es schlug in ihm eine populäre und monarchische Ader; er hat sich unleugbare Verdienste um das Reich erworben. Aber der kirchliche Streit regte sich unaufhörlich wieder, und da Anastasius die gegnerischen Bischöfe exilierte und zu anderen harten Maßregeln schritt, so erweckte er den Widerwillen der rechtgläubigen Partei im stärksten Maße; diese fand dann in einem der vornehmsten Comites der Armee einen entschlossenen Führer.

Vitalianus, in welchem sich noch einmal die Partei der Aspariden regte, griff zu den Waffen gegen Anastasius.

Dreimal ist Vitalianus im Felde erschienen. Mit Hunnen und den gerade damals auftretenden Bulgaren verbündet, brachte er dem Kaiser eine

schwere Niederlage bei. Er nahm Besitz von dem Hafen Sosthenion; in diesem Gedränge ist Anastasius gestorben.

Wäre nun die kaiserliche Würde an einen der Verwandten des Anastasius, die dazu sehr berechtigt zu sein glaubten, übergegangen, Vitalianus abgewehrt, das bisherige System aufrecht erhalten worden, so würde das für die Nachbarn des Reiches die Behauptung ihrer bisherigen Stellung in sich geschlossen haben. Es läßt sich nicht wohl voraussetzen, daß das Haus des Anastasius einen Angriff, namentlich auf die germanischen Königreiche, unternommen hätte. Aber der Ausfall der Bewegung, die jetzt eintrat, war ein ganz anderer. Die Regierung ging über an den Hauptmann der Leibwache, Justin, einen Mann von minderer geistiger Begabung, aber größerer politischer Thatkraft. Er war aus Dardanien gebürtig und scheint einem slavischen Geschlecht angehört zu haben: denn bei den Völkerbewegungen an der unteren Donau waren auch Slaven eingedrungen. Sein Bruder führte den Namen Istock, was die Griechen in Sabatios umsetzten, seine Schwester den Namen Bigleniza, sein Neffe, der spätere Kaiser Justinian, den Namen Uprawda. Die Eingewanderten widmeten sich hauptsächlich der Viehzucht. Auch Justinus soll von dieser Beschäftigung ausgegangen sein, wie in unseren Tagen der Stifter der Obrenowiczen in Serbien.

Man erzählt von drei Hirten, welche aus ihrem Dorfe, den Sack mit Lebensmitteln auf dem Rücken, auswanderten und in den Kriegsdienst des Kaisers traten. Einer von diesen war Justinus, der sich besonders im Kriege Zenos gegen die Isaurier hervorthat und zum Obersten der Leibwache emporstieg. Seine Herkunft brachte er dadurch in Vergessenheit, daß er sich aufs engste an eins der vornehmsten Geschlechter, die von Rom in den Orient gekommen waren, die Gens Anicia, anschloß. Jener Balista, der mit Odenathus zusammenstieß, war ein Anicier. Im 5. Jahrhundert erhob sich das Geschlecht zu erneuertem Glanze; wir finden es im Besitz des Konsulats. Justin wurde Comes Excubitorum und zugleich Senator. Man behauptet, ein Eunuch habe ihm Geld gegeben, um die Truppen für eine seiner Kreaturen zu gewinnen, Justin aber das Geld zu seinen eigenen Gunsten verwendet.

So einfach aber lagen die Dinge doch nicht. In dem Augenblick, in welchem das Imperium durch die Verbindung einer Faktion im Innern mit einem Kriegsheer fremdländischen Ursprungs besiegt worden war, konnte der Einfluß des Palastes nicht so wirksam eingreifen, wie bisher. Man bedurfte eines Kriegsmannes, welcher der Opposition im Innern angehörte, aber zugleich die äußeren Feinde, wenn nicht geradehin zurückzuweisen, doch zu paralysieren verstand. Die Legionen erneuerten wieder einmal das alte Herkommen, wenn sie den Obersten der Leibwache zum Imperator ausriefen. Der Senat erklärte sich damit einverstanden. Als er dann in der Kirche erschien, wurde er von dem Volke, dem er als ein eifriger Anhänger des chalcedonischen Konzils bekannt war, freudig begrüßt. So bestieg Justinus den Thron im Jahre 518.

Wie seine Erhebung, so war auch seine Regierung eine Art von Reaktion gegen das bisherige System.

Justin begann mit einem Edikt, durch welches die ausschließende Geltung der chalcedonischen Beschlüsse hergestellt und die Gegner derselben nicht allein von den kirchlichen Stellungen, die sie inne hatten, sondern von den öffentlichen Ämtern und selbst dem militärischen Dienst ausgeschlossen wurden. Er rief die Senatoren, welche von Anastasius verbannt worden waren, zurück und vertraute ihnen die wichtigsten Stellen an. Den einen machte er zum Praefectus Praetorio, einen anderen zum Konsul, einem dritten übergab er den Oberbefehl über die Truppen im Orient. Jenem Vitalian, der sich mit offenen Waffen gegen Anastasius empört hatte, vertraute er den Oberbefehl über die Truppen. Justin war ein Mann von fester Überzeugung und starkem Willen; mit ihm beginnt, wir dürfen nicht sagen eine neue Dynastie, aber eine neue Reihe unter den römischen Imperatoren, die nach und nach eine dynastische Stellung errangen.

Dem bejahrten Kaiser zur Seite finden wir von Anfang an seinen Neffen Justinian, der eben in die Blüte männlicher Jahre trat und den hochstrebenden Ehrgeiz der Ideen, auf welche das Reich sich gründete, mit dem Talent, den Augenblick zu benutzen, verband. Nicht lange stand ihm Vitalian im Wege, der bereits im siebenten Monat des Konsulats, das er bekleidete, im Palast ermordet wurde, was dann dem Ehrgeiz Justinians zugeschrieben worden ist.

Bei der Aussöhnung mit dem römischen Stuhl, welche dem Kaiser sehr am Herzen lag, war Justinian besonders wirksam; er hat die römischen Gesandten in Konstantinopel eingeführt. Fast nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten die beiden Parteien im Cirkus, welche die ganze Population in zwei Faktionen teilten. Die eine, genannt die grüne, war für Anastasius gewesen; unter der neuen Regierung wurde sie unterdrückt; die andere, die blaue, wurde emporgebracht und auch in ihren Gewaltsamkeiten unterstützt, bis dann nach einigen Jahren die Zeit gekommen war, wo ihr Zügel angelegt werden mußten. Aus diesem Gegensatz, dessen wir noch weiter zu gedenken haben werden, ging die Bedeutung der Theodora hervor, mit der sich Justinian vermählte.

Justin wandte seine Thätigkeit wieder auf den Krieg gegen Persien. Die von den Persern bedrohten christlichen Grenzvölker hat Justin in seinen Schutz genommen und ihnen wesentliche Hülfe geleistet. Auch die Kriege mit den Äthiopen haben ihn viel beschäftigt. Er hat nicht versäumt, bei eintretenden Unglücksfällen die Pflichten eines Fürsten zu erfüllen. Er war eifersüchtig darauf, den Purpur zu tragen und die Gewalt allein zu besitzen, aber er war zu hoch an Jahren, als daß nicht die allgemeine Aufmerksamkeit schon auf die Bestimmung des Nachfolgers sich hätte richten sollen. Ein ernstlicher Zweifel konnte darüber wohl nicht obwalten; alle Blicke wandten sich auf den Neffen Justins, der schon die Seele der Regierung zu sein schien.

Justinian war in vollkommenem Besitz der griechisch-römischen Kultur und hatte die öffentliche Stimme durch den glänzenden Aufwand, den er namentlich bei den Spielen des Cirkus machte, für sich gewonnen. Justin erhob ihn zum Patricius, zum Magister Militum, zuletzt adoptierte er ihn. Er wurde zum Augustus ernannt, Theodora zur Augusta, die dann beide bald darauf, nach dem Tode Justins, der am 1. August 527 erfolgte, aus den Händen des Patriarchen die Krone empfingen. Es war eine neue, auf das Ansehen der Religion und deren Behauptung durch die Orthodoxie und auf die Herrschaft über die Parteien des Cirkus gegründete Regierung, welche an Justinian, der zu alledem mitgewirkt hatte, überging.

Über die regierenden Gewalten giebt es immer zweierlei Anschauungen: die eine faßt die allgemeinen Leistungen in Krieg und Politik ins Auge, die andere hält sich an die persönlichen Eigenschaften, die in der Regel auch zu allerlei Tadel Anlaß geben. Nirgends erscheint die Divergenz von beiden stärker als bei Justinian, dessen Regierungshandlungen Epoche in der Weltgeschichte machen, während seine häuslichen Angelegenheiten mancherlei nicht unbegründete Afterrede hervorgerufen haben. Hier haben wir es vor allem mit den ersten zu thun.

Wir fassen zunächst seine legislative Thätigkeit ins Auge, die ihm einen großen Namen, fast noch mehr bei der Nachwelt als bei den Zeitgenossen, gemacht hat. Sie ist um so bemerkenswerter, da der Kaiser seine Fürsorge nicht allein der Rechtspflege, sondern der Rechtswissenschaft angedeihen ließ. Eben in dem Rechte hatte sich der altrömische Geist besonders manifestiert. Auf uralter Grundlage war ein zusammenhängendes Rechtssystem entstanden, das in den Rechtssprüchen der Juristen und in den Konstitutionen der Kaiser das gesamte bürgerliche Leben umfaßte. Justinian trug kaum ein halbes Jahr das Diadem, als er Anstalt traf, das Materielle beider Bestandteile zu sammeln und unter gewissen Rubriken zu ordnen. Es war eine Arbeit für Vergangenheit und Zukunft; Justinian fand sie auch für seine Stellung in dem römischen Reiche und der Welt überhaupt unentbehrlich. Den Umfang seiner Ideen lernt man aus dem Promulgationsedikt kennen, mit welchem er das vollendete Werk dem Praefectus Praetorio zufertigte. Er spricht darin den Grundsatz aus, daß das Bestehen des Gemeinwesens auf zwei Dingen beruhe: Waffen und Gesetzen. Von dieser Verbindung schreibe sich her, daß das Geschlecht der Römer den Vorzug vor allen anderen Nationen besitze und alle Völker beherrsche, sowohl in vergangener Zeit als auch mit göttlicher Hülfe fortan. Das eine sei für das andere erforderlich, die Waffen seien allezeit durch Gesetze gesichert, diese selbst aber durch die Waffen behauptet worden. In diesem Sinne habe er, der Kaiser, seine Sorgfalt der bewaffneten Macht zugewandt, sodann aber die alten Gesetze verbessert und neue hinzugefügt. Der Präfekt wird aufgefordert, allen Völkern das kund zu thun und allen Provinzen Abschriften des neuen Codex zu überschicken. Die der höchsten Gewalt innewohnende Befugnis wird mit den bereits aus alter Zeit überlieferten Aus-

drücken, die an das Heilige streifen, ausgesprochen; seine Unterschrift wird nach altem Herkommen als eine göttliche bezeichnet. In dieser Form tritt nun das Kaisertum ganz nach altrömischen Begriffen in die Mitte der Welt.

Niemand wird hier eine Rekapitulation des Inhalts der justinianeischen Gesetzbücher erwarten. Es würde ein überdies unnötiger Übergriff in das Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit darin liegen. Ich will nur bei einem Moment stehen bleiben, welches die Gesichtspunkte der justinianeischen Redaktion betrifft.

Neben Edikten, Reskripten und Aussprüchen der Rechtsgelehrten besaß man auch den Versuch einer systematischen Zusammenstellung. Wir wissen, daß Gajus im zweiten Jahrhundert eine solche Arbeit unternommen und ausgeführt hatte. Seine Institutionen beruhen auf dem Verhältnis des eigentlich römischen Rechtes zu den Bedürfnissen der Fremden, die mit dem Reiche in Verbindung gekommen waren. Sie waren seitdem zu klassischem Ansehen gelangt und beherrschten die Rechtsschulen. Die Wiederauffindung derselben hat in der juristischen Litteratur Epoche gemacht und zu einer deutlicheren Erkenntnis des Wesens des römischen Rechtes beigetragen. Diese Arbeit liegt auch bei den Institutionen Justinians zu Grunde. Für uns bietet die Zusammenfassung noch eine andere Seite der Betrachtung dar: die historische Frage ist, welche Abänderungen Justinian für ratsam oder notwendig hielt.

In der Vorrede der Institutionen läßt sich im Vergleich mit dem Inhalt des Promulgationsediktes des Codex eine Verstärkung der Idee der persönlichen Autorität des Kaisers bemerken. Was dort über die Verbindung der Waffen und der Gesetze zum Lobe der Römer und ihres Gemeinwesens überhaupt gesagt oder angedeutet wurde, wird hier auf den Kaiser allein angewendet; die imperatorische Majestät tritt sehr entschieden in den Vordergrund. Die höchste Gewalt hat die Pflicht, auch in dem Inneren dem Bestand der Gesetze durch die kaiserliche Majestät zu Hülfe zu kommen. Grade bei der Entwickelung dieses Begriffs stoßen wir auf eine sehr bezeichnende Abweichung des neuen Werkes von dem alten. In dem Buche des Gajus wird die Bildung der legislativen Gewalt auseinandergesetzt; er erklärt, was Plebiscit, Senatorenrecht und Konstitution seien. In den Institutionen des Justinian wird die Gültigkeit der Senatskonsulte davon hergeleitet, daß das Volk wegen seiner großen Menge nicht zur Sanktion der Gesetze habe berufen werden können. — Wenn bei Gajus bemerkt wird, daß auch die Konstitutionen des Kaisers Gesetzeskraft besitzen, weil der Imperator durch ein Gesetz das Imperium erhalten habe, so heißt es noch eingehender in den justinianeischen Institutionen: das Volk habe durch die Lex regia seine gesamte Gewalt dem Kaiser übertragen. Es liegt gewiß etwas wahres darin, daß die legislativen Befugnisse dem Kaiser infolge seiner tribunicischen Gewalt, die ihm bei jeder Thronbesteigung übertragen oder als übertragen vorausgesetzt wurde, zugefallen sind. Die Gewalt des Kaisers hat einen populären Ursprung. Daß das durch die sogenannte Lex regia geschehen sei, liest man nicht bei Gajus. Diese Voraussetzung findet

sich jedoch schon bei den Juristen des dritten Jahrhunderts. Justinian nahm sie in sein Gesetzbuch ohne alles Bedenken auf; sie ist dann auch in den späteren Jahrhunderten von Zeit zu Zeit hervorgehoben worden. Dieser Doktrin, die der unbedingten Gewalt des Herrschers überaus vorteilhaft ist, treten einige andere gegenüber, welche die ursprüngliche Freiheit der Menschen stärker hervorheben, als es bei Gajus geschieht. Der Grundsatz, daß jedermann frei geboren werde, wird ein paar mal wiederholt; die Sklaverei, d. h. der Zustand, in welchem jemand der Herrschaft eines anderen unterworfen ist, wird als ein gegen die Natur laufender bezeichnet. — Es kommt nicht darauf an, wie das nun weiter entwickelt wird. Aber die Ansicht waltet vor, daß die Menschen von diesen unnatürlichen Zuständen emancipiert werden müssen. Den Freigelassenen wird eine große Rücksicht gewidmet, die Freilassung selbst möglichst begünstigt. Erinnern wir uns, daß die gesellschaftliche Verfassung der römischen Republik auf dem Rechte der Herren über die Sklaven beruhte. Dies Verhältnis war von einigen, übrigens gewaltthätigen Kaisern lebhaft bekämpft worden. Die Abschaffung des Rechtes der Herren, ihre Sklaven zu töten, hat, wie bemerkt, dem Kaiser erst eine unmittelbare Beziehung zu den unteren Ständen gegeben, eine Beziehung, welche auszubilden und zu erweitern die Imperatoren einen natürlichen Antrieb hatten. Die Gesichtspunkte, die aus demselben entsprangen, treten dann auch in dem Gesetzbuch Justinians in voller Evidenz hervor. Alle Freien waren durch die früheren Gesetze römische Bürger geworden. Die Vorrechte der Landschaften, namentlich der Stadt Rom selbst, waren aufgehoben; insofern bildete bereits das ganze Reich eine Einheit. Dazu kam nun jetzt, daß die Sklaverei selbst bekämpft wurde und die Freigelassenen, deren Beschränkungen in dem Genuß der Freiheit aufgehoben wurden, selbst in den Stand der Freien traten. Man hat in der Regel die Abschaffung der Sklaverei der Einführung des Christentums zugeschrieben; und gewiß hat die christliche Religion eine innere Verwandtschaft mit der Idee der persönlichen Unabhängigkeit von einem fremden Willen. Dazu aber, dieselbe geltend zu machen, war die Beihülfe der kaiserlichen Macht unentbehrlich. Mit Genugthuung erwähnt Justinian die Freilassung in den hochheiligen Kirchen, wie sie bereits seit Konstantin vorgekommen war. An dem Kaiser und seinen hohen Beamten und der christlichen Hierarchie wird vieles auszusetzen gewesen sein. Nach meinem Dafürhalten aber hat der Einfluß der einen und der anderen eine tiefe, überaus wirksame Beziehung zu den Rechten der persönlichen Freiheit und zur Bildung des Menschengeschlechts auf dieser Grundlage. Das Resultat der justinianeischen Gesetzbücher ist, daß das Kaisertum in seiner unabhängigen Machtvollkommenheit, die selbst auf einem populären Boden steht, dazu schreitet. Sie sind die bedeutendste Hervorbringung des sechsten Jahrhunderts, auch politisch von unendlicher Wichtigkeit für die folgende Epoche; doch bieten sie der Betrachtung auch eine andere, dunklere Seite dar.

Die enge Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt konnte

stattfinden, ohne den Überresten des Heidentums zum Verderben zu gereichen. Auch dafür ist die Regierung Justinians entscheidend geworden.

Es entspricht vollkommen dem Gang der historischen Entwickelung, wenn Justinian den Opfern, wo sie noch dargebracht wurden, ein Ende machte; in Philä bei Elephantine waren das sogar Menschenopfer. Aber er verfolgte das Heidentum auch in seinen unschuldigen Reliquien.

Noch immer bestand jene Schule von Athen, die als eine Universität des hellenistischen Heidentums bezeichnet werden kann. Die großen Kirchenlehrer, welche derselben ihre litterarische Bildung verdankten, hatten doch die Meinung gefaßt, daß ihr Bestehen mit der Herrschaft des Christentums unvereinbar sei; gab es doch noch im sechsten Jahrhundert in Konstantinopel hohe Beamte, welche hellenische Gesinnungen hegten und zu dem hellenischen Heidentum zurückstrebten. Dem allen nun beschloß Justinian ein Ende auf immer zu machen. Die bisherigen Gesetze, welche das Heidentum verboten, ohne zum Christentum zu zwingen, hatten in Athen keine vollständige Wirkung. Die Nachfolger Platos besaßen die alten Stiftungen ungeschmälert; und noch immer kamen ihnen neue Vermächtnisse zu gute. Dagegen schritt nun Justinian auf doppelte Weise ein — einmal hob er Vermächtnisse an Örtlichkeiten oder Personen, welche zur Erhaltung des hellenischen Irrglaubens bestimmt seien, überhaupt auf und sprach sie den lokalen Magistraten zu, so daß die Güter der Akademie an die Stadt fielen; dann aber verbot er durch ein förmliches Edikt, daß in Athen Recht oder Philosophie gelehrt werde. Hierauf fanden die sieben Lehrer der Philosophie in Athen — unter ihnen Simplicius, der Erklärer des Aristoteles — keine Stätte mehr; sie suchten — soviel wir erfahren — eine Zuflucht in Persien, fanden sich aber in ihren Erwartungen, die sich auf Herodot und Xenophons Anschauungen gründen mochten, getäuscht und kehrten zurück. Aber ihre Schule war und blieb geschlossen. Ein Ereignis von Wichtigkeit für die gesamte Fortentwickelung des menschlichen Geschlechts; dem griechischen Geiste wurde eine konsequente Weiterentwickelung auf dem im klassischen Altertum gelegten Grunde abgeschnitten, während dem römischen durch die Rechtsbücher eine solche freigehalten und durch die Folgezeit eigentlich erst wahrhaft ermöglicht wurde. Der philosophische Geist erstarb in dem Gegensatz der religiösen Parteien; der juridische Geist gelangte zu einem Ausdruck, der ihn gleichsam centralisierte.

Der Ausgang der griechischen Philosophie erinnert an ihren Anfang, eine Periode von beinahe einem Jahrtausend, in welchem sich die größten Abwandlungen der Weltgeschichte zugetragen haben. Es sei mir gestattet, daran noch eine allgemeine Bemerkung zu knüpfen, von der ich nur wünsche, daß sie von dem Gesamtbewußtsein der Gelehrsamkeit nicht zurückgewiesen werde.

Die christliche Religion war in dem Widerstreit der religiösen Meinungen der Völker auf Erden entsprungen und hatte dann im Gegensatz mit denselben sich zur Kirche entwickelt. Die christliche Theologie, welche sich der Aneignung

des Geheimnisses und der Vereinbarung mit dem begreifenden Vermögen widmete, hatte sich in steter Berührung, zuweilen einer freundschaftlichen, häufiger einer feindseligen, mit der Philosophie der Griechen ausgebildet. Es war das der Beruf jener Jahrhunderte. Da sind die großen christlichen Theologen von Origenes an erschienen; sie haben, wie wir berührten, ohne Ausnahme die griechischen oder auch die naheliegenden lateinischen Schulen durchgemacht und denselben gemäß ihre Lehren gestaltet. Die griechische Philosophie hatte nichts ihnen vergleichbares hervorgebracht; sie war in dem öffentlichen Leben in den Hintergrund gedrängt worden; jetzt war sie zu Grunde gegangen. Auffallend aber ist es, daß auch die großen christlichen Theologen aufhörten. Männer wie Athanasius, die Gregore von Kappadocien, Chrysostomus, Ambrosius und Augustin hat es später niemals wieder gegeben. Ich will sagen: mit der griechischen Philosophie erfuhr auch die Originalentwickelung der christlichen Theologie einen Stillstand. Der Energie der Kirchenlehrer oder der Bedeutung der Kirchenversammlungen in diesen Jahrhunderten können sich analoge Erscheinungen, die in späteren Zeiten vorgekommen sind, doch nicht zur Seite stellen. Es hat etwas gleichartiges, so verschieden es auch an sich ist, daß die altrömische Jurisprudenz in einer zwar historischen, aber doch von dem Moment beherrschten Redaktion als allgemein gültiges Gesetz erschien und daß all den inneren Entzweiungen der christlichen Theologie, wobei denn auch die abweichenden Meinungen mit Geist und Tiefe vertreten waren, durch den Sieg der Orthodoxie, namentlich der in den chalcedonischen Beschlüssen aufgestellten Dogmen, Grenzen gesetzt wurden. Lange Jahrhunderte haben sich damit beschäftigt, die gewonnenen Resultate auszuarbeiten und zugleich zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen, was sie niemals geworden wären, wenn der Streit über die obersten Grundsätze derselben fortgedauert hätte.

Justinian, der die Orthodoxie wiederherstellte und den juridischen Anschauungen Gesetzeskraft gab, nimmt in dem Wettstreit der Jahrhunderte eine große Stellung ein. Indem er nun aber das Imperium zu dieser Höhe der Autorität erhob, fühlte er doch jeden Augenblick den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Im Jahre 532 brach der Aufruhr gegen ihn aus, der unter dem Namen Nika bekannt ist; ein Wort, welches den Wagenlenkern zugerufen zu werden pflegte: denn eben aus dem Cirkus gingen die Unruhen hervor.

Über seinen Ursprung und Verlauf besitzen wir mannigfaltige Berichte, die sich jedoch nicht eben leicht vereinigen lassen. Die chronikartige Aufzeichnung der Ereignisse in Konstantinopel, die wir aus der Hand eines Lateiners, des Comes Marcellinus, übrig haben, setzt den Ursprung der Bewegung in eine Verschwörung. Die Neffen des Anastasius, welche durch den Lauf der Begebenheiten vom Throne ausgeschlossen waren, sollen, von wildem Ehrgeiz entflammt, mit einer Anzahl von Senatoren das Volk gegen Justinian aufgeregt haben. Hypatius und sein Vetter Pompejus dringen an der Spitze bewaffneter

Haufen gegen den Palast vor, werden aber vor den Thoren desselben nicht allein zurückgewiesen, sondern geschlagen und kommen dabei um. Die späteren griechischen Berichte leiten alles von dem Mißvergnügen ab, welches die Staatsverwaltung Justinians hervorgebracht habe; die Verwendung fremder Hülfstruppen habe dann einen Straßenkampf hervorgerufen, in welchem der Kaiser die Oberhand behielt.

Bei weitem unterrichtender ist Procop von Cäsarea, doch legt er den meisten Nachdruck auf den Widerstand, welchen Justinian der Bewegung gegenüber entwickelte. Den Ursprung derselben, den er mit Recht in dem Kampfe der beiden Parteien in den großen Städten sucht, die einander mit wildem Haß im ganzen Reiche verfolgten, schildert er jedoch nur in allgemeinen Reflexionen. Glücklicher Weise besitzen wir auch noch andere Erzählungen, die mehr Lokalfarbe tragen und aus denen wir den öffentlichen Zustand von Konstantinopel ersehen. Namentlich findet sich in den Excerpten, welche Theophanes in seine Geschichte aufgenommen hat, ein merkwürdiges Stück, aus dem man das Verhältnis des Kaisers zu dem Volke, das sich im Cirkus versammelte, kennen lernt. Wie in den Senatoren eine Erinnerung an den altrömischen Senat fortlebte, so erhielt sich in dem Cirkus, wie früher in Rom, so jetzt in Konstantinopel, noch immer ein Nachhall der alten plebejischen Vorrechte. Der Cirkus diente dazu, den Kaiser mit dem Volke in unmittelbaren Kontakt zu bringen. Wir haben wohl zuweilen zu erwähnen gehabt, wie sich die öffentliche Stimme in großen Momenten, z. B. noch im 3. Jahrhundert, im Gegensatz gegen die auswärtige Politik kundgab. Die Anerkennung des Cirkus war für Justinian unentbehrlich. Da hatten sich aber jene Faktionen gebildet, deren schon oben gedacht worden ist. Sie unterschieden sich durch ihre Farben, Grün und Blau, welche gleichsam die Farben der Fahnen waren, unter denen die Korporationen, die die Kosten für die Wettrennen aufbrachten, und die Bevölkerung nicht allein in Konstantinopel, sondern auch in den andern Hauptstädten des Reiches sich gegenübertraten und dann auch politische Rechte ausübten. Denn Gegensätze dieser Art in einer oder der anderen Form gehörten nun einmal zu dem eigensten Leben der großen Städte. Anastasius nun hatte, wie erwähnt, die grüne Faktion begünstigt. Justin, Justinian und seine Gemahlin Theodora hielten sich zur blauen. Darin liegt das Charakteristische der Lebensstellung der Theodora, daß sie in Verbindung mit der grünen Faktion zu einer nicht geringen scenischen Celebrität gelangt war und dann zu der blauen überging.

Wer kennt nicht die Afterrede, die sich einem Lebenskreis wie diesem zu allen Zeiten unvermeidlich anheftet? Zum größten Erstaunen gereicht es doch, daß der Übergang Theodoras von der einen Partei zu der andern eine allgemeine Bewegung in den beiden um den Vorrang wetteifernder Parteien erregte; man hat sie selbst mit einer Erderschütterung verglichen. Theodora hatte in Justinian eine Leidenschaft erweckt, die ihr eine große Einwirkung auf die öffentlichen Geschäfte sicherte, und die sie dann nicht ohne äußerliche

Würde, aber mit gehässiger Einseitigkeit ausübte. Daher kam es nun, daß die Faktion der Blauen das Übergewicht bekam und die der Grünen in Nachteil geriet. Es bedarf wohl einer Erwähnung, wie das bei den circensischen Spielen an einem feierlichen Tage zum Ausdruck kam. Der Kaiser saß auf seinem Thronsessel; ein Beamter stand ihm zur Seite, der den Auftrag hatte, seinen Sinn auszusprechen; er hatte den Titel Mandator. Der Wortführer der Grünen erhebt sich nun, um den Kaiser zunächst lange Jahre und Sieg zu wünschen. „Aber,“ fügt er gleich hinzu, „wir erleiden Unrecht, o Du, der Du der einzige Gute bist, wir können das nicht länger ertragen, Gott weiß es.“ Der Herold fordert sie auf, den Mann zu nennen, der ihnen Unrecht thue. Nach einigem Zögern nennen sie einen solchen; da aber der Mandator einwendet, dieser Mann bekleide gar kein Amt, so erwidern sie: wer es auch sei, von dem sie Unrecht leiden, er werde das Schicksal des Judas haben. „Wie,“ sagt der Herold, „seid ihr hierher gekommen, nicht um dem Schauspiel beizuwohnen, sondern um die höchste Gewalt zu beschimpfen?“ Ein heftiges Wort folgt auf das andere; endlich verlassen die Grünen den Cirkus und lassen den Kaiser mit den Blauen allein. Nun aber trat sogleich ein Vorfall ein, von welchem auch die Blauen betroffen wurden. Einige Übelthäter von beiden Parteien wurden durch die Stadt geführt, um hingerichtet zu werden. Bei der Exekution ereignete es sich, daß der Balken, an welchem zwei aufgehängt werden sollten, zerbrach. Die beiden stürzten noch lebendig zu Boden; aber sie erweckten das Mitleid der Menge, welche jetzt das Urteil, das gegen sie gesprochen worden, für vollzogen erklärte, so daß die Delinquenten mit Hülfe einiger wohlthätiger Mönche in ein Asyl geschafft wurden, wo sie zunächst gesichert waren. Der eine gehörte der grünen, der andere der blauen Faktion an; und die beiden Parteien vereinigten sich nun, um ihre Begnadigung beim Kaiser zu bewirken. Bei den nächsten Spielen fordern sie den Kaiser auf, Menschenliebe zu üben und die beiden dem Tode Entronnenen zu schonen. Von den Spielen wird aber eins nach dem andern aufgeführt, man ist bis zum zweiundzwanzigsten gekommen, noch immer hat der Kaiser keine Antwort gegeben. Hierauf wird nicht mehr ihm ein Lebehoch ausgebracht, sondern der Menschenfreundlichkeit der beiden Faktionen. Die Menge begiebt sich in ihrer Entrüstung zu dem Praefectus, um die völlige Freigebung der beiden Missethäter bei ihm auszuwirken. Da auch der ihnen nicht antwortet, so schreiten sie zur Gewalt; sie stecken die Präfektur in Brand, und am nächsten Tag, als schon das gewohnte Wahrzeichen zu den Kampfspielen aufgesteckt ist, verbrennen sie dasselbe, d. h. sie setzen sich in offene Empörung. Dem allgemeinen Tumult sucht der Kaiser durch seine Leibwachen zu steuern. Diese vernehmen das Geschrei der Menge gegen die vornehmsten Männer des Staates: Johann von Cappadocien, Tribonian und den Stadtpräfekten Eudämon. Der Kaiser läßt sich wirklich bewegen, die drei Männer abzusetzen. Er entschloß sich noch zu einer anderen großen Konzession. Am 18. Januar, an einem Sonntag, begab er sich mit dem

Evangelium in der Hand in den Hyppodrom. Wenn wir recht unterrichtet sind, bekannte er, eine Sünde dadurch begangen zu haben, daß er die von ihm geforderte Begnadigung zurückgewiesen habe; er versprach bei dem Evangelium allgemeine Amnestie, wenn man sich nur ruhig verhalte. Nicht wenige waren davon befriedigt und riefen ihm ein Lebehoch zu, die meisten aber gaben seinen Versprechungen kein Gehör, denn er sei ein Meineidiger; sie ließen zugleich die heftigsten Schmähungen verlauten. Und da nun der Kaiser auf jede Versöhnung Verzicht leistete, alle die, denen er nicht traute, aus dem Palast entfernt hatte, unter ihnen den Hypatius, so geschah es, daß dieser, mehr gezwungen als freiwillig, von den Aufrührern aufgegriffen und in den Cirkus geführt wurde. Er folgte dem scheinbaren Zwange mit Vergnügen. Er nahm, mit einigen Insignien der höchsten Gewalt bekleidet, den Thron ein, und zwar mit einer gewissen Zuversicht, da er bei weitem die Mehrheit der Volksmassen für sich hatte. Nicht aber zu einem Anlauf gegen den Palast ist es dann gekommen; der blutige Zusammenstoß ging vielmehr von seiten des Palastes aus, wo zugleich mit jenen Annäherungen Justinians auch schon Vorkehrungen für den Fall, daß sie vergeblich sein würden, getroffen worden waren. Diese aber und die Rückwirkungen lernen wir aus Procop kennen. Hypatius hatte nach dem Berichte des Procop eine große Partei unter den Senatoren. Die meisten von ihnen, die ebenso wie Hypatius vom Palast ausgeschlossen waren, wünschten Justinians entledigt zu sein, und ihr Plan wäre gewesen, unmittelbar auf den Palast loszugehen und denselben in Besitz zu nehmen. Dagegen aber stellte einer der angesehensten von ihnen, des Namens Origenes, den übrigen vor, wie gefährlich es sei, eine so wichtige Angelegenheit durch die Waffen entscheiden zu wollen; denn da habe leicht der Zufall sein Spiel. Er schlägt seinen Genossen vor, lieber in einem anderen der kaiserlichen Paläste ihren Sitz aufzuschlagen; Justinian werde dann einsehen, daß er nicht widerstehen könne, und zur Flucht schreiten. Wirklich war das nun nach Procop die Absicht Justinians. Allein bei der Beratung darüber erhebt sich Theodora, die Gemahlin Justinians; sie bittet um Entschuldigung, wenn sie als Frau es wage, in die Beratschlagungen der Männer eingreifen zu wollen. Mit energischem Nachdruck giebt sie aber dann zu erkennen, welcher Schimpf es sei, aus dem Besitz der höchsten Gewalt zu weichen; besser sei es, den Tod zu erwarten; ein schönes Totenkleid sei der Purpur. Ihr Rat drang durch. Die nächste Schwierigkeit lag darin, daß die wachthabende Garde denen den Ausgang aus dem Vorhof versperrte, die gegen den Cirkus heranziehen wollten. Selbst Belisar, der kurz zuvor aus Persien angekommen war, wurde zurückgewiesen, aber er fand einen Weg durch eine andere Pforte. Hypatius hatte sich bereits auf den Thronsessel im Cirkus niedergelassen; der Haufen hatte ihn mit einer goldenen Kette geschmückt — als Belisar mit seinen kriegsgeübten, gepanzerten Truppen, von denen die einen mit Speeren, die anderen mit Schilden bewaffnet waren, in den Cirkus eindringt, das bloße Schwert in

der Hand. Die Menge wird von plötzlichem Schrecken ergriffen, worauf noch ein anderer Führer, Mundus, der sich bisher stille gehalten, in den Cirkus rückt. Von beiden Seiten wird das Volk in gräßlichem Gemetzel niedergehauen; Procop zählt 30000, welche umgekommen seien. Hypatius wird in dem Getümmel von Belisar selbst vom Throne gerissen; er und sein Vetter Pompejus werden vor Justinian gebracht, bei dem sie sich rechtfertigen wollen, gleich als sei ihre Absicht nur gewesen, das Volk zum Besten Justinians selbst im Cirkus zusammenzubringen. Justinian fragt sie, warum sie denn, wenn sie so mächtig wären, das Volk nicht abgehalten hätten, die Stadt durch eine Feuersbrunst zu verwüsten.

Procop läßt Hypatius entschlossen dem Tode entgegen gehen; er stirbt wie ein alter Römer. Wie angedeutet, die Berichte stimmen nicht eben gut zusammen. Von anderen wird eben das behauptet, was Procop leugnet; und von der Seelengröße, welche dieser der Theodora zuschreibt, haben die anderen keine Ahnung, sowie Procop seinerseits von der Nachgiebigkeit nichts hat, welche diese dem Kaiser selbst in dem letzten Moment zuschreiben. Doch wird Procop manches absichtlich weggelassen haben; den anderen mag leicht etwas verborgen geblieben sein, was er erfuhr. Trotz dieser Abweichungen im einzelnen liegen doch die Grundzüge des Ereignisses deutlich vor Augen. Daran kann kein Zweifel sein, daß der Aufruhr auf der Reaktion der bei der Thronbesteigung Justins zurückgedrängten Partei des Anastasius beruhte. An sich hätte diese nichts ausrichten können; sie vereinigte sich mit der Bewegung im Cirkus, die aus anderen Motiven entsprang. Beide wurden zusammen niedergekämpft.

Denn bisher war die Herrschaft durch die Senatoren, die in ihrer Gesamtheit doch wieder das Gemeinwesen repräsentierten und das Volk im Cirkus beschränkt gewesen. Jetzt war aber weder von den einen noch von dem anderen die Rede; die Macht des Kaisertums wurde nun erst unbeschränkt. Daß sie aber ganz der Forderung der Sache gemäß ausgeübt worden sei, wird man doch nicht behaupten dürfen. Theodora, welcher die Bewegungen des Cirkus hauptsächlich entgegengesetzt worden waren, gelangte zu einem Einfluß, der das ganze innere Staatswesen bestimmte; sie war nicht allein Gemahlin des Kaisers, sie war Kaiserin neben demselben. Sie hatte den größten Einfluß auf die persönlichen Stellungen. Niemand durfte ein Amt antreten, ohne daß sie darum gewußt hätte, oder er mußte gewärtig sein, es bald zu verlieren.

Jeder Beamte schwur bei seinem Amtsantritt den Eid der Treue den geheiligten Personen: dem Kaiser und seiner Gemahlin. Wenn sie an dem Kampfe teilgenommen, so trat sie auch in den Mitgenuß der Früchte desselben. Wenn Theodora reiste, begleiteten sie die Praefecti Praetorio, Comites, Schatzmeister; die Wege wurden gebessert, Paläste zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft gesetzt; sie reiste als die Inhaberin der Gewalt. Sie lebte größtenteils in ihrer Villa an der Propontis, ihre Tage teilte sie zwischen der Sorge

für ihre Schönheit und für ihre Macht. Mit ihrem Gemahl stand sie immer gut, und wenn je ein Mißverständnis zwischen ihnen eintrat, ging es bald und rasch vorüber. Theodora war zurückgezogen und ceremoniös: wer ihr nahte, beugte sich nieder, um ihre Fußspitzen mit den Lippen zu berühren. In den Kerkern des Palastes schmachtete manches Opfer ihrer Tyrannei, während sie in den oberen Räumen das Glück ihres Daseins genoß.

Ein sonderbarer Gegensatz, der zugängliche, sich unaufhörlich bewegende Kaiser, der auch in der Nacht keine Ruhe hatte und die Speisen, die man ihm vorsetzte, kaum berührte, und die stolze Theodora, die den Genuß ausgezeichneter Speisen liebte und hauptsächlich ihres körperlichen Wohlbefindens pflegte. Aber auch Justinian war weder großmütig noch zuverlässig. Er scheute vor keiner Gewaltsamkeit selbst gegen die Männer, denen er das größte Vertrauen geschenkt hatte, zurück. Er hatte nur immer Ein Ziel vor Augen, das er, nach allen Seiten gewendet, mit festem Entschluß und schonungsloser Ausführung verfolgte. In den Schilderungen der Geheimgeschichte, den sogenannten Anekdota, ist das meiste übertrieben und trägt das Gepräge der Fabel auf der Stirn; aber den Eindruck macht es doch, daß die Regierung sich um das Wohl der einzelnen wenig bekümmerte und alle Welt den Druck empfand, den sie ausübte. Wo aber blieben dann die auf das Ideale gerichteten Bestrebungen des Kaisers, deren wir eben gedachten? Sie waren mit nichten vergessen. Sie manifestierten sich in seinen Bauwerken und seinen auswärtigen Kriegen.

Während die Ruinen der bei der Empörung des Cirkus zerstörten Gebäude ein lange dauerndes Grauen vor Unruhen dieser Art erregten, legte Justinian Hand an, über denselben eines der vornehmsten Werke auszuführen, welches die Geschichte der Baukunst überhaupt kennt, die Hagia Sophia. Niemals ist eine stolzere Trophäe für irgend einen Sieg aufgerichtet worden, als diese Kirche es war. Die Instauration der Monarchie in ihrer Verbindung mit Gesetzgebung und Religion hat darin ihr bestes Denkmal gegründet. Es ist vielleicht der Mühe wert, bei demselben, wie wohl ein Reisender thut, einen Augenblick zu verweilen. In der lateinischen Welt hatten bisher die kirchlichen Gebäude die Gestalt weltlicher Versammlungshäuser festgehalten mit den Modifikationen, welche der kirchliche Gebrauch notwendig machte; die Bilder der Kaiser wichen den Bildern der Apostel. Man unterschied das Bema für die Geistlichkeit und die heiligen Handlungen, den Naos für das Volk, geschieden nach den beiden Geschlechtern, den Narthex für die Büßenden. So war der Kirchenbau aus dem Occident nach dem Orient übertragen worden. Man weiß, daß die Errichtung großer Werke der Architektur die römische Welt von allen anderen Reichsgenossenschaften, die ihr vorangegangen oder gefolgt sind, besonders unterscheiden. Die Grenzen mußten befestigt und vor Räubereien gesichert werden, um Werke dieser Art hervorzubringen. Es giebt Regionen in Syrien, in welchen die zu diesem Zweck errichteten Baulichkeiten: Säulenhallen, Paläste, Villen und Thermen, sich

gegen alle Stürme des Völkerlebens und der Kultur gleichsam intakt erhalten haben. Zu diesen Denkmalen der Kunst und des Lebens gehören die Kirchen, deren Architektur in dem Maße, als das kirchliche Leben die Oberhand erhielt, sich immer neu gestaltete. Daß eine solche Umgestaltung unter Kaiser Justinian erfolgte, leitet schon Procop von dem kirchenhistorischen Standpunkt desselben her: denn er habe die schismatischen Bestrebungen beseitigt. So habe dersebe alles unnütze und zweifelhafte von der Rechtsverwaltung abgeschnitten, so daß es wieder ein Recht gebe. Die Idee des Kaisers trat nun auch in der Architektur zu Tage, der Kunst, welche am unmittelbarsten aus der Idee entspringt und ihr den realsten Ausdruck, den es giebt, zu verleihen vermag. Die architektonischen Motive, die bisherige Bauart zu verändern, sind sehr einfach. Schon Konstantin hatte eine Abwandlung dadurch angebahnt, daß er der Kirche, welche er zu seinem und seiner Nachfolger Grab bestimmte, die Form des Kreuzes gab. Aber die letzten stürmischen Auftritte zu Konstantinopel hatten gezeigt, daß der Holzbau, der in den Kirchen unentbehrlich war, Feuersbrünste verursachte, durch welche sie nicht selten zerstört wurden. Eben in dem Aufruhr der Nika war das vorgekommen. Die Absicht, einem ähnlichen Unglück für die Zukunft vorzubeugen, gab den nächsten Anlaß zum Kuppelbau, welchen Justinian anordnete. Brennbare Materialien sollten überhaupt vermieden werden; die Kuppel sich über der Kreuzung, welche die von Konstantin neueingeführte Form der Basilika hervorbrachte, unmittelbar erheben. Das Bema sollte nach wie vor gegen Osten, der Narthex gegen Westen gerichtet sein, alles in Dimensionen, wie sie noch niemals vorgekommen waren. Vierzig Tage nach der Bezwingung der Nika wurde der Grundstein gelegt und alle Kräfte des Reiches angespannt, um die Materialien, zum Teil aus heidnischen Tempeln, zusammenzuschaffen, vor allem aber die Geldmittel, welche für die große Anzahl von Arbeitern notwendig waren. Der in unaufhörlicher Gärung begriffene Sinn der Bevölkerung bedurfte es gleichsam, in dieser Richtung beschäftigt zu werden. Man sah den Kaiser in weißem Gewande selbst unter den Arbeitern erscheinen, um die Arbeit zu fördern. Wie er den größten Juristen, den besten Finanzmann und vortrefflichsten Truppenführer zu gewinnen wußte, so stand ihm bei der Aufrichtung der Hagia Sophia eines der größten architektonischen Talente aller Zeiten, Anthemius von Tralles, zur Seite. Im Laufe von fünf Jahren wurde das gigantische Werk vollendet. Das Kuppelgewölbe erhebt sich über 100 Fuß in die Lüfte; die Verbindung des neuen Systemes mit dem alten übt, wie alle die versichern, welche bei dem Eingang das Ganze überschauten, eine unvergleichliche Wirkung von Mannigfaltigkeit und Einheit aus. Noch auf der Erde gefesselt, erhebt sich das Gemüt in die Regionen des Jenseits. Wie oft hat man nicht gesagt, daß das Bauwerk seinesgleichen überhaupt nicht hat, aber gewiß ist es nie übertroffen worden.

Justinian selbst soll, als es vollendet war, ausgerufen haben: er habe Salomo besiegt. In einem poetischen Werke über die Hagia Sophia wird

Nachdruck darauf gelegt, daß das vornehmste Heiligtum von Rom vor der Heiligen Weisheit in den Schatten trete, wie das Götterbild vor dem lebendigen Gott.

Justinian hat das ganze Reich mit Kirchen dieser Konstruktion ausgeschmückt; man will ihrer tausend zählen. Er erfüllte damit ein großes Bedürfnis und knüpfte das Volk durch die Repräsentation der allgemeinen Ideen an die Monarchie.

Indem nun aber dadurch den kirchlichen Gesinnungen Genüge geschah, war Justinian zu anderen Unternehmungen fortgeschritten. Er dachte an eine Wiederherstellung des römischen Reiches im Westen Europas. Damit hat er Bewegungen erregt, welche die bestehende Ordnung der Dinge im Occident in ihren Tiefen erschütterten. Sie haben sowohl durch den Succeß, den sie hatten, als durch den Rückschlag, den sie hervorriefen, eine unermeßliche Wirkung ausgeübt.

Sechzehntes Kapitel.

Belisar in Afrika und Italien.

Die Wiedererstarkung des Kaisertums, welches alle seine alten Rechte wiederherzustellen den Antrieb und die Macht besaß, enthielt von vornherein eine Gefährdung der germanischen Völkerschaften, welche sich über den Occident verbreitet hatten, aber noch nicht zu einer recht haltbaren Stellung gelangt waren. Die kirchliche Unterscheidung, in welcher die meisten von ihnen verharrten, verhinderte die Verschmelzung mit den Eingeborenen der römischen Provinzen.

Eine gesicherte Aussicht auf eine der Forderung der Dinge entsprechende Entwickelung lag nicht darin.

So prächtig sich die Oberhoheit ausnahm, welche Theoderich besaß, so hatten doch die populären Elemente der neuen Staatsbildungen eine natürliche Hinneigung zu dem Imperium. Er selbst wurde davon betroffen.

In seiner auf den allgemeinen Frieden gerichteten Gesinnung hatte Theoderich nichts dagegen gehabt, daß die Eintracht des römischen Bischofs mit dem Hofe von Konstantinopel wiederhergestellt wurde. Aber in kurzem mußte er selbst wahrnehmen, daß seine Macht durch die nach der Aufhebung des kirchlichen Schisma wieder erwachende religiöse Verbindung des Orients mit dem Occident gefährdet wurde. Das geschah auch in seiner nächsten Nähe; seine letzten Jahre sind dadurch getrübt worden. Wie hätten nicht die Arianer allenthalben von der wiederhergestellten Union der Katholiken empfindlich betroffen werden sollen. In Konstantinopel bildeten dieselben noch immer eine

große konfessionelle Gemeinschaft. Sie besaßen ein ausgedehntes Eigentum. Ihr Reichtum bewirkte, daß die unteren Stände, namentlich auch die Handwerker, denen sie Arbeit gaben, ihnen anhingen; die Unterstützung, welche sie dem gotischen Namen gewährten und durch denselben empfingen, war eine gegenseitige. Wenn nun Justin die griechischen Arianer durch strenge Edikte zu unterdrücken begann, so empfand das Theoderich als eine Beeinträchtigung seiner eigenen Macht. Es ist bezeichnend, daß er den Bischof von Rom, Johannes, nach Konstantinopel schickte, um eine Milderung auszuwirken; dieser erfreute sich eines guten Empfanges, aber eine Zurücknahme der Edikte bewirkte er nicht. Zurückgekehrt wurde er von Theoderich als ein Feind angesehen und ins Gefängnis geworfen, in welchem er im Jahre 526 starb. Zugleich aber wurden noch andere Beziehungen zwischen Rom und Konstantinopel wiederbelebt. In dem Senate, der bisher an den Goten wegen der Wechselfälle im griechischen Reiche einen gewissen Schutz gefunden hatte, gewann der Imperator von Konstantinopel viele Freunde; trotz der Einsilbigkeit der uns zugekommenen Nachrichten kann man doch nicht bezweifeln, daß eine Korrespondenz zwischen einigen Senatoren und dem Hofe von Konstantinopel stattgehabt hat. Theoderich zog den Schuldigsten von allen, Albinus, zur Rechenschaft. Der aber fand auch bei denen Unterstützung und Rechtsbeistand, die unmittelbar nicht beteiligt waren, unter anderem auch bei Boëthius, dessen wir gedachten. Von ihm ist das Wort: was Albinus gethan, das habe der gesamte Senat, das habe er selbst gethan. Der Senat nahm sich seiner jedoch mit nichten an. Boëthius wurde in ein Gefängnis geworfen, in welchem er anfangs mit so vieler Schonung behandelt worden ist, daß er noch ein kleines Werk verfassen konnte: ein Gespräch mit der Philosophie, populär und sinnvoll, die einzige seiner Schriften, welche immer gelesen worden ist. Dann aber unterlag er den Anklagen seiner Gegner, die er als Delatoren bezeichnet, und wurde hingerichtet, so viel man weiß, zum tiefsten Schmerze des Königs selbst. Schon hatte Theoderich erleben müssen, daß sein Ansehen in dem nahe verwandten vandalischen Königshause durch den Einfluß von Konstantinopel tief herabgedrückt wurde. Auch hier übte das kirchliche Verhältnis den größten Einfluß aus. Wir kennen den Widerstreit, in welchem sich die vandalische Königsmacht mit der katholischen Kirche befand. Noch Thrasamund, der Schwager Theoderichs, hat eine Anzahl katholischer Bischöfe nach Sardinien verbannt.

Aber der Hof von Konstantinopel besaß eine so hohe politische Autorität in der Welt, daß sie den Ehrgeiz der regierenden Geschlechter selbst an sich zog. Nach Thrasamunds Tode bestieg Hilderich, der Sohn Hunerichs und der Eudoxia, den Thron der Vandalen; der aber brach die Freundschaft mit den Ostgoten ab und hielt sich ganz an Konstantinopel; er begünstigte die Katholiken, worin man auch einen Akt politischer Emancipation von den Ostgoten sehen kann.

Wir haben Münzen von ihm, von denen es scheint, als sei der Kaiser

darauf abgebildet. Indem sich in der alten Welt Konflikte politisch-religiöser Natur auf allen Seiten von neuem regten, ist Theoderich am 30. August 526 mit Tode abgegangen. Er hinterließ keinen Sohn; seine Tochter Amalasuntha hatte er mit Eutharich, einem der wackersten Goten aus dem Stamme der Amaler, vermählt, der als sein Nachfolger betrachtet wurde, nach Rom kam, dort prächtige Spiele gab, aber noch vor Theoderich starb mit Hinterlassung eines Sohnes, Athalarich; dieser wurde von Theoderich zur Nachfolge bestimmt. Athalarich jedoch war damals erst zehn Jahre alt, und die Autorität gelangte an seine Mutter Amalasuntha. Diese schlug nun aber auch ihrerseits eine politische Richtung zu Gunsten Konstantinopels ein. Sie hatte sich der Litteratur gewidmet und dadurch eine Vorliebe zu dem griechisch-römischen Wesen eingesogen, die sie bewog, auch ihren Sohn in dieser Sinnesweise erziehen zu lassen. Es war eine ähnliche Wendung der Gesinnung, wie sie bei den Vandalen stattgefunden hatte. In der Mitte der selbständigen Großen des Reiches, welche an dem germanischen Wesen festhielten, suchten die regierenden Gewalten eine Stütze in der ihnen befreundeten Kaisermacht und den zu ihr hinneigenden Aspirationen. Oder hätten sie wirklich geglaubt, daß die Eingeborenen von ihren Vorgängern ungerecht oder wenigstens nicht nach dem Erfordernis der Umstände, da sie einen so großen Teil ihres Staates ausmachten, behandelt worden seien?

Sie schlugen nun den entgegengesetzten Weg ein; Amalasuntha gab die eingezogenen Güter der vor kurzem Verurteilten zurück; Procop rühmt von ihr, daß unter ihrer Regierung kein Römer weder an Geld noch an seinem Leibe gestraft worden sei; die Gesetze, welche unter Athalarichs Namen proklamiert wurden, waren den Römern günstig.

Notwendig aber entzweiten sich hierüber sowohl der vandalische König als Amalasuntha mit dem Volksheer, das sie umgab. Bei den Ostgoten brach die Entzweiung über die Erziehung ihres junges Königs aus. Die Großen wollten nicht, daß er von der Mutter gestraft und durch Lehrmeister zu den Studien angehalten werde. Sie entzogen ihn selbst ihrer Aufsicht und stellten ihn der Mutter entgegen. Amalasuntha war noch mächtig genug, die Oberhäupter, die an der Spitze ihrer Gegner standen, als Grafen in entfernte Provinzen zu schicken; sie entschloß sich aber, Rache an ihnen zu nehmen. Vorsichtig fragte sie erst bei Justinian an, ob er ihr im Falle der Not Aufnahme gewähren wolle, und traf einige Vorbereitungen zur Abreise für den Fall, daß es ihr nicht gelinge, ihrer vornehmsten Gegner Meister zu werden. Dann führte sie den Anschlag glücklich aus. Man erkennt in ihr eine der gewaltsamen germanischen Frauen, wie sie die Nibelungen schildern.

Indessen war Hilderich von seinen Vandalen abgesetzt worden. Er war schon, ehe Justinian zum Kaisertum gelangte, in freundschaftliche Beziehungen zu diesem getreten. Bei den Vandalen geriet er hierdurch in Verdacht, als wolle er Afrika wieder unter die Herrschaft der Römer bringen. Vornehmlich diese Besorgnis war es, was die Vandalen bewog, ihn der königlichen Gewalt

zu berauben. Sie setzten einen anderen Sprossen des vandalischen Königshauses, der nach Hilderich den meisten Anspruch hatte, des Namens Gelimer, an dessen Stelle. Hilderich wurde gefangen gesetzt. Dies geschah im Jahre 531. Ungefähr wie in Italien das Verfahren der Amalasuntha, so bewirkte auch in Afrika das Verhalten Hilderichs eine Opposition der nationalen und arianischen Partei. Sie erhoben einen Mann ihres Sinnes zur obersten Gewalt.

Für Justinian trat nun die Frage ein, ob er sich das gefallen lassen wolle.

In dieser Lage, welche die beiden Gebiete, auf die es dem römischen Reich am meisten ankam, Italien und Afrika, in eine Verwirrung versetzte, welche die Vereinigung hinreichender Streitkräfte, um sich zu verteidigen, lähmte, hat Justinian den Gedanken gefaßt, die seinen zu einem Angriff gegen dieselben zu verwenden. Es war nicht eine bloße Willkür; er war schon selbst von diesen Irrungen betroffen. In diesem Unternehmen meinte er zugleich zur Verteidigung seiner Freunde die Waffen zu ergreifen und das größte Interesse des Reiches wahrzunehmen, dem nichts so beschwerlich fiel, als die Herrschaft der Vandalen in den Regionen des alten seemächtigen Karthago.

Er war damals in dem persischen Krieg begriffen, der seine besten Truppen und den Mann, der sein vornehmstes Vertrauen genoß, Belisar, vollauf beschäftigte. Es kann als eine große Wendung der allgemeinen Angelegenheiten betrachtet werden, wenn Justinian sich entschloß, den Persern Friedensanträge zu machen, um den Krieg gegen Afrika und die Vandalen zu unternehmen. Den Frieden mit Persien zu stande zu bringen, wurde nur durch bedeutende Konzessionen möglich. Nicht ohne Bedenken und Schwankungen hat Justinian den Forderungen der Perser nachgegeben; — eine sehr ansehnliche Geldzahlung gehörte dazu, um die letzten Schwierigkeiten zu heben. Aber das war die unerläßliche Vorbedingung, wenn die Waffen nach dem Occident gewendet werden sollten. Der Erfolg in dem Aufstand der Nika bestärkte ihn in diesem einmal gefaßten Entschluß. Begleiten wir nun den Verlauf dieses Unternehmens in den wichtigsten Momenten.

In dem Reiche der Vandalen brachte die Thronumwälzung innere Unruhen hervor; Tripolis fiel ab und hatte dabei die Unterstützung der Römer; in Sardinien warf sich der Führer der Truppen eigenmächtig zum Herrn auf, auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit den Römern; Gelimer, der sich bereits bedroht fühlte, wandte sich an Theudis, der die alte ostgotische Politik noch in Spanien aufrecht erhielt. Doch war das Schutz- und Trutz-Bündnis, auf das er antrug, noch nicht zu stande gekommen; er war ganz allein auf sich angewiesen, als Justinian sich gegen ihn rüstete.

Der Kaiser stieß in seinem geheimen Rat auf einen gewissen Widerspruch gegen sein Vorhaben. Es waren nicht allein die großen Kosten des Unternehmens, die man dagegen anführte; man machte ihn aufmerksam, daß, wenn es ihm gelänge, Afrika zu erobern, er es doch nicht werde behaupten können, da er Italien und Sicilien nicht besitze; sollte es aber mißglücken, so werde

er sein eigenes Reich und die Hauptstadt höchlich gefährden. Das waren nun aber keine Betrachtungen, die den Kaiser hätten irre machen können. Von Amalasuntha erhielt er die Zusicherung, daß seine Flotte, wenn sie nach Sicilien komme und sich daselbst mit Lebensmitteln zu versehen gedenke, dabei keinen Widerstand finden solle. Und am Tage lag, daß, wenn er Hilderich, der doch die Sache der Katholiken unterstützte, fallen ließ, seine Autorität dadurch beeinträchtigt werden würde. Von katholischer Seite liefen die dringendsten Anmahnungen bei ihm ein.

Justinian brachte ein Heer von 10000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde zusammen und zugleich eine ansehnliche Flotte von Transportschiffen und Kriegsschiffen, deren Zusammensetzung den damaligen Zuständen des Reiches entsprach. Die Transportflotte stellte noch einmal die alte Verbindung ionisch-cilicisch-ägyptischer Fahrzeuge dar; die Dromonen waren mit Byzantinern bemannt. So war auch die Landmacht größtenteils aus Thraciern zusammengesetzt. Doch fanden sich unter ihnen auch Orientalen, unter denen ein Verschnittener, des Namens Solomon, als der beste Kopf von allen galt, eine Anzahl massagetischer Bogenschützen zu Pferde und eine Schar von Herulern, die bei dem letzten Aufstande das meiste geleistet hatten. An der Spitze aller stand Belisar, der sich eben bei dem Aufruhr der Nika das allgemeine Vertrauen erworben hatte, ein Mann, welcher Bedachtsamkeit und Energie, seltene militärische Gaben mit einer unbedingten Hingebung an seinen Fürsten verband; Justinian gewann es über sich, ihm den Oberbefehl mit voller Autorität zu überlassen; was er anordne, das solle ausgeführt und für alle Zukunft bestätigt werden. So setzte sich diese Heeresmacht im Juni 533 in Bewegung. Doch hat sie drei Monate gebraucht, um bis Sicilien zu gelangen, wo ihr die Abkunft mit Amalasuntha zu statten kam, so daß sie sich erfrischen konnte, ehe sie zum Angriff schritt.

In früheren Zeiten hatten die Griechen nicht selten im Verein mit den Lateinern den Krieg gegen die Vandalen unternommen, jedoch ohne Erfolg; jetzt erhob sich ein griechisch-orientalisches Heer, um den Kampf allein auszufechten. Momentan war die Lage sehr günstig, da Gelimer seines Reiches noch nicht völlig Meister geworden war und von einem unmittelbaren Angriff gegen ihn — so werden wir versichert — nicht das mindeste erfahren hatte. Er hielt sich ein paar Tagereisen entfernt von seiner Hauptstadt auf. Die griechischen Landtruppen hatten erklärt, wenn sie zur See angegriffen würden, dürfe man nicht auf ihren Widerstand zählen, denn gegen das Meer und den Feind zugleich Stand zu halten, seien sie unfähig. Aber die Seemacht der Vandalen, die sonst deren Stärke ausgemacht hatte, war nicht mehr die alte. Ohne den mindesten Widerstand zu finden, landete Belisar an der nördlichen Spitze der kleinen Syrte bei dem Vorgebirge Caputvada, wo sich noch immer der Name erhalten hat, den es damals trug (Capudia); er ließ sogleich in altrömischer Weise ein Lager schlagen. Belisar hatte seine Mission vollkommen erfaßt; mit großer Strenge hielt er die Mannszucht nicht allein unter seinen

Römern, sondern auch unter den Hülfsvölkern massagetischen Ursprungs aufrecht. Denn vor allem kam es darauf an, die Einwohner nicht etwa durch Feindseligkeiten auf die Seite der Vandalen zu treiben. Die nächste, freilich nur unvollständig in Verteidigungsstand gesetzte Stadt, Syllectum, wurde hauptsächlich dadurch erobert, daß eine Abteilung oströmischer Truppen daselbst eindrang und den Einwohnern in Anwesenheit des Bischofs und der Vornehmen ankündigte, daß sie frei sein sollten. Den Römern erklärte man, daß man sie von den Vandalen befreien, den Vandalen, daß man sie von der Herrschaft des Tyrannen losreißen werde. Belisar sagte einmal, der Kaiser sende ihn, das Seine zurückzunehmen, die Vandalen aber hätten ihren König umgebracht. Ungehindert drang er bis in die Nähe von Karthago vor. Hier hatte indessen eine natürliche Gegenwirkung stattgefunden; der gefangene König Hilderich, zu dessen Befreiung die Römer herankamen, war erst in diesem Augenblick umgebracht worden. Der Bruder Gelimers, Ammatas, der diese grausame That vollzogen hatte, meinte die Römer, als deren Vortruppen in die Nähe von Karthago nach Decimum gelangten, zurücktreiben zu können und ging ihnen, jedoch ohne die nötigen Vorbereitungen, entgegen. An der Spitze der römischen Kriegsvölker stand der Armenier Johannes, ohne Zweifel der bedeutendste unter den Führern Belisars, Befehlshaber der Leibwache desselben, der die Truppen in bester Ordnung zusammenhielt. Er erscheint unter dem Titel Optio d. i. Stellvertreter. Bei der ersten Begegnung mit ihm erlag Ammatas selbst. Dann kam auch Gelimer herbei, dem es nun gelang, eine Höhe einzunehmen, welche die Römer zu besetzen im Begriff standen; es schien zum wirklichen Schlagen kommen zu sollen. Aber als Gelimer den Hügel herabkam, erblickte er die Leiche seines Bruders; er hielt es dann für seine wichtigste Pflicht, diesem die letzte Ehre zu erweisen, er beklagte und begrub ihn. Dadurch aber gewann Belisar Zeit, in seinen Reihen Ordnung und Vertrauen wieder herzustellen und gegen den Feind, der nicht mehr in Schlachtordnung war, heranzurücken. Die Vandalen waren nicht imstande, ihm zu begegnen, sie stoben alle auseinander; Karthago selbst mit seinen verfallenen Mauern vermochte keinen Widerstand zu leisten. Die Einwohner erwarteten Belisar, doch vermied es dieser, in der Nacht einzurücken, um nicht zu Plünderungen Anlaß zu geben. Als die Flotte in die Nähe kam, wurden von den Einwohnern selbst die Ketten, die den Eingang sperrten, weggezogen; hier kam es dann doch zu einigen Gewaltsamkeiten, die Belisar nicht ungeahndet ließ. Ohne allen Widerstand nahm er von der Hofburg Gelimers Besitz; in der Festhalle der vandalischen Könige gab er den Seinen ein Gastmahl. Die bisherige Dienerschaft diente auch ihm. Die große Stadt wurde erobert, ohne daß Handel und Wandel gestört worden wären. Den römischen Truppen wurden Quartiere angewiesen, wie vorher den Vandalen. Man glaubte, ein göttliches Geschick habe die Vandalen getroffen. Sie hatten eine dem heiligen Cyprian geweihte Kirche verletzt; Cyprian aber sollte seinen Gläubigen im Traum erschienen sein, mit dem Versprechen, sich zu rächen.

Recht eigen zeigt sich hier der Vorteil, welchen die Gemeinschaft des Glaubens der Herstellung der oströmischen Herrschaft verschaffte. Der eigentliche Krieg begann erst, als der nach Sardinien geschickte vandalische Führer, der Bruder des Königs, Tzazo, der indessen Meister dieser Insel geworden war, nach Afrika zurückkehrte. Nicht eben sehr hoffnungsvoll war die Zusammenkunft der beiden Brüder, als sie sich wiedersahen; sie fragten einander nicht, wie es einem jeden ergangen sei, erkundigten sich nicht nach ihren Angehörigen, sie weinten und rangen die Hände. Über ihnen lag das Gefühl, daß die Hauptstadt des Landes verloren sei. Aber sie beschlossen doch, den Versuch zu machen, Karthago wieder zu nehmen. Alles sammelte sich um sie, was noch im Lande vandalisch war; die Genossenschaft der Krieger, welche zugleich ein Volk bildete, sollte sich nun in der Verteidigung erproben. Die ersten Scharmützel führten zu keinem Erfolg; endlich schlugen die Vandalen hundertvierzig Stadien von Karthago ein Lager auf, in welchem ihre ganze Macht, ihre Weiber, Kinder und Schätze vereinigt waren.

Bemerkenswert ist das Motiv, das in einer Rede vorkommt, welche Procop dem Gelimer in den Mund legt. Danach hat der König seinem Volke zu Gemüte geführt, daß sie um nichts anderes, als den Sieg zu kämpfen hätten: denn wenn sie besiegt würden, so würde alles, was sie hätten und besäßen, in die Hände des Feindes fallen; sie selbst würden Sklaven werden; nur um den Sieg selbst könne es ihnen zu thun sein. So war wenigstens die Situation; auf einen einzigen Schlachttag kam es an, ob das vandalische Reich bestehen würde oder nicht. Noch mit der Befestigung Karthagos beschäftigt, rückte Belisar nicht selbst gegen sie aus, sondern schickte seine Reiter unter der Führung des Armeniers Johannes, der auch die Schlacht bei Decimum zu Gunsten der Römer entschieden hatte, mit dem Auftrag, ein kleines Gefecht nicht zu vermeiden, ins Feld. Im Grunde wiederholte sich alles, wie es dort geschehen war. Die Vandalen waren nicht geneigt, den Feind im Lager zu erwarten, sie gingen bis an ein Flüßchen vor, das dort die Ebene durchschnitt; hier hielten sie inne, um demselben den Übergang zu wehren. Tzazo nahm mit seinen Truppen dem römischen Centrum gegenüber Stellung, bei welchem sich die Haustruppen Belisars und der Stab befanden. Da entspann sich nun unverweilt, wir können kaum sagen, eine Schlacht, aber ein großes Scharmützel. Johannes scheute sich nicht, über das seichte Flüßchen zu gehen, er hatte das schon zweimal versucht und war zurückgetrieben worden. Dann setzte er die um ihn versammelten belisarischen Haustruppen unter der Hauptfahne des Oberfeldherrn zu einem dritten Angriff in Bewegung. Die Vandalen wehrten sich mit dem Schwert, auf das sie allein angewiesen waren, auf das tapferste. Aber sie wurden überwältigt, und ihr Führer Tzazo selbst kam um. Hierauf geriet die ganze Heeresabteilung derselben, die hier beisammen war, in wilde Flucht. Doch trug Belisar, der indessen selbst seine Reiterei herbeigeführt hatte, noch Bedenken, zum Angriff auf das feindliche Lager zu schreiten; erst am folgenden Tage, als auch sein Fußvolk angekommen

war, rückte er gegen dasselbe vor. Da hätte man nun eine verzweifelte Abwehr erwarten sollen. Aber König Gelimer hatte von allen zuerst das Vertrauen in seine Sache verloren. Der Gefahr, in die Gefangenschaft der Römer zu geraten, meinte er dadurch zu entrinnen, daß er mit den Söhnen seiner Brüder und seinem vertrautesten Gefolge den letzten Augenblick ergriff, um sich durch die Flucht nach Numidien zu retten, wodurch dann, sowie es bekannt wurde, das ganze Lager in Verzweiflung geriet: die Männer weinten, wie Procop sagt, die Kinder schrieen, die Weiber heulten. Ohne allen Widerstand fiel das Lager in die Hände der Römer, die nun alles, was nicht fliehen konnte, zu Gefangenen machten und die Schätze, die von den Vandalen ein Jahrhundert lang durch Raub zusammengebracht waren, mit einem Schlage wieder erbeuteten, die einen an Ort und Stelle, die anderen, die der König hatte wegschaffen wollen, durch einen Zufall, der bei den Zeitgenossen die Meinung, daß der Wille Gottes alles so verhängt habe, bestätigte. Es geschah Mitte Dezember 533. Im Verlauf von wenig Monaten hatte Belisar die Vandalen, welche lange Jahre hindurch Asien und Europa mit dem Schrecken ihres Namens erfüllt hatten, nicht allein besiegt, sondern vernichtet. Große Waffenthaten hatten dazu nicht gehört; es war durch zwei Treffen geschehen, die man kaum als Schlachten bezeichnen kann. An den Kriegshandlungen hatte Belisar nur geringen persönlichen Anteil, sein Verdienst war Besonnenheit, Umsicht, Festhalten und die allgemeine Leitung.

Indem er sich nun bemühte, das Land vollends zu unterwerfen, wozu dann vor allem gehörte, daß er die Vandalen, die etwa in die Asyle der Kirchen geflüchtet waren, in Schutz nahm: denn er wollte deren soviele als möglich nach Konstantinopel überfahren lassen, verlor er doch den geflüchteten König nicht aus den Augen, der sich in einer Berglandschaft im äußersten Osten von Numidien aufhielt, einer Art von Felsenkluft, wo er bei den Mauren gute Aufnahme und eine gewisse Sicherheit fand. Belisar dachte nicht daran, ihn daselbst aufzusuchen; er ließ aber die Ausgänge bewachen, wozu ihm eine Schar Heruler, die er gegen die sonstige Gewohnheit des Volkes treu erfand, ihre Dienste bot. Daß es gerade Germanen waren, ist deshalb nicht ohne Bedeutung, weil ihren Anführern der Rat an Gelimer zugeschrieben wird, sich in ein Verhältnis der Abhängigkeit zu fügen, wie es ein Belisar ertragen könne, und eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, wie sie ihm Justinian ohne Zweifel gewähren werde.

Mangel und Krankheit wirkten auf Gelimer ein und regten verwandte Gedanken in ihm an, denen er doch noch nicht Gehör gab. Er bat um drei Dinge: einen Schwamm, denn er sei von einem Augenübel betroffen; eine Zither, denn er habe einen Gesang über seine Leiden gedichtet; ein Brot, denn bei den Maurusiern war die Kunst des Brotbackens noch in ihren rohen Anfängen begriffen. Eben über ein Stück Brotteig kam es zum Streit zwischen einem Eingeborenen und Gelimers Neffen, durch den seine Ehre beleidigt wurde. Hierauf ging er auf die Erinnerung ein, daß es besser sei,

den Römern unterthänig, als ein Sklave der Maurusier zu werden. So ergab er sich an Belisar. Er wurde im Triumph in Konstantinopel aufgeführt; als er dann in den Cirkus kam, den Kaiser auf seinem Hochsitz erblickte, zu beiden Seiten das unterthänige Volk, hat er den Ausruf vernehmen lassen: O Eitelkeit der Eitelkeiten!, eingedenk ohne Zweifel seines Glanzes und seines Sturzes. Das Wort berührt einen welthistorischen Wechsel; es stammt ursprünglich von einem der großen Könige der ältesten Welt, dessen Tempelschätze nach Rom weggeführt und dann in den Besitz Gaiserichs gefallen waren. Jetzt waren sie wieder in die Hände des römischen Imperators gekommen, der sie nach Jerusalem an die dort angesiedelten Christen zurückstellte. Ein Teil der eroberten Schätze wurde an die Familie des Hilderich verteilt, Gelimer mit einem Landsitz in Galatien ausgestattet. Zum Patricius aber, wie ihm jener Heruler in Aussicht gestellt hatte, wurde er nicht ernannt; denn von dem arianischen Glauben abzufallen, hat er sich auch in seiner damaligen Hülflosigkeit geweigert.

Die Vandalen, deren Vordringen an der Spitze anderer germanischer Nationen, deren von Afrika her gegen Rom unternommener Krieg zu den Verwickelungen seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts vornehmlich mitgewirkt hatte, war gleichsam vertilgt von der Tafel der Welt. Es ist nur eine Fortsetzung der Unternehmung gegen die Vandalen, wenn Belisar seine Waffen gegen die Goten selbst wendete. In Italien war ein Ereignis eingetreten, das der von Theoderich eingerichteten Staatsordnung mit Einem Schlage ein Ende machte.

Amalasuntha hatte nach dem Tode ihres Sohnes den vornehmsten aller Goten, die damals lebten, ihren Vetter Theodahat, zum Mitgenossen des Reiches angenommen. Ganz freiwillig war dieser Entschluß wohl nicht; denn Theodahat hatte den nächsten Erbanspruch auf das gotische Königtum. Da nun Amalasuntha auch fortan als Herrin betrachtet sein wollte, wie einst ihr Vater, und Theodahat Ansprüche machen konnte, die von ihr abhängig waren, so wurde eine Doppelregierung gegründet, die sich unmöglich behaupten ließ. Theodahat, der mit den Großen einverstanden war, die sich der Regierung Amalasunthas widersetzt hatten, geriet notwendig in Konflikt mit derselben. Nicht lange darauf wurde sie aus Ravenna entfernt, auf eine Insel des Lago di Bolsena gebracht und hier, soviel man weiß, als sie ein Bad nahm, ermordet. Das Geschlecht Theoderichs war damit fürs erste beseitigt, das Königtum unter Theodahat jedoch bestand. In Amalasuntha verlor Justinian eine Freundin und Verbündete. Überdies mußten die Bande der gotischen Herrschaft sich durch diese Vorfälle lösen. Aber auch Theodahat scheint seinem Berufe doch nicht gewachsen und kein Mann gewesen zu sein, der das gotische Reich hätte behaupten können. Er war reichbegütert in Toscana, und hauptsächlich für diesen Besitz fürchtete er, als Kaiser Justinian seine Waffen gegen Italien wendete. Der Tod Amalasunthas war ein Verlust für Justinian; ihre Ermordung empfand er als eine Beleidigung und, weil jedermann sein

gutes Verhältnis zu ihr kannte und da nun die Goten in innere Entzweiungen gerieten, so war für ihn der Moment gekommen, seine kriegerischen Unternehmungen auch auf Italien auszudehnen. Infolge des vandalischen Krieges waren Sardinien, wohin man den Kopf des gefallenen Tzazo bringen ließ, um die Nachricht von dem Untergang der Vandalen zu beglaubigen, und Korsika unter die Herrschaft der Römer zurückgekehrt. Eine Bewegung, die sich in Afrika erhob, wurde leicht und glücklich überwältigt. Das Heer wurde unter demselben Heerführer, der siegreich zurückgekommen war, nach Italien geschickt. Wir finden keine Germanen in demselben; an ihrer Stelle aber 3000 Isaurier unter ihrem nationalen Anführer Ennes. Wenn man von einer politisch-strategischen Überlegenheit reden kann, so war eine solche jetzt vollkommen im Besitz Justinians. Afrika war in seinen Händen, er beherrschte die See. Den Franken stellte er durch eine besondere Gesandtschaft vor: Italien gehöre ihm an, von den Goten sei es mit Gewalt genommen; durch stete Beleidigungen, die er von ihnen erfahren, werde er genötigt, gegen sie zu Felde zu ziehen. Er forderte die Franken auf, infolge des beiderseitigen Hasses gegen die Goten, für den er auch religiöse Gründe anführt, Hülfe zu leisten, wozu sie sich bereit erklärten.

Sicilien, damals die Kornkammer von Rom, nahm Belisar beinahe ohne Schwertstreich ein. Die Sicilianer begrüßten die Ankommenden als Befreier und streckten ihnen ihre Hände entgegen. Da will es nun scheinen, als hätte Theodahat sich nicht zugetraut, seine Herrschaft zu behaupten. Er hatte seinen Schwiegersohn, einen Goten Namens Evermuth, dem heranrückenden oströmischen Heere gegenüber aufgestellt, um es abzuwehren. Aber dieser wich von selbst aus seiner Stellung. Nach der einen der uns vorliegenden Traditionen erklärte er sich bereit, den Imperatoren zu gehorchen; nach der anderen hat er Belisar aufgefordert, unverzüglich nach Italien vorzudringen, wo man ihn nicht nur erwarte, sondern nach ihm seufze.

Ohne Schwierigkeit setzte Belisar über die Meerenge, nahm Rhegium ein und rückte vor Neapel. Hier erst trat ein Widerstand hervor, bei dem zwei verschiedene Momente zur Erscheinung kamen. Das eine lag in der Kriegsmacht der Goten, das andere in dem Maße der Ergebenheit, welche sich Theoderich und dessen Regierung in Italien erworben hatten. Von großer Wichtigkeit war, wenn ich nicht irre, diese Belagerung.

Die Neapolitaner, die eine gotische Besatzung bei sich hatten, verweigerten, sich dem kaiserlichen Feldherrn zu ergeben, so lange Belisar nicht auch Rom genommen habe, denn wofern sein Unternehmen gegen die Goten mißlinge, so würde Neapel, wenn es sich ihm angeschlossen hätte, die Feindseligkeiten der Goten und deren Rache zu erwarten haben. Es sei, meinten sie, sogar unbillig, sie jetzt zur Unterwerfung aufzufordern; Belisar möge doch erst den Kampf mit den Goten entscheiden; dann würde Neapel in seine Hand fallen. Man sieht: der Widerstand Neapels war wohl begründet, und Belisar war bereits entschlossen, die Belagerung aufzuheben und gegen Rom

vorzugehen. Wäre er aber dabei nicht glücklich gewesen, so würde dadurch das ganze Unternehmen gescheitert sein; er würde vor den Goten haben zurückweichen müssen. Da gab nun die Entdeckung eines Isauriers, daß man durch eine Wasserleitung, deren äußere Teile Belisar abgebrochen hatte, in die Stadt gelangen könne, allem eine andere Gestalt. Das schwierige Unternehmen gelang; die Stadt wurde eingenommen, die Goten konnten keinen nachhaltigen Widerstand leisten; sie fielen sämtlich in die Gefangenschaft Belisars. Das geschah im Spätsommer des Jahres 536. Man darf vielleicht behaupten, daß dies Ereignis über den ganzen Feldzug entschied. Theodahat hatte nun auch seinerseits eine mehr abwartende, als angreifende Haltung eingenommen, aber einen sehr berechtigten Vorwurf sich dadurch zugezogen, daß er Neapel in die Hände des Feindes hatte fallen lassen, ohne einen Entsatz zu versuchen. Der glaubwürdigsten der uns vorliegenden Erzählungen zufolge entschloß er sich jetzt, das gotische Heer gegen Belisar vorrücken zu lassen, doch erschien er auch in dieser dringenden Gefahr nicht selbst im Felde. Er übertrug den Oberbefehl einem der gotischen Führer, des Namens Vitiges, auf den er besonders deshalb vertrauen mochte, weil derselbe sein Waffenträger gewesen war. Das Heer rückte die appische Straße abwärts, nach einem Platz in den pontinischen Sümpfen, der ihnen Wiesen und Weiden für ihre Pferde bot, des Namens Regeta, unfern von Forum Appii.

Hier aber brach nun, als Vitiges bei dem Heere erschien, der Widerwille, den man gegen Theodahat hegte, in vollen Flammen aus. Man klagte den König nicht mehr der Feigheit, sondern der Verräterei an; er wolle augenscheinlich sein Verbrechen, kein anderes gewiß als die Ermordung Amalasunthas, beim Kaiser entschuldigen, eben zum Verderben der Goten; seine Absicht gehe nur dahin, seine Besitzungen und einen Teil seiner Macht zu behaupten, wenn auch das gotische Reich darüber zu Grunde gehe. Unter dem Getöse der Trompeten gaben die Goten ihr Mißvergnügen darüber kund, daß nicht ein streitbarer Fürst sie ins Feld führe. Sie waren nicht gemeint, Vitiges nur als Feldhauptmann an ihrer Spitze zu sehen; sie verlangten einen König, der die Waffen zu führen verstehe. Vitiges selbst sollte ihr König sein. Als Vitiges dies Vorhaben erkannte, hat er gefragt, wohin denn die Absicht des Heeres in Bezug auf Theodahat gehe. Den, rief man ihm zu, müsse man aus dem Wege räumen. Und nur geringen Widerstand setzte ihnen Vitiges entgegen; wahrscheinlich teilte er die Besorgnis des gotischen Heeres. Er wurde auf den Schild gehoben und einstimmig zum König ausgerufen. Wir haben eine in seinem Namen verfaßte Ansprache übrig, in der er besonders auf diese kriegerische Stimmung der Goten Wert legt; der Fürst müsse der Meinung entsprechen, die man von seinem Beruf überhaupt hege; er seinerseits wolle Fürsorge tragen, Theoderich nachzueifern, der einzig dazu ausgerüstet gewesen sei, für das Reich der Goten zu sorgen; der sei dessen Verwandter, wer seine Handlungen nachzuahmen vermöge. An einen Feldzug gegen Belisar war unter diesem Getümmel des Regierungswechsels

nicht zu denken. Vitiges mußte sich erst auf seinem Throne befestigen. Theodahat, der indes seine Zuflucht nach Ravenna genommen, wurde auf dem Wege durch die Getreuen des Vitiges ermordet, und dieser selbst eilte dann dahin, um die höchste Gewalt in Besitz zu nehmen.

Alle Beziehungen zu dem Geschlecht der Amaler wollte er nicht aufheben. In Ravenna lebte noch eine Tochter der Amalasuntha, Matasuentha. Mit dieser beschloß Vitiges sich zu verheiraten. Er war schon vermählt, aber er trug kein Bedenken, seine Gemahlin zu verstoßen. Hierauf fügte sich Matasuentha, aber, wie wir ausdrücklich versichert werden, nur sehr ungern und gezwungen.

Unter dieser drangvollen Verwickelung der Umstände konnte sich Rom nicht behaupten; Belisar zog am 9. Dezember 536 daselbst ein. Große Heldenthaten waren es nicht, durch welche Belisar seine Eroberungen vollzog. Daß er dem römischen Senat eigentlich willkommen gewesen wäre, läßt sich auch nicht sagen; durch eine Mission des Senats war ja Zeno einst aufgefordert worden, keinen morgenländischen Gewalthaber wieder nach Italien zu schicken. Ein guter, zeitgenössischer Bericht meldet, der römische Senat und das Volk seien ihrer alten Tugend nicht eingedenk gewesen. In Wahrheit hatten sich die Römer unter Odoaker und unter Theoderich, welche die Idee eines unabhängigen Italiens aufrecht erhielten, in einem gedeihlichen und verhältnismäßig glücklichen Zustand befunden. Selbst die religiösen Antipathien gegen die Goten waren nicht gerade stark, wie denn der damalige Papst Silverius dem Theodahat seine Einsetzung verdankte; konfessionelle Bedrückungen hatten die Katholischen von den Goten nicht erfahren; manche von diesen waren zu ihnen übergegangen. Dieser Gesinnung konnte es nicht entsprechen, daß ein Heerführer aus dem Orient herbeikam, um Italien, das er für das Eigentum des Kaisers erklärte, und vor allem Rom dem oströmischen Reiche wieder zu unterwerfen. Verkennen wir nicht: es war das erste Eingreifen eines Heeres unter byzantinischer Anführung in die Angelegenheiten von Italien. Die Römer ließen Belisar einrücken; aber ihre Meinung war, eine definitive Entscheidung über ihr Schicksal erst von den weiteren Ereignissen zu erwarten. Vitiges schloß sich durch Vermählung mit Matasuentha an Theoderich und dessen Politik an, die eine dem Hofe von Konstantinopel entgegengesetzte war. Daß Theodahat ermordet worden sei, machte Vitiges bei Justinian als ein Verdienst geltend, das dieser anerkennen sollte: denn wie gesagt, man wußte, daß der Kaiser mit Amalasuntha in Verbindung gestanden hatte. War er aber entschlossen, die alte Unabhängigkeit von Italien nochmals zu verfechten, so konnte er sich doch nicht verbergen, daß er mit dem kaiserlichen Kriegsheer, das dieselbe vernichten wollte, werde kämpfen müssen. So vollkommen Barbaren waren die Germanen, die sich einer großen Weltstellung erfreut hatten, mit nichten, daß sie nicht die allgemeine Verflechtung der Dinge auch ihrerseits in Betracht gezogen hätten. Wir werden noch darauf zurückkommen, wie sie den Orient selbst und die

Verwickelungen mit Persien ins Auge gefaßt haben. Damals aber war ihr Blick vornehmlich auf die Franken gerichtet. Sie konnten sich die Augen nicht dagegen verschließen, daß sie verloren waren, wenn diese sich mit Justinian wirklich vereinigen sollten. Wenn nun der Kaiser sein Einverständnis durch die Lage der Dinge begründet hatte, so bot diese nun auch ein Motiv dar, um die Franken mit den Goten auszusöhnen. Vitiges und seine Goten entschossen sich, die Bezirke des südlichen Galliens, die sie in Besitz genommen hatten, den Franken zu überlassen: diese versprachen ihnen dafür ihre Beihülfe in Italien, nicht zwar durch die Franken selbst, aber durch die von ihnen abhängigen Burgundionen. Insofern war die Stellung der Franken eine zweifelhafte, selbst zweideutige; sie versprachen, die Goten zu unterstützen, ohne doch mit den Römern zu brechen, denen sie kurz vorher entgegengesetzte Zusagen gemacht hatten. Ihrer damaligen Position entsprach das nach beiden Seiten hin. Sie dachten nicht, die Unternehmungen Justinians zu hindern, aber seinen Zweck zu erreichen wollten sie ihm doch keineswegs gestatten. Für den Moment war es ein unschätzbarer Vorteil für den neuen gotischen König, daß er dadurch gegen Gallien und Burgund gesichert war. Vitiges konnte alle seine Kräfte aufbieten, um Rom wieder in seine Hände zu bringen. Er war der Meinung, wenn er mit gewaltiger Heeresmacht vorrücke, werde Belisar ihn in Rom nicht erwarten. Er eilte herbei, wie man annahm, um die Flucht desselben zu verhindern.

Da kam es nun zu einer Belagerung Roms, die man zwar nicht mit früheren oder späteren vergleichen kann, die aber für die Zeit und die Umstände bezeichnend genug ist, um einige Züge aus derselben mitzuteilen.

Seltsamer Weise tritt hier derselbe Zweifel ein, der bei der Eroberung Roms durch die Gallier so viele Schwierigkeiten macht: auf welchem Ufer des Tiber der erste Zusammenstoß stattgefunden habe. Procop sagt mit Bestimmtheit, daß die Goten eine Brücke über den Tiber einnahmen, welche Belisar befestigt hatte; er habe ihnen dann den Eigang in einem persönlichen Kampfe verwehrt, bei welchem alle Angriffe des Feindes gegen ihn gerichtet und durch seine Geschicklichkeit und Unerschrockenheit — selbst das Pferd, das er dabei ritt, wird nicht vergessen — zurückgewiesen worden seien. So hoch man auch sonst die Glaubwürdigkeit Procops anschlagen mag, so fällt es doch auf, daß er hier dem Feldherrn, dem er als Beirat beigegeben war, die wichtigsten Erfolge persönlich zuschreibt. Belisar selbst hat das erste Geschoß gegen die heranrückenden Goten gerichtet und einen Führer derselben gerade in den Hals getroffen, so daß er hinstürzte; er hat den Befehl gegeben, die Geschosse auf das Zugvieh, welches die Belagerungswerkzeuge der Goten herbeischleppt, zu richten. Bei dem Sturme, den diese später unternehmen, erscheint er an der am meisten gefährdeten Stelle, so daß der Anfall unter seinen Augen zurückgeschlagen wird. Daran ist nicht zu zweifeln, daß die Thatsachen, wie Procop sie berichtet, vorgefallen sind, aber die Zusammenstellung hat doch einen panegyristischen Zug. Die Erzählung ist anti-

quarisch unschätzbar, wie wir denn da das Grabmal Hadrians zuerst in eine Burgfeste verwandelt sehen, zu deren Schutze selbst die Bildwerke der alten Götter und Heroen, durch welche sie geschmückt ist, auf die Goten herabstürzen und zur Verteidigung beitragen. Der Autor verschmäht jedoch auch die Legende nicht, nach welcher St. Peter einen Teil der Mauer in seinen Schutz genommen haben soll. Die Erzählung ist ein Gemisch von vortrefflicher eigener Kunde, christlicher und antiker Legende und panegyristischer Auffassung. Die gewaltsame Behauptung der Subordination, durch welche Belisar seinen Ruhm schmälert, wird in diesem Buche dem Neide des Geschickes, in einem anderen — das derselbe Autor verfaßt haben soll — den böswilligen Einwirkungen seiner Gemahlin zugeschrieben. Abstrahieren wir von alledem, ohne es geradehin zu leugnen, so bleiben doch unzweifelhafte Momente von historischer Bedeutung übrig.

Das erste ist das allgemeinste; die Mauern Aurelians bestanden eigentlich erst damals recht ihre Probe; sie wurden von Belisar noch besonders dazu in stand gesetzt; ihm kam bei der Verteidigung zu statten, daß er Sicilien im Besitz hatte und das Volk mit Lebensmitteln versorgen konnte; sonst nahmen die Einwohner an der Sache, die er verfocht, nur wenig Anteil. Sie haben einmal die Thore vor ihm verschlossen, weil sie fürchteten, die Feinde würden mit ihm zugleich eindringen, und erst dann wieder geöffnet, als diese zurückgewichen waren. Belisar wandte die poliorketischen Erfahrungen, die er im Orient gesammelt hatte, zur Verteidigung der Ringmauer an. Um dieselbe her schlugen sich dann seine orientalischen Reiter mit den Goten; aber diese Scharmützel, deren Procop siebenundsechzig zählt, führten doch lange zu keinem Erfolge, bis endlich die Goten den Portus Romanus, wie er damals war, in ihre Gewalt brachten und auch an einer wohlgeeigneten Stelle ein bewaffnetes Lager aufrichteten, so daß die Zufuhr zur See und zu Lande abgeschnitten wurde. Hierauf brach eine förmliche Hungersnot mit allen ihren Schrecken in der Stadt aus, so daß der Feldherr genötigt wurde, einen Stillstand auf drei Monat mit den Goten einzugehen, auf den diese auch deshalb antrugen, weil eine Gesandtschaft an den Kaiser abgehen sollte, von dem sie hofften, er werde ihre Rechte anerkennen. Allein indessen hatte Justinian schon entschieden. Um keinen Preis wollte er Italien aufgeben; er schickte abermals ein Heer hinüber, das hauptsächlich aus Isauriern bestand, bei dem sich aber auch Thracier befanden, alle unter Heerführern, die eine hohe Stellung einnahmen. Eine kleine Abteilung landete in Samnium, eine andere in Hydrus (Otranto), eine dritte in Neapel. Diese nun unter dem Magister Militum Johannes schlug, reich mit Lebensmitteln versehen, den Weg nach dem Portus Romanus ein.

Es gelang ihm, den Goten zum Trotz, nicht allein Lebensmittel an das Land zu bringen, sondern auch in ihrem Rücken Aternum (Ortona) und sogar Rimini zu besetzen. Hierdurch hauptsächlich wurde Vitiges genötigt, seine Belagerung aufzuheben, er mußte jetzt die vorzugsweise von den Goten eingenommenen Landschaften zu retten suchen. Soeben noch gemeint, Rom auf

die eine oder die andere Weise zu erobern, mußte er jetzt an die Verteidigung denken. Er besetzte Chiusi, Orvieto, Todi, Osimo, Urbino und einige andere Plätze; allenthalben setzte er gotische Heerführer ein. Sein Hauptaugenmerk war auf Rimini gerichtet, welches nun der vornehmste Schauplatz der Entscheidungen wurde, unerwarteter Weise in zwiefacher Hinsicht. Denn auch zwischen Belisar und den neuangelangten Hülfsvölkern waltete doch kein rechtes Einverständnis ob. Belisar wollte den Anführer derselben, Johannes, aus Rimini herausziehen und die Stadt anderweit besetzen; Johannes aber weigerte sich, ihm Gehorsam zu leisten, wobei ihm seine Truppen großenteils folgten, während die Freunde Belisars sich zu diesem zurückzogen. Vitiges rückte heran, um Rimini wieder einzunehmen, und für das oströmische Heer war nun die nächste Aufgabe, diese Stadt zu entsetzen. Noch mit einem anderen Heerführer der herbeigeführten Hülfsvölker geriet Belisar in Zerwürfnis. Die Rangordnung des Hofes wirkte auf die militärischen Verhältnisse zurück, besonders seitdem der Eunuch Narses, ein doppelt einflußreicher Mann, weil er den Schatz verwaltete und zu den vertrautesten Ratgebern Justinians gehörte, mit einer Schar von Herulern, die damals unter den Kriegsbanden fast den vornehmsten Ruf hatten, in Italien erschienen war. Unter dessen Einfluß nun geschah es, daß unter allen möglichen Unternehmungen, über die man beriet, der Entsatz von Rimini als die dringendste anerkannt wurde. Ohne alle Schwierigkeit wurde derselbe bewerkstelligt. Zugleich durch die Ankunft des Heeres, das sie für bei weitem stärker hielten als es war, und durch das Herbeikommen einer kleinen Flotte erschreckt, hoben die Goten in stürmischer Eile die Belagerung von Rimini auf; Belisar konnte in die Stadt einziehen. Hier aber kam der Hader zwischen den Feldherren zu vollem Ausbruch. Auf eine Andeutung Belisars, die Belagerten seien einer Abteilung seiner Truppen, deren Führer er nannte, die Rettung schuldig, antwortete Johannes: nicht diesem, sondern dem Narses, auf dessen Rat sein Entsatz beschlossen worden, fühle er sich zu Danke verpflichtet. Bei einem Zug gegen Urbino erlebte man dann, daß Narses, der das Unternehmen überhaupt gemißbilligt hatte, mit seinem Heerhaufen eine abgesonderte Stellung einnahm. Belisar gelang es doch, sich der Stadt zu bemächtigen. Aber auf einen einzelnen Platz beschränkte sich die Differenz zwischen Belisar und Narses nicht. Infolge des Abkommens mit Vitiges waren die Franken oder vielmehr die von ihnen abhängigen Burgundionen nach Oberitalien vorgedrungen, wo sie dann ohne Mühe die Oberhand erlangten, so daß sie die Römer, welche, wie Neapel, Rom, Rimini, bereits auch Mailand eingenommen hatten, durch Goten verstärkt, daselbst belagerten. Belisar faßte die Absicht, ohne Verzug dahin vorzurücken und das Heer der Belagerer zu zersprengen. Er schickte eine Heeresabteilung ab, die aber am Po innehielt. Narses dagegen meinte: die Straße und Provinz Aemilia, durch welche Ravenna von dem übrigen Italien abgeschnitten würde, in Besitz zu nehmen, sei mehr im Interesse des Kaisers.

Aus einem Schreiben Justinians, worin er angewiesen wurde, Belisar zu gehorchen „zum Vorteil des Reiches“, zog er den Schluß, daß von keiner Unterordnung die Rede sein könne, sobald dies der Vorteil des Kaisers nicht sei. Er hatte bereits den ihm ergebenen Johannes nach Aemilia geschickt, um sich dieser Provinz zu bemächtigen. Dergestalt gab es gleichsam zwei Oberbefehlshaber nebeneinander, deren Uneinigkeit dann wieder dem Gegner sehr vorteilhaft war. Als die belisarischen Kriegsobersten anderweite Hülfe verlangten, um es wagen zu können, über den Po zu gehen, weigerten sich die von Narses abhängigen, ohne dessen Befehl ihnen zu Hülfe zu kommen. Zwar gab nun Narses diesen Befehl; allein indessen war für den Entsatz von Mailand die rechte Zeit verstrichen; es fiel in die Hände der Goten, die zwar der Besatzung freien Abzug gestatteten, die Stadt aber entsetzlich verwüsteten; die Mailänderinnen, die sie zu Gefangenen machten, überließen sie als Sklavinnen den Burgundionen. Dann kam auch König Theodebert in Person über die Alpen, in der Absicht, Italien, welches die Goten allein zu verteidigen nicht fähig waren, mit ihnen zu teilen. Er hat das Vitiges selbst vorgeschlagen, der aber, von Belisar aufmerksam gemacht, welchen Gefahren er sich aussetze, es vorzog, mit dem Kaiser zu verhandeln. Auch Justinian bot eine Teilung an; er wollte den Goten das transpadanische Gallien überlassen, um auf einen früheren Ausdruck zurückzukommen: das kontinentale Italien; das peninsulare wollte er behaupten und mit seinem Reiche vereinigen; die Schätze wollte man teilen. Der Entschluß des Kaisers beruhte noch auf einem anderen Moment. Soeben war der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen, soviel man weiß, auf Antrieb der Goten selbst. Der Kaiser wünschte dem Kampfe in Italien ein Ende zu machen; er berief Narses ab und ließ eine ähnliche Abberufung auch an Belisar ergehen. Wie greifen da wieder alle Verhältnisse der Welt ineinander! Es ist abermals der Widerstand gegen die Perser und gegen die Germanen, welcher, wie einst das alte, so jetzt das neue Rom berührt. Aber jetzt hatten im Westen die Franken die Oberhand und die Frage war, ob Italien zwischen ihnen und den Goten geteilt werden solle oder zwischen den Goten und Oströmern. Den in Ravenna eingeschlossenen Goten war es zweifelhaft, auf welche Seite sie sich schlagen sollten. Zu einem Entschluß aber mußten sie kommen, schon deshalb, weil Belisar ihnen zu Land und zur See alle Zufuhr abgeschnitten hatte. Der Entschluß aber, den sie faßten, war ein höchst außerordentlicher. Sie gerieten auf den Gedanken, den klugen und glücklichen Heerführer, von dem sie in ihr Unglück verwickelt worden waren, der aber jetzt die Gunst seines Kaisers nicht mehr zu besitzen schien, an ihre Spitze zu stellen. Er sollte, so meinten sie, als der König der Goten und Italioten zugleich sich dem Kaiser entgegensetzen und die Herrschaft, welche die theodosianische Dynastie von Ravenna her ausgeübt hatte, in Besitz nehmen. Gleich bei den ersten Anfängen eines byzantinischen Kaisers tauchte die Frage auf, welche in dem abendländischen Reiche so oft entscheidend gewesen war; es konnte scheinen, als

würde der Heerführer an der Spitze eines ihm ergebenen Heeres sich dem Kaiser gegenüberstellen und sich durch die Goten verstärken.

Die Goten in Ravenna zogen die Vereinbarung mit dem römischen Kriegsführer den Eventualitäten eines Bündnisses mit den Franken vor; sie selbst würden ja dann in Ravenna an der neuen Regierung desselben teilgenommen haben. Und an und für sich hätte Belisar in seiner damaligen Situation wohl Anlaß gehabt, auf Anerbietungen dieser Art einzugehen. Denn der Kern des Heeres, das er anführte, bestand in den Haustruppen, die ihm persönlich ergeben waren. Sie zählten siebentausend Mann, lauter auserwählte und trefflich eingeschulte kriegsgeübte Leute, denen man in Italien die errungenen Erfolge fast ausschließend zuschrieb. Man hörte das Wort: die Goten seien allein durch die Haustruppen Belisars bezwungen worden. Dazu kamen dann eigenmächtige Unbotmäßigkeiten anderer Heerführer, die in Byzanz Rückhalt zu finden anfingen. Da hätte es nun wohl scheinen können, als würde Belisar durch eine selbständige Aufstellung in Italien aller dieser Gegner mächtig geworden sein. Und wir wissen, nichts neues wäre es in dem römischen Reiche gewesen, wenn ein großer Heerführer sich seinem Kaiser entgegengesetzt hätte.

Allein mit den alten Zeiten und der Natur des Imperiums war auch die Gesinnung der Männer, die demselben dienten, von Grund aus verändert. Belisar war ein Vorbild dieser Gesinnung — ein Mann, der alles, was er that, mit Umsicht und Bedachtsamkeit vollzog. Die Selbständigkeit, die ihm der Kaiser bewilligt hatte, und die er in den Aktionen selbst behauptete, bewog ihn doch nicht, irgend etwas gegen den Willen desselben vorzunehmen.

Man hat erzählt, er habe dem Kaiser einen Eidschwur geleistet, daß er sich bei dessen Lebzeiten nicht eigenmächtig aufstellen werde. Er war im Dienste Justinians noch vor dessen Thronbesteigung emporgekommen; durch alles, was sich seitdem ereignet hatte, fühlte er sich an ihn gefesselt. Entfernt davon, die Herrschaft von Italien anzustreben, hat er vielmehr dem Kaiser durch scheinbares Eingehen auf die gotischen Pläne Stadt und Hafen von Ravenna verschafft.

Die Sache ist nach dem Zeugnis des in alle Einzelheiten eingeweihten Procop folgendermaßen vor sich gegangen. Die Goten in Ravenna schickten eine Botschaft an Belisar, um mit ihm einen Pakt zu schließen, welcher zwei Punkte enthalten sollte: den einen, daß er ihnen persönliche Sicherheit zusagen, den anderen, daß er ihnen versprechen solle, König der Goten und Italioten zu werden; gehe er darauf ein, so sollten die Gesandten ihn und sein militärisches Gefolge sofort nach Ravenna bringen. Es versteht sich von selbst, daß die Verhandlungen sehr geheime waren. Belisar nahm den ersten Punkt an; was aber die höchste Gewalt betreffe, so werde er die Übereinkunft nur vor dem König und den Großen der Goten beschwören.

Es sieht beinahe aus, als ob er hiebei sich doch auch von den Römern emancipieren und die Entscheidung der Angelegenheit in seine eigene Hand habe bringen wollen. Aber dabei hat er doch etwas hoffen lassen, was er entschlossen war nicht auszuführen. Infolge seiner Versprechungen rückte er in Ravenna ein.

Dem Vitiges wurde seine äußere Ehre gewahrt; faktisch aber brachte ihn Belisar in seine Gewalt. Man erlebte, daß eine größere Zahl von einer kleinen überwältigt und gleichsam in Gefangenschaft geführt wurde, worüber die gotischen Frauen in heftige Verwünschungen ausbrachen. Belisar wußte einen großen Teil der Goten auf ihre Landgüter zu entfernen; er erlaubte sich keine Gewaltthätigkeiten, nahm jedoch die Schätze des Palastes in Besitz. Und nicht allein diese, sondern auch die Tochter Amalasunthas, Matasuentha, und den Gotenkönig Vitiges führte er nach Konstantinopel fort. Die Befehlshaber der benachbarten Plätze ergaben sich größtenteils an Belisar.

In der Vorhalle des kaiserlichen Palastes, den Justinian umbauen ließ, wurde eine Darstellung der Rückkehr des Belisar angebracht, der die Beute, die er gemacht, und die Fürsten, die er gefangen genommen, vorführt. Neben dem Kaiser erblickt man seine Gemahlin und daneben die Senatoren; alle in einer Haltung, in welcher sich die freudigste Teilnahme kundgab. Und gewiß war der Erfolg für das Reich von Konstantinopel von größtem Wert; Afrika, sowie das südliche Italien und die ganze adriatische Seeküste standen wieder unter der unmittelbaren Herrschaft des Kaisers. In der Hauptstadt war Belisar der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Die Besorgnisse, welche man vor Afrika seit Gaiserich, vor Italien unter Theoderich unaufhörlich gehabt hatte, waren durch Belisar rasch und glücklich gehoben. Man sah ihn täglich mit seinem Gefolge von Vandalen, Goten und Mauren einherschreiten: man konnte sich nicht satt an ihm sehen: ein hochgewachsener Mann, der im Getümmel der Waffen seine Leutseligkeit bewahrt hatte, geliebt von den Soldaten, bewundert vom Volke. Daß er die Autorität des römischen Reiches in Afrika und Italien wiederhergestellt hat, giebt ihm einen Anspruch auf universalen Nachruhm.

Siebzehntes Kapitel.

Wiedererhebung und nochmalige Überwältigung der Goten. Totila, Narses.

Es springt in die Augen, welche Bedeutung dies Ereignis für die allgemeinen welthistorischen Probleme hatte, aber entschieden waren sie damit nicht; die Gegensätze zwischen der römischen und germanischen Welt stießen immer aufs neue aufeinander, nur an anderen Orten und in anderer Weise.

Die ostgotische Unabhängigkeit war zu Grunde gerichtet, aber an Stelle derselben trat die fränkische Macht in den Vordergrund. Wir erinnern uns, wie gewaltig Theoderich den Franken entgegengetreten war. Zeit seines Lebens hatte er sie in einer gewissen Unterordnung gehalten; um so stärker kamen sie empor, als er gestorben war. Die von ihm zurückgehaltenen Frankenkönige stürzten sich auf die Nachbarn, die bisher von den Ostgoten in Schutz genommen waren. Der Austrasier Theoderich brachte nun erst die Alemannen unter seine Botmäßigkeit und nahm Thüringen in Besitz.

Die Veränderung der Lage kommt vor allem in Thüringen, welches einen guten Teil des inneren Germanien beherrschte, zur Erscheinung. Chlodwig hatte, noch vor den Alemannen, die Thüringer besiegt. Theoderich gab ihnen die politische Existenz zurück und bestätigte sie durch verwandtschaftliche Verbindung. Aber das hing mit dem Bestehen des ostgotischen Reiches aufs engste zusammen. Die Söhne Chlodwigs erhoben sich in ihrer ursprünglichen Überlegenheit und warfen die Schöpfung Theoderichs nieder. Der Ehrgeiz der Schwestertochter des verstorbenen Ostgotenkönigs, Amalaberga, die mit Hermanfried, dem König der Thüringer, vermählt war, gab hiezu den vornehmsten Anlaß. Thüringen erlag dem Anfalle der in den Kämpfen in Gallien erstarkten fränkischen Kriegsmannschaften der merowingischen Könige von Metz und Soissons. Amalaberga nahm ihre Zuflucht nach Italien zu ihrem Bruder Theodahat. Auch daraus sieht man, was es mit dem Sturz desselben auf sich hatte; hätte er sich verteidigen können, so würde er auch die Autorität der Ostgoten in Germanien aufrecht erhalten haben. Damals zuerst sind die Ufer der Unstrut in eine allgemeine historische Beziehung getreten. Der Palast der thüringischen Könige an den Ufern dieses Flusses zerfiel in Staub und Trümmer. Das thüringische Königreich ging unter, doch finden wir einige Überreste der Familie in Konstantinopel und an den fränkischen Höfen, wo sie dann verschwinden. Auch die Alemannen konnten sich ohne den Schutz der Ostgoten der Übermacht der Franken nicht lange erwehren. Indem sich nun dergestalt deren Macht in Germanien erneuerte und festsetzte, wurden sie auch ihrer gallischen Nebenbuhler Meister.

Den Söhnen der Clotilde hatte sich bei ihrem Angriff auf Burgund

die Konkurrenz des ostgotischen Königs entgegengestellt; er hatte einen Teil des burgundischen Gebietes an sich gerissen, aber König Godomar nicht verdrängen lassen. Es scheint nun, als sei es nach dem Tode Theoderichs zu einer Auseinandersetzung zwischen Burgund und dem ostgotischen Hofe gekommen, wodurch jenes sein Gebiet wiedererhielt. Aber zugleich hatte König Godomar durch diesen Todesfall seine beste Stütze verloren. Einem neuen Angriff der fränkischen Könige konnte er keinen Widerstand leisten; er wurde geschlagen, sein gesamtes Gebiet wurde von den Frankenkönigen in Besitz genommen und geteilt. Der letzte burgundische König endete sein Leben, so viel man weiß, in einem fränkischen Kastell. Die Macht der Franken wurde hierdurch gleichsam verdoppelt. Sie brachten die Gebiete, welche die Germanen zuerst kolonisiert hatten, und die, von denen sie ausgegangen waren, die zum Teil noch ihren Namen trugen, Helvetien, Savoyen und einen Teil des hohen Gebirges, welches Europa überhaupt beherrscht, unter ihre Botmäßigkeit. Sie ließen es im allgemeinen bestehen, wie sie es fanden; doch wurden verschiedene wichtige Plätze den kleinen Königreichen zu teil. Autun, das alte Augustodunum, das durch Belagerung genommen war, ging an Theoderich von Metz über.

Überhaupt nahm dieser, da doch alle Gebiete der Franken seine Autorität anerkannten, eine große Stellung in der Welt ein. In einem seiner Schreiben rühmt er sich, daß auch die Sachsen ihm gehorsam seien. In dieser Lage befand man sich, als die Botschaft Justinians, von der wir oben berichteten, an die Franken gelangte. Justinian suchte, als er sich zum Angriff gegen die Ostgoten anschickte, ein Bündnis mit denselben, ungefähr wie einst Constantius die germanischen Bevölkerungen gegen Magnentius in die Waffen gebracht hatte, aber wie unter ganz anderen Umständen, so auch mit bei weitem entschiedeneren Erfolgen. Zwischen Justinian und den Franken bildete jetzt auch die Religion ein näheres Verhältnis. Der rechtgläubige Kaiser wollte die Arianer so wenig in Gallien dulden, wie in Italien. Eben das Bekenntnis des Katholicismus aber gab den Franken eine überlegene Stellung in dem inneren Gallien. Man darf wohl hinzufügen, daß diese in der Annäherung des Kaisers zugleich eine Anerkennung ihrer bisherigen Eroberungen sehen durften: denn wie hätte er sonst in ein völkerrechtliches Verhältnis mit ihnen treten können. Sie gingen auf die Aufträge des Kaisers ein, aber zu einem intimen Verständnis, wozu zu allen Zeiten noch mehr gehörte, als die bloße Urkunde eines Versprechens, ist es doch nicht gekommen. Die Franken haben nie aufgehört, eine Ausdehnung der kaiserlichen Autorität selbst nach Gallien zu fürchten.

Nach einigen Bedenken nahmen sie die Anträge des Vitiges an, der ihnen die von Theoderich nicht allein im letzten, sondern auch früher im westgotischen Kriege in Besitz genommenen Landschaften antrug, wenn sie ihm gegen den Kaiser Hülfe leisten wollten. Dadurch erst wurde der Umkreis ihrer Eroberungen den Goten gegenüber vollendet und bestätigt. Zu welcher Größe und Machtfülle hatte sich das fränkische Reich emporgeschwungen! Herrschend in

Germanien, in Gallien, vordringend nach Spanien, an der Spitze der Völker, die früher Italien heimgesucht hatten, und in einem selbständigen Verhältnis zum oströmischen Reiche! An die Spitze dieser Macht trat nun in dem Sohne Theoderichs von Metz, Theodebert, ein Fürst, der der größten Conceptionen fähig war. Ich fürchte nicht, etwas fremdartiges in die politischen Verflechtungen des 6. Jahrhunderts hineinzutragen, wenn ich annehme, daß den Franken ein treffendes Verständnis ihrer damaligen Beziehungen innewohnte. Die Fortschritte Belisars in Italien konnten ihnen nicht anders als genehm sein, weil dessen Unternehmen zugleich ihnen selbst eine freundschaftliche Abkunft mit Justinian verschafft hatte. Aber, daß sie nun, von ihrer Seite einbrechend, die Ostgoten vollständig hätten verderben sollen, würde doch weit über die Pflicht der Selbsterhaltung hinausgegangen sein. Theodebert entschloß sich, wie berührt, noch vor der letzten Entscheidung in Italien einzudringen; sein stattliches Heer aber wurde durch die Einwirkung des Klimas und epidemische Krankheiten unfähig gemacht, nachdrücklich einzugreifen. Die Franken erscheinen jetzt als die Vorfechter der Gesamtheit der germanischen Völker, wenn wir so sagen dürfen, der germanischen Idee, besonders auch der Ostgoten selbst. Nach jenem Ereignis von Ravenna, durch welches Italien an das Kaisertum zurückfiel, waren sie durchaus nicht geneigt, auch das gesamte Oberitalien in oströmische Hände geraten zu lassen. Wohin ihre Entwürfe gingen, kann man am besten aus dem Vertrage abnehmen, den sie einige Jahre später mit den Goten abschlossen, kraft dessen beide im Kriege gegen Justinian gemeinschaftliche Sache machen und, wenn es ihnen damit gelinge, alsdann über die von jedem Teile gemachten Eroberungen sich verständigen würden, wie es zu beiderseitiger Genugthuung das beste scheinen werde. Theodebert war bereits von dem Ehrgeiz, die Weltherrschaft zu teilen, ergriffen; er fühlte sich dadurch beleidigt, daß Justinian unter seinen Titeln auch den eines Besiegers der Franken und Alemannen angenommen hatte. Rhätien war ihm schon zugefallen; er dachte daran, die römischen Grenzen mit einer großen Heeresmacht zu durchbrechen und von Illyrien nach Konstantinopel selbst vorzudringen. Man hat eine Münze, nach welcher er sich selbst den Titel Augustus beigelegt zu haben scheint. Unter dem Zeichen des Kreuzes wollte er Konstantinopel bezwingen. Zu dieser großen Kombination gehörte es, daß Justinian auch von anderer Seite Feindseligkeiten erfuhr, die sehr weitaussehend zu werden drohten.

Soviel man weiß, hat Vitiges, der einen weitumfassenden Blick für die allgemeinen Verhältnisse besaß, dem man die Abkunft mit den Franken zu verdanken hatte, auch eine Verbindung mit dem entfernten Osten eingeleitet. Er gewann zwei Priester, nicht von gotischer, sondern von lateinischer Abkunft, aus Ligurien, um sich mitten durch die oströmischen Gebiete hindurch zu den persischen Monarchen zu begeben. Dem stellten sie vor, seine ruhige Haltung werde dem Kaiser den Weg bahnen, Herr und Meister der gesamten Welt zu werden; die völlige Unterwerfung der Goten werde Justinian in den Stand

setzen, seine Streitkräfte gegen die Perser ins Feld zu stellen. Chosroes Nuschirwan, dem man von einer mit den Hunnen gegen ihn geplanten Feindseligkeit gesprochen hatte, ging auf diese Kombination ein.

Der Friede mit Persien hatte den Kaiser in den Stand gesetzt, seine Feinde im Occident zu bezwingen; die ganze Lage veränderte sich, als Nuschirwan die Feindseligkeiten wieder eröffnete; er drang nach Commagene vor und verwüstete das römische Asien.

In dem Wiederausbruch des Krieges, in welchem Belisar sich zuerst ausgezeichnet hatte, lag nun ein sehr naheliegendes Motiv für den Kaiser, demselben die Oberanführung gegen Persien von neuem anzuvertrauen, wohin er sich ohne weiteres begab.

Wir haben hier nicht die einzelnen Kriegshandlungen zu begleiten; das einzig Wichtige ist die allgemeine Gestaltung der Dinge. Man kann mit Grund sagen, daß es damals drei große Mächte in der Welt gab: die Franken und die Perser neben dem Kaiser von Konstantinopel. Ein Verständnis zwischen Franken und Persern tritt nicht hervor. Aber das Ereignis ist doch, daß die Eroberung Italiens die einen und die anderen gegen Konstantinopel aufregte und den Goten die Möglichkeit verschaffte, sich nochmals zu regen. Auf diesen Kampf nun zwischen den Goten und der kaiserlichen Macht muß unser Augenmerk vornehmlich gerichtet sein.

Mit dem Verlust von Ravenna waren die Goten keineswegs vernichtet; sie erhoben sich zu einem Widerstand, der gleichsam als ein neuer Krieg anzusehen ist. Charakteristisch ist die Erklärung eines der Vornehmsten unter ihnen, Ildibad: sich den Ansichten der übrigen anschließen zu wollen, wofern Belisar ihr König werde; nicht aber, wenn das nicht der Fall sei. Als aller Zweifel hierüber geschwunden war, wurde Ildibad selbst in Ticinum mit dem Purpur bekleidet.

Aber es war nicht so leicht, unter den Goten sich aus dem Stande der Großen in den des allgemeinen Oberhauptes zu erheben. Die Gemahlin Ildibads wurde eifersüchtig, weil sie nicht so prächtig geschmückt war, wie die Gemahlinnen anderer Großen, die den neuen König umgaben; sie wurde sogar verhöhnt. Ildibad rächte sich durch den Mord dessen, der sie beleidigt hatte — wie Siegfried ermordet ward. Aber damit forderte er die Blutrache eines Verwandten des Ermordeten heraus; einst bei der Tafel hinter dem König stehend, schlug er diesem mit seinem Schwerte das Haupt ab, so daß es gräßlich über den Tisch hinrollte.

Nach ihm erhob sich ein Fürst aus dem Stamme der Rugier, die immer zusammengehalten und sich ausschließlich untereinander verheiratet hatten, was ihnen denn eine besondere, auf das Stammesgefühl begründete Stärke verliehen haben wird, des Namens Erarich. Die oströmischen Truppen hatten eine so starke Stellung, daß es doch ein Wagstück zu sein schien, ihnen zu widerstreben. Auch Erarich wollte nicht sein eigenes Leben aufs Spiel setzen und trat in Verhandlungen mit Justinian, um wenigstens auf die alten, in

Ravenna angebotenen Bedingungen Friede zu schließen. Die vornehmsten der Goten aber waren nicht der Meinung, dem Rugier den Vorteil einer solchen Vereinbarung allein zuzugestehen. Der gotische Befehlshaber in Tarvisium, Totila, war mit den Römern in Verhandlung getreten, um für sich selbst Sicherheit und Vorteile auszubedingen, wenn er seine Feste ihnen ausliefere. Totila war der Neffe Ildibads; die Goten, die daran festhielten, daß man den Oströmern Italien streitig machen müsse, wendeten ihr Auge auf ihn und trugen ihm an, an Stelle des Rugiers ihr König zu werden. Totila verschmähte ihre Anträge nicht, wollte aber gleichfalls nicht seine persönliche Existenz gefährden. Er ließ die Goten wissen, sobald Erarich aus dem Wege geräumt sei, wolle er ihr König werden; wäre das aber bis zu einem bestimmten Tage nicht geschehen, so würde er seine Abkunft mit den Befehlshabern in Ravenna treffen. Erarich wurde getötet. Totila empfing den Purpur. Durch den aber erhielt das gotische Königtum wieder eine gewisse Konsistenz und Charakter. Die transpadanischen Goten, davon durchdrungen, sich dem römischen Imperium nicht unterwerfen zu wollen, ergreifen wieder die Waffen mit erneuertem Eifer. Ihre Defensive verwandelt sich in eine Offensive, welche dadurch unterstützt wurde, daß die Oströmer, nicht mehr einheitlich geführt, sich weniger furchtbar erwiesen. In dem Kampf erscheinen die aus dem Osten herbeigeführten Nationalitäten: Hunnen, Persarmenier, Isaurier, in der That noch mehr Barbaren, als die Goten selbst. Sie dringen einmal in Verona ein, werden aber wieder von da zurückgeschlagen. Der Persarmenier Artabazes, der den Angriff geleitet hatte, rettete sich nur durch einen Sprung von der Mauer; charakteristisch ist der Zweikampf des Artabazes mit einem riesenhaften und wohlgewappneten Goten, bei dem sie beide umkamen; der Gote durch die List des Artabazes, dieser selbst durch einen sonderbaren Unfall bei der Leiche des Erschlagenen. Noch einmal stellten sich die Truppen des Kaisers den Goten im offenen Felde entgegen, wurden aber besiegt; ihre Feldzeichen fielen in die Hände der Goten, von ihren Mannschaften gingen viele zu diesen über. Die Stärke der Kaiserlichen bestand in den festen Plätzen, die sie inne hatten: Rom, Ravenna, Spoleto, Auximum, Florenz, Perugia, Neapel. Auch viele kleinere Festen waren in ihren Händen; die Bevölkerung Italiens geriet unter die Herrschaft zweier feindseliger Truppenkörper, von denen der eine ihr innerhalb der Mauern beschwerlich fiel, der andere das offene Land beherrschte. Man versteht es, wenn Totila die Mauern der Städte, die er einnahm, schleifte, wie einst Cato die iberischen: denn nur im offenen Felde war er Meister. Auch eine der großen Städte, die nämlich, deren Einnahme den Kampf überhaupt entschieden hatte, Neapel, brachte Totila im Frühjahr 543 in seine Hand; er hatte bedeckte Ruderschiffe, mit denen er den Golf beherrschte. Er vergalt es den Neapolitanern mit Gnadenerweisungen, daß sie immer Freunde der Goten gewesen waren. Überhaupt legte Totila Entschlossenheit und Geschicklichkeit, überdies aber auch Mäßigung gegen die Besiegten an den Tag. Dann wandte er seine Augen nach Rom. Er hatte

die senatorischen Frauen, die in seine Hände gefallen waren, mit ehrerbietiger Schonung behandelt. Den Römern selbst brachte er das freundschaftliche Verhältnis in Erinnerung, in dem Theoderich zu ihnen gestanden hatte. Auch arianische Priester gab es in Rom, die sich zur Partei der Goten hielten. Die Nation war waffenlos, willenlos; der Kampf fand zwischen den Goten, welche früher die Besatzung ausgemacht, und den oströmischen Feldherren statt, welche dieselbe zu ersetzen begonnen hatten. Unter den damaligen Umständen vermochten diese sich nur durch Unterdrückung der Unterthanen zu behaupten, ohne doch dabei Ordnung unter den Soldaten aufrecht zu erhalten.

Auf die ersten Erfolge der Goten scheint Justinian wenig Wert gelegt zu haben. Nach dem Verlust von Neapel aber, als Totila auch zur See mächtig erschien und Otranto belagern ließ, zugleich aber selbst sich nach Rom wandte, wo er durch Maueranschläge den Einwohnern erklärte, daß die Goten ihre Freunde seien, fing man auch in Konstantinopel an, besorgt zu werden; man empfand die Notwendigkeit, der wiederauflebenden gotischen Macht besseren Widerstand zu leisten, und sehr begreiflich ist es wohl, daß sich auch hiebei die Augen wieder auf Belisar wandten, der die Goten vor kurzem überwältigt hatte und jetzt gegen die Perser nicht mehr ausrichtete, als auch ein anderer Feldherr vermocht hätte. Damit aber, daß man ihn zurückberief und zuletzt wieder nach Italien schickte, sind noch andere Umstände wichtigster Art verknüpft gewesen, die wir nicht übergehen dürfen. Im Jahre 542 wurden zunächst Ägypten und der Orient von einer jener großen Seuchen heimgesucht, welche unzählige Menschenleben gekostet haben. Es war eine wahrhaft pestilenziarische Krankheit, soviel man aus den Beschreibungen derselben erkennen kann: die Bubonenpest, die dann fast regelmäßig von fünfzehn zu fünfzehn Jahren erschienen ist und wesentlich dazu beigetragen hat, die Epochen der Geschichte von einander zu scheiden. Damals drang sie auch nach Konstantinopel vor, wo sie über ein Vierteljahr wütete und bisweilen an Einem Tage 10000 Menschen hinweggerafft haben soll. Die entmutigende Verwirrung, die dadurch entstand, wird dazu beigetragen haben, daß dem Totila in Italien kein stärkerer Widerstand geleistet wurde. Es erfolgte aber noch eine andere Wirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten. Auch Kaiser Justinian war von der Seuche befallen worden, und bei den im Felde gegen die Perser stehenden Truppen erscholl das Gerücht, er sei bereits gestorben. Jedermann beschäftigte sich mit der Frage, wie der Thron des Kaisers, wenn jener Fall eintrete, wieder besetzt werden solle. Es war ein Problem, welches in die Geschichte des Kaisertums wesentlich eingriff. Denn wenn unter den Kaisern des 5. Jahrhunderts die Entscheidung immer vom Palast und den in demselben herrschenden Frauen ausging, so war darin unter Justin I., dem Oheim Justinians, eine Veränderung eingetreten. An der Ersetzung des Anastasius hatten die Truppen einen überwiegenden Anteil, wie ihnen ein solcher früher immer zugestanden hatte.

Einige der großen Anführer sprachen nun die Meinung aus, daß, wenn

in Byzanz dazu geschritten werde, einen anderen Kaiser zu ernennen, dies nicht zugegeben werden dürfe.

Man sieht wohl, was darin liegt. Die Truppen wollten die Erhebung des Nachfolgers nicht dem im Palast herrschenden Einfluß überlassen; sie wollten selbst an der Besetzung des Thrones teilnehmen. Sie ließen sogar verlauten, daß sie im anderen Falle keinen Gehorsam leisten würden. Dieser Anspruch reicht weit über die in dem Palast vorwaltenden Irrungen und persönlichen Strömungen hinaus. Man darf ihn nicht übersehen, wenn man die folgenden Verwickelungen verstehen will. Justinian genas von seiner Krankheit. Theodora, der hierauf jene Äußerungen mitgeteilt wurden, fühlte sich durch dieselben tief beleidigt: denn ihr gehörte jener Einfluß an, dem sich die Feldobersten entgegensetzen wollten. Sie zögerte keinen Augenblick, die Vornehmsten, welche jene Worte gesprochen haben sollten, nach Konstantinopel zu bescheiden. Vornehmlich waren das Buzes und Belisar. Der erste wurde zu Theodora beschieden und in das unterirdische Gefängnis geworfen, das sie in ihrem Palast eingerichtet hatte. Mit Belisar verfuhr man glimpflicher. Aber er empfand, daß er jetzt in Ungnade gefallen war; den hochberühmten Mann, der vor kurzem ein großes Gefolge um sich gehabt hatte, sah man einsam und niedergeschlagen in den Straßen einhergehen. Es soll vorgekommen sein, daß er, als er von dem Palast nach Hause zurückkehrte, scheu um sich blickte, gleich als fürchte er von abgeschickten Meuchelmördern ermordet zu werden. Bei seiner Gemahlin Antonina, mit der er damals nicht in gutem Einvernehmen lebte, fand er keinen Trost. Als ein kaiserlicher Hofbeamter bei ihm eintrat, fürchtete er schon, daß er ein Todesurteil vernehmen werde. Der Hofmann aber teilte ihm ein Schreiben der Kaiserin mit, welches ganz anders lautete. Sie stand mit Antonina, der Gemahlin Belisars, in bestem Verständnis, und zwischen beiden war eine Vermählung der Tochter Belisars, Johannina, mit dem nächsten Verwandten der Kaiserin verabredet worden. Wir erörtern die einzelnen Umstände nicht, über die wir nur unsichere Überlieferungen finden; die Hauptsache ist, daß Belisar in unmittelbare verwandtschaftliche Verbindung mit der kaiserlichen Familie trat. Gegen Justinian hätte er sich gemäß seinem Versprechen niemals empört; gegen Theodora wurden ihm dadurch die Hände gebunden, daß er in nächste verwandtschaftliche Verbindung mit ihr selber gezogen wurde. Wenn Belisar nun aber den Antrag gestellt hat, wieder nach Persien zurückkehren zu können, so darf es nicht Wunder nehmen, daß ihm dies verweigert wurde; denn eben diese hohe militärische Stellung hatte die Eifersucht gegen ihn rege gemacht. Nur einen unbedingt ergebenen Heerführer hätte man an die Spitze der Armee stellen können, die damals die stärkste war.

Man nahm Bedacht, dem persischen Kriege, der so gefährliche Folgen herbeizuführen gedroht hatte, überhaupt wenigstens ein zeitweiliges Ende zu machen. Durch abermalige Geldzahlungen wurde Chosroes bewogen, einen Waffenstillstand auf fünf Jahre einzugehen. Dann wurde Belisar, der durch

die Ernennung zum Comes stabuli, Oberstallmeister, dem Hof neu verpflichtet ward, nach Italien geschickt. Da er aber nicht mehr die volle Gnade des kaiserlichen Hofes besaß wie ehedem, wurde er nicht mehr so unterstützt, wie es nötig gewesen wäre; auch leisteten ihm die zunächst stehenden Feldobersten den Gehorsam nicht, den er erwartete. Er hat die Seefeste Otranto vor dem Untergang gerettet; dann ist er noch einmal nach Ravenna gegangen, aber sehr bald inne geworden, daß er von da aus nichts ausrichten könne. Illyrische Heerscharen, die er gegen Rom entsandte, sind in ihre Heimat zurückgekehrt, weil ihnen ihr Sold nicht ausgezahlt wurde; der Befehlshaber von Spoleto, Herodian, gab diese Stadt auf, weil er sich von Belisar beleidigt fühlte.

Der Treulosigkeit der einen gesellte sich die Unbesonnenheit der anderen zu. Die nach Rom geschickten Hülfstruppen ließen sich so unvorsichtig in Scharmützel ein, daß sie geschlagen wurden, worauf alle Ausfälle unterblieben und, da der Feind das offene Land beherrschte, wenigstens die römischen Bürger einer Hungersnot preisgegeben waren. Belisar hatte vergebens um Hülfe in Konstantinopel nachgesucht; nur soviel gelang ihm, daß er von Epidamnus aus, wohin er gegangen war, eine Abteilung von Truppen nach dem Portus Romanus schicken konnte, um hier mit dem Befehlshaber von Rom, Bessas, bei einem Ausfall zusammenzuwirken. Aber dieser war zu saumselig oder zu schwach, um zur rechten Zeit loszubrechen, und eine von dem römischen Bischof Vigilius von Sicilien her gesandte Transportflotte wurde infolge eines Mißverständnisses durch die Überlegenheit der Goten vernichtet; sie beherrschten das Land, und auch die Städte konnten sich nicht behaupten. So konnte es geschehen, daß sie im Dezember des Jahres 546 wieder in Rom eindrangen. Nicht sowohl durch Waffengewalt als durch Verrat hat sich Totila Roms bemächtigt. Es ist immer im Gedächtnis geblieben, daß er auch dann Handlungen der Rache möglichst verhütete. Auf die Anmahnungen eines Priesters in St. Peter, der ihm mit dem Evangelium in der Hand entgegentrat, antwortete er, trotz einiger anzüglicher Worte, die ihm entfielen, doch mit dem Befehl, daß seine Goten niemand weiter umbringen sollten — Plünderung hat er ihnen erlaubt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß die wertvollste Beute ihm selber zufallen solle. Die Goten bedrohten die Witwe des Boëthius, weil sie veranlaßt habe, daß die Bildsäulen des Theoderich und der Amalasuntha in Rom umgestürzt worden seien; Totila schützte sie vor Lebensgefahr.

Noch einmal hat er den Senat versammelt, aber nur, um ihm in heftigen Worten seine Undankbarkeit vorzuhalten, weshalb er sich auch um denselben fortan nicht weiter zu kümmern brauche; zu den Ämtern des Staates werde er nur solche berufen, die zu ihm übergegangen seien. Aber Herr und Meister der Situation war er darum doch nicht. Während er in Rom verweilte, erlitten seine Truppen in Lucanien, wo man um den Besitz der Landgüter stritt, einen nicht eben unbedeutenden Verlust. Er wurde inne, daß er sich doch

nicht in Rom einschließen dürfe, wenn er das Land behaupten wolle, und hielt es für ratsam, die Hauptstadt fürs erste wieder zu verlassen. Er hat wohl ausgerufen: er wolle Rom zu einer Viehweide machen, wie das ja auch einmal der Stadt Athen gedroht worden ist; er begnügte sich jedoch damit, nur einen Teil der Mauern niederreißen zu lassen, und begab sich dann wieder ins Feld. Dadurch wurde nun veranlaßt, daß Belisar von dem Portus, wo er sich aufhielt, wirklich wieder nach Rom gelangte, wo er die Mauern, so gut es anging, wieder herstellte. In der allgemeinen Lage wurde jedoch dadurch wenig geändert. Wie bisher das obere und mittlere Italien, so wurde jetzt das untere, an dessen Küste die Griechen sich noch hielten, der Schauplatz blutiger und verwüstender Kämpfe. Eigentlich diese Kämpfe sind es gewesen, welche die alte Herrlichkeit Italiens zu Grunde gerichtet haben. Unter Theoderich bestand dieselbe noch, aber der Versuch des oströmischen Kaisertums, Italien wieder zu unterwerfen, der doch nicht mit entschiedenem Nachdruck unternommen wurde und den Krieg an unzähligen Stellen lokalisierte, hat die Verwüstung des Landes hervorgebracht. Zwischen der Barbarei undisciplinierter Truppen und dem gewaltsamen Versuche freier germanischer Scharen, so daß man nicht wußte, wer der Verteidiger, wer der Angreifer sei, ist das alte Italien zu Grunde gegangen. Soweit kam Belisar niemals wieder, um den Goten im offenen Felde die Spitze bieten zu können.

Die Ereignisse der Feldzüge hingen noch von anderen Motiven ab, als der Tapferkeit der Streitkräfte, die sich in Italien miteinander maßen. Daß die Verstärkungen ausblieben, welche Belisar bedurfte und erwartete, hing von dem Stand der inneren Zerwürfnisse in Konstantinopel ab. Entscheidend dafür war, daß einer der vornehmsten Führer, Johannes, Schwestersohn des Vitalianus, welcher von Belisar nach Konstantinopel geschickt wurde, um die erforderliche Unterstützung an Truppen und Geld auszuwirken, sich vielmehr dort in eine Verbindung einließ, die dieselbe verzögern mußte. Theodora, die mit Antonina in bestem Verständnis war, hätte nichts dagegen gehabt. Aber es gab noch eine andere Partei, die sich im Gegensatz zu Theodora befand, die unmittelbaren Angehörigen des Justinian selbst; an deren Spitze stand Germanus, sein Brudersohn. Eben an den aber wandte sich Johannes; er vermählte sich mit der Tochter desselben, Justina. Wie Belisar mit den Angehörigen Theodoras damals verbunden war, so vereinigte sich Johannes mit ihren Gegnern. Daraus entsprang dann eben, daß keine Hülfe nach Italien geschickt, und als dies endlich geschah, Germanus an die Spitze derselben gestellt wurde. Endlich erhielt Belisar die Nachricht, die Hülfstruppen seien bereits in Unteritalien, und zugleich die Weisung, sich mit denselben zu vereinigen und dem Feind auf den Leib zu gehen. Der alte Strateg geriet dadurch in nicht geringe Verlegenheit.

Er sah die Unmöglichkeit ein, dem Feind im offenen Felde zu begegnen, zugleich aber wurde seine Stellung in Rom unhaltbar. Aus diesen Erwägungen, nicht aus allerlei Zufälligkeiten ist sein weiteres Verhalten zu er-

klären. Er verließ Rom, setzte sich in dem Hafen zu Schiff und nahm seinen Lauf nach dem tarentinischen Meerbusen. Gewiß war es notwendig, der gotischen Seemacht eine byzantinische entgegenzusetzen. Aber die Hauptsache war doch die Vereinigung der Streitkräfte zu einem ernstlichen Angriff gegen Totila. Belisar suchte wohl von der See her eine Verbindung mit Johannes ins Werk zu setzen. Aber dieser Versuch mißlang vollständig; nach kurzem Succeß wurden die zu diesem Zweck abgesandten Truppen von den Goten vernichtet. Ein kleiner, in der Reihe der damaligen Ereignisse verschwindender Vorfall, dem man aber, wenn ich nicht irre, eine durchschlagende Wirkung zuschreiben muß. Totila wurde nicht angegriffen. Belisar bat um seine Rückberufung: denn im Kriege könne man nicht weiter schreiten, wenn der eine Fuß erlahmt sei, und sprach seine Befriedigung aus, als er dieselbe erhielt. Seine Gemahlin war noch einmal nach Konstantinopel geeilt, um durch Theodora eine bessere Hülfsleistung auszuwirken. Aber als sie ankam, war die Kaiserin bereits gestorben. Belisar kehrte nach Konstantinopel zurück, jedoch in ganz anderem Zustand als früher. Man hat oft wiederholt, er sei von der vollen Ungnade des Kaisers betroffen worden.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Belisar nach so vielen Thaten des Augenlichtes beraubt worden sei, daß der große Feldherr sein Brot habe erbetteln müssen? Sie findet sich zuerst bei Tzetzes, einem Schriftsteller des 12. Jahrhunderts; sie ist eine späte Erfindung poetischer Moralisten; der wahre Sachverhalt war damals ein ganz anderer.

Belisar wurde, als er zurückkam, als die Stütze des Kaisers gegen eine Verschwörung angesehen, die auf eine Thronveränderung abzielte. Die Verschwörung wurde entdeckt, aber nicht sehr nachdrücklich bestraft, weil sie aus der Partei hervorging, die als die des Kaisers selbst angesehen werden konnte; Belisar mit seiner Autorität, seinen persönlichen Verbindungen, seinem Reichtum war doch für den Kaiser unentbehrlich. Er wurde an die Spitze der kaiserlichen Leibwache gestellt und ist später nochmals als Feldherr unfern der Hauptstadt aufgetreten, aber sein Werk in Italien wieder aufzunehmen, war ihm nicht beschieden.

In Italien nahmen die Dinge einen den griechischen Interessen entgegengesetzten Verlauf. Totila behielt gegen die griechischen Truppen und Städte die Oberhand. Er hat sich im Jahre 549 selbst der Stadt Rom wieder bemächtigt.

Einst hatte er bei dem Frankenkönig Theodebert, seinem Bundesgenossen, um die Hand von dessen Tochter geworben, der aber ihm geantwortet, wenn er Rom nicht habe, könne er auch nicht König von Italien sein. Jetzt hat Totila Rom dem Wechsel zufälliger Ereignisse nicht wieder überlassen. Im Jahre 549 war er Meister von Italien; er baute eine Flotte von vierhundert Fahrzeugen und warf sich auf die See. In kurzem finden wir ihn in Sicilien, auf den jonischen Inseln, an der Küste von Epirus; er machte sich weit und breit furchtbar. Er brachte zugleich Rimini und Rhegium in seine Hand. Es

war ein verderblicher, verheerender Krieg, den Totila führte; die Schätze, die er zusammenbrachte, legte er in Cumä nieder.

Er hatte einmal dem Kaiser angetragen, Friede mit ihm zu schließen und die Verhältnisse wieder herzustellen, in denen einst Anastasius zu Theoderich gestanden habe; dann würden ihm die Goten nach allen Seiten Heeresfolge leisten. Und man hätte meinen können, seine Stellung wäre dazu angethan gewesen, den Hof von Konstantinopel zu einem Abkommen dieser Art zu vermögen. Die Lage des Kaisertums war damals keine glänzende. In den Schriften der Zeit wird die Frage erwogen, wie das Imperium ursprünglich gegründet und nach und nach in Verfall geraten sei. Die Herrschaft desselben wird nur als eine oberflächliche, vorübergehende betrachtet. Aber eben damals raffte Justinian seine Macht noch einmal zusammen. Er war eine von den Naturen, die das einmal Begonnene niemals wieder aufgeben und ihre Grundgedanken allezeit festhalten. Gerade das Aufkommen des Gegners gab den Anlaß, sich ihm um so energischer entgegenzusetzen. An eine Wiedererwerbung Italiens für sich selbst dachte er zunächst nicht; aber er hatte eine vermittelnde Absicht gefaßt. Diese knüpfte sich daran, daß Totila kein geborener König war und die Erbin des Theoderich, seine Enkelin, sich in Konstantinopel befand. Matasuentha, die schon immer Hinneigungen zu den Römern kundgegeben, hatte sich nach dem Tode des Vitiges mit dem Neffen Justinians, Germanus, vermählt. Und dieser Germanus nun, der schon einmal bei einem Aufstand in Afrika das beste gethan hatte, um es unterworfen zu halten, hielt sich für den Mann, der auch Italien wieder zu unterwerfen bestimmt sei; wenn er mit Matasuentha daselbst erscheine, würden auch die Goten ihm keinen Widerstand mehr leisten. Mit eigenen Geldmitteln und mit Unterstützung des Kaisers brachte er ein stattliches Heer zusammen, mit dem er in den Fußstapfen Theoderichs in Italien einzudringen und die Goten im offenen Felde zu bezwingen hoffte. Man darf voraussetzen, daß der Kaiser zu diesem neuen Unternehmen nicht geschritten wäre, hätten nicht die persischen Angelegenheiten eine Wendung genommen, welche eine Fortdauer des Friedens erwarten ließ. Der von Chosroes geschlossene Waffenstillstand wurde auf neue fünf Jahre verlängert. Justinian erkaufte denselben recht eigentlich durch eine ansehnliche Geldsumme. Man weiß, wie sehr ihm diese Aufwendungen und das fiskalische Regiment, auf dem dieselben beruhten, zum Vorwurf gemacht wurden. Aber eines bedingte das andere. Ohne allezeit bereite Geldmittel wären die Abwandlungen seiner äußeren Politik und seine kriegerischen Unternehmungen unmöglich gewesen. Nach geschlossenem Vertrage verdoppelte er seine Anstrengungen, um die Rechte der Imperatoren im Occident zur Geltung zu bringen.

Germanus wird als gradsinnig und ehrgeizig, tapfer und leutselig geschildert; das Gerücht seiner Bestimmung erweckte in den Überbleibseln des römischen Heeres in Italien eine freudige Bewegung. Ich denke, daß die Erwartungen der von Totila unabhängigen und dem Hause Theoderichs noch

immer ergebenen Goten, die in dem Buche des Jordanes ausgesprochen werden, sich an diese Aussicht knüpften. Allein, indem man sich mit solchen Hoffnungen schmeichelte, geschah es, daß Germanus, der in Sardica stand und sich durch die Abwehr vordringender Slaven neuen Ruhm erworben hatte, zwei Tage vor dem beschlossenen Aufbruch nach Italien von einer Krankheit ergriffen wurde, der er erlag. Die Unternehmung, zu der alle Vorbereitungen getroffen waren, wurde dadurch unterbrochen, jedoch nicht aufgegeben. Unter anderen Anführern gelangte das Heer nach Salona. Aber der Kaiser meinte nicht, ihnen den Feldzug anvertrauen zu können, weil sie untereinander von gleichem Range waren, so daß eine Erneuerung der alten Unbotmäßigkeiten gegen Belisar schon befürchtet werden mußte. Er betraute Narses, dessen Konkurrenz bei Rimini und am Po Belisar entgegengetreten war, mit dem Oberbefehl. Narses hatte seine hohe Stellung im Palast nicht allein behauptet, sondern noch verstärkt. Gegen seine Autorität konnte sich niemand regen. Er war von unscheinbarer Gestalt, klein und mager, aber von einer seltenen Kapacität zugleich für finanzielle Angelegenheiten, die Regierung und den Krieg.

Wenn die Goten damals ihre glücklichen Seefahrten nach Korsika und Sardinien auf der einen, nach Epirus auf der anderen Seite ausdehnten, und wenn sie zugleich an der italienischen Küste gegen Ravenna vordrangen und Ancona zu Wasser und zu Lande belagerten, so lag die Entscheidung vor allem darin, ob die byzantinische Seemacht ihnen gewachsen sein werde oder nicht. Selbst gegen den Willen des Kaisers vereinigten die Befehlshaber, Johannes in Ravenna, Valerius in Salona, ihre Flotten und schifften gegen die gotischen Fahrzeuge, die bei Ancona lagen, heran. Soviel aber die Goten bereits an den Küsten herumgeschwärmt waren, so verstanden sie doch noch nicht, einen wohlgerüsteten Feind in offener Schlacht zu bestehen; sie wußten noch nicht, was es heißt, sich ruhig zusammenhalten und den Angriff erwarten. Den Griechen, die in seemännischer Taktik erfahren, überdies an Zahl der Segel überlegen waren, gelang es, einige gotische Schiffe, die sich zu weit herausgewagt hatten, zu überwältigen. Dann schritten sie zum Angriff auf die Linie der Feinde. Durch ihre wohlberechneten Bewegungen und ihre Wurfgeschosse erfochten die Byzantiner einen vollständigen Sieg, durch welchen sie nicht allein Ancona retteten, sondern der gesamten militärischen Stellung der Goten einen Schlag versetzten, der sich auf allen anderen Schauplätzen des Krieges fühlbar machte. Sicilien ging den Goten verloren; die römischen Besatzungen in den italienischen Städten faßten wieder Vertrauen in ihre Sache. Im Frühjahr 552 langte Narses in Ravenna an. Er setzte sein Heer hauptsächlich aus Germanen von langobardischem, gepidischem, herulischem Ursprung zusammen, die, obwohl untereinander entzweit, kein Bedenken dabei hatten, einem römischen Führer zu folgen — denn an Eintracht unter den Germanen war niemals zu denken. Rimini bei Seite lassend und ohne das befestigte Petra Pertusa zu berühren, rückte Narses, als berechtigter Vertreter des römischen Imperiums, auf der Straße, die ihn nach Rom führen

sollte, vorwärts. Zwischen Helvillum und dem Forum Flaminii, bei einem Dorfe des Namens Taginae, fand er die Feinde auf seinem Wege. Er ließ den Gotenkönig warnen, nicht mit seinem in der Eile zusammengebrachten Kriegshaufen dem römischen Reiche widerstehen zu wollen; sollte er aber bei seinem Entschluß verharren, so möge er den Tag bestimmen, an welchem man schlagen wolle. Totila antwortete, auf jeden Fall werde er schlagen und zwar binnen acht Tagen. Aber schon am nächsten Tage schickte er sich, wie Narses recht vermutete, zum Angriff an. Alle Abteilungen des gotischen Heeres waren bereits zusammen bis auf zweihundert Reiter, die man noch erwartete. Man erzählt, Totila habe die Zeit bis zu ihrer Ankunft dadurch ausgefüllt, daß er im Schmuck seiner königlichen Würde eine Waffenübung zu Pferd ausführte, bei der seine Gelenkigkeit und Körperkraft in vollem Lichte erschien. Dann, als seine Verstärkungen angekommen waren, begrüßte er dieselben, ließ sein Heer sich durch ein Frühmahl erfrischen und führte es gegen die oströmischen Truppen ins Feld, denen Narses, damit sie in Reih und Glied blieben, nur einen Schluck Wein und ein Stück Brot gegönnt hatte, was sie in voller Rüstung zu sich nahmen.

Wie so oft, kamen dem Narses auch hier seine Bogenschützen zu statten, von denen den mit aller Macht heranrückenden Goten große Verluste beigebracht wurden. Als die beiden Schlachtreihen aufeinander stießen, setzten die Germanen des Narses den Germanen, die um Totila geschart waren, nicht allein den kräftigsten Widerstand entgegen, sondern sie antworteten mit vordringenden Bewegungen. Nicht so gut bestand die gotische Reiterei den Feind. Als sie sich gegen Sonnenuntergang im Nachteil sah, nahm sie ihren Rückzug, der sich aber in Flucht verwandelte; die Fußvölker, die sie hatte unterstützen sollen, wurden von der Flucht mit fortgerissen. Sie sollen untereinander selbst handgemein geworden sein. Der Ungestüm des großen Reiterkriegsmannes unterlag der besser geschulten Heerführung eines Eunuchen. Es war ein Gepide, der dem fliehenden Totila eine Wunde beibrachte, an der derselbe, nachdem ihn die Seinen noch zwei Meilen weit im Todeskampfe fortgeschleppt hatten, gestorben ist.

Nach der Schlacht wandte sich Narses gegen Rom, und bald war er im stande, seinem Kaiser die Schlüssel der Stadt nochmals zu überschicken. Die Goten, unter einem neuen König, des Namens Tejas, vereinigt, nahmen noch einmal eine feste Stellung in der Nähe des Vesuv. Durch den Sarnus gedeckt, stellten sie sich den Römern entgegen, unüberwindlich, so lange ihnen ihre Schiffe Lebensmittel brachten. Als diese, wie man erzählt, durch die Verräterei eines Goten genommen waren, blieb ihnen nichts weiter übrig, als zwischen dem Hungertode und dem Tode in der Schlacht zu wählen. Sie wählten das letztere und griffen die Römer an, die anfangs in Verwirrung gerieten, sich aber gar bald zum Widerstand ordneten. Da kam es nun noch einmal zu einem Kampfe zu Fuß. Vor den Goten erschien ihr König Tejas mit Schild und Speer mit wenig Begleitern in erster Reihe.

Die Römer kannten ihn wohl und richteten ihre Bogen und Wurfspeere gegen ihn. Tejas wich und wankte nicht in seiner Stellung; mit der Rechten tötete er die, welche auf ihn eindrangen, mit der Linken hielt er den Schild, der, sobald er durch eingedrungene Wurfspeere unbrauchbar gemacht war, gegen einen anderen vertauscht wurde. Ein paar Mal war dies gelungen; als es wieder geschehen sollte und der Waffenträger herbeigerufen wurde, um den Schild zu empfangen, entblößte Tejas seine Brust, in welche dann ein Wurfspieß eindrang, der ihn tötete.

Totila und Tejas waren beide der römischen Schlachtordnung nicht gewachsen. Ihr Tod ist charakteristisch für sie selbst und für die Nation, die mit ihnen ihre Unabhängigkeit verlor.

Wir wissen aber: die Sache der Goten hatte noch einen anderweiten Rückhalt. Der Frankenkönig Theodebert hatte ihnen Bundesgenossenschaft gegen Justinian versprochen. Dessen Sohn Theodebald hielt wenigstens soweit daran fest, daß er ein Bündnis, welches die Römer ihm anboten, zurückwies. Die Goten versäumten nicht, ihn zu Hülfe zu rufen; doch trug er noch Bedenken, sich mit dem Hofe von Konstantinopel unmittelbar zu verfeinden. Was aber der König verweigerte, waren zwei mächtige Alemannen an seinem Hofe, Leutharis und Bucelin, zu unternehmen sehr bereit; sie wollten Italien nicht unter die Herrschaft des Eunuchen geraten lassen. Mit 75000 Mann Franken und Alemannen drangen sie dahin vor.

Narses hatte Cumä noch nicht erobert, aber sich doch nach Etrurien gewendet, als er die Nachricht von dem Eindringen der Barbaren erhielt. Er schickte die Heruler unter ihrem Fürsten Fulcaris nach Oberitalien mit der Weisung, sich in festen Positionen aufzustellen. Er selbst hielt, um die Verbindung der Goten mit den Franken zu hindern, die noch nicht besetzten festen Plätze umlagert; er eroberte ganz Toscana mit Ausnahme von Lucca. Aber indessen hatte Fulcaris trotz der Weisungen des Narses das fränkische Heer, das bis Parma vorgedrungen war, mit großer Unklugheit angegriffen und war geschlagen worden. Er hatte keine Lust, als Besiegter zu Narses zurückzukehren; er suchte und fand den Tod im Kampfe. Hierauf aber brachen die Goten in Aemilia und Ligurien die Verbindungen ab, in die sie mit Narses getreten waren, und schlossen sich den Franken an. Die den Franken und Goten gegenübergestellten Truppen fühlten sich denselben nicht gewachsen und zogen sich nach Ravenna zurück. Narses, der zuerst damit unzufrieden war, löste doch auch seinerseits — nachdem er Lucca eingenommen — sein Heer auf, um nicht im Winter streiten zu müssen — eine Jahreszeit, die für die Franken die vorteilhafteste war — und begab sich nach Ravenna mit seinen Haustruppen, den Staatsbeamten und Hofbeamten, welche unbefugtes Eindringen verhindern und die alten Schriften in Schutz nehmen sollten.

Aber auch, indem er sich zurückzog, hatte er einen großen Erfolg. In den angesehensten Goten regte sich der Verdacht, die Franken würden, wenn sie den Kaiser überwänden, doch niemals Italien den Goten wiedergeben,

sondern vielmehr Franken über sie zur Herrschaft erheben. Besonders der Befehlshaber der Goten in Cumä, der Bruder des Tejas, Aligernus, hegte diese Meinung. Bei der Ankunft der Franken in Italien entschloß er sich, sich lieber den Römern zu übergeben, als die Stadt mit ihren Schätzen in fränkische Hände fallen zu lassen. Er suchte Narses auf; in der Nähe von Classis überlieferte er ihm die Schlüssel von Cumä. Aligernus hat dann die vorbeiziehenden Franken von den Mauern herab verhöhnt, daß sie zu spät kämen; die Schätze, die sie begehrten, seien schon in die Hände der Römer übergegangen samt dem Purpurkleid des Königs. Die Franken nannten ihn einen Verräter seines Volkes, hielten aber doch für besser, weiterzuziehen.

Bei einem Scharmützel, zu dem es dann vor Rimini kam, war Narses selbst in Gefahr geraten. Sein frommes Pferd wird beschrieben, wie das Schlachtroß Belisars vor Rom. Er erfocht den Sieg und begab sich darauf selbst nach Rom.

Hier übte er die Truppen für den nächsten Feldzug sorgfältig ein, zu Fuß und zu Pferd. Das feindliche Heer rückte indessen bis an die Meerenge vor, mit dem Unterschied jedoch, daß die Franken vor den Kirchen Ehrfurcht hatten, die Alemannen dagegen die Kirchen plünderten und die heiligen Gefäße fortschleppten.

Um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, begab sich dann Leutharis auf den Heimweg. Er ist wieder an den Po gelangt, dort aber, von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, samt seinen Truppen dem Klima zum Opfer gefallen. Bucelinus dagegen, sein Bruder, hielt aus. Er hatte den Goten geschworen, ihren Kampf mit den Römern auszufechten, diese dagegen ihm eidlich versprochen, ihn zu ihrem König zu erheben. Seine Absicht war, das gotische Königtum unter fränkischer Oberhoheit wieder herzustellen; mit dem nun hatte Narses noch einen schweren Kampf zu bestehen.

Noch war nichts entschieden, als die beiden Heere an dem Flusse Casilinus, in der Nähe von Capua, aufeinander stießen. Die italienischen Völker erwarteten mit Spannung den Ausgang, der über ihr künftiges Schicksal entscheiden sollte, und fast schien es, als ob die Franken die Oberhand gewinnen würden. In dem Heer des Narses trat nämlich ein Vorfall ein, der es zu zersprengen drohte. Ein angesehener Heruler hatte einen Mann seines Gefolges, der sich gegen ihn vergangen hatte, getötet. Narses wollte dies nicht dulden, obwohl der Heruler darauf bestand, daß es sein Recht sei. Dem Eunuchen lag alles daran, die Unterordnung und Mannszucht zu erhalten; er ließ den Mörder seines Dieners mit dem Tode bestrafen. Aber darüber empörte sich das Stammesgefühl der Heruler; sie gaben die Absicht kund, an der Schlacht keinen Teil zu nehmen. Narses aber kannte sie besser. Ihr Stammesgefühl schwieg, als er alle, welche am Siege teilnehmen wollten, aufforderte, ihm zu folgen. Sie bedachten selbst, daß man es ihnen als Feigheit auslegen würde, wenn sie im Moment der Schlacht sich zurückzögen.

Das Gefühl der Mannszucht war doch auch in ihnen, das Kriegsgeschrei riß sie mit sich fort. Dieser Zwischenfall wurde verhängnisvoll für die Franken.

Auf die erste Nachricht von dem zu erwartenden Abfall der Heruler griffen sie in wildem Sturm das Heer des Narses an. Sie fanden dasselbe in bester Ordnung. Eben als die Schlacht losbrach, waren die Heruler an die ihnen bestimmte Stelle eingerückt. Von beiden Seiten, in der Flanke und im Rücken getroffen, wurden die Franken völlig vernichtet; Bucelin selbst kam in der Schlacht um.

So behielt der Eunuch, durch Klugheit und Mut, im Augenblick den Sieg sowohl über die Franken wie über die Goten. Manche meinten, daß nun alles beendigt sei; Narses war nicht dieser Ansicht; nach einer Reihe von Jahren finden wir ihn in Oberitalien in offenem Kampfe mit einem fränkischen Führer, der, an einen früher zwischen ihnen geschlossenen Stillstand gemahnt, antwortete: er werde das Schwert schwingen und den Speer gebrauchen, so lange seine Hand dazu fähig sei. Narses aber behielt auch hier die Oberhand; nach einiger Zeit war er im stande, die Eroberung von Verona und Brescia nach Konstantinopel zu melden. Daß er Oberitalien vollkommen bezwungen, oder auch die Franken zum Frieden genötigt habe, läßt sich nicht behaupten. Allein so weit war es doch gekommen, daß Narses und sein Kaiser an die Herstellung einer friedlich-bürgerlichen Ordnung denken konnten. Die Gesetzgebung Justinians bekam eine erweiterte Bedeutung für die Welt dadurch, daß sie in Italien eingeführt wurde.

Man fügte jedoch einige besondere, durch die veränderte Lage der Dinge erforderliche Gesetze hinzu. Wohl das merkwürdigste von allen ist die nach dem Muster früherer Kaiser, welche in solchen Fällen immer Rechtserfahrene konsultiert hatten, am 13. August 554 erlassene Sanctio Pragmatica. Darin wird dem Codex samt den späteren Edikten des Kaisers Gesetzeskraft für Italien zugesprochen, damit, wie es darin heißt, nachdem die Republik wieder vereinigt worden, auch die kaiserlichen Gesetze überall zur Geltung kommen. Dem aber werden noch einige besondere Bestimmungen hinzugefügt, auf Verlangen des Bischofs des älteren Roms, zum Nutzen aller, die das Abendland bewohnen. Auch aus diesen Worten sieht man, wie entschieden der Kaiser sich nach gewonnenem Sieg als den Herrscher des Gesamtreiches betrachtete, welches Morgenland und Abendland umfaßte. Für Italien wird dann alles bestätigt, was unter Athalarich und dessen königlicher Mutter Amalasuntha, zugleich auch unter Theodahat zum Teil auf Bitten des Senats den Römern bewilligt worden war. Es wird dem gleichgestellt, was von Justinian selbst oder seiner Gemahlin Theodora für Italien verfügt war. Dagegen wird alles, was von Totila befohlen oder zur Zeit seiner Tyrannei geschehen sei, für ungesetzmäßig und ungültig erklärt, unter anderem auch die zwischen Sklaven und Freien und mit heiligen Frauen eingegangenen Ehen. Mit diesen Konstitutionen soll eine regelmäßige Verwaltung eingerichtet werden, die Annona soll bestehen wie in alten Zeiten, ebenso die darauf begründeten

Bildungsanstalten für Grammatik, Rhetorik, die medizinischen und juridischen Schulen, damit die Jugend des Reiches in liberalen Studien erwachse. Für die Verwaltung ist es von Bedeutung, wie man den Mißbräuchen der unteren Beamten, die hier als Richter erscheinen, zu steuern sucht. Aus den Bischöfen und Primaten jeder Provinz sollen Aufsichtsbehörden gebildet werden, welche die unteren Beamten zu bestellen das Recht haben, zugleich aber die Pflicht, darüber zu wachen, daß diese ihre Befugnisse den Unterthanen gegenüber nicht überschreiten. Das Finanzsystem, welches Justinian im Orient durchführte, sollte fortan auch in Italien gelten. Italien schien wirklich für das römische Imperium zurückerobert.

Achtzehntes Kapitel.

Die letzten Jahre Justinians und der Eintritt Justins II.

In dem Konflikt der drei großen Mächte hatte Justinian die Oberhand behalten. Das römische Reich nahm insofern die bedeutendste Stellung zwischen ihnen ein, zumal da die Perser mit ihren Nachbarn im entferntesten Osten in Kämpfe von zweifelhaftem Ausgang verwickelt waren, das fränkische Reich dagegen noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte und ein Gemisch von nationalem und altrömischem Wesen darstellte, das bei dem Widerstreit der germanischen Elemente unter sich selbst noch keine Gewähr für die Zukunft darbot. Dagegen schloß das römische Reich alle Elemente der Vergangenheit in sich in der Gestalt, die sie in den inneren Kämpfen angenommen hatten. Bei dem ersten Anblick konnte es zugleich als ein griechisches erscheinen, modifiziert durch die an die semitische Vorzeit anknüpfenden religiösen Institutionen. Durch die Eroberung von Afrika und Italien hatte es aber wieder einen starken lateinischen Bestandteil erhalten. Justinian befestigte die Grenzen des Reiches mit dem Eifer der alten Kaiser. Überall erhoben sich im weitesten Umfang Bauwerke zur Verteidigung bestimmt. Um die Einfälle der unaufhörlich beweglichen, räuberischen Saracenen abzuweisen, wurde Palmyra befestigt. Den Persern gegenüber trat Dara an die Stelle von Nisibis; auf der Straße von da nach Edessa wurde Constantine neu befestigt. Besonders für die Behauptung der Flußübergänge trug Justinian Sorge. Viele Orte, die schon in der Notitia Imperii als Stationen römischer Truppen bezeichnet werden, erscheinen in der gleichzeitigen Aufzeichnung über die Bauwerke Justinians als solche, die von diesem Kaiser neu befestigt worden sind.

Armenien wurde dadurch romanisiert, daß an Stelle der Satrapen mit einheimischen Kriegshaufen römische Duces traten, welche disciplinierte

Truppen befehligten. Die Tzanen, die sich jetzt unterworfen und das Christentum angenommen hatten, wurden durch zahlreiche Kastelle für das Reich und den Glauben gesichert. Am kimmerischen Bosporus zog Justinian die tetraxitischen Goten in sein Verteidigungssystem hinein; Procop schildert dieselben als eifrige Krieger, fleißige Landbauer, die auf den Ruf des Kaisers nicht verfehlen, ihm Hülfe zu schicken — vor allem gegen die gemeinschaftlichen Feinde, die Hunnen. Längs der Donau errichtete Justinian zahlreiche Kastelle; „unzählige“ sagt Procop. Da aber nach den gemachten Erfahrungen nicht darauf zu rechnen war, daß die sarmatischen, avarischen, slavischen Nachbarn dadurch im Zaum gehalten werden würden, und andere Anwohner in Pannonien Sitze genommen hatten, so traf Justinian, indem er mit diesen möglichst gute Verhältnisse anbahnte, doch auch im inneren Lande Vorkehrungen gegen ihre Anfälle. Seinen eigenen Geburtsort Tauresium umgab er mit einem Mauerwerk im Viereck, das mit Türmen wohl versehen war. Altberühmte Orte: Pallene in Macedonien, Demetrias, Larissa, Gomphi, Pharsalus in Thessalien, endlich mit besonderer Sorgfalt die Thermopylen wurden befestigt. Man trug Sorge, daß die Einwohner bei plötzlichen Einfällen in Kastellen und Festungen Zuflucht fanden. Orte, wo ein lebhafter Verkehr bestand, wurden möglichst vor Angriffen von der See her geschützt.

Ein den italienischen Verhältnissen analoger Zustand tritt auch in den anderen Landschaften hervor. Man verzweifelte daran, die eindringenden Barbaren aus dem Lande verdrängen zu können, die römische Kultur zog sich in die Städte zurück. Und während Rom den Wechselfällen des Krieges mehr als einmal unterlag, wurde Konstantinopel durch starke Bollwerke gegen solche Eventualitäten geschützt; die langen Mauern, durch welche Anastasius den Umkreis der Stadt in weitem Umfang von der Propontis bis zum Pontus Euxinus gesichert hatte, wurden aufs beste in stand gehalten und, wo sie zu zerfallen schienen, erneuert, ebenso die Außenwerke der Befestigung, Strongylon, Athyra, Episkopia. Manche Kirchen, die Justinian errichtete, wurden als Schutzwehren gegen die Feinde betrachtet. Justinian hat auch neue Heerstraßen angelegt, die Wasserleitungen in stand gesetzt, Brücken erbaut und den inneren Verkehr geordnet, wobei die Versorgung der Hauptstadt mit dem Getreide von Alexandrien das dringendste Bedürfnis befriedigte; dreimal im Jahre fuhren die besonders hiezu bestimmten Fahrzeuge der Flotte hin und her. In Tenedos waren Anstalten getroffen, um die Unterbrechung der Zufuhr bei ungünstigem Winde doch zu verhüten, wodurch dann vornehmlich die Einführung indirekter Abgaben ermöglicht wurde.

Was wir sonst von den Monopolen vernehmen, welche Justinian für verschiedene Artikel einrichtete, lautet mehr fiskalisch als wirtschaftlich, dem Gemeinwohl mehr schädlich als vorteilhaft. Die nationalökonomische Seite der Verwaltung Justinians verdient aber noch eine genauere Erörterung, als ihr bisher zu teil geworden ist.

Große Ehre hat es seinem Andenken bei der Nachwelt gemacht, daß er Manufaktur und Industrie begünstigte.

Auch das geschah nicht ohne politische Rücksicht, wie man an der Einführung des Seidenwurmes bemerkt. Den Persern sollte der einträgliche Zwischenhandel in den entferntesten Orient entrissen werden. Ein paar Mönche, die bis nach China gewandert, dort die Produktion der Seide wahrgenommen hatten, erwarben sich das Verdienst, die Raupe, aus welcher das Gespinst hervorgeht, in die Grenzen des römischen Reiches zu importieren. Zur Selbständigkeit des Reiches gehörte auch seine Unabhängigkeit von fremden, unentbehrlich gewordenen Manufakturen.

Hier greifen einmal die kirchlichen Ideen mit dem bürgerlichen Gewerbe unmittelbar zusammen; Reich und Kirche gelten eben als vollkommen identisch.

Unter den Bauwerken Justinians nahmen die kirchlichen den ersten Rang ein. Der Gottesgebärerin wurden überall neue Heiligtümer errichtet, wie in Antiochien, so namentlich in Jerusalem. Wir werden versichert, daß es hier ungeheurer Substruktionen bedurfte, um für die Kirche, welche man die neue nannte, in dem Umfang, den Justinian dafür bestimmte, Raum zu schaffen.

Bisweilen trafen Religion und Verteidigung zusammen. Für die Mönche, die am Sinai ihre einsiedlerischen Wohnsitze aufgeschlagen hatten, erbaute Justinian an den Abhängen des Berges eine Kirche. Auch hier hielt er eine militärische Station für nötig, um die saracenischen Einfälle abzuwehren. Er zuerst hat das Ammonium, wo noch immer die alten Gebräuche obwalteten, christianisiert. In dem wiedergewonnenen Afrika wurden der Gottesmutter neue Kirchen errichtet, wie in Leptis Magna und Karthago; das altrömische Kastell Septa (Ceuta) erneuerte er wieder und suchte es mit unüberwindlichen Werken zu befestigen.

Der Kaiser übte die Autorität eines obersten Schutzherrn über die Kirchen ohne ernstlichen Widerspruch aus. In dieser Stellung hielt er sich für stark genug, um selbst der dogmatischen Parteiung, die sich immer aufs neue regte, ein Ziel zu setzen. Wir müssen hier nochmals den theologischen Streitigkeiten unsere Aufmerksamkeit zuwenden, nicht allein, weil sie mit den öffentlichen Zuständen aufs genaueste zusammenhängen, sondern auch weil sie einen unberechenbaren Einfluß auf die Folgezeit gehabt haben. Man hat dem Kaiser wohl zum Vorwurf gemacht, daß er im Drange politischer Geschäfte sich dennoch die Zeit nehme, ganze Nächte hindurch mit den Kirchenmännern zu sitzen und dem Sinne der Offenbarung nachzugrübeln. Nicht eben aus einem theologischen Übereifer darf man das ableiten: ein unleugbares Interesse lag vor, welchem sein Recht geschehen mußte.

Ursprung des Dreikapitelstreites.

Ich komme darauf zurück, daß sich nun einmal, wenn man daran ging, das Geheimnis begrifflich auffassen zu wollen, eine Verschiedenheit der An-

sichten gar nicht vermeiden ließ. Die arianische Meinung war den athanasischen Lehren im Umfange des Reiches unterlegen, aber auf dem Grund des nicänischen Bekenntnisses waren doch wieder jene Streitigkeiten zwischen den Nestorianern und Monophysiten ausgebrochen, welche die Regierung in Konstantinopel nach der Reihe beschäftigten. Auch daran sollte man so vielen Anstoß nicht nehmen: denn daß der höchsten Gewalt, die zum Teil auf die kirchliche Beistimmung gegründet war, daran gelegen sein mußte, die Streitigkeiten zu heben, leuchtet ja auf den ersten Blick ein. In diesem Sinne hatte das Konzil von Chalcedon eine maßgebende Entscheidung ausgesprochen. Aber immer aufs neue erhoben sich in einer gewissen Stufenfolge die alten Streitigkeiten wieder, welche abermals die öffentliche Ordnung gefährdeten. Die Unionsversuche der Kaiser Zeno und Anastasius hatten nur den Erfolg gehabt, die beiden Parteien heftiger aufzuregen. Kaiser Justinus verdankte seine Thronbesteigung seiner unbedingten Ergebenheit für die Schlüsse des chalcedonischen Konzils. Darin folgte ihm Justinian nach. Aber er mußte erleben, daß die Monophysiten sich bei denselben keineswegs beruhigten. Wir berührten schon, daß sie eine Stütze an der Kaiserin Theodora fanden. Die Gärung in Volk und Kirche wurde dadurch mehr aufrecht erhalten als beschwichtigt. Für den Kaiser aber, der von der Notwendigkeit der unbedingten Einheit der Kirche durchdrungen war, hatte dieser Zustand etwas unerträgliches; er meinte oder ließ sich einreden, die Einheit der Kirche werde sich vollkommen herstellen lassen, wenn er, ohne sonst die Autorität der chalcedonischen Beschlüsse anzufechten, nur ein und das andere aus denselben streiche, was den Unwillen der Monophysiten besonders erregt hatte. Dies bestand hauptsächlich darin, daß sich das Konzil über einige Führer der Nestorianer mit Schonung ausgesprochen hatte; namentlich waren es Theodor von Mopsuestia, Ibbas von Edessa und Theodoret von Cyrrhus, während doch die Monophysiten diese nach wie vor für Ketzer hielten. Er meinte, einen annehmbaren Schritt zur Aussöhnung zu thun, wenn er die Kapitel in den Satzungen des chalcedonischen Konzils, in welchen die drei Lehrer sehr glimpflich behandelt, eigentlich freigesprochen waren, zurücknehme. Im Jahre 544 erließ er eine Verordnung in diesem Sinne.

Der nächste Anlaß dazu lag darin, daß in den Klöstern Palästinas die Lehren des Origenes wieder auflebten; die Mönche, die dazu hinneigten, wurden durch den Bischof des Landes verjagt, breiteten aber dann ihre abweichenden Meinungen in aller Welt aus. Wie man erzählt, nahm sich ihrer der Bischof Theodorus Askidas von Cäsarea in Cappadocien, der im engsten Vertrauen mit dem Kaiser stand, an. Askidas war ein Origenist wie die Mönche, und an dem Konzil von Chalcedon war dieser Partei nichts so widerwärtig, als das glimpfliche Urteil desselben über die erklärten Gegner des Origenes, zu welchen die genannten drei Männer gehörten. Es schien zu einer Aussöhnung auch mit den Origenisten führen zu müssen, wenn das von dem Konzil von Chalcedon über dieselben ausgesprochene Urteil widerrufen

würde; sogar eine nachträgliche Anathematisierung der drei Lehrer oder vielmehr ihrer Schriften erschien hiezu erforderlich. Wohl regte sich der Zweifel, ob es sich gezieme, über Verstorbene das Anathem auszusprechen; unter Berufung auf eine Handlung des alten jüdischen Königs Josias wurde das aber als sehr geziemend anerkannt. Eine gleich damals nach Konstantinopel berufene Synode setzte fest, daß man die Ketzer auch nach dem Tode derselben verurteilen könne; sie sprach sich unbedingt über Theodor von Mopsuestia aus. Zugleich verurteilte sie die Anathematismen des Theodoret gegen die zwölf Propositionen des Cyrillus und ein Schreiben des Ibbas über das Konzil von Chalcedon. Die Schriftstücke wurden auf der Synode verlesen und mit dem Anathem belegt.

Die orientalischen Bischöfe ließen sich allgemein zur Annahme des Dekrets bewegen; im Abendland dagegen regte sich der lebhafteste Widerspruch. Die afrikanische Kirche besonders nahm an dem Verdammungsurteil über Verstorbene ernstlichen Anstoß. Eine sehr verbreitete Meinung war, es sei wohl nur auf Unterstützung der Monophysiten abgesehen.

Ich möchte von allen diesen Anschuldigungen abstrahieren; die Entzweiung war einmal da; der Kaiser wollte sie heben. Die Eutychianer verweigerten besonders deshalb, sich dem Konzil von Chalcedon zu fügen, weil darin einige Urteile enthalten waren, durch welche ihre vornehmsten Gegner in Schutz genommen zu werden schienen. Daß Justinian das chalcedonische Konzil hätte rückgängig machen wollen, läßt sich gar nicht annehmen, da der Kirchenfriede auf demselben beruhte. Ich halte also sein Verfahren nicht für so tückisch und hinterlistig, als die katholischen Schriftsteller nicht allein, sondern auch Männer von ganz entgegengesetzter Gesinnung, wie Gibbon, angenommen haben. Meines Dafürhaltens war es ein Versuch, die Einheit der Kirche im Orient zu behaupten und über den Occident auszudehnen. Das seltsame Verfahren des römischen Bischofs Vigilius, der sich zur Unterschrift der drei Kapitel nicht entschließen kann, aber auch nicht, sie zu verwerfen, entspricht sehr gut der Lage der Dinge.

Um den Streit auszumachen, war die Autorität des Kaisers, selbst nachdem der Papst sich gefügt hatte, nicht hinreichend. Der Beschluß wurde gefaßt, die Streitfrage von einem großen Konzil in Konstantinopel entscheiden zu lassen.

In seinem Anschreiben an die im Mai 553 in Konstantinopel versammelten Bischöfe, welches von den ehrerbietigsten Ausdrücken gleich in der Anrede voll ist, bezieht sich Justinian auf das Verfahren der früheren Kaiser, durch Versammlung von Bischöfen den Ketzereien ein Ende zu machen und durch den wahren Glauben den Kirchenfrieden zu erhalten. Er legt ihnen dann die obschwebenden Fragen über die streitigen Aussprüche des chalcedonischen Konzils vor und fordert die Versammelten mit salbungsvollem Nachdruck auf, ihm ihre Meinung darüber ohne Zögern mitzuteilen. In der dritten Sitzung bekannte die Versammlung sich mit ernster Feierlich-

keit zu den von den vier vorangegangenen Konzilien von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalcedon, denen sie sich als das fünfte anreihte, festgesetzten Glaubensartikeln. Dann aber ging sie zu einer Verdammung des Theodor von Mopsuestia über, dessen Symbolum sie als ein vom Satan herrührendes bezeichnet, nach dem Grundsatze, daß Irrlehrer auch nach ihrem Tode verdammt werden dürften. In der siebenten Sitzung wurde das Verhalten des römischen Bischofs Vigilius, der dieselbe Meinung ausgesprochen, sie aber jetzt kundzugeben verweigere, verurteilt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß mit dem heiligen Stuhl im älteren Rom keineswegs gebrochen werden solle; der Kaiser wird, weil er sich Mühe gebe, die Einheit der Kirche zu konservieren, höchlich gelobt.

Zwei Beschlüsse, welche historisch von größter Wichtigkeit sind: der eine, weil er ein gleichsam retrospektives Anathem einführt, das sich auf die verstorbenen Kirchenväter erstreckt, deren Lehren doch bisher angenommen und im Reiche weit verbreitet waren, so daß die ruhige Fortentwickelung unterbrochen und die momentanen Verhältnisse den als orthodox überlieferten Meinungen vorgezogen wurden; der andere, weil der römische Bischof von der römischen Kirche getrennt, und indem man jenen verdammte, die Einheit mit der letzteren doch aufrecht erhalten wurde.

Erinnert man sich, daß die chalcedonischen Beschlüsse hauptsächlich durch den Einfluß des römischen Bischofs Leo zu stande gekommen waren und das ganze Abendland für sich hatten, wie denn ein Protest des Bischofs von Mailand im Namen vieler italienischen, der spanischen und der gallischen Bischöfe vorliegt, so sieht man wohl, daß durch die Abweichungen ein Streit von nicht vorauszusehendem Ausgang angeregt wurde. Der römisch-griechische Katholicismus, dessen Ursprung aus dem Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Motive oben geschildert ist, wurde dadurch, wenn nicht durchbrochen, so doch gefährdet. Niemals hatte ein Kaiser einen so entschiedenen Einfluß auf ein Konzil ausgeübt, wie Justinian, dessen ausführliches Anschreiben den Beschlüssen der Synode zu Grunde liegt.

Sollte es nun in der Kirche dahin kommen, daß ein Kaiser durch direkten Einfluß sein persönliches Urteil als das einzig orthodoxe stempeln und zur allgemeinen Annahme bringen konnte? Die Einheit der Kirche hätte dann doch lediglich in der Persönlichkeit des Kaisers gelegen. Nur durch die Streitigkeiten im Orient war das Verfahren des Kaisers und der Synode überhaupt zu erklären. Im Occident wirkten entgegengesetzte Motive; man hielt einfach an den zu Chalcedon gefaßten Beschlüssen fest, ohne sich um die Abwandlungen, die der Kaiser verfügte, zu bekümmern. Wohl setzte nun Justinian seine Idee von der kirchlichen Einheit im Orient durch; für den Occident aber konnte die Synode nicht anders, als die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Damit aber wurde doch die vornehmste Frage der damaligen Zeit nahe berührt. Denn dahin ging die Absicht des Kaisers, die Autorität des Reiches in allen bisherigen Gebieten wieder herzustellen.

Er hatte soeben Italien durch Narses unterworfen; er rückte auf der pyrenäischen Halbinsel vor; mit den Franken in Gallien war er noch unversöhnt. Das größte Hinderis auf seinem Wege hätte darin gelegen, wenn der römische Stuhl, auf welchen das ganze Abendland sein Augenmerk gerichtet hatte, seinen Neuerungen sich mit Entschiedenheit entgegengesetzt hätte. Seine Autorität aber war so übermächtig, daß das nicht geschah.

Vigilius selbst wurde zu einem Schreiben bewogen, in welchem er sein Widerstreben von einer Eingebung des bösen Geistes herleitet. Er trat in aller Form den Schlüssen der letzten Synode bei und war wieder in Gnaden, als er auf der Rückkehr in Sicilien, wohin er gegangen war, um die Wiedereroberung von Rom zu unterstützen und dann selbst dahin zu gehen, starb. Sein Nachfolger Pelagius trat ebenfalls den Tendenzen des Kaisers bei; dessen kirchliche Absichten waren nahe daran, ausgeführt zu werden, wie die politischen. Gerade hier aber begann der Widerstand, welchen, schon wegen der Folgen, die er nach sich zog, zu erwähnen erlaubt sein wird. Pelagius wurde in Rom keineswegs mit Freuden bewillkommnet. Man konnte nicht die drei Bischöfe zusammenfinden, durch die er hätte geweiht werden können; man mußte sich dazu bereits eines Presbyters bedienen. Da die Meinung ihm eine Mitschuld am Tode des Vigilius beimaß, so hielt er es für nötig, sich vor allem von diesem Verdacht zu reinigen. Man sah ihn mit Narses, dem Stellvertreter des Kaisers, nach St. Peter ziehen, wo er das Evangelium und das Kreuz über seinen Kopf haltend, versicherte, daß er an dem Tode des Vigilius keinen Anteil habe.

Allerdings konnte Pelagius nun auf den Gehorsam der Römer rechnen. Allein an anderen Stellen regte sich eben wegen seiner religiösen Haltung mannigfaltiger Widerstand. Er kam in den Fall, den Bischöfen von Tuscien mit Nachdruck die Versicherung zu geben, daß er an dem Konzil zu Chalcedon, namentlich an dem Schreiben des Papstes Leo an Flavian unerschütterlich festhalte. Eine gleiche Versicherung gab er einem fränkischen König, der ihn hierüber befragen ließ. Den entschiedensten Widerspruch erhoben die Könige von Aquileja und Mailand. Pelagius sah sich veranlaßt, einen Presbyter und einen Notar in diese Diöcesen zu schicken, um die Vorsteher derselben entweder an Ort und Stelle zu strafen oder zu ihm zu bringen. Unbedingt konnte er hiebei nicht einmal auf die Unterstützung des Narses rechnen. Pelagius hat ihm zu Gemüte geführt, daß jeder, der der Kirche widerstrebe, durch die weltliche Gewalt bestraft werden könne, und ihm einen Vorwurf daraus gemacht, daß er renitente Bischöfe in Ligurien, Venetien und Istrien dulde: er forderte, daß die Bischöfe zum Kaiser gebracht und von diesem verurteilt würden.

Des römischen Bistums war der Kaiser insofern mächtig, als die Wahl, bei der der Klerus, die angesehensten Männer und das Volk konkurrierten, doch nicht ohne eine vorangangene Anfrage vorgenommen werden und kein Gewählter die Weihe erhalten durfte, ehe er nicht vom Kaiser bestätigt war.

Erwägt man nun die Autorität, welche das römische Patriarchat in dem Abendlande überhaupt ausübte, so wird man auch inne, wieviel das für die Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt zu bedeuten hatte.

Es gehörte zu der großen Stellung, welche Justinian überhaupt einnahm. Sie ist nicht viel weniger bedeutend in kirchlicher als in juridischer Beziehung; die Idee derselben hat die folgenden Jahrhunderte beherrscht. Überhaupt giebt es unter all den Imperatoren, die in Rom oder Konstantinopel gewaltet haben, keinen, der sich in vielseitiger Regententhätigkeit mit Justinian vergleichen ließe.

Indem seine Heere neue Provinzen erwarben und die alten beschützten, richtete er in Konstantinopel eine Regierung ein, die alle Zweige des öffentlichen Lebens umfaßte: Legislation, Administration, Finanzen und kirchliche Angelegenheiten. Er lebte und webte darin: denn für sich selbst hatte er wenig oder keine Bedürfnisse; er war Tag und Nacht bei der Arbeit. Er war von der Idee durchdrungen, das römische Reich noch einmal in seinem alten Umfang wieder herzustellen. Hiefür war er in unaufhörlichem Krieg begriffen, ohne doch je im Felde zu erscheinen. Was ihn beschäftigte, waren die Erwägungen und Anordnungen, die zur Erreichung dieses Zweckes führen konnten. Gleichzeitige Kriegführung im Osten und Westen mußte möglichst vermieden, die Beziehungen zu den avarischen, slavischen, gepidischen Nachbarn mußten in Obacht genommen, in ihren inneren Zerwürfnissen das Moment ergriffen werden, das ein erfolgreiches Eingreifen möglich machte. Die Abhängigkeit der Feldobersten, deren er sich bediente, von seinem Willen und Geheiß durfte keinen Augenblick unterbrochen werden. Nicht die leichteste Aufgabe war es, ihnen keine Überhebung zu gestatten und doch auch keinen zu Ungehorsam zu veranlassen, wie sich das an dem Beispiel von Belisar herausstellt. Immer gab es am Hofe mächtige Persönlichkeiten, die einander widerstrebten. Sie mußten alle in Unterordnung und in einer Art von Gleichgewicht gehalten werden. Als das größte Verdienst erschien es immer, den Intentionen des Herrschers zu genügen, — auch wenn sie nicht geradezu ausgesprochen waren. Es fehlte nicht an raschen Erhebungen und plötzlichem Fall, deren Ursachen sich nicht immer erkennen lassen. Die größte von allen Schwierigkeiten, die der Kaiser hatte, lag in der Herbeischaffung der finanziellen Mittel, die zur Ausführung seiner politischen Entwürfe unentbehrlich waren.

Man könnte sich wohl versucht fühlen, gegen die politische Idee, die Justinian verfolgte, Einsprache zu erheben. Denn von den germanischen Nationen, die er mit Krieg überzog, hatte er doch in der That wenig zu fürchten. Italien und Afrika waren in verhältnismäßiger Blüte, als er sie angriff. Italien war damals mit den Goten bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen, und welche Dienste hätten ihm die Vandalen leisten können, wenn er sie gegen den Orient geführt hätte, nicht die Orientalen gegen Afrika. Und selbst gegen die kirchlichen Unternehmungen Justinians ließe

sich einwenden, daß dem Grunde derselben neue Entzweiungen entspringen mußten und entsprungen sind, welche zu ganz anderen Resultaten geführt haben, als die, welche er beabsichtigen konnte. Aber mit den großen Ideen läßt sich nun einmal nicht streiten. Sie haben, sobald es ihnen gelingt, die äußere Macht um sich her zu centralisieren, den unabweislichen Trieb, sich geltend zu machen. Justinian schien das historische Recht auf seiner Seite zu haben, da er die zertrümmerte Autorität, von welcher die Ordnung in der Welt abhing, wieder herzustellen suchte. Nur dies sei bemerkt, daß seine Kriege den Mittelpunkt der folgenden historischen Entwickelung bilden. Wir werden ihrer Nachwirkungen noch vielfach zu gedenken haben. Unmittelbar aber drängt sich noch eine andere Bemerkung auf.

Die Finanzverwaltung Justinians hat schon in seiner Zeit die bittersten Vorwürfe gegen ihn hervorgerufen. Die Monopole und Zölle, seine Auflagen überhaupt wurden als Ausgeburten der Willkür und Habsucht betrachtet. Dagegen könnte man wohl manches zur Rechtfertigung des Kaisers beibringen. Ohne die Auflagen, gegen die man reklamierte, hätten seine weltumfassenden Entwürfe überhaupt nicht in Gang gesetzt werden können, und die Bauten, die man dem Kaiser verargte, dienten doch auch dazu, einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung in stetiger Thätigkeit zu erhalten, sie kamen einem socialen Bedürfnis entgegen. Aber man war nun einmal gewohnt, die höchste Staatsgewalt als eine persönliche Macht anzusehen. Von dem Erfordernis, das in der Sache lag, bildete sich niemand einen Begriff. Für uns ist die Geldwirtschaft jener Zeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Zu dem schlechten Rufe Justinians in dieser Hinsicht aber trug es bei, daß selbst die höchsten Beamten der Geldgier und Bestechlichkeit geziehen wurden. In polizeilichen Anordnungen, die sehr entschuldbar waren, sah man sogar die Absicht, das Volk zu bedrängen und zu berauben. Selbst seine gerichtliche Verwaltung wurde beschuldigt, diesem Unwesen Vorschub zu leisten. Die Käuflichkeit der Ämter, die zwar abgeschafft wurde, aber in einer anderen Form wieder eintrat, führte zu immer neuen Beschwerden. Mißbräuche, die der Kaiser in seinen Edikten verfolgt, werden eben seiner Regierung selbst schuld gegeben. Der kleinen Schrift, die wir unter dem Namen Anekdota kennen, giebt es einen gewissen Wert, daß sie hiegegen polemisiert.

Es ist das Problem der Regierungen, die eine große Politik verfolgen, die Anforderungen, welche die auswärtigen Verhältnisse in Krieg und Frieden herbeiführen, zu erfüllen und dabei doch auch den Bedingungen gerecht zu werden, auf denen das Wohl der Unterthanen beruht. Indem Justinian den Occident wieder mit dem Orient zu vereinigen trachtete, scheint es doch unleugbar, daß er die Kräfte des Orients über Gebühr angestrengt oder doch erschöpft hat. Wenigstens ist es dies, was ihm zum Vorwurf gemacht wurde und die Gemüter der Menschen in den Provinzen wie in der Hauptstadt ihm entfremdete.

Noch in seinen letzten Jahren wurde er wieder durch Gefahren beunruhigt, wie sie am Anfang seiner Regierung vorgekommen waren; wir hören von einer Verschwörung gegen sein Leben, welche entdeckt und bestraft wurde. Sie würde kaum erwähnt zu werden verdienen, wenn nicht dabei die große Gestalt Belisars noch einmal hervorträte. Er lebte in der Fülle des Ansehens, welches alte Verdienste und eine hohe bürgerliche Stellung hervorbringen; der Patricius Belisar konnte neben dem Kaiser genannt werden. Im Jahre 562 wurde er eines Tages in den geheimen Rat des Kaisers berufen; auch der Patriarch von Konstantinopel war dabei zugegen. Akten wurden verlesen, welche die Verhöre der wegen einer Teilnahme an den letzten Verschwörungen Angeklagten enthielten. Darin aber kam der Name Belisars selber vor. Ein mit innerer Empörung gemischtes Erstaunen ergriff den treuergebenen alten Helden; aber Justinian erschien von der Nennung des Namens doch betroffen und wies den Verdacht nicht eben zurück. Belisar wurde in sein Haus eingeschlossen und eines Teiles seiner dienstbeflissenen Umgebung beraubt. Bei aller seiner Größe fügte er sich in die Pflichten eines Unterthanen. Nach einigen Monaten, die doch einer weiteren Untersuchung gewidmet worden sein werden, wurde er von dem Kaiser wieder zu Gnaden angenommen und in seine Würden wieder eingesetzt. Nicht zwei Jahre vergingen, so starb Belisar; seine Reichtümer fielen an den Kaiser; auch Justinian starb bald darauf, am 11. November 565.

Keine Zeit kann sein Gedächtnis verlöschen. Die Gewalt, die er inne hatte, entwickelte er mit einer Applikation und Geschicklichkeit ohnegleichen. Er behauptete die volle Souveränetät den inneren und äußeren Gegensätzen zum Trotz. Alle Kräfte des Reiches und alle Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, mußten seinen Absichten dienstbar werden. Immer verfolgte er großartige Ziele. Wir haben nicht unerwähnt gelassen, was sich gegen sein Verfahren, gegen seine Zwecke selbst einwenden ließ; aber soweit war es doch gekommen, daß er die geistliche mit der weltlichen Macht vereinigt und dem Vordringen der Germanen Einhalt gethan hatte. Er konnte glauben, sie noch völlig zu überwinden. Das ist nun anders gekommen; die Gegenwirkungen, die er hervorrief, haben den Platz behauptet. Aber zwei Denkmale hat er sich auf immer gestiftet, das eine in seiner Legislation, welche die weltlichen, das andere in seinen Bauten, namentlich den kirchlichen, deren Charakter die geistlichen Bestrebungen, die ihn belebten, repräsentierte. In dem Codex und der Hagia Sophia lebt er fort.

Mit dem Tode Justinians trat der Fall ein, von dessen Wahrscheinlichkeit man schon vor mehr als zwanzig Jahren geredet und dabei die Art und Weise, wie dem Kaiser ein Nachfolger gegeben werden solle, erwogen hatte. Belisar, der damals für die Ansprüche der bewaffneten Macht gewesen war, hatte dadurch die Stellung, die er einnahm, sehr zweifelhaft gemacht. Jetzt konnte der neue Kaiser nicht anders, als durch das Übergewicht des Palastes

bestimmt werden. Justinian hinterließ keinen Leibeserben; aber er hatte — so werden wir versichert — seinen Schwestersohn Justinus zu seinem Nachfolger bestimmt und den ergebensten unter seinen nächsten Hausgenossen, Callinicus, beauftragt, diesem, wenn er abgeschieden sei, das zu hinterbringen mit der Verwarnung, die Annahme der höchsten Würde nicht etwa zu verweigern; denn er würde dann dem Willen Gottes widerstreben.

Justinus war mit der Nichte der Kaiserin Theodora, Sophia, vermählt. In diesem Paar vereinigten sich also die Verwandtschaften Justinians und Theodoras, die früher einander nicht selten feindlich gegenübergetreten waren. Der Autor Corippus, dem wir hier folgen, erzählt ausführlich, wie Justin und Sophia, die in einem anderen Palast wohnten, dort von Callinicus, der eine Anzahl von Senatoren um sich hatte, aufgesucht und veranlaßt wurden, in die Hofburg zu kommen, wo sie zuerst bei dem Anblick der Leiche Justinians ihn gleichsam anklagen, daß er das Reich in einem Augenblick verlassen habe, in welchem es von allen Seiten mit Krieg bedroht sei, dann aber vor allem ein rechtgläubiges Bekenntnis auf Dreieinigkeit und Menschwerdung ablegen und sodann mit den Reichsinsignien bekleidet werden. Die Wachen heben Justin nach germanischer Weise auf den Schild; dann erscheint der vornehmste Priester, wie der Autor sagt, schön durch sein Alter, segnet Justin, läßt sein Haupt als ein unverletzliches weihen und setzt ihm die Krone auf; der Akt wird mit jubelnden Glückzurufen der Anwesenden begrüßt. Darauf besteigt Justin den Thron, indem er das Zeichen des Kreuzes macht. Worte werden ihm in den Mund gelegt, die ihn gleichsam als Stellvertreter Gottes auf Erden bezeichnen: der Schöpfer habe die Sorge für das, was er geschaffen, dem Kaiser übertragen. Der Kaiser sei der Kopf, der das Gemeinwesen regieren müsse, wie dieser den Leib. Andere Gewalten werden als Brust und Arme bezeichnet; aber auch sie haben die Pflicht, den Befehlen des Hauptes zu gehorchen.

Dieser unbedingten Anerkennung des Systems, das gleichsam als ein göttliches erscheint, tritt nun aber schon hier ein abweichendes zur Seite. Der Fiskus wird als der Magen des Reiches bezeichnet, nicht ohne Seitenblicke auf Justinian, der das Reich erschöpft und mit Schulden belastet hinterlassen habe. Ein Tadel, der in voller Stärke erscheint, sowie der neue Kaiser in den Cirkus tritt, wo sich die Menge infolge der indes verbreiteten Nachricht von dem Tode Justinians versammelt hatte. Hier machte sich nun eine der bisherigen Verwaltung entgegengesetzte Stimmung Bahn. Von einem Anteil des Volkes an der Erhebung selbst ist nicht die Rede. Der Kaiser wird mit tausendstimmigem Jubel empfangen; dann ergreift er das Wort, er verspricht Sicherheit, Ruhe und Ordnung; das Volk möge sich der Ruhe erfreuen; ihm gebühre Wachsamkeit. Er gelobt ihnen Gerechtigkeit und selbst Freigebigkeit, wie sie mit dem Antritt des Konsulats, das Justinian abgeschafft hatte, er aber wiederherzustellen gedachte, verbunden sei.

Darauf aber erfolgte eine allgemeine Bewegung; mit Einem Schlage regt sich die circensische Demokratie aufs neue: die Sitze leeren sich, die Arena erfüllt sich mit Menschen. Sie rufen: Erbarme Dich; wir gehen zu Grunde. Die Sache war, daß Justinian gezwungene Anleihen gemacht hatte. Sie legen dem Kaiser ihre Scheine dabei zu Füßen und fordern die Rückgabe ihrer Einzahlungen. Der erste Akt der Regierung Justins ist es, daß er hierin nachgiebt. Gold und Silber wird in den Cirkus gebracht, und all die Scheine werden eingelöst. Recht eigen bemerkt man hiebei, daß die Verpflichtung gegen das Gemeinwesen als Pflicht gegen dessen Oberhaupt, und dessen Stellung als eine persönliche betrachtet wird.

Eine große Anzahl Frauen in kläglichem Aufzug strömte herbei; sie baten um die Freilassung ihrer gefangenen Männer und Söhne. Der Kaiser, sagt unser Autor, erhört das Gesuch nach der Weise Gottes: er läßt sie alle frei; denn mit der Macht verbindet sich die Gnade.

Man wird nicht alles für buchstäblich wahr halten, was Corippus erzählt: aber für den Begriff von der höchsten Gewalt, wie er sich damals gebildet hatte, ist es doch sehr charakteristisch. Man erkennt die Idee des Kaisertums in seiner Unumschränktheit als einer göttlichen Institution, nicht minder die Schwierigkeit, die es gleich in der Hauptstadt hatte, dieselbe gegenüber der Menge, die von dem finanziellen System erdrückt wurde, zu behaupten. Darin lag der größte Widerspruch, daß die höchste Autorität, die man zu besitzen meinte, doch nur mit einer Anstrengung zu realisieren war, welche den Einwohnern, die den römischen Namen führten, unerträglich vorkam.

Wie so ganz das Gegenteil von der Plebs Altroms, welche aus dieser Herrschaft Vorteile gezogen hatte. Was sollte aber nun daraus werden, wenn die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, die Justinian zu beseitigen verstand, und wenn man auch in dieser Hinsicht das Vorbild verließ, das er gegeben hatte? Dessen Staatskunst beruhte vor allem darauf, daß er die Völkerschaften, von denen er gewaltsame Angriffe fürchtete, durch Geschenke und Jahrgelder auf seiner Seite zu fesseln wußte, und daß er den alten Gegensatz gegen Persien nicht in einen prinzipiellen, religiösen umschlagen ließ. Gegen das eine und das andere sträubte sich das Selbstgefühl des neuen Imperators; er fand es unerträglich, daß in dem persischen Reiche Christenverfolgungen vorkamen. Denn das religiöse Bekenntnis stand ihm höher als das Interesse des Staates. Niemals könne, sagte er, ein Christ es dulden, wenn seine Glaubensgenossen Unbill erlitten. Er wurde darin von der Geistlichkeit und selbst dem Gemeingefühl des Volkes unterstützt. Nicht lange, so brach der persische Krieg wieder aus. — Zugleich aber nahm Justin den größten Anstoß an den Jahrgeldern und Subsidien, welche Justinian den benachbarten Völkerstämmen gezahlt hatte. Er wies die ersten Forderungen, welche in dieser Hinsicht an ihn gemacht wurden, mit Stolz und einer Art von Indignation zurück: denn ein römischer Kaiser gebe zwar Geschenke, aber nur zur Belohnung geleisteter Dienste. — Wie durch

den ersten dieser Grundsätze im Orient, so brachte er durch den zweiten im Occident feindselige Regungen hervor, welche, zusammentreffend durch die Rückwirkung, die sie auf Konstantinopel ausübten, dem römischen Imperium die schwersten Schläge beibringen sollten, die es noch erfahren hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Avaro-langobardische Invasion in Italien. Die drei nächsten Nachfolger Justinians.

Nicht allein auf der allgemeinen Kombination beruhte das Ansehen des römischen Reiches im Occident, sondern besonders darauf, daß die Feindseligkeit der in die Balkanländer eingedrungenen germanischen und slavischen Stämme immer wieder durch andere Völkerschaften, welche sich dem Kaisertum anschlossen, im Zaum gehalten wurde. Damals boten hiezu vornehmlich die Avaren die Hand. Die Avaren gehören denselben finnisch-ugrischen Stämmen an, aus welchen die Hunnen hervorgegangen waren, und wenn wir in der Auslegung der byzantinischen Nachrichten nicht irren, kamen sie in den Fehden dieser Stämme untereinander so mächtig empor, daß sie sich für das größte und stärkste aller Völker hielten. Erst vor wenigen Jahren waren sie an den Grenzen des römischen Reiches erschienen und hatten unter Vermittelung der Alanen demselben ihre Bundesgenossenschaft angeboten: denn für die barbarischen Stämme galt es immer noch als Gegenstand des Ehrgeizes, mit dem römischen Reiche in Verbindung zu stehen. Von Justinian verlangten sie mit stolzen Worten Jahrgelder oder Landabtretungen. Der Kaiser scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, sie in Niederpannonien aufzunehmen; aber sie zogen vor, Geschenke und Jahrgelder zu empfangen, wofür sie dann den Römern an der untern Donau gute Dienste geleistet haben. Das entsprach nun ganz dem System Justinians, welcher unter den Völkern, die ihn bedrängten und gefährdeten, immer einen tapferen Stamm auf seiner Seite zu haben suchte. Aber dafür hatte die neue Regierung wenig Verständnis. Ihre erste Absicht war, den Geldaufwendungen, welche die Hauptstadt und die Einwohner gegen die Regierung aufgeregt hatten, ein Ende zu machen. Durch die Drohungen, welche die avarischen Gesandten aussprachen, nicht erschreckt, sondern, wie berührt, in seinem imperatorischen Stolz beleidigt, versagte Justin die Zahlung der bisherigen Jahrgelder, worauf die Avaren das Bündnis mit den Römern voll Unwillen aufgaben: denn, wolle Justin der Nachfolger seines Oheims sein, dann müsse er auch dessen Versprechungen erfüllen. Man kann nicht mit Sicherheit angeben, wo sich die Avaren eben aufhielten,

aber wahrscheinlich sind sie schon damals durch die Karpathenpässe nach Pannonien eingedrungen und haben begonnen, die Ringe aufzuwerfen, von welchen her sie ein paar Jahrhunderte hindurch zu anderweiten Unternehmungen ausgezogen sind.

Zurückgewiesen von Justin, wandten sie sich an die Franken, die zu dieser Zeit Rhätien beherrschten und ein vorwaltendes Ansehen selbst im Gebiet von Aquileja behaupteten, wie sich unter anderem daraus ergiebt, daß sie dort Bischöfe eingesetzt haben. In Oberitalien stellten die Franken sich noch immer den Fortschritten der römisch-griechischen Waffen entgegen. Mit den einen und den anderen verbündet, treten nun die Langobarden auf.

Die Langobarden erscheinen bereits unter den ältesten Germanen. Nach Tacitus, Vellejus, Ptolemäus hatten sie ihre Sitze zwischen Weser und Elbe. Eine Zeitlang haben sie zum Reiche Marbods gehört, und es läßt sich erklären, wenn sie wie so viele andere Stämme und die Goten selbst nach dem Sturze Marbods und dem Zerfall seiner Herrschaft an der mittleren Donau auftreten. Sie nahmen Teil an dem großen Bunde der germanischen Völker im markomannischen Krieg. Sie sind damals über die Donau gekommen, aber zurückgewiesen worden. Erkennbar und in charakteristischen Zügen erscheinen sie erst in dem Völkerkampfe, der sich nach der Zerstörung des Reiches Attilas erhob, zwischen Herulern und Gepiden. Wir wissen, wie enge besonders die Heruler mit dem römischen Reich verbunden waren, welchen Anteil sie nicht allein an den äußeren Kriegen, sondern auch an den inneren Irrungen des Kaisertums genommen haben. Gerade in dem Gegensatz zu den Herulern kamen nun die Langobarden empor. Wir sind dem Geschichtschreiber der Epoche, Procop, Dank dafür schuldig, daß er uns eine mehr als in Einer Beziehung merkwürdige Nachricht von der Entzweiung der Langobarden mit den Herulern aufbewahrt hat. Die Heruler erklären an die Langobarden den Krieg im Gefühl ihrer Übermacht, ohne daß sie Anlaß zu einer Beschwerde gehabt hätten; die Langobarden lassen ihnen durch Gesandtschaften Vorstellungen machen. Durch die letzte sprechen sie aus: sie würden Widerstand leisten und dabei Gott anrufen, der den Ausgang der Schlachten nach der Ursache des Kampfes zu bestimmen pflege. Die Heruler rücken dennoch vor, ohne auf ungünstige Vorzeichen Rücksicht zu nehmen, werden aber in dem Kampfe vollständig geschlagen, so daß sie selbst ihre bisherigen Sitze nicht mehr behaupten können. Man mag wohl dieses ersten Momentes in dem Auftreten der Langobarden gedenken, da es in seinem geistigen Inhalt einigermaßen an die Sage erinnert, welche sie selbst erzählen, und von welcher sie den Namen der Langobarden hergeleitet haben sollen. Deren Sinn ist: daß ihnen der heidnische Wodan selbst den Namen gegeben und mit dem Namen den Sieg.

Von den bei dem Geschichtschreiber der Langobarden mitgeteilten Sagen darf man nicht allein, sondern muß man zunächst abstrahieren, da der Bericht des zeitgenössischen Autors Procop vorliegt, der gerade in diesen Verwicke-

lungen Glauben verdient. Demzufolge fand sich Justinian bewogen, den Langobarden, die noch jenseit der Donau saßen, in Pannonien neue Sitze anzuweisen. Er gab ihnen das alte Noricum, die Hauptstadt und das Land, eine Anzahl fester Plätze an der Donau und ansehnliche Geldgeschenke, womit es zusammenhängt, daß er auch den Herulern neue Wohnsitze in der Nähe von Singidunum anwies. Die Langobarden begingen, als sie über die Donau gekommen waren, mancherlei Gewaltsamkeiten, verwirkten jedoch dadurch die Gnade des Kaisers mit nichten. Dieser stand ihnen vielmehr im Kampfe mit den Gepiden bei, die einst vor Theoderich über die Donau gewichen, aber nach dem Falle der Ostgoten zurückgekommen waren und sich Sirmiums bemächtigt hatten, was dem Kaiser besonders deshalb mißfiel, weil sie slavische Völkerhaufen mit sich herbeiführten. Er meinte, sich an den Langobarden sichere Verbündete zu verschaffen. Nicht zu übersehen ist, daß ein Teil der den Langobarden nach langen Beratungen zugesandten Hülfsmacht Amalafred, einen Nachkommen des thüringischen Königshauses, zu seinem Anführer hatte. Amalafred war mit seiner Mutter Amalaberga zu den Ostgoten geflüchtet und dann mit Vitiges nach Konstantinopel gekommen. Eine Schwester desselben wurde durch Justinian mit dem Langobardenkönig Audoin vermählt, so daß hier eine genealogische Kombination eingeleitet wurde, durch welche die Völker der Balkanhalbinsel an Justinian geknüpft und zugleich den Franken, die für Totila waren, entgegengesetzt wurden. In der That war es nun dieser Amalafred, welcher den Langobarden die Oberhand über die Gepiden verschaffte.

Obwohl nicht zufrieden mit der ihnen geleisteten Hülfe, beharrten die Langobarden doch im engsten Verhältnis zu den Römern; die von den Goten unterstützten und durch die Franken verjagten Überreste der königlichen Familie von Thüringen, die Heruler selbst und die Langobarden bildeten eine Art von Allianz zu Gunsten der Oströmer. Man begreift es, daß Langobarden und Heruler den Eunuchen Narses nach Italien begleiteten. Ihnen sind dann Totila und die Franken, die nach Italien vorgedrungen waren, erlegen. Narses hielt es nicht für möglich, Italien zu pacifizieren, so lange die Langobarden, welche sich nicht abhalten ließen, die Heiligkeit der Asyle zu verletzen und andere Gewaltsamkeiten auszuüben, bei ihm waren. Er wußte sie mit Geschenken zu begütigen und nach ihrer Heimat zu entfernen.

So lange Justinian lebte, scheint es bei dem freundschaftlichen Verhältnis geblieben zu sein. Nach dessen Tode aber, als das ganze System verändert wurde und die Avaren in der Nähe erschienen, änderte sich die Lage der Dinge.

Die Langobarden bestanden darauf, die Gepiden nicht neben sich zu dulden. Sie konnten aber unter der neuen Regierung die Oströmer nicht dahin bringen, sie gegen die Gepiden zu unterstützen, wahrscheinlich doch, weil dem Hofe alles an dem Gleichgewicht der großen kriegerischen Genossenschaften gelegen war. Hierüber nun löste sich das bisherige Bundesverhältnis

zwischen Römern und Langobarden vollständig auf. Diese wendeten sich an die Avaren, die eben als die ausgesprochenen Gegner der Römer auftraten. So viel man weiß, haben die Langobarden selbst den Avaren bemerklich gemacht, daß der Krieg nicht allein gegen die Gepiden, sondern gegen die Verbündeten derselben, die Oströmer, geführt werde und sie nach Thracien, vielleicht nach Byzanz bringen könne. Der Gepidenkönig Cunimund rief die Hülfe der Römer an; aber dem neuen System gemäß entzog sich Justin auch der Verbindung mit den Gepiden; es schien ihm ganz recht zu sein, wenn die germanischen Völker ihren Streit untereinander ausfochten. Noch einmal sind avarische Gesandte bei ihm erschienen und haben ihm ihre alten Forderungen wiederholt; der Kaiser aber wies sie nochmals zurück; er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich des friedlichen Verhaltens der Avaren durch Geiseln zu versichern; aber er forderte dafür die Kinder des Chagan; mit Kindern anderer avarischer Häuptlinge wollte er sich nicht begnügen, wiewohl das der Feldhauptmann Tiberius für hinreichend gehalten haben würde. Hierauf brach der Krieg aus. Avaren und Langobarden fielen in die Landschaft der Gepiden ein. Den Avaren stand der römische Befehlshaber gegenüber, die Gepiden übernahmen den Kampf mit den Langobarden. Hätten die Römer den Gepiden Hülfe geleistet oder nur mit den Avaren rechtzeitig eine Abkunft getroffen, so würden die Dinge anders gegangen sein. Während aber die Römer sich mit den Avaren, jedoch sehr unglücklich, schlugen, wurden die Gepiden von den Langobarden in offener Schlacht niedergeworfen und nahezu vertilgt. Ihr Name verschwindet seitdem gleichsam aus der Geschichte.

Man erkennt den Unterschied der Zeiten und Verhältnisse. Justinian hatte die Langobarden als Gegner der Franken aufzustellen und in den engsten Bund zu ziehen gesucht. Zur Behauptung dieses Einverständnisses hätte vor allem die Fortsetzung der mit den Avaren eingeleiteten freundschaftlichen Beziehungen gehört. Wenn nun aber Justin denselben die Zahlung der gewohnten Jahrgelder versagte, was im Angesicht der Aufregung in Konstantinopel unvermeidlich sein mochte, so wurde doch dadurch das politische System Justinians zerstört. Da nun die Avaren in Pannonien vordrangen und Freundschaft mit den Franken schlossen, so konnten die Langobarden an ihrem Bunde mit Konstantinopel nicht festhalten. Die Oströmer wurden von den Avaren besiegt; die Gepiden erlagen den Langobarden. Zwischen Avaren und Langobarden trat dann das engste Verhältnis ein. Erklärte Feinde der Römer, faßten die beiden Völker den Entschluß, Italien von Konstantinopel loszureißen.

In den ältesten urkundlichen Aufzeichnungen über die langobardische Geschichte findet sich eine sehr auffallende Nachricht hierüber. Zwischen Avaren und Langobarden soll ein Bündnis geschlossen worden sein, nach welchem letztere die von Justinian eingeräumten Landschaften den Avaren überließen, während sie selbst es unternahmen, die Oströmer in Italien zu bekämpfen. Sie hätten sich, so lautet die Erzählung, die Rückkehr vorbe-

halten. Nicht aber auf den Moment sei dieser Vorbehalt beschränkt geblieben, er habe vielmehr auf zweihundert Jahre gelten sollen, binnen welcher Zeit dann die Avaren den Langobarden in Italien Hülfe zu leisten verpflichtet sein sollten. Das höchst Außerordentliche einer solchen Abkunft wird doch nicht berechtigen, sie geradehin zu verwerfen; ihre Substanz entspräche der Stimmung der Völker, die sich niemals ganz von ihrer Heimat lossagten, wie das Beispiel der Heruler, Vandalen und nachmals der Sachsen beweist. Wie man auch darüber denken möge, die Thatsache eines Einverständnisses zwischen beiden Nationen wird man kaum leugnen dürfen. Den Avaren kam es darauf an, die Gebiete, die den Langobarden vom Kaiser überlassen waren, an sich zu bringen; den Langobarden, sich bei ihrem Unternehmen, welches einen Angriff auf die römische Herrschaft in Italien einschloß, einen fortwährenden Rückhalt zu sichern. Sie waren bereit, aus Noricum zu weichen und den Zug nach Italien zu unternehmen.

Das ist aber nur die eine Seite des großen Ereignisses, die wir als die barbarische bezeichnen können. Langobarden und Avaren treten mit den Franken in Verbindung, womit es zusammenhängen wird, daß eine Tochter des Königs Chlotar I., Chlotswinde, mit Alboin, dem Nachfolger Audoins, vermählt wurde. Bisher mit den Römern verbündet, schlossen sich Langobarden und Avaren den Franken an.

Nun aber traten auch auf der anderen Seite, der italisch-byzantinischen, Verwickelungen ein, welche diesem Unternehmen sehr zu statten kamen. Ich behalte mir über die vielbestrittenen Nachrichten, die wir darüber finden, für die Folge noch eine eingehendere Erörterung vor. Hier sei nur bemerkt, daß die Veränderung der kaiserlichen Politik notwendig auch auf Italien zurückwirkte und zwar in zwiefacher Hinsicht. Wenn das Finanzsystem Justinians im Orient verlassen wurde, so konnte es sich auch in Italien nicht behaupten, die bisherige Finanzverwaltung war in dem alten Rom ebenso verhaßt, wie in dem neuen, und es ist sehr verständlich, wenn die römischen Großen dem neuen Kaiser die Bitte vorlegen ließen, sie und die Stadt von dem unerträglichen Drucke zu befreien, welchen die Regierungsweise des Narses über sie verhänge; von den Griechen würden sie schlechter behandelt als von den Goten; wenn das so fortgehe, so würden sie zu den fremden Nationen abzufallen gezwungen sein.

Der alte Gedanke der romanischen Bevölkerung, sich lieber den germanischen Willkürlichkeiten zu unterwerfen, als sich durch das römische System zu Grunde richten zu lassen, machte sich Bahn. Dem aber kam die Tendenz des Hofes gewissermaßen entgegen. Narses war der Repräsentant des alten, soeben gestürzten Systems; wenn der Hof allenthalben von demselben abwich, so konnte er den Oberbefehlshaber auch in Italien nicht dulden. Das Exarchat, zu dem Narses doch wohl selbst den Grund gelegt hatte, mußte organisiert werden. Es ist sehr begreiflich, daß sich Narses hierdurch gefährdet fühlte, und wenn auch die Sage, wonach ihn Kaiserin Sophie als

Eunuchen in das Gynäceum verwiesen haben soll, verworfen werden muß, so ist doch aus anderen Zeugnissen gewiß, daß ihm Äußerungen derselben zu Ohren kamen, durch die er sich verletzt fühlte. So trat in Italien eine Auflösung des bisherigen Zustandes ein, welche den Langobarden eine große Aussicht für ihr Unternehmen darbot. Die Überlieferung ist nun, daß Narses, der sich von den italienischen Großen bedroht und von seinem Hofe verleugnet, wenn nicht verfolgt sah, die Langobarden, die er einst ihrer unbezähmten Wildheit wegen nicht in Italien hatte behalten wollen, sondern in ihre Heimat geschickt hatte, jetzt selbst aufgefordert habe, nach Italien zurückzukommen. Für geradezu unmöglich möchte ich das nicht erklären: denn die menschliche Leidenschaft spielt nun einmal eine Rolle in den Verwickelungen der Welt, und von denen Unrecht zu leiden, um die man sich die größten Verdienste erworben hat, wird vielleicht im hohen Alter noch unerträglicher als früher; auch das höchste Alter aber fühlt sich doch nicht dem letzten Atemzug so nahe, daß es nicht noch Gedanken der Selbsthülfe und Selbsterhaltung Raum geben sollte. Man könnte dem Narses den Gedanken zutrauen, an der Spitze von Mannschaften, wie er sie einst selbst nach Italien geführt hatte, sich den Neuerungen, die man von seiten des Hofes in Konstantinopel und der Großen in Rom vorhatte, entgegenzustellen. Die Nachricht ist wenigstens gleichzeitig überliefert und in die Erinnerungen der Langobarden selbst aufgenommen. Ich wage nicht, sie zu verwerfen, wenn sie von den unzweifelhaft fabelhaften Zusätzen, die sie begleiten, gereinigt wird. Es würde eine psychologische Erscheinung außerordentlichster Art sein, wenn der weltkluge Eunuch sich entschlossen hätte, das Werk, das er unternommen, durch Herbeirufung eines fremden Stammes, den er früher selbst ausgeschlossen, zwar nicht zu zerstören, aber doch umzugestalten. Mit Bestimmtheit behaupten läßt sich das freilich nicht, aber unleugbar ist doch die Thatsache, daß der Wechsel der Regierung für das Unternehmen der Langobarden nicht anders als günstig wirken konnte. Die militärische und administrative, vor allem die finanzielle Thätigkeit der Reichsregierung fing an zu schwanken; nach dem Tode Justinians konnte diese nicht mehr entscheidend durchgreifen. Die Gefühle der Selbständigkeit erwachten nach verschiedenen Seiten hin.

Darf ich hier nochmals auf Justinian zurückkommen, so ist er überhaupt der letzte römische Imperator gewesen, der die Idee des Kaisertums und seiner Weltherrschaft nicht allein festhielt, sondern bis auf einen gewissen Grad wieder zu bringen wußte. Die Strenge der finanziellen Mittel, die er anwandte, war für diesen Zweck unentbehrlich. Auch die gezwungene Anleihe, zu der er zuletzt gegriffen hatte, war ohne Zweifel für den Moment notwendig gewesen. Was man ihm zum Vorwurf machte, daß er die Reichtümer der Gräco-Römer den Barbaren zuwende, war eben der Mittelpunkt seiner politischen Stellung überhaupt. Die Verwerfung seiner Geldwirtschaft, welche mit der Thronbesteigung Justins Hand in Hand ging, schloß zugleich die Verwerfung seiner politischen Absichten in sich ein. Das wichtigste Ereignis,

das damit zusammenhängt, ist der Zug der Langobarden nach Italien. Die Freunde der Oströmer traten zu ihren Gegnern über, die eingeborenen Triebe der Populationen nahmen eine Richtung gegen das oströmische Reich, das nicht nur in seinem Centrum, sondern auch in den Provinzen in Unruhe und Gärung geriet. Auch die Kirchenverhältnisse hingen damit zusammen.

Wie in Illyrien überhaupt, so war in der Diöcese von Aquileja die Verstimmung gegen die fünfte konstantinopolitanische Synode eine allgemeine. Deren Beschlüsse: die Verwerfung der Tria Capitula, wurden aber noch von dem römischen Stuhl aufrecht erhalten, der dabei die weltliche Gewalt anrief. Genug: einverstanden mit den abgesagten Feinden des Hofes von Konstantinopel, Franken und Avaren, eingeladen durch den Hader der nächsten Kirchenprovinz und die Entzweiung, die in Italien selbst zwischen den Eingeborenen und den eingelagerten Truppen bestand, wurden die Langobarden veranlaßt, den verhängnisvollen Zug zu unternehmen.

Wir stehen an einem Wendepunkt der Weltgeschichte; ein Ereignis tritt ein, durch welches die Balkanländer den Germanen entfremdet, deren Macht dagegen in Italien, wo sie soeben unterdrückt worden war, erneuert worden ist. In dem großen Gegensatze zwischen Germanen und Oströmern ist es entscheidend geworden. Konstantinopel konnte seine aggressive Tendenz nicht weiter verfolgen. Der Einfall der Langobarden verschaffte den Germanen nochmals die Oberhand.

Aber wie sich die Vorfälle, denen jene Kombination zu Grunde lag, nur schwer erkennen lassen, so ist das auch bei dem Ereignis, das nun vor sich ging, der Fall. Wir kennen es nur in seinen allgemeinen Umrissen. Anfang April 568 setzte sich Alboin von Noricum 'aus mit seinen Langobarden in Bewegung. Ein nicht sehr zahlreiches Heer umgab ihn; daß er es aber auf eine dauernde Besitznahme abgesehen hatte, ergiebt sich daraus, daß auch Frauen und Kinder den Zug der Männer begleiteten. Aber das Unternehmen ließ sich so wenig in dieser Zeit, wie früher, auf die Langobarden beschränken. Eine große Anzahl anderer Germanen, namentlich Sachsen, haben sich Alboin angeschlossen, doch wohl infolge der umgewandelten Politik überhaupt. Da Chlotswinde damals noch lebte, so läßt sich an einem Einverständnis der Franken nicht zweifeln. Zuerst nahm Alboin die Kolonie in Besitz, welche einst die Römer bei ihrem Vordringen nach der Donau hin am Abhange des Gebirges angelegt hatten; in dem Mittelpunkt desselben, Forum Julii, legte er eine langobardische Kolonie zu Schutz und Trutz an. Man darf nicht bezweifeln, daß ihm hiebei die kirchlichen Bewegungen in dem Bistum Aquileja zu statten gekommen sind. Diese aber umfaßten zugleich Venetien und Ligurien. Die Bischöfe der drei Provinzen hatten sich zu einer synodalen Opposition vereinigt. Als Alboin an die Grenzen der Provinz Venetia kam, erschien der angesehene Bischof von Treviso und stellte sich samt seiner Kirche in den Schutz des Königs. Verona, das schon so oft der Kampfspreis zwischen romanischen und germanischen Streitkräften gewesen war, nahmen die Lango-

barden ohne Widerstand ein. Man könnte zur Erklärung dieses ersten großen Erfolges doch vielleicht jene vergessene langobardische Aufzeichnung herbeiziehen, nach welcher Narses die Besitznahme italischer Städte, welche von Besatzung frei seien, den Langobarden in Aussicht gestellt haben soll.

Ohne sich nach der Seeküste zu wenden, die von Ravenna aus gedeckt wurde, rückte Alboin nach Ligurien und nahm die Hauptstadt Mailand ohne Mühe in Besitz. Eine geistliche Bewegung ist auch hier eingetreten, wahrscheinlich von entgegengesetzter Art. Der Bischof hat die Stadt verlassen und sich mit seinen Anhängern nach Genua geflüchtet, wo ihm diese, als er dort starb, einen Nachfolger gesetzt haben. Kaum begreifen ließe sich, wie diese großen Städte und mehrere andere mit ihnen ohne Widerstreit in die Hände der Langobarden geraten sind, wenn nicht die inneren Entzweiungen in Italien ihre Verteidigung unmöglich gemacht hätten. Noch ein anderes Moment ist hiebei nicht zu übersehen. Die Regionen, in welche Alboin vordrang, waren ebendieselben, in denen sich die transpadanischen Goten zur Rettung ihrer Selbständigkeit erhoben und dann den Krieg gegen Rom mannhaft und erfolgreich geführt haben. Es war erst fünfzehn Jahre her, daß Totila niedergeworfen wurde. Oberitalien war von Ostrom nie vollkommen bezwungen worden. Es kann kein Zweifel sein, daß sich die Langobardenherrschaft eben in dieser Landschaft erhob. Obwohl die einsilbigen und sagenhaften Notizen nichts davon melden, so darf man doch vermuten, daß die Überreste der Goten — denn vollkommen vertilgt konnten sie nicht sein — sich den Langobarden angeschlossen haben. Aber zu gesicherter Besitznahme gehörte noch die Eroberung von Ticinum (Pavia), welches sowohl durch seine geographische Lage an der Heerstraße nach Gallien bedeutend, als durch die topographische Beschaffenheit des Bodens zu einer haltbaren Verteidigung geeignet war. Uralte celtische Hauptstadt, altes römisches Municipium, war Ticinum in den Völkerbewegungen namentlich zur Zeit des Honorius wichtig geworden. Theoderich hatte es mit stattlichen Gebäuden ausgeschmückt und befestigt; dort hatte sich dann der erste der späteren gotischen Könige erhoben. Hier erst fanden die Langobarden eigentlichen Widerstand. Ticinum hat sich drei Jahre gegen sie verteidigt. Die Langobarden haben sich genötigt gesehen, ein festes Lager vor der Stadt aufzuschlagen. Aber es ist erklärlich, daß der langandauernde Kampf und die Notwendigkeit, sich mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen zu versehen, dann zu Gewaltsamkeiten und Verwüstungen Anlaß gab. Die Eroberung Ticinums ist die letzte Handlung Alboins. Er hat in der That ein kleines Reich gegründet; aber demselben eine regelmäßige Fortsetzung zu verschaffen, war ihm nicht beschieden. Seine erste Gemahlin war gestorben; durch die zweite, Rosamunde, deren Namen weltbekannt ist, wurde er umgebracht.

Ich trage Bedenken, die Sage aufzunehmen, nach welcher Rosamunde, durch die Anmutung ihres Gemahls, aus dem Schädel ihres Vaters, der als Trinkschale umgeformt war, zu trinken, dazu aufgeregt worden sei, Blutrache

an ihm zu suchen. Die Sage ist echt germanisch, gräßlich und wundervoll, sie spielt in den prächtigsten Farben, aber als historisch kann sie nicht gelten. In der einfachsten Erzählung findet sich zwar, daß Alboin den Vater der Königin umgebracht habe, nicht aber, daß derselbe König der Gepiden gewesen sei, ein Moment, das die Grundlage der poetischen Überlieferung in sich trägt. Der Vater wird vielmehr als ein Langobarde gedacht. Das verbrecherische Verhältnis, in welches sich Rosamunde mit einem anderen Langobarden, Helmichis, einläßt, soll zugleich den Zweck gehabt haben, diesem die Krone zu verschaffen. Die Absicht der Thronveränderung aber scheitert an dem Widerwillen der Langobarden; die beiden Schuldigen werden ergriffen und getötet. An diese Nachricht knüpft eine andere an, die noch eine weitere Aussicht gewährt. Helmichis und Rosamunde, welche nach Ravenna flüchteten, nicht jedoch ohne ein lombardisches Gefolge und die Schätze des Ermordeten, hätten den Gedanken gefaßt, sich selbst der Republik d. h. nach damaligem Sprachgebrauch dem römischen Reich zu ergeben. Das Vorhaben würde dahin gegangen sein, einen Teil der Städte den Oströmern wieder zu überliefern, um die Langobarden in ein Verhältnis zu ihnen zu bringen, welches dem des gotischen Reiches unter Amalasuntha analog gewesen wäre. Aber die Langobarden waren noch weniger dazu geeignet oder gar geneigt, als einst die transpadanischen Goten. Auch nachdem der Tod ihres Königs eingetreten, führten sie den Krieg im Sinne desselben weiter. Sie erhoben einen Mann aus einem der vornehmsten Geschlechter, den Herzog Cleph, zu ihrem König. Aber dieser meinte, sich nur durch Gewalt gegen Vornehme und Geringe behaupten zu können. Kaum anderthalb Jahre hatte er den Thron eingenommen, da ist er von einem Menschen seines Gefolges erschlagen worden. Die Führer der verschiedenen Haufen meinten dann, eines Königs entbehren zu können; sie dünkten sich nun wie selbständige Herren und wandten ihre Waffen nach allen Seiten. Sie machten selbst Angriffe auf Gallien, wo sich der Patricius Mummolus von Burgund das Verdienst erwarb, sie zurückzutreiben.

Auf der anderen Seite brachten sie die römischen Besitzungen in die größte Gefahr. Sehr verständlich, daß der unerwartete Einbruch das Land verödete und auch wohlummauerte Ortschaften und Kastelle durch Hungersnot genötigt wurden, ihre Thore den Langobarden zu öffnen. In diesen Fall schien auch Rom zu kommen; und es würde, wie die alte Papstgeschichte meldet, unfehlbar geschehen sein, wenn nicht Kaiser Justin durch Papst Benedict bewogen worden wäre, der alten Reichshauptstadt noch einmal mit einer Getreidespende zu Hülfe zu kommen. Sie kam diesmal nicht aus dem eigentlichen Afrika, obwohl dies wieder erobert war, — denn dessen Verhältnisse zu Rom waren nun einmal aufgelöst, — sondern aus Ägypten, dem Lande, dessen Getreideerträge seit Konstantin besonders nach Konstantinopel gegangen waren. Durch diese Zufuhr wurde Rom der Notwendigkeit überhoben, sich zu ergeben, um nur leben zu können. Aber dabei geriet es doch in die Be-

drängnisse einer Umlagerung. Inmitten der Unruhen starb Benedict im Jahre 578, und bei der Wahl des Nachfolgers desselben, Pelagius II., konnte man die Gewohnheit, den Kaiser um Bestätigung der Wahl zu ersuchen, nicht beobachten.

Wenden wir unsere Augen zurück auf das oströmische Reich überhaupt, so war es damals in eine Lage geraten, die himmelweit von der abstach, in welcher Justin das Reich übernommen hatte. Bei seiner Thronbesteigung hatte er sich geschmeichelt, die Unzuständigkeiten, welche die letzten Jahre seines Vorgängers bezeichneten, abstellen und dabei doch das Imperium, das durch eine göttliche Institution in die Welt getreten sei, nicht allein in seiner Integrität, sondern in seinem vollen Glanze behaupten zu können. In dieser Idee hatte er die Subsidien, die Justinian im Orient und Occident bezahlt hatte, den Fürsten und Völkern, welche darauf Anspruch machten, versagt. Er meinte, die Population erleichtern und dabei doch seine ganze Macht aufrecht erhalten zu können. Wir wissen schon, wie wenig ihm das im Occident gelang. Glücklicher schienen die Kriegszüge im Orient zu gehen. Das oströmische Heer, welches unter Marcian gegen Persien vorrückte, war nicht eben gut zusammengesetzt, aber es gelang ihm doch, in die persischen Grenzprovinzen vorzudringen und selbst Nisibis belagern zu konnen. Kaiser Justin vermeinte alle Tage, daß ihm die Schlüssel von Nisibis überbracht werden würden, was ihm dann die Oberhand im Orient gesichert hätte.

Aber noch lebte Chosru Nuschirwan, der dem Kaiser Justin an Umsicht, Politik und Strategie weit überlegen war. Er brach in Syrien ein, was Justin auch nur für wahr halten zu können sich sträubte. Doch mußte er erleben, oder trug vielleicht durch unzeitige Veranstaltungen selbst dazu bei, daß das Heer von Nisibis sich auflöste. Nuschirwan wandte seine Kräfte gegen die Feste Dara, welche von Anastasius errichtet worden war, um dem römischen Reich zur Vormauer zu dienen. Die Besatzung wehrte sich sechs Monate lang mit aller Tapferkeit, aber Justin war weder im stande, sie zu unterstützen, noch vollends, sie zu entsetzen. Die Perser eroberten Dara mit stürmender Hand, wodurch sie dann die Übermacht in allen Grenzprovinzen erlangten. Es war derselbe Zeitpunkt, in welchem die Balkanländer von den Avaren besetzt und die festen Plätze in Italien von den Langobarden einer nach dem anderen eingenommen wurden. Welcher Wechsel der Momente der Macht! Unter Justinian äußerste Anstrengung, aber voller Besitz einer ausgedehnten Gewalt, unter Justin allenthalben Niederlagen und Verluste. Der innere Zustand war keineswegs gebessert; die hohen Beamten erlaubten sich Eigenmächtigkeiten, die der Kaiser nicht mehr zu reprimieren in der Lage war.

Dem Verfalle der Macht ging ein allgemeines Mißvergnügen zur Seite. Erinnert man sich nun, mit welchen Erwartungen Justin das Reich und die Regierung übernommen hatte, Erwartungen, die sich auf die Idee von der göttlichen Berufung zur Weltherrschaft gründeten, so läßt sich begreifen, wie der ohnehin nicht starke Fürst in sich selbst zusammenbrach. Im Gefühle seiner

Ohnmacht und Unfähigkeit adoptierte er den Obersten seiner Leibwache, Tiberius, und ernannte ihn zum Cäsar und zu seinem Reichsgenossen.

Wahrscheinlich kam demselben zu statten, daß er einen Rat gegeben hatte, aus dessen Nichtbefolgung die späteren Unglücksfälle hergeleitet wurden. In der Vorhalle seines Palastes, in Gegenwart des Patriarchen, der vornehmsten Reichsbeamten und der Haustruppen sprach Justin seinen Willen aus. Er soll den Akt mit einer Rede eingeleitet haben, welche eine Art von Programm einer gemäßigten und friedlichen Regierung gebildet haben würde. Der geistvollste unserer Gewährsmänner, Euagrius, sieht sie jedoch nicht in diesem Lichte an. Nach ihm hat Justin besonders die Ermahnung an Tiberius gerichtet, sich von den glänzenden Äußerlichkeiten der Macht nicht blenden zu lassen und den Ratschlägen, die ihm die hohen Beamten geben würden, keineswegs zu folgen. Die Ernennung des Cäsar wäre vor allem daraus entsprungen, daß Justin verzweifelte, das Reich würdig verwalten zu können.

Zunächst wurde die Regierung durch Sophia, die eine Art selbständiger Autorität ausübte, und den neu ernannten Cäsar geführt. Soviel wir wissen, waren sie beide bemüht, den Frieden mit Persien zu befestigen. Tiberius erbot sich, gegen die Herausgabe von Dara andere bedeutende Zugeständnisse zu machen.

Die wichtigste Frage war es nun, wie die Regierung geordnet werden würde, nachdem Justin im Jahre 578 mit Tode abgegangen war. Meines Erachtens muß man auch hier von der anekdotenhaften Erzählung, wie es gekommen sei, daß Sophia nicht selbst Augusta und Gemahlin des Tiberius wurde, worauf sie einen heftigen Haß gegen denselben gefaßt und ihn zu stürzen gesucht habe, abstrahieren. Nach den besten Gewährsmännern wollte sie sich nicht mit ihm vermählen: denn wie wäre daran zu denken gewesen, da er verpflichtet worden war, sie wie seine Mutter zu ehren, aber sie meinte, nach dem Tode ihres Gemahls die Stellung neben Tiberius behaupten zu können, die sie zu Justins Lebzeiten inne gehabt hatte. Es war ein Verhältnis wie zwischen Amalasuntha und Theodahat, als diese ihn zum Reichsgenossen annahm. Aber es aufrecht zu erhalten, war in Konstantinopel ebenso unmöglich, wie bei den Goten. Von Versuchen Sophias, den Tiberius zu stürzen, liegt keine begründete Nachricht vor. Mit Sicherheit erfährt man nur, daß Tiberius ihr einen prächtigen Palast baute und ihr alle äußeren Ehren erwies; aber Einfluß auf die Regierung gestattete er ihr nicht. Immer war es ein nicht zu übersehendes Ereignis, daß die Succession, welche bei dem Tode des Kaisers Justinian festgehalten wurde, an der auch Sophia, eine Nichte der Theodora, beteiligt war, hiemit ein Ende nahm: denn verwandtschaftliche Beziehungen hatte Tiberius zum Hause Justinians nicht. Was in der lateinischen Geschichtschreibung von den aufgefundenen Schätzen des Narses vorkommt, ist ebenfalls schlecht begründet. Narses und Sophia bilden gleichsam eine eigene Sage bei den Lateinern.

In seiner Regierung bewährte Tiberius, der sich in der hohen Stellung,

die er hatte, bewogen fühlte, sich zugleich Constantinus zu nennen, die guten Eigenschaften Milde und Friedfertigkeit, welche man bei ihm vorausgesetzt hatte. Man rühmt von ihm, er habe lieber Vater als Herr genannt sein, er habe von dem Gelde nichts wissen wollen, was mit den Thränen der Unterthanen erpreßt sei; unter anderem habe er die Geschenke der höheren Beamten zurückgewiesen, für welche die Kaiser ihre Unterthanen diesen gleichsam verkauft hätten; er habe milde Anstalten zum Besten der Armen eingerichtet. In diesen Rücksichten persönlicher Fürsorge lag noch eine weitere Abweichung vom System Justinians. Italien verlor Tiberius mit nichten aus den Augen, allein daran konnte er doch nicht denken, es wieder zu erobern. Auf die dringenden Hülferufe, die von daher erschollen, ging er nicht ein. Eine Gesandtschaft hatte ihm eine ansehnliche Summe Geldes mitgebracht, um ihn zu einem Zuge gegen die Langobarden in stand zu setzen. Er lehnte das aber ab und gab sogar den Gesandten das dargebotene Geld wieder zurück, mit der Anweisung, es zur Befriedigung der Langobarden oder, wenn diese nicht zu gewinnen seien, zur Herbeiziehung der Franken zu verwenden. Wir vernehmen, daß dieser Versuch bei den Langobarden nicht ganz ohne Erfolg geblieben sei; mehrere der vornehmsten Großen seien gewonnen worden. Und fast sollte es scheinen, als habe diese Einwirkung dazu beigetragen, daß ein Sohn Clephs, Authari, von den Langobarden zum König erwählt wurde; der Beiname Flavius, den er annahm, deutet darauf hin, daß er als ein Fortsetzer und regelmäßiger Inhaber der römischen Gewalt angesehen werden wollte. Aber ein nachhaltiges Verhältnis wurde damit nicht begründet, und so mächtig war Authari nicht, um seinen Herzögen Gesetze vorschreiben zu können.

Auch dem wohlmeinenden Tiberius war nur eine kurze Regierung beschieden. Als er das Ende kommen sah, berief er die geistlichen Würdenträger, auch einige Männer aus der Bürgerschaft in den Vorhof des Palastes. Er war schon zu schwach zum Sprechen, in seinem Namen ergriff sein Quästor das Wort, und eine gewisse Bedeutung hat die Rede, die er hielt, dadurch, daß er die höchste Gewalt nicht als Genuß bezeichnete, sondern von der nicht abzuweisenden, schweren Sorge sprach, die das Scepter mit sich führe. Er bezeichnete als den Mann, dem er das Reich und seine Familie hinterlassen könne, Mauricius, der werde ihm dereinst durch eine gute Regierung das schönste Epitaph schreiben. Er setzte ihm die Krone selbst auf das Haupt. Wenige Tage darauf ist er verschieden, am 14. August 582.

Mauricius, Abkömmling einer altrömischen Familie, die in Cappadocien Wohnung genommen und immer eine gewisse Bedeutung behauptet hatte, war in der intimsten Verbindung mit Tiberius emporgekommen. Noch unter Justin war er in Bezug auf die persische Politik mit ihm einverstanden. Und als Tiberius dem orientalischen Kriege dadurch eine andere Färbung gab, daß er aus den Kriegsgefangenen aller Nationen eine Truppe bildete, die seinen Namen trug und eigentümlich uniformiert und bewaffnet war, so hatte sich Mauricius das Verdienst erworben, an die Spitze dieser Truppen zu treten. Wenn

Tiberius den bisherigen Führer Justinian, einen Neffen der Sophia, obwohl er sich glücklich geschlagen hatte, doch in Entfernung hielt und Mauricius an dessen Stelle setzte, so liegt auch eben darin wieder eine weitere Beseitigung des Geschlechtes der Justine. Mauricius rechtfertigte die Wahl des Tiberius. Bei der Wiedereröffnung der Negociationen mit Persien drang er auf die Herausgabe von Dara. Da sie versagt wurde, kam es zu einer Schlacht (bei Constantine), in welcher die Römer so vollkommen die Oberhand behielten, daß noch einmal in Konstantinopel ein Triumph über die Perser gehalten werden konnte. Daher kam es dann, daß Tiberius kein Bedenken trug, seine Tochter an Mauricius zu vermählen und diesem selbst das Diadem aufzusetzen.

Mauricius verdiente das wohl. Er war in dem kräftigsten Mannesalter, ein Mann, nüchtern und einfach und durch und durch verständig. Evagrius sagt von ihm: niemand habe etwas bei ihm ausgerichtet, er hätte ihn denn durch Gründe der Vernunft überzeugt. Er hatte Sinn nicht minder für die Wissenschaft als für die Praxis des Krieges. Er war noch einmal ein Kaiser, der die Waffen selbst zu führen verstand. Die Lage des Reiches war im Osten und Westen in hohem Grade gefährdet, als er die Herrschaft übernahm.

Welche Zustände in Italien eintraten, ersieht man aus einem Schreiben des Papstes Pelagius an Mauricius. Der Papst hatte sich um Hülfe an den Exarchen gewendet; aber dieser war selbst in Ravenna hart bedrängt, die Langobarden haben um dieselbe Zeit den Hafen Classis eingenommen. Der Exarch vermochte keine Hülfe zu leisten. Der Papst richtete nun an Mauricius die Bitte, die bisherige Einheit der Regierung in Italien aufzulösen und einen Herzog zu ernennen, der Rom beschützen könne.

Der erste eigentliche Exarch, Longinus, hatte das römische Gebiet, soweit es noch dem Kaiser gehorchte, in eine einheitliche Regierung zusammengefaßt. Aber dies genügte in Rom nicht mehr, wo ein von Konstantinopel unmittelbar abhängiger Heerführer erwünschter gewesen wäre. Der Kaiser seinerseits ging nicht darauf ein. Aber wahrscheinlich hängt es damit zusammen, daß er Longinus eben im Jahre 584 abberief und einen Mann von größerer Energie, den Smaragdus, der sein ganzes Vertrauen besaß, dahin schickte.

Wenn Mauricius nicht mehr that, so rührte das nicht daher, daß er keinen Sinn für die Wiedererwerbung Italiens gehabt hätte; man weiß vielmehr, daß er an eine Erneuerung des abendländischen Reiches gedacht und von den Söhnen, die ihm die Tochter des Tiberius brachte, den einen als den künftigen Kaiser des Westens bezeichnet hat, der einst Italien erwerben sollte. Aber fürs erste war er doch mit dem persischen Kriege, in welchem er selbst sich hervorgethan hatte, vollauf beschäftigt. Die Langobarden meinte er durch eine Verbindung mit den Franken zu bewältigen, an welche er, wie seine Vorfahren, ansehnliche Geldzahlungen zu leisten nicht vermied. Anfangs führte das zu Kriegshandlungen, die keine weitere Erwähnung verdienen; im Jahre 588 aber erfolgte eine Unternehmung von größerer Bedeutung.

Wir besitzen darüber das Schreiben des Exarchen von Ravenna, aus dem die ganze Situation erhellt. Wenn man die Worte desselben eingehend erwägt, so hatte der Exarch die Absicht und die Hoffnung gefaßt, dem Langobardenreiche vollkommen ein Ende zu machen. Dazu sollten ein fränkisches Heer, ein von Ravenna anrückendes römisches und ein drittes, wahrscheinlich ein avarisches, nebst einer kleinen Flotte zusammenwirken. Die abendländischen Autoren berichten nun, daß die Franken, die in Oberitalien weit vorgerückt waren, und von den Griechen, die ihnen ein Zeichen ihrer Annäherung versprochen hatten, ein solches niemals erhielten, hierauf vorgezogen hätten, sich zurückzuziehen, so daß alle Schuld des Mißlingens auf den Exarchen fallen würde. Dieser aber erklärte den Vorgang dadurch, daß Authari mit dem fränkischen Heerhaufen eine Abkunft getroffen habe; er rechnet es den Franken als ein schweres Vergehen an, daß sie Authari, der indessen in Pavia belagert wurde, nicht energisch angegriffen, sondern, zufrieden mit ihrer Beute, unter mancherlei Gewaltthaten nach Gallien den Rückzug angetreten hätten. Von allen Unternehmungen, die gegen die Langobarden in Gang gesetzt worden sind, darf diese wohl als die für sie gefahrvollste betrachtet werden. Franken und Avaren waren mit dem Exarchen übereingekommen, dem König Authari, der sich in Pavia behauptete, unmittelbar zu Leibe zu gehen, und in der That würde er schwerlich einem solchen Angriff widerstanden haben, wofern derselbe zur Ausführung gekommen wäre. Allein der unternehmende Exarch hatte sich doch getäuscht, wenn er von Franken und Avaren ernstliche Mitwirkung zur Unterdrückung der Langobarden erwartete; sie mochten nicht für die Ausbreitung der Langobarden sein, aber noch weniger waren sie für die Festsetzung der römischen Autorität in Oberitalien. Genug, dies Unternehmen scheiterte. Aber von seiten des Kaisers gab man diese Absicht nicht auf; noch ein anderes Schreiben des Exarchen liegt vor, in welchem er den König der Franken benachrichtigt, daß er sich Friauls bemächtigt und von den langobardischen Heerführern in Parma, Piacenza, Reggio Zusagen der Unterwerfung, die durch Geiseln bekräftigt wurden, erhalten habe. Er wünscht nur, daß der König ein neues Heer nach Italien schicke, aber freilich nicht mehr unter den alten Anführern, die gewiß in seine Ungnade gefallen seien. Auch dies Schreiben blieb ohne Folgen. Bei den inneren Entzweiungen der fränkischen Könige untereinander und der wachsenden Eigenmacht der Großen, von der wir an einer anderen Stelle berichten werden, läßt sich das leicht erklären.

Authari war indes gestorben und Agilulf erhoben worden. Der aber wußte die Herzöge besser im Zaum zu halten als sein Vorgänger. Er muß überhaupt als der bedeutendste der bisherigen Oberhäupter der Langobarden betrachtet werden, wenigstens nach Alboin, mit dem er aber genealogisch in keinem Zusammenhange stand.

Nun aber ging in dieser Zeit auch eine große Veränderung im Orient vor. Evagrius erfüllt ein ganzes Buch seiner Geschichte mit den Begebenheiten des persischen Krieges, der nach und nach für die Römer versprechende Aus=

sichten darbot, besonders als in dem persischen Reich wieder innere Bewegungen ausbrachen, welche die Thatkraft desselben nach außen lähmten. Der große Nebenbuhler Justinians in Krieg und Frieden, Chosru Nuschirwan, dessen Stellung im Orient eine der großartigsten war, die jemals vorgekommen sind, war doch von den letzten Vorteilen, welche die Gräco-Römer in Armenien über ihn davon trugen, um so tiefer verwundet worden. Es war ihm unerträglich, in seinem Lande Ortschaften durch die Hand der Römer in Feuer aufgehen zu sehen. Nach dem Tode Nuschirwans vermochte sein Nachfolger Hormisdas ihn aber nicht zu ersetzen. Die benachbarten Völkerstämme, die von Nuschirwan abhängig gewesen waren, erhoben sich gegen ihn. Bei den Persern selbst fand er keinen Gehorsam, weil er nicht von reiner persischer Abkunft war und doch die höchste Gewalt mit großer Strenge gegen sie geltend machte. In dem Sturme, der sich hierüber erhob, kam es im Jahre 590 dahin, daß Hormisdas geblendet und abgesetzt wurde; aber auch sein Sohn Chosroes geriet in eine so schwierige, gefahrvolle Lage, daß er sich entschloß, die Hülfe der Römer nachzusuchen.

Mauricius war glücklich, einen so günstigen Moment ergreifen zu können. Durch die Römer wurde Chosroes wieder hergestellt; man versäumte nicht, demselben zu sagen, er verdanke seinen Thron den Römern und bleibe ihnen dafür verpflichtet. Dem entsprach auch die Gesinnung des Chosroes. Er umgab sich mit einer römischen Leibwache.

Man darf die fabelhaften Erzählungen der persischen Autoren hierüber zunächst zur Seite lassen. Darin, daß von Mauricius Chosroes hergestellt sei, stimmen sie mit den abendländischen Nachrichten überein. Es leuchtet ein, wie sehr durch diesen Umschwung in Persien die ganze Situation verändert wurde. Der Krieg hörte auf, der bisher die gräco-römischen Streitkräfte beschäftigt hatte. Mauricius wurde in stand gesetzt, sich wieder gegen Westen zu wenden, zunächst gegen die Avaren, welche damals die Balkanhalbinsel beherrschten, bis an die langen Mauern streiften und die Hauptstadt aufs äußerste bedrängten. Die Absicht des Kaisers war nun, den Krieg persönlich zu führen. Dem widersetzte sich jedoch Senat, Volk und Geistlichkeit von Konstantinopel, sowie die kaiserliche Familie. Es schien nicht gut, daß der Kaiser sich persönlich an diesem Kampfe beteiligte; er verwendete dazu einen seiner besten Führer und sein sieggewohntes Heer. Man darf die Bedeutung dieses Krieges nicht unterschätzen; es galt die Zugehörigkeit der Balkanländer zu Konstantinopel oder die Entfremdung derselben. Aber zugleich wurde das Verhältnis zu dem Occident überhaupt davon betroffen. Indem sich Mauricius zu diesem Kampfe anschickte, empfing er eine Gesandtschaft der Franken, die ihm ihr Bündnis antrugen, aber gegen jährliche Subsidien und eine bestimmte Summe für die nächsten Unternehmungen. An sich hätte dies Erbieten dem Kaiser sehr erwünscht sein können; aber in frischem Gedächtnis war ihm der schlechte Erfolg der letzten, mit den Franken verabredeten Angriffe auf die Langobarden. Er hat darüber selbst an König Childebert geschrieben. Das Schreiben, das wir

noch übrig haben, atmet den Geist der kaiserlichen Superorität eben so stark, wie Justinian denselben auszusprechen pflegte. Auch Mauricius war noch von der Idee erfüllt, daß die Oberherrschaft in der Welt dem Kaiser in Konstantinopel gebühre; er spricht von dem römischen Reich als von dem hochheiligen Gemeinwesen, das aber mit seiner Person auf das engste verknüpft ist. Überhaupt hielt auch er es für unwürdig, daß die Römer den Barbaren Geld zahlen sollten. Die in Anspruch genommenen Jahrgelder und Zahlungen lehnte er mit Entschiedenheit ab; nur das Bündnis an sich wies er nicht zurück, unter der Voraussetzung jedoch, daß Childebert seine Versprechungen halte, wie es einem König zieme.

Sein Exarch in Ravenna wurde in stand gesetzt, den Kampf mit den Langobarden auch ohne die Franken fortzuführen. Es war damals Romanus, der sich überhaupt kräftig regte. Er hat zuweilen wichtige Städte, wie einmal Perusia, an sich gebracht und es niemals zugeben wollen, daß der Papst in Rom mit denselben einen Vertrag einging. Gregorius I., genannt der Große, hat sich in mehr als einem Schreiben an Mauricius gewendet und ihm ehrerbietige Gegenvorstellungen gemacht, ohne doch von der Rücksicht auf den Kaiser abzulassen. In einem dieser Schreiben erklärt er sich vielmehr geradezu für den Säckelmeister des Kaisers, so gut wie es der Exarch sei. Die Härte des Druckes, unter dem er sich befand, erhellt aus einigen seiner Schreiben, die den späten Leser mit Sympathie für ihn erfüllen. Die Entscheidung des Kampfes in Italien hing von dem Succeß ab, welchen der Krieg an der Donau nehmen würde, wo neben Avaren auch slavische Heerhaufen erschienen, von denen das neue Rom nicht viel weniger bedrängt wurde, als das alte von den Langobarden.

Die ersten Feindseligkeiten gegen die Avaren führten zu einigen günstigen Erfolgen an den Grenzen, die aber den Chan erst recht in Bewegung setzten. Er drang auf der Heerstraße von Adrianopel nach Konstantinopel vor; die beiden wichtigsten Plätze an derselben, Tzurulum und Drusipara, gerieten in Gefahr, von ihm eingenommen zu werden, und soviel man aus der Erzählung der griechischen Historiker abnimmt, war es nur blinder Schrecken und die Wirkung eines fingierten Briefes, wodurch er dann bewogen wurde, sich zurückzuziehen und einen Frieden einzugehen. Aber er fuhr seinerseits fort, sich als den Gebieter aller Nationen zu betrachten; die beiden Gewalthaber, der Kaiser und der Chan, standen einander, der eine mit dem alten und anerkannten, der andere mit einem neuen, aber um so kecker verflochtenen Anspruch gegenüber. Konstantinopel fühlte sich von der dringendsten Gefahr bedroht, als nun bald hernach auch die Slaven in starken Heereszügen über die Donau kamen. Daß sie zum Rückzug genötigt wurden, veranlaßte die Stadt zu feierlichen religiösen Danksagungen. Sie wurden über die Donau zurückgetrieben, und der Kaiser ordnete an, daß seine Truppen in deren Gebiet selbst den Winter über bleiben sollten. Damit aber berührte er eine andere Seite des damaligen Militärwesens, die ihm schon einmal in den persischen Feldzügen entgegengetreten

war. Die dortigen Truppen waren durch seine Anordnungen mit ihren Quartieren und ihrer Verpflegung in das äußerste Mißvergnügen geraten. Sie hatten einen Befehlshaber, den ihnen der Kaiser zuschickte, aus diesem Grunde zurückgewiesen.

Was in Asien geschehen war, wiederholte sich nun in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Vor allem wurden die Truppen dadurch aufgeregt, daß der Kaiser, der auf strenge Ordnung hielt, ihre Löhnung regulieren und einen Teil des ihnen versprochenen Soldes auf die Waffen und Bekleidung in Abzug bringen wollte. Auch die herrische Natur des Petrus, eines Bruders des Kaisers, dem er den Oberbefehl anvertraute, trug nicht wenig dazu bei, den Widerwillen der Truppen aufzureizen, welcher soweit ging, daß man einem folgenden Befehlshaber die Absicht zugetraut hat, in den Konflikten mit den Slaven und den Avaren, die von neuem ausbrachen, eine Niederlage des kaiserlichen Heeres zu veranlassen, um sich der widerstrebenden Kriegsvölker auf diese Weise zu entledigen. Wenn dann der Kaiser eine Anzahl von Gefangenen, die in die Hände der Avaren geraten waren, dem Chan, obwohl dessen Forderungen nach und nach ermäßigt wurden, abzukaufen verweigerte, worauf dieser sie sämtlich hinmorden ließ — es waren ihrer 12000 —, so schrieb man das einer ähnlichen, bei einem Kaiser gleichsam verräterischen Absicht zu. In diesem Widerwillen hatten die empörerischen Truppen den Beifall, nicht zwar der Vornehmen, der Senatoren, die eine aus dem Heere eintreffende Deputation mit Verachtung behandelten, aber des Volkes der Stadt, welches, durch die in der Nähe andauernden Kriege erschreckt, nichts mehr wünschte, als die Truppen gut behandelt und den Frieden durch feste Verträge mit den Nachbarn gesichert zu sehen. Den ohne Zweifel absurden Behauptungen über eine durch den Kaiser selbst veranlaßte Niederlage seiner Kriegsvölker gab es dennoch Gehör. Will man die Stellung des Kaisers Mauricius überhaupt würdigen, so lag bei ihm eine Abweichung von dem Justinianischen System zu Grunde. Justinian hatte niemals selbst einen Krieg geführt, sondern alles seinem indirekten Einfluß auf die benachbarten Völkerschaften und der geschickten Kriegführung unbedingt ergebener Männer anvertraut. Die Hauptstadt war mit Lasten beschwert, aber sie fühlte sich sicher. Mauricius, ohne Zweifel in moralischer Haltung dem Justinian bei weitem vorzuziehen, hatte den Krieg in Asien selbst geführt und war dadurch in ein unmittelbares Verhältnis zu dem Heere gelangt, das doch kein zufriedenstellendes genannt werden konnte. Jetzt stellte er andere Führer an die Spitze der Truppen, die sich aber wenig fähig erwiesen und in denselben eher Widerstreben als Vertrauen erweckten. Ebenso hatte er es verschmäht, jenem Beispiel zufolge sich gegen die benachbarten Völker durch Bündnisse zu sichern. Die nächsten Feinde konnten, ohne von der anderen Seite etwas fürchten zu müssen, sich geradezu auf die Hauptstadt stürzen. Diese fühlte sich nicht mehr sicher und richtete nun ihren Mißmut, wie schon in früheren Zeiten, so auch jetzt, gegen den Imperator selbst. Was sich gleich bei dem Regierungsantritt

Justins II. bemerken ließ, kam unter Mauricius zu voller Erscheinung. Die Hauptstadt war nicht mehr gesonnen, mit Hintansetzung ihrer eigenen Ruhe und Sicherheit die Weltherrschaft, die der Imperator anstrebte, zu behaupten. Man empfand es, daß die Mächte, die Mauricius auf der Balkanhalbinsel und im Occident zu bekämpfen unternahm, ihm selbst überlegen waren. Weder die Truppen, die er ins Feld führte, noch die Hauptstadt waren gemeint, sich für ihn zu opfern. Ihr Abfall kann als der Moment angesehen werden, in welchem Byzanz begann, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Und wenn Mauricius daran dachte, seiner Familie eine gesicherte Erbfolge zu verschaffen, so war auch das eine Abweichung von dem bisherigen Herkommen; denn seit mehr als einem Jahrhundert hatte nie eine regelmäßige Succession stattgefunden, nicht einmal bei Justinian, der doch schon selbst bei der Thronbesteigung seines Oheims den größten Anteil genommen hatte. Das schlimmste Übel lag darin, daß der kriegskundige und kriegsgeübte Mauricius doch seines Heeres nicht mehr sicher war. Die Truppen, welche den Frieden an den Grenzen und die Ruhe im Innern aufrecht erhalten sollten, gerieten selbst in Opposition mit ihrem Kaiser. Diese fand nicht gerade bei den obersten Anführern, aber unter denen zweiten Ranges ihren Ausdruck. Ein empörerischer Centurio, des Namens Phokas, von Herkunft ein Cappadocier, war in dem Feldlager allmächtig. Er hatte bei der erwähnten Deputation das Wort geführt und damit bei dem Volke Eingang gefunden. So konnte es geschehen, daß sich die unruhige Bewegung auch der Hauptstadt mitteilte. Es kam zu einer Scene im Cirkus, der wir wie der beiden vorangegangenen wohl gedenken dürfen. Unter Justinian waren die beiden Faktionen überwältigt und zum Gehorsam gezwungen worden. Bei der Thronbesteigung des Justinus erscheinen sie doch wieder sehr mächtig; der Kaiser opferte ihnen die strengen Finanzmaßregeln seines Vorgängers auf. Unter Mauricius greifen sie nun wieder in die wichtigsten Angelegenheiten ein. Der demokratische Gedanke erscheint nochmals in dem stürmischen Gebaren der hauptstädtischen Menge. Als der Kaiser, der die Bewegung der Gemüter wohl kannte, aber es doch für gut hielt, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, im Herbst 602 bei einem Wettrennen, das er selbst angeordnet hatte, im Cirkus erschien, warfen sich die Führer der Faktion der Prasiner, der Grünen, vor ihm nieder und sprachen es als den Wunsch des Volkes aus, daß die Regierung des Landes in andere Hände gelegt werde. Sie bezeichneten sogar den Mann, der im stande sein werde, alle äußeren und inneren Feinde zu besiegen. Sie hatten dabei ohne Zweifel Phokas selbst im Sinn.

Der Kaiser antwortete ihnen: von der Bewegung im Heere dürfe sich niemand erschrecken lassen. Und noch einmal machte sich der Streit der Faktionen zu Gunsten des Kaisers geltend. Die Veneter, die Blauen, erklären: Gott, der Mauricius die Herrschaft verliehen, werde ihn auch unterstützen und alle seine Gegner vernichten. Es ist noch immer der alte Gegensatz aus den Zeiten des Nikakampfes. Die Grünen sind die damals Unterdrückten, in diesem

Augenblick aber bilden sie die tonangebende Opposition. Man wußte, daß das Heer in feindseliger Aufregung bereits gegen die Stadt heranrücke. Der Kaiser hielt es für ratsam, die Bewachung der Thore und Mauern den Venetern anzuvertrauen, die zu seiner Partei hielten, und machte, hierauf bauend, sogleich Anstalt, sich des vornehmsten Mannes zu versichern, von dem er wenigstens selbst den Verdacht hegte, daß er die Unordnungen begünstige und veranlasse. Das war Germanus, der Schwiegervater seines eigenen, bereits zum Cäsar ernannten Sohnes, der, wenn Mauricius gestürzt wurde, in den Besitz der höchsten Gewalt getreten sein würde. Aber in der Gefahr, von dem Kaiser seiner Freiheit beraubt zu werden, flüchtete Germanus in eine Kirche, und als er in derselben bedroht wurde, in die Hagia Sophia. Hier aber nahm das Volk Partei für ihn; man ließ nicht zu, daß Germanus sich selbst in die Hände des Kaisers liefere, wie er vorhatte; das große Bauwerk Justinians, das ihn für alle Jahrhunderte unsterblich gemacht hat, diente doch dazu, um eine gewaltsame Thronveränderung vorzubereiten. Die Unruhen der Stadt bewirkten, daß auch die venetische Faktion jetzt gegen den Kaiser Partei nahm, der sich, plötzlich von allen Seiten verlassen und bedroht, dem bevorstehenden Unglück nur durch die Flucht entziehen zu können meinte. Eine Theodora, einen Belisar und eine unbedingt ergebene bewaffnete Macht, wie sie den Sieg Justinians entschieden hatten, gab es zur Zeit nicht; vielmehr stellte sich eine Verbindung der Faktionen und des Kriegsheeres gegen den Kaiser heraus. Der schneidendste Gegensatz gegen Belisar erschien in einem Manne wie Phokas. In der Stadt entwickelte sich alles zu einem gewaltsamen Umschlag. Nicht etwa jener gefangene Verwandte des Kaisers, sondern eben der Führer der empörten Truppen, Phokas, wurde von dem Volke als Imperator begrüßt und, nachdem er seine katholische Gesinnung beteuert hatte, von dem Patriarchen gekrönt. Aber er fühlte sich, wie man denken kann, nicht sicher, so lange Mauricius, der durch widrige Winde wieder an die Hauptstadt zurückgetrieben worden war, noch lebte. Phokas sah in ihm ein Oberhaupt aller derer, die sich ihm widersetzten, und ließ eine gräßliche Exekution an ihm vollziehen. Zuerst wurden seine fünf Söhne, denn sein ganzes Geschlecht wollte man vertilgen, vor seinen Augen getötet, dann er selbst. Nie hat ein anderer Imperator, so viele ihrer auch umgekommen waren, ein so gräßliches Ende genommen, wie Mauricius. Das Ereignis, das am 27. November 602 vorfiel, bildet ein Moment der allgemeinen Geschichte. Noch einmal hatte das römische Reich in Mauricius einen würdigen und machtvollen Imperator besessen, der alle Ansprüche desselben unerschütterlich aufrecht erhielt. Jetzt aber war dieser Kaiser einer Empörung der Truppen und einem Aufstand der Hauptstadt erlegen. Man darf wohl behaupten, er hat nie wieder einen rechten Nachfolger gehabt. Sogleich veranlaßte das Ereignis eine durchgreifende Veränderung in allen auswärtigen Beziehungen. Durch Mauricius war soeben ein Verständnis mit den Persern zu stande gekommen. Der Tod desselben veranlaßte eine Erhebung der Perser

gegen den Mörder ihres vornehmsten Verbündeten. Ein Krieg brach aus, welcher vierundzwanzig Jahre beide Reiche verwüstete. Daran hat sich dann eine Umkehr aller Dinge im Orient geknüpft; eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnt. Davon zu reden mag noch verschoben bleiben. An sich nicht minder bedeutend sind die Rückwirkungen, welche im Occident erfolgten. Eine der wichtigsten ist der Friede mit den Avaren im Jahre 604, durch welchen die Entfremdung der Balkanhalbinsel erst eigentlich begründet wurde. Eine zweite ist die Abkunft, die Phokas mit den Langobarden traf, und durch welche die Unabhängigkeit des größten Teiles von Italien ausgesprochen wurde. Erst mit der Thronrevolution in Konstantinopel beginnt die Selbständigkeit der Langobarden. Eine dritte ist die Emancipation des römischen Stuhles von dem Machtgebot des Hofes von Konstantinopel.

Papst Gregor I., dem seine Verdienste um die Kirche den Beinamen des Großen verschafft haben, hatte vergebens in Mauricius gedrungen, den Anmaßungen des Bischofs von Konstantinopel, als der allgemeine Bischof zu gelten, ein Ende zu machen. Den Sturz des Mauricius, an dem er keinen Teil nahm, hat er keineswegs als ein Unglück betrachtet. Er beklagt sich einmal bitter über die Schärfe, mit der er von Mauricius behandelt worden sei, ohne Hülfe von ihm zu empfangen. Er begrüßte Phokas und sogar dessen Gemahlin mit einer Art von Huldigung. Diese Annäherung wurde mit der größten Konzession erwiedert, die dem römischen Stuhl gewährt werden konnte. Man nimmt an, daß Phokas der Anmaßung des Bischofs von Konstantinopel definitiv ein Ende gemacht habe. Er ließ geschehen, daß das Pantheon, welches noch in den Händen der Kaiser war, in eine christliche Kirche verwandelt wurde.

Auch abgesehen hievon bildet es einen großen historischen Moment für das Papsttum, daß es von dem Kaisertum in Konstantinopel, welches seine ganze Aufmerksamkeit auf den Orient richten mußte, nicht mehr beeinträchtigt wurde. Die Ära der Selbständigkeit des Papsttums, das von dem ganzen Abendlande verehrt wurde, bahnte sich an. Auch hievon wird an einer anderen Stelle eingehender die Rede sein. Hier betrachten wir noch die andere Seite des Ereignisses, von dem die moderne Welt ausgegangen ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Emancipation der Westgoten in Spanien und der Langobarden in Italien von dem römisch-griechischen Reich in Konstantinopel.

In demselben Maße, in welchem die Einwirkungen von Konstantinopel auf die westlichen Provinzen zurücktraten, befestigte sich die Selbständigkeit der in dieselben eingedrungenen germanischen Stämme. Ich weiß nicht, ob sich das Wort Kolonien auch hier anwenden ließe. Die Griechen hatten ihre kommerziellen Pflanzungen, durch welche sie ihrer Kultur in einer fremden Welt Raum verschafften. Die Militärkolonien der Römer haben unendlich viel dazu beigetragen, ihre Macht zu befestigen und ihre Kultur nach allen Seiten hin auszubreiten. Die germanischen Ansiedelungen sind nicht aus bewußtem Vorbedacht hervorgegangen, aber sie lassen sich doch, wenn ich nicht irre, als gleichartig betrachten, insofern sie dem von den Römern gefährdeten germanischen Leben, nachdem es in langen Kämpfen gerettet worden war, das Übergewicht im Occident verschafften.

Ganze Provinzen wurden occupiert und eine Vermischung mit dem volkstümlichen Bestandteil der alten Welt hervorgebracht.

In Bezug auf die allgemeine Kultur verhielten die Germanen sich receptiv, aber zugleich durchdrangen sie die Völkerelemente, mit denen sie verschmolzen, mit frischem Leben.

In dem Konflikt der weltgeschichtlichen Kräfte bilden sich neue Nationen.

Ich will versuchen, den Ursprung dieser Umgestaltung in kurzen Zügen zu schildern.

Vor allem ziehen dann die kirchlichen und politischen Verhältnisse der Westgoten unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Sie wurden von denselben Gefahren bedroht, denen die Ostgoten unterlegen waren.

Justinian hatte den Plan gefaßt, das römische Reich auch in Spanien wieder herzustellen. Theudis, der nach dem Tode Theoderichs die höchste Gewalt in Händen behielt, machte sich darüber keine Illusionen; er nahm Partei für die Ostgoten in Italien; er unterstützte Ildebald, der sein Neffe war, bei der Erhebung gegen Belisar; einer Empörung in Afrika gegen das römische Imperium lieh er seinen Beistand und griff Ceuta, wo die Römer Fuß gefaßt hatten, mit seinen Streitkräften an. Er hat es einmal genommen, aber nicht behaupten können. Die Machtstellung des Theudis steht den Bewegungen des Totila ergänzend zur Seite. So lange sich der eine hält, hatte der andere nichts zu fürchten; nachdem aber Totila besiegt war, so wendet sich der Unternehmungsgeist Justinians direkt gegen die pyrenäische Halbinsel,

wo ihm dann der Zustand der königlichen Gewalt, die nirgends unsicherer war als bei den Westgoten, zu statten kam.

Justinian wurde selbst von einer Faktion, die sich einem gewaltsamen König, des Namens Agila, widersetzte, zu Hülfe gerufen. An ihrer Spitze stand Athanagild, der überhaupt eine Stellung einnahm, wie die Fürsten der Ostgoten und Vandalen vor ihrer Katastrophe. Der Patricius Liberius unterwarf im Jahre 554 die Küste Spaniens; es war der Moment der größten Macht Justinians. Darüber aber trat ein Umschlag in Spanien ein. Aus den kurzen und einsilbigen Nachrichten, die uns über diese Vorfälle erhalten sind, entnehmen wir doch, daß die Westgoten Agila erschlugen und zu Athanagild übergingen, nicht etwa weil er mit Justinian verbündet war, sondern um an ihm einen Rückhalt gegen den Kaiser zu finden. Athanagild wurde König der Westgoten; er gelangte zu allgemeiner Anerkennung und setzte sich dann den Oströmern entgegen. Aber ihr weiteres Vordringen konnte er nicht mehr verhindern; sie nahmen wichtige Städte, wie Corduba und besonders die Hafenplätze an der atlantischen Küste, in Besitz.

In dieser Gefahr kamen den Westgoten die Veränderungen, welche in Konstantinopel mit der Thronbesteigung Justins II. eintraten, aus der dann die Erneuerung des persischen Krieges folgte, zu statten, noch mehr aber die Invasion der Langobarden in Italien. Der langobardische und der persische Krieg verhinderte die Oströmer, gegen die Westgoten energisch vorzugehen. Unter diesen trat im Jahre 569 der tapfere und einsichtige Leovigild auf, welcher ihrer Macht eine neue Begründung auf der alten Basis gegeben.

Die Zeitgenossen bezeichnen es als wunderbar, wie er sich unter den empörerischen Großen dennoch die oberste Macht verschafft habe. Mit der Kraft des Reiches wandte er sich nach Süden gegen die Oströmer. Zuerst verjagte er sie aus dem Gebiete von Malaga und kehrte als Sieger heim. Des festen Assidonia bemächtigte er sich infolge eines Verrates und ließ die Besatzung, die hier, wie so oft in Italien, unter dem Namen der römischen Miliz erscheint, niederhauen. So drang er auch in Corduba zur Nachtzeit ein, vernichtete die Besatzung; die Stadt wurde wieder eine gotische. Viele Kastelle samt ihren ländlichen Umwohnern kehrten unter seine Botmäßigkeit zurück.

Noch andere Unternehmungen werden erwähnt, deren Objekte sich nicht wohl entziffern lassen. Die Meinung der älteren Spanier war, daß es ebenfalls Orte, die von den Griechen occupiert waren, gewesen seien. Und wenn sie dann den Zug des Königs nach Cantabrien von einem Stillstand, den er mit den Griechen geschlossen, herleiten, so möchte man an die Notiz erinnern, nach welcher die Flotte der Griechen bis nach Bordeaux gedrungen ist und sich Cantabriens bemächtigt hatte.

Noch aber bestand neben den Westgoten auf der pyrenäischen Halbinsel das kleine Reich der Sueven unter mächtigen Königen, Carrarich, Theodemir, Miro, die sich von den Westgoten besonders dadurch unterschieden, daß sie

bereits zum Katholicismus übergegangen waren. Aus den Berichten über die Konzilien, welche die suevischen Könige um sich versammelten, entnehmen wir, daß sie noch ein sehr ausgedehntes Gebiet inne hatten, zu dem Porto, Lamego, Coimbra, Braga, Astorga, überhaupt Gallicien und Portugal gehörten. Man pflog dort über die Abgrenzung der Metropolitanbezirke Beratung. Daraus, daß den Versammelten Abschriften orientalischer Konzilienbeschlüsse zugefertigt worden sind, darf man schließen, daß sie sich an die Kirchengemeinschaft des Orients anschlossen. Für Leovigild, der noch ein Arianer war, lag eine Gefahr darin, wenn die katholische Kirche in seiner unmittelbaren Nähe zu einer starken Repräsentation gelangte. Er mag dadurch veranlaßt worden sein, zu Toledo, wo er selbst seinen vornehmsten Sitz aufgeschlagen hatte, ein Konzil zu versammeln, auf welchem er noch einmal den verzweifelten Versuch machte, die Arianer, die er selbst als Katholiken bezeichnete, und die Anhänger des römischen Glaubens miteinander auszusöhnen. Bisher waren die Arianer die strengeren gewesen; sie nötigten die Römischgläubigen, wenn sie in Gemeinschaft zu ihnen treten sollten, zu einer erneuerten Taufe. Das veranlaßte nun aber Mißverständnisse aller Art, von denen die königliche Familie selbst heimgesucht wurde. Die Tochter eines Frankenkönigs, Ingundis, welche mit dem Sohne Leovigilds, Hermenegild, vermählt war, wurde gemißhandelt, weil sie sich einer neuen Taufe nicht unterwerfen wollte. Darüber trat jene Synode in Beratung; die Arianer waren auf derselben sehr stark vertreten, und einige der römisch gesinnten Bischöfe schlossen sich ihnen an, so daß eine Formel zustande kam, nach welcher man sich zu einer Erleichterung der Ceremonie beim Übertritt verstand und selbst ein Glaubensbekenntnis entwarf, das beide befriedigen zu können schien. Viele jedoch widerstrebten schon in der Versammlung selbst, noch mehr, als sie nach Hause gekommen waren; der König hielt sich, auf die Beschlüsse seines Konzils gestützt, für berechtigt, die unfügsamen Bischöfe von ihren Sitzen zu verjagen; er verhing über sie und über ihre Anhänger die widerwärtigsten Verfolgungen. Man sieht einen mächtigen Fürsten, der den Bestand des Reiches wieder hergestellt hatte, auf das eifrigste bemüht, die Lehre, die sich seit Ulfila bei den Westgoten fortgepflanzt hatte, aber seitdem fast überall niedergedrückt war, in Spanien zur überwiegenden Geltung zu bringen. Aber die innere Entzweiung, die er dadurch wieder veranlaßte, machte dann auch wieder die äußeren Verhältnisse zweifelhaft. Sein eigener Sohn Hermenegild wurde von Ingundis bewogen, mit den Oströmern, die in den südlichen Provinzen noch immer mächtig waren, in Verbindung zu treten und von dem Vater abzufallen. Leovigild wußte die Anfälle des konstantinopolitanischen Heeres anfangs durch Geldgeschenke zu hintertreiben; später gelang es ihm, sie in einer Feldschlacht zu besiegen. Sein Sohn mußte sich ihm ergeben und wurde nie wieder eigentlich frei, so daß er als Gefangener umkam, während Ingundis in den Händen der Griechen blieb. Aber ihre hohe Geburt und der religiöse Hader, der sich jetzt entspann,

brachten es zu einer Schilderhebung der Franken zu ihren Gunsten. Es kostete jedoch dem Leovigild nicht viel Mühe, sie, unterstützt von seinem Sohne Reccared, aus dem narbonnensischen Gebiet wieder zurückzutreiben. In diesem Konflikt haben sich die unabhängigen Stämme der nördlichen Provinzen nochmals erhoben; allein gegen das kriegsgeübte Heer, das aus Gallien herangezogen wurde, vermochten sie nicht Stand zu halten; wir wissen, daß die Stadt Vittoria ein Denkmal dieses Sieges ist. Dann wandte sich Leovigild gegen die Sueven. Es läßt sich nicht mit Deutlichkeit nachweisen, welche Rolle ihr Fürst Miro in den Zwistigkeiten Leovigilds mit seinem Hause und in seinem Lande spielte. Von den beiden wichtigsten Zeugen über diese Begebenheit versichert der eine, der einheimische Johann von Biclaro, Miro habe dem westgotischen König zur Unterwerfung seines Sohnes, der damals in Sevilla belagert wurde, Beistand leisten, der andere, der Franke Gregor, er habe vielmehr den Sohn entsetzen und befreien wollen. Daran aber kann kein Zweifel sein, daß Miro dem gewaltigen und in mannigfaltige Händel verwickelten westgotischen König versprochen hat, niemals die Waffen gegen ihn zu tragen. Bei Miros Tode trat auch dessen Nachfolger Eborich oder Eurich in diese Verpflichtung ein. Gegen Eurich aber, der noch ein Knabe war, erhob sich ein suevischer Häuptling, des Namens Andeca. Er nahm die Witwe Miros zur Gemahlin und bemächtigte sich des Thrones. Ich lasse dahingestellt, inwiefern der religiöse Gegensatz dazu beitrug oder nicht. Es ist genug, die einfachen Worte zu wiederholen, mit denen der gotische Chronist dieses Ereignisses gedenkt: König Leovigild, sagt er zum Jahre 584, verwüstet Gallicien, nimmt Andeca gefangen und beraubt ihn seines Reiches; das Volk der Sueven, ihren Schatz und ihr Land bringt er in seine Gewalt und macht es zu einer Provinz von Gotien. Der arianische Herrscher bezwang dergestalt allenthalben die Hinneigungen zum Katholicismus, die zugleich Verbindungen mit den beiden vornehmsten Feinden des Reiches, den Griechen und den Franken, in sich schlossen. Es hatte das Ansehen, als sei der Arianismus noch nicht ohne alle Aussicht für den Occident, da er Spanien beherrschte, die Langobarden ihn, namentlich unter Authari, streng festhielten. Was ihm aber im Wege stand, war die Gewaltsamkeit, mit der er behauptet werden mußte. Die Bevölkerungen konnten unmöglich beistimmen, da er mit einem nicht nationalen Elemente verbunden war. Allgemeine Freude erregte es, als der Sohn und Nachfolger Leovigilds, Reccared, gleich im Anfang seiner Regierung sich auf die andere Seite neigte. Reccared war durch seinen Aufenthalt im südlichen Gallien auf den Konfinien beider Reiche, wo das katholische Bekenntnis am eifrigsten verfochten wurde, von einer Sympathie für dasselbe ergriffen worden. Überhaupt giebt es in dem Kampfe der Konfessionen Momente, in welchen die eine in der öffentlichen Meinung emporkommt, die andere zurücktritt. Ein solcher trat jetzt zu Gunsten des Katholicismus ein. Reccared begann damit, die von Leovigild geraubten und dem Fiskus zuerkannten Güter zurückzugeben. Gegen die arianischen Bischöfe

übte er noch keine Gewalt aus; er suchte sie durch freundschaftliches Gespräch zu bekehren. Er selbst erklärte sich für katholisch im Sinne der römischen Kirche und erwies sich als ein eifriger Förderer der Klöster und Kirchen. Es konnte nicht anders sein, als daß sogleich eine arianische Gegenwirkung eintrat. Bischöfe und Große verbündeten sich gegen den König. Aber schon war das Königtum zu stark geworden; es warf die Empörer nieder; den vornehmsten unter ihnen wurden die Hände abgehauen. Im vierten Jahre seiner Regierung berief Reccared das in der spanischen Geschichte epochemachende Konzil von Toledo, wo sich alle Bischöfe von Spanien, eingeschlossen die suevischen von Gallicien und die jenseit der Pyrenäen wohnenden, die noch gallische genannt werden, versammelten. Dieser Versammlung übergab Reccared ein durchaus katholisches Bekenntnis und machte für jedermann ein ähnliches zur Bedingung der Reichsangehörigkeit. Indem er die Bischöfe für sich gewann, vermehrte er zugleich ihre Rechte der höchsten Autorität gegenüber. Reccared war von Natur friedlich und gewissenhaft. Weder mit den Franken noch mit den Griechen, die ja demselben Bekenntnis angehörten, liebte er es, Krieg zu führen. Wenn er einmal in Septimanien mit den burgundischen Franken feindlich zusammentraf, so beruht das darauf, daß ein paar fränkische Grafen den Arianern, die sich empörten, zu Hülfe kamen. Sie wurden mit einander geschlagen. Man muß diese Regierung als ein Moment in der allgemeinen Geschichte des Occidents betrachten. Das Übergewicht der Katholicität, das soeben durch Leovigild bedroht worden war, wurde dadurch befestigt. Sehr bemerkenswert ist, daß ein Freund und Genosse Gregors des Großen, Leander, damals Bischof von Sevilla, wesentlich dazu beigetragen hat. Auch mit Gregor selbst stand Reccared in bestem Vernehmen. In Konstantinopel war man sehr einverstanden damit, zumal da das westgotische Reich noch an seinen Küsten von oströmischen Besatzungen umfaßt war. Das Verhältnis gehört zu der Machtfülle und dem Ansehen, welches Kaiser Mauricius besaß. Nicht so enge aber waren die politischen und religiösen Verhältnisse verbunden, daß sie nicht durch Ereignisse so schrecklicher Art, wie die Katastrophe des Mauricius war, von einander hätten getrennt werden sollen. Das religiöse Verhältnis blieb intakt, das politische änderte sich von Grund aus. Wie die Empörung des Phokas gegen die Bedingungen der äußeren Macht des oströmischen Reiches gerichtet war, so hatte sie auch ihre Wirkungen eben in den äußeren Verhältnissen. Diese stellten sich nicht wieder her, als Phokas bereits im Jahre 610 gestürzt wurde: denn der persische Krieg hörte damit nicht auf. Heraklius, der an die Stelle des Phokas trat, hatte sein Lebenlang mit den Persern zu kämpfen, was dann den Occidentalen, namentlich auch den Westgoten freie Hand gegen ihn gab. Schon Witterich, der zwei Jahre nach Reccareds Tod den Thron bestieg, erneuerte den Krieg gegen die römisch-griechischen Besatzungen; er verjagte sie aus Segontia. Noch energischer aber griff Sisibut, der vom Jahre 612 bis 621 regierte, die Griechen an. Der Besitz der Oströmer dehnte sich

sowohl an der östlichen als der westlichen Küste von Spanien noch immer recht bedeutend aus. König Sisibut hat den römischen Patricius Cäsarius aus den Plätzen am Mittelmeer vertrieben. Kaiser Heraklius mußte sich darein fügen. Dann hat der Nachfolger Sisibuts, Swinthila, die Griechen auch aus der Südspitze von Algarbien verjagt.

Wir vernehmen, ein Patricius sei angelangt, um diese Besitzung zu verteidigen, jedoch mit so schwachen Kräften, daß er selbst gesehen habe, er werde sich den Goten gegenüber nicht behaupten können; er sei zufrieden gewesen, als ihm Swinthila freien Abzug gestattete; so sei diese Küste im Jahre 624 in den Besitz der Westgoten gekommen und die ganze pyrenäische Halbinsel unter Einem Scepter vereinigt worden. Religiös und politisch bildete Spanien seitdem eine Einheit.

Wenden wir unsern Blick nach Italien, wo sehr ähnliche, obwohl wieder sehr abweichende Verhältnisse sich begründeten.

Die Invasion der Langobarden in Italien war in dem Kampfe der romanischen und der germanischen Elemente insofern von entscheidender Wichtigkeit gewesen, als sie dem Vordringen der in dem römischen Kaisertum von Byzanz vereinigten Streitkräfte ein unüberwindliches Bollwerk entgegensetzte. Ihre Einrichtungen konnten besonders in den transpadanischen Gegenden nicht anders als eine Wiederbelebung der von den Goten begründeten Zustände sein; sie verfuhren hiebei mit der größten Härte und Gewaltsamkeit.

Von den vornehmsten Römern wurden viele geradezu umgebracht, so daß ihre Besitzungen ohne weiteres an die Sieger fielen; die übrigen wurden angehalten, an die einzelnen langobardischen Herren, denen man sie zuwies, den dritten Teil des Ertrages von Grund und Boden abzuliefern. Von eigentlichen Landverteilungen wird nichts gemeldet und konnte kaum die Rede sein. Überhaupt kommt bei den Langobarden auf Einrichtungen dieser Art wenig an; ihr ganzes Dasein war an den fortdauernden Krieg gebunden.

Das lombardische Königtum war, wie es bestand, aus dem Ducat hervorgegangen; die Obersten der langobardischen Kriegsmannschaften, welche sich der verschiedenen Hauptfestungen bemächtigt hatten, an und für sich selbständig und so gut wie souverän, fühlten doch, daß sie einzeln überwältigt werden würden, und wählten sich ein Oberhaupt, dessen wesentlicher Beruf dann zunächst darin bestand, die Impulse der Kriegführung nach der einen oder anderen Seite hin zu lenken.

Wir wissen, wie gefährdet die Existenz des noch in seinen Anfängen begriffenen lombardischen Königsreichs einem Kaiser wie Mauricius gegenüber war. Hätte Mauricius die Avaren besiegt und ein freundschaftliches Verhältnis mit den Franken hergestellt, so würde er unfehlbar die Langobarden niedergeworfen haben. Den Langobarden vor allen kam die Katastrophe des Mauricius zu statten. Unmittelbar nach dem Tode desselben begrüßte Agilulf

den neuen Imperator Phokas durch eine Gesandtschaft, die dann, von dessen Gesandten begleitet, ihm kaiserliche Geschenke zurückbrachte. Zuvörderst wurde Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, der bald darauf zu einem Frieden mit dem Exarchen von Ravenna führte.

Vielleicht nicht minder wichtig war es, daß die Franken, die sich nun vollends aller Verpflichtungen, die sie einst gegen den Hof von Konstantinopel eingegangen waren, enthoben fühlten, einen Frieden auf immer mit den Langobarden schlossen. Im Cirkus von Mailand wurde die Thronfolge für den Sohn Agilulfs feierlich ausgesprochen im Beisein des Gesandten des Königs Theodebert, der seine Tochter mit dem Sohne Agilulfs, Adaloald, verloben ließ.

Hierauf erst von beiden Seiten gesichert, konnte die langobardische Macht sich fest begründen und über Italien ausbreiten.

Agilulf war mit der bayrischen Fürstentochter Theudelinde vermählt, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls Authari durch ihr Wort die Erhebung Agilulfs zu ihrem Gemahl und diesem den Vorzug vor allen anderen Herzögen verschafft hatte. Er lehnte sich auf den Beistand der Germanen nicht allein in dem eigentlichen Reiche der Franken, sondern auch der germanischen Vasallen derselben. Er ist meines Erachtens als der eigentliche Begründer des langobardischen Reiches anzusehen.

Unter Agilulf wurden die Langobarden Meister von Oberitalien; sie nahmen Cremona, Mantua, Padua und Verona ein, eroberten also den östlichen Teil der Lombardei. Noch unter Arioald, dem Gemahl der Tochter Agilulfs und Theudelindens — denn Adaloald war nach kurzer Regierung wieder abgesetzt worden — wurde ein Gesetz gegeben, um jede Vermischung mit den Römern zu verhindern. Nach Arioalds Tode durfte sich Theudelindens Tochter wieder einen Gemahl wählen; es ist Rothari.

Rothari erscheint als der wahre Nachfolger Agilulfs, dessen Unternehmungen er nach verschiedenen Seiten fortsetzte. Er ist es, durch welchen die ligurische Küste dem Kaiser von Konstantinopel entrissen wurde. Als seine vornehmste Handlung aber darf man ansehen, daß er mit dem an sich sehr unternehmenden und thätigen Exarchen von Ravenna einen entscheidenden Kampf im offenen Felde bestand, den ersten wieder seit der Niederlage des Tejas. Die Goten waren geschlagen worden; die Langobarden erfochten einen vollständigen Sieg, bei dem 8000 gefallene Römer gezählt worden sein sollen, am Fluß Skultenna, dem heutigen Tanaro, einen Sieg, durch welchen das Exarchat auf bestimmte Grenzen eingeschränkt wurde. Ein Akt der Selbständigkeit ist es, wenn Rothari im Jahre 643 unter dem Beirat der Primaten und Judices und unter Zustimmung des gesamten Heeres ein Gesetzbuch promulgierte, welches an Stelle der ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten treten sollte.

Ganz im Gegensatz gegen Theoderich den Ostgoten vermeidet Rothari alle auf das römische Recht gegründeten Bestimmungen. Sein Gesetzbuch bezieht

sich auf die Langobarden und die mit ihnen eingewanderten Germanen allein. Dabei treten dann zwei Momente hervor: die kriegerischen Rechtsgewohnheiten der Langobarden, unter anderem auch die gerichtliche Bedeutung des Zweikampfes, das Recht der persönlichen Rache werden bestritten oder wenigstens ermäßigt. Man kann das vielleicht als den ersten moralischen Einfluß der veränderten Weltstellung auf die Sieger selbst betrachten. Vornehmlich wird auch der königlichen Gewalt größere Sicherheit gewährleistet. Vergehungen gegen den König werden mit den härtesten Strafen belegt.

Es ist ein Akt des kriegerischen Königs und seines Heeres noch inmitten des Kampfes.

Noch war an eine Vereinigung der Langobarden mit den Unterworfenen nicht zu denken, da sie durch die Religion geschieden wurden. Neben den katholischen Bischöfen, welchen die einheimische Population anhing, bestanden allenthalben auch arianische, zu denen die eingedrungenen Germanen sich hielten; ein Zustand, der mit der Zeit immer unhaltbarer wurde, da der Katholicismus nicht allein in Gallien herrschte, sondern auch in Spanien. Westgotische Könige haben die Langobarden ermahnt, ihrem Beispiele zu folgen. Das war aber unmöglich, so lange der römische Bischof nur den Kaiser von Konstantinopel in Rom vertrat. Allmählich aber veränderte sich dies Verhältnis von Grund aus.

In der Epoche des Heraklius hat einer der Exarchen die Schätze des lateranensischen Palastes sich mit Gewalt angeeignet, weil ohne dieselben die den Langobarden gegenüberstehenden Truppen nicht besoldet werden könnten. Von Konstantinopel war damals so wenig Beihülfe zu erwarten, daß vielmehr der Exarch einen Teil der Schätze dem Kaiser gesandt hatte, ihn zu unterstützen. Bei Vorgängen dieser Art konnte die enge Verbindung zwischen Rom und Konstantinopel nicht mehr bestehen.

Im Jahre 649 trat bereits ein Papst ein, der nichts davon hören wollte, daß er vom Kaiser in Konstantinopel bestätigt werden müsse. Die Pflicht wurde zwar wieder hergestellt, aber die Identität der Interessen des Kaisertums und des Papsttums hörte allmählich auf. Dann gab es keine politische Schwierigkeit mehr, die den Übertritt der Langobarden überhaupt zur Religion der Landeseingeborenen verhindern konnte. Schon Rothari trug kein Bedenken, den Papst Theodorus um Bestätigung der Privilegien des Klosters Bobbio zu bitten. Wir finden bald darauf langobardische Könige, die als gute Katholiken gelten.

Dagegen blieb das feindselige Verhältnis zu Konstantinopel auch fortan bestehen. Dennoch ist es einem Kaiser in den Kopf gekommen, den Sitz des Reiches wieder nach Italien zu verlegen. Es war Constans, der in den Wirren nach dem Tode des Heraklius zum Thron gelangte. Dazu hätte aber wenigstens die unbestrittene Herrschaft in Unteritalien gehört, wo indes die Langobarden in Benevent ein kräftiges Herzogtum gegründet hatten, das damals mit der königlichen Würde verbunden war. Grimoald hatte

dieselbe in Besitz genommen. Es kam so weit, daß die Oströmer Benevent belagerten.

Ich wiederhole die sagenhafte Tradition nicht, die sich über die Rückkunft Grimoalds und die Kämpfe, die dann erfolgten, gebildet hat. Wichtiger ist es, sich eine Vorstellung von dem eigentlichen Vorhaben des Constans zu bilden. Er ging von Neapel, das noch immer griechisch geblieben war, nach Rom. Die offizielle Geschichte der Päpste berichtet die Ceremonien, mit denen er empfangen worden sei, und die Handlungen der Devotion in St. Peter und den anderen Stätten religiöser Verehrung, die er in Rom vollzog; das von Phokas der Kirche geschenkte Pantheon forderte er nicht zurück, aber er nahm die Kuppelbekleidung von vergoldeter Bronze von diesem nunmehr christlichen Heiligtum. Daß er in Rom selbst zu bleiben beabsichtigt, läßt sich doch kaum denken; er hielt sich nur zwölf Tage daselbst auf.

Unleugbar scheint es, daß er Sicilien zum Mittelpunkt einer selbständigen Griechenherrschaft, die zugleich eine Seeherrschaft war, zu machen gedachte; sie sollte sich über Sardinien, Afrika und das südliche Italien erstrecken; wahrscheinlich, daß er sich Benevents durch die ihm als Geisel überantwortete Tochter Grimoalds versichern wollte, was ihm jedoch nicht gelang. Die Langobarden nahmen auch Brundisium in Besitz.

Die Gesetze des Rothari sind von Grimoald erneuert und verbessert, die Inhumanitäten der alten langobardischen Gewohnheiten noch weiter beseitigt, dem römischen Recht wieder ein größerer Wirkungskreis eingeräumt worden. Nicht mehr gehindert von Rom und ohne Eingriffe der Griechen konnten sich nun die Langobarden in dem Gebiet, das sie inne hatten, befestigen. Wie die Religion, so schloß sich auch die Rechtsverwaltung, wenigstens die privatrechtliche, allenthalben an die Vorbilder der alten Zeit an. Die Grundlagen der altrömischen Kultur bestanden fort; wie hätten sie zerstört werden können, da die Religion angenommen und die Rechtsverfassung, wenngleich nur in den eigentlich romanischen Kreisen, aufrecht erhalten wurde. Daß die römische Städteverfassung, welche den religiösen sowie den gemeinrechtlichen Instituten entsprach, fortbestanden habe, halte ich für gewiß. Die Beweise, die dafür von einem der Meister der historischen Rechtsgelehrsamkeit im einzelnen aufgestellt worden sind, mögen mancherlei gelehrter Einrede unterworfen sein; aber die Anschauung ist eine richtige. Sie bewährt sich auch in Beziehung auf die grammatischen Studien und den Unterricht überhaupt. Es konnte geschehen, daß sich die Einheimischen mit den Eingewanderten zu einer Nationalität vereinigten; der Hof von Pavia wurde ein Sitz künstlerischer Bestrebungen und litterarischer Kultur. Doch war die Herrschaft der Langobarden mit der der Ostgoten nicht zu vergleichen. Sie entwickelte sich nicht allein im Kampfe gegen die griechischen Kaiser; sie war auch keineswegs einheitlich und von einem überwiegenden Oberhaupt geleitet. Einen eigentümlichen Charakter empfing das Langobardenwesen durch das Verhältnis der Herzogtümer, welche selbst einen mehr stabilen Charakter hatten, als das

Königtum, das zwar aus ihnen hervorgegangen war, aber von ihnen unaufhörlich bekämpft wurde. Bemerkenswert ist die Stellung der Herzogtümer in Bezug auf die Nachbarländer. In den Alpen bestanden den Franken gegenüber die Herzogtümer Turin und Jvrea; in den letzteren hat man immer eine langobardische Descendenz vorausgesetzt.

Fast mehr zur Verbindung mit den transalpinischen Nachbarn als zur Abwehr diente das Herzogtum Trient; Garda scheint eine langobardische Benennung zu sein. Um Rom her erhoben sich die Herzogtümer Spoleto und Benevent. Das erste, das sich zu beiden Seiten des Apennin erstreckte, umfaßte die aus der ältesten Geschichte wohl bekannten Gebiete der Umbrer, Marser, Peligner, Vestiner, das zweite Samnium und Campanien. Wir berührten soeben, wie wacker es sich gegen das Eindringen der Griechen verteidigte, welche von der Seeküste vordrangen und Neapel inne hatten. Das Herzogtum Friaul war mit seinen zahlreichen Kastellen dazu bestimmt, die von der Balkanhalbinsel vordringenden Avaren und Slaven zurückzuweisen. Denn darin liegt das Unterscheidende dieser Epoche, daß die Balkanländer größtenteils in die Hände der Avaren, Bulgaren und Slaven übergingen. Das langobardische Reich hielt die Idee von Italien dadurch aufrecht, daß es die Alpen gegen die Franken, Friaul gegen die Avaren, Mittelitalien gegen die Exarchen, die südlichen Provinzen gegen das Reich von Konstantinopel verteidigte.

Die Gründung mächtiger und nahezu unabhängiger Herzogtümer bewirkte, daß sich die Einwohner um verschiedene Mittelpunkte her gruppierten. Dazu kam dann die Fortdauer der Autorität der Griechen im Exarchat sowohl wie in den südlichen Regionen. Aus dem Provinzialismus haben sich dann die städtischen Gemeinwesen erhoben; schon damals kam Venedig in Aufnahme.

Nochmals kehren wir zu dem westgotischen Reiche zurück, das nun auf dem eingeschlagenen Wege zu einer immer festeren Gestaltung gelangte.

Aus den stürmischen Bewegungen geistlicher und weltlicher Großen, welche die Lage eines Königs bei den Westgoten noch immer so gefahrvoll machten, wie jemals, erhob sich endlich im Jahre 642 König Kindaswinth.

König Kindaswinth ist eine anthropologisch merkwürdige Erscheinung; zwischen dem 80. und 90. Lebensjahre — er zählte bereits 79 Jahre, als er den Thron bestieg — gab er dem gotischen Staatswesen eine haltbarere Gestalt. Eben aus der Mitte der empörerischen Großen war er emporgekommen; lange Zeit ihr Genosse und Verbündeter, kannte er sie alle. In der fränkischen Chronik des Fredegar ist aufgezeichnet worden, mit welcher Schonungslosigkeit er ihnen seine Macht auflegte. Hunderte hat er umgebracht und seine Getreuen mit ihrem Vermögen ausgestattet, bis er endlich glaubte, es sei nun niemand mehr innerhalb der Landesgrenze, der auf Empörung sinnen könnte. Viele waren ausgewandert, namentlich nach Afrika, das damals den abgefallenen Großen einen sicheren Rückhalt darbot. Indem

Kindaswinth sie auch dort bekämpfte, verteidigte er zugleich die Integrität seines Reiches. Sein Sohn Receswinth stand ihm hiebei Zeit seines Lebens zur Seite und setzte ihn nach seinem Tode, jedoch mit minderer Härte, fort.

Diese beiden Könige nun haben sich dadurch ein unvergängliches Andenken gestiftet, daß sie ein zusammenhängendes Gesetzbuch, die Lex Wisigothorum, zustande brachten. Es ist der erste Versuch einer zusammenhängenden und alle Lebensverhältnisse umfassenden Gesetzgebung unter den Germanen, von jenem Breviarium Alarichs doch sehr verschieden, wie die Umstände, unter denen es zustande kam. Eigentliche germanische Rechtsbegriffe hat auch das neue Gesetzbuch nicht. Es beruht allenthalben auf dem römischen Rechte, wie denn überhaupt die Gelehrsamkeit durch die Erstarkung des Katholicismus in Spanien mächtig gefördert wurde. Jenem Leander, der auf die Beschlüsse von Toledo namhaften Einfluß ausübte, folgte auf den erzbischöflichen Stuhl von Sevilla Isidor, dessen Origines eines der bedeutendsten unter den Büchern sind, in denen eine umfassende Kunde über die mannigfaltigsten Gegenstände der Welt aus den Schriften des Altertums in die neue Epoche übertragen wurde — ein Kompilator, wie ihn die Zeit forderte. Einer Weltchronik hat er auch eine Geschichte der Westgoten hinzugefügt, aus der wir sehen, daß zwischen ihnen und den Einwohnern das beste Verständnis obwaltete. Geistlos darf niemand diesen Mann schelten; er stand auf der Höhe seiner Zeit. Wie mit aller Annäherung in der Idee doch auch ein starker Gegensatz gegen die Einwirkungen von Konstantinopel stattfinden konnte, wie ja die Könige mit den Kaisern in stetem Kriege waren, erkennt man aus der Äußerung Isidors, daß die Herrschaft der Goten von den in Spanien wohnenden Römern geliebt werde; den beschränkten Zustand unter deren Herrschaft ziehen sie der Vereinigung mit der Macht von Rom unter dem Drucke ihrer Auflagen vor. Man könnte den Gegensatz, der von jeher obgewaltet, nicht besser als durch diese Worte bezeichnen. Italien war durch die strenge Justinianische Verwaltung zur Verzweiflung gebracht worden, was dann der Invasion der Langobarden in einem großen Teile des Landes zu statten kam. So war es nun auch in Spanien eben die Besorgnis vor dem Drucke jener Zustände, wodurch das Volk veranlaßt wurde, sich den gotischen Königen gegen die Macht von Konstantinopel anzuschließen. Darauf beruht die Geschichte des westgotischen Spaniens in der zweiten Hälfte des 6. in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die Gewaltsamkeiten der Erhebung und Absetzung der Könige waren vorübergehend. Man wollte nicht wieder römisch werden. Jene Anwesenheit des Kaisers Constans in Sicilien, von wo er die Inseln und Afrika beherrschte, die auf demselben Finanzsystem beruhte, konnte nicht anders als den Widerwillen der Bevölkerung von Spanien gegen sie hervorrufen, und auf diesem beruhte das Gesetzbuch des alten Kindaswinth. Es ist wohl nicht zufällig, daß die römische Gesetzgebung herübergenommen, ihres vornehmsten Begründers aber, Justinian, Erwähnung zu thun vermieden wird. Eben dazu war das Gesetzbuch bestimmt, den direkten

Einfluß der römischen Jurisprudenz zu beseitigen. Wir wollen — heißt es darin — von den römischen Gesetzen nicht behelligt werden. Eine Bezugnahme auf das eigentlich römische Gesetzbuch wurde bei schwerer Strafe verboten, wie man oftmals gesagt hat, einmal sogar bei Todesstrafe. Man verbarg sich nicht, daß doch Fälle vorkommen konnten, für welche in dem wisigotischen Gesetzbuch keine Vorsehung getroffen war. In solchen Fällen sollte an den König rekurriert werden. Es war eben ein neues Moment, auf welchem dessen Macht beruhte. Aber noch eine andere Bestimmung von großer Wichtigkeit enthält das Gesetzbuch. Wenn in dem Breviarium die Verheiratungen zwischen romanischen und gotischen Geschlechtern verboten waren, so wurde dies Verbot durch Kindaswinth und Reciswinth aufgehoben.

Vermählungen dieser Art sollten rechtskräftig sein, wenn sie mit Bewilligung des Comes eingegangen wurden. Eben darauf beruhte die Macht des Reiches, daß die beiden Populationen sich untereinander aussöhnten. Kein Zweifel, daß die hohe Geistlichkeit hiebei zu großem Ansehen gelangte. Spanien ist eigentlich das erste Land, in welchem die Konzilien zugleich mit den geistlichen auch über weltliche Angelegenheiten in Beratung traten, wogegen dann festgesetzt wurde, daß auch der Klerus dem weltlichen Gesetze unterworfen sei. Kaum ein halbes Jahrhundert nach diesen Festsetzungen traten Ereignisse ein, durch welche eine fremde und fremdartige Nation die pyrenäische Halbinsel sich unterwarf. Aber die geistliche und weltliche Ordnung der Dinge, die unter den letzten gotischen Königen begründet worden, wurde damit nicht zerstört; diese bestand vielmehr immer fort und hat zur Rekonstruktion des Landes in späterer Zeit wesentlich beigetragen.

Das wichtigste Moment lag in der religiösen Vereinigung mit den Eingeborenen. Die christliche Kirche umfaßte alles geistige Leben der Epoche. Dies war nicht so sehr in dem Triebe der Produktion, welcher alle Annäherung ausgeschlossen haben würde, als in einer expansiven Bewegung, die eine solche zuließ, begriffen. Es ist ein Ereignis ohne Gleichen, daß die Überwinder nicht allein die Religion, was schon geschehen war, sondern die Konfession von ihren Unterthanen annahmen.

Die Nationen koalescierten, die politischen Institute der Germanen verschmolzen, indem sie die administrativen und rechtlichen Einrichtungen der Römer möglichst schonten, nicht jedoch ohne sich dem Reiche von Konstantinopel entgegenzusetzen, zugleich mit den kirchlichen des katholischen Christentums zu einer Einheit, welche Leben und Kultur beherrschte und fortpflanzte.

Hüten wir uns aber, die Epoche zu überschreiten, in der sich diese Umwandlung in Italien und Hispanien vollzog. Die Triebe, welche die Geister fermentierten, wirkten auch noch bei der Neugestaltung der beiden wichtigsten occidentalen Länder des altrömischen Reiches, Gallien und Britannien mit, die nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die merowingischen Könige in Gallien. Die Sachsen in Britannien.

Wir haben der ersten, sehr eigenartigen Festsetzung der Franken in Gallien bereits gedacht. Die Vereinigung der römischen Bevölkerung mit den Franken in religiöser Hinsicht war nicht aus einer Rückwirkung der Provinzialen auf die Eroberer hervorgegangen, wie das der Fall gewesen wäre, wenn sich etwa die burgundischen Könige zur Konfession der unterworfenen Bevölkerung bekehrt hätten, sondern die Bekehrung war aus dem Entschluß des Frankenkönigs entsprungen, der sich an die Spitze des gallo-römischen Klerus stellte und dessen Bekenntnis zum allgemeinen des Landes machte. Das Königtum Chlodwigs trat unmittelbar an die Stelle des Kaisertums und wurde von der katholischen Bevölkerung selbst in seinem Emporkommen unterstützt.

Eine Zeit lang durch den Einfluß der Ostgoten zurückgehalten, hatten die Franken bei und nach dem Sturze derselben bereits die Stellung einer großen Macht erworben. Sie griffen in die Völkerkämpfe in Italien selbständig ein. Hier wurden sie noch einmal von den Oströmern zurückgedrängt, aber unaufhörlich behaupteten sie sich doch in großem Ansehen. Ein austrasischer König, Theodebert, hatte sogar einmal den Gedanken gefaßt, dem oströmischen Kaiser die Weltherrschaft streitig zu machen. Wohin würde die fränkische Macht gelangt sein, wenn sie sich nach innen und außen einheitlich entwickelt hätte? Das wurde aber durch die Natur derselben unmöglich.

Unter allen Einwirkungen der germanischen Ideen war keine eingreifender, als die Anwendung des germanischen Erbrechts auf die höchste Gewalt, die sogleich an einzelne Territorien angeknüpft wurde und das gesamte Gebiet in kleine Königreiche zersetzte. Die Könige gerieten in mannigfaltige Zerwürfnisse untereinander. Anfangs ist dadurch das Ansehen der Frankenherrschaft nicht gemindert worden. Sehr merkwürdig ist es doch, wie Agathias diese schildert. Er hebt den Unterschied zwischen den anderen gewaltsam eingedrungenen Völkern, die er als wandernde bezeichnet, und den seßhaften Franken mit guter Zucht und Sitte, die der römischen gleichkomme, hervor, und vor allem die Eintracht, in der sie bei geteilten Herrschaften mit einander leben; niemals sei es zwischen ihnen zu innerem Blutvergießen gekommen; zwar fehle es nicht an Streitigkeiten zwischen den Fürsten; zuweilen rüsten sich ihre verschiedenen Scharen und rücken zu offenem Kampfe vor; sowie aber ein Heerhaufe des anderen ansichtig wird, lassen sie ihre Feindseligkeiten fallen; sie fordern ihre Fürsten auf, ihre Streitigkeiten rechtlich zu schlichten und, wäre dies nicht zu erreichen, sie durch einen persönlichen Zweikampf unter einander abzumachen, ohne ihr Volk dadurch zu

Grunde zu richten: denn es würde sich nicht geziemen, ihrer besonderen Zwistigkeiten wegen das Gemeinwesen zu zerstören. Diesen Eindruck machten die fränkischen Fürstentümer von außen angesehen. Man kannte die Zwistigkeiten, die zwischen ihnen ausbrachen; aber sie traten dem Ansehen der fränkischen Kriegsgenossenschaft gegenüber zurück, die trotz ihrer Teilung der Provinzen sich als eine Einheit fühlte und behauptete. Noch einmal vereinigte Chlotar I. die sämtlichen fränkischen Besitzungen in seiner Hand; nach seinem Tode trat eine Teilung ein, die infolge der seitdem gemachten Erwerbungen größere Dimensionen annahm, als die frühere, und verschiedenartigere Elemente vereinigte.

Es wurden vier Königreiche gebildet: Paris, Orleans, Soissons und Metz. Paris wurde dem ältesten der Brüder, Charibert, zu Teil. Sein Königreich umfaßte Tours, Poitiers, Bordeaux, Bayonne. Der zweite Sohn, Guntram, erhielt Orleans, welches zugleich Burgund in sich begriff und unter diesem Namen erscheint. Seine Herrschaft umfaßte Troyes, Langres, Auxerre, Lyon. Dem dritten, Sigibert, fiel Metz und Rheims mit den überrheinischen Gebieten zu. Der vierte, Chilperich, empfing Soissons und Tournay, die altesten Sitze der salischen Macht und ihrer Eroberungen in Gallien. Es ist vielleicht bemerkenswert, daß die Metropolen der kleinen Reiche sich an einige der vornehmsten alten Civitates anschlossen, an die Hauptorte der Mediomatrici und Suessionen, die beiden anderen an die der Carnuten und Parisii der früheren Zeiten.

Daß sie nun ohne innere Kämpfe nicht nebeneinander hätten bestehen können, läßt sich doch nicht geradehin voraussetzen; es war schwer, aber nicht unmöglich; denn wenn sich einer von ihnen, wie es wohl geschah, selbständig regen wollte, so wurde er durch die drei anderen in seine Schranken zurückgewiesen. Der Streit, der dann wirklich unter ihnen ausbrach, hatte einen anderen Ursprung. Er kam daher, daß der friedfertigste dieser Fürsten, Charibert von Paris, im Jahre 567 mit Tode abging, ohne Erben zu hinterlassen.

Sein Gebiet mußte nach germanischen Begriffen unter die drei Brüder geteilt werden, was denn auch friedlich geschah. Den größten Gewinn hatte Orleans in den Städten Melun, Saintes, Perigueux. Die beiden jüngeren Brüder wurden auf die südfranzösischen Landschaften angewiesen. Chilperich erhielt unter anderen Bordeaux, Limoges, Cahors; Sigibert Tours und Poitiers. Über einzelne große Städte, namentlich Marseille und Paris, konnte man sich nicht einigen, sie verblieben den drei Königen gemeinschaftlich. Paris, das schon als Kapitale erscheint, wurde in drei Bezirke geteilt, von denen ein jeder einem der drei Könige angehören sollte. Die Besorgnis, daß diese Teilungen zu Entzweiungen führen würden, zeigt sich auch darin, daß man sie den vornehmsten Heiligen, St. Martin, St. Hilarius, St. Polyeuct, zur Aufrechterhaltung anempfahl, deren Strafe denjenigen treffen sollte, der sie breche.

Man meinte, daß die Herrschbegier der Fürsten vor dieser Sanktion zurückweichen würde, aber das war doch bei der veränderten Lage der Dinge kaum zu erwarten. Wie hätten die beiden jüngeren Brüder sich über die zwischen ihnen geteilten Provinzen des südlichen Galliens, wo die geistlichen Interessen selbst auf das wirksamste eingriffen, verständigen sollen.

Dazu kam noch der Widerstreit der häuslichen Verhältnisse derselben. Sigibert von Metz und Chilperich von Soissons vermählten sich beide mit Töchtern des westgotischen Königs Athanagild, Sigibert mit Brunhilde, Chilperich mit deren älteren Schwester Galswintha. Brunhilde war sehr glücklich in ihrer Ehe, da sich Sigibert keinerlei Ausschweifungen erlaubte, anders Galswintha. Der zeitgenössische Poet Venantius Fortunatus, von dem wir erfahren, daß sie nur sehr ungern auf diese Verbindung eingegangen war, hat sie in ihrem prächtigen Schmuck in Poitiers vorüberziehen sehen. Er schildert ihre Vermählung, die zu Rouen stattfand, bei welcher Galswintha die Verehrung des Volkes gewann, und die bewaffnete Macht ihr Treue schwur. Aber König Chilperich, der früher in unregelmäßigen anderen Verbindungen gelebt hatte, mochte sich derselben nicht entäußern. Plötzlich starb die Königin. Man sieht aus dem erwähnten Gedichte, welchen schmerzlichen Eindruck der Todesfall machte. Die Amme, welche mit der Fürstin gekommen war, weiß ihre Klage kaum zu mäßigen. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß der König selbst seine Gemahlin habe umbringen lassen. Er erneuerte seine Verbindung mit anderen Frauen und erhob eine derselben, Fredegunde, zu seiner Gemahlin. Diese, die auch ihrerseits als klug, thätig und ihrem Gemahl ergeben gerühmt wird, wurde die heftigste Feindin des austrasischen Hofes.

Nicht allein daraus aber entsprang die Feindseligkeit zwischen Sigibert und Chilperich. Sie hatte zugleich einen territorialen Gegenstand. Bei der Vermählung mit Galswintha nämlich hatte ihr Chilperich mehrere ansehnliche Städte als Morgengabe zum Geschenk gemacht, namentlich Bordeaux, Limoges, Cahors. Ob nun diese Städte bei dem Tode der Galswintha an Chilperich zurückfallen sollten, war doch sehr zweifelhaft: auch Brunhilde machte Anspruch auf die ihrer Schwester zugeeigneten Städte und Landschaften. Hierüber ist es dann zu einer Art von Rechtsgang vor dem König von Orleans-Burgund und einer Versammlung fränkischer Großen gekommen. Die Entscheidung war Brunhilde sehr günstig.

Ihr wurde die Stadt Cahors zugesprochen, die übrigen Städte sollten König Guntram gehorchen und alsdann an Brunhilde fallen. Eine Entscheidung, deren Motive man nicht genau erkennt, deren Folgen aber verhängnisvoll wurden. Der jüngere Sohn Chilperichs aber hielt sich für berechtigt, Bordeaux dennoch in Besitz zu nehmen. Sigibirt aber war nicht gewillt, das zu dulden, und ließ ihn in Bordeaux angreifen. Der junge Mann mußte entfliehen „wie ein gescheuchtes Wld". Dagegen aber wandte sich nun der ältere Sohn Chilperichs gegen Tours und Poitiers, und hier

wird das Heer Sigiberts geschlagen. Eben in diesem Kampfe fallen die größten Gewaltthaten gegen die Kirche und ihre Besitztümer vor. Gregor von Tours bricht darüber in die bittersten Exklamationen aus; er sehnt sich nach der Alleinherrschaft König Chlodwigs zurück und meint, die Zwietracht der Brüder könne den Untergang des Frankenreiches überhaupt herbeiführen. Ein ähnliches Gefühl scheint sich auch in den Franken geregt zu haben. Indem die beiden Heere der Könige von Metz und Soissons gegen einander vorrückten und zugleich Guntram bedrohten, so daß ein allgemeines Blutvergießen bevorzustehen schien, vermittelte dieser ein Abkommen. Aber damit waren die von Sigibert herbeibeschiedenen überrheinischen Franken nicht zufrieden, sie wollten nicht, ohne Waffenthaten ausgeführt und Beute gemacht zu haben, zurückkehren. Sie haben nichts gegen Guntram, aber dem Urheber der Entzweiung, Chilperich, wollen sie zu Leibe gehen. Die einzelnen Vorgänge, die dann folgen, sind schwer zu ermitteln; und hier ist nicht der Ort, die Widersprüche der Erzählung zu entwirren. Sigibert bleibt Herr und Meister des Kampfplatzes. Chilperich muß nach Tournay flüchten; die Franken, die ihm bisher gehorchten, fallen von ihm ab und erkennen Sigibert als ihren König an. Aber in dem Augenblick, in welchem er als der König aller Franken anerkannt werden sollte, wurde er durch zwei Dienstleute Fredegundens angefallen und ermordet.

Chilperich blieb also zuletzt in diesem Kampfe Sieger. Wenn man nun erwarten konnte, in dem Frankenlande, nachdem der eine der Protagonisten vernichtet war, Frieden zu haben, so ging das doch in der That nicht in Erfüllung, da es durch eine Veranstaltung, die einem Raube gleichkam, den Freunden Sigiberts gelang, dessen Sohn Childebert den Händen Chilperichs zu entreißen und nach Austrasien in Sicherheit zu bringen, wo sich seitdem unter den vornehmen Großen, die unter dem Namen Leudes erscheinen, eine Regierung ausbildete, die eine aristokratische Farbe trägt. Um Chilperich da-dagegen konsolidierten sich die Gaue, welche unter dem Namen Neustrien zusammengefaßt werden. Eigentlich im Kriege zwischen Metz und Soissons hat sich der Gegensatz von Austrasien und Neustrien ausgebildet. Chilperich trat in diesem Augenblick als die größte Gestalt unter den Franken hervor. Venantius sagt von ihm, das Glück, das ihn den schwersten Gefahren preisgab, sei ihm fortan günstiger gewesen; der Tag, an welchem er untergehen zu sollen schien, sei der seines Emporkommens geworden: denn er habe es an außerordentlichen Anstrengungen nicht fehlen lassen. Der in seinen Hinneigungen sehr veränderliche Dichter spricht von ihm das schöne Wort aus: nur unter schwerer Arbeit gehe das Große hervor. Chilperich war nicht allein ein gewaltiger Kämpe; Venantius rühmt: er verstehe die Kunst des Krieges; er wird als Vertreter des fränkischen Namens gegen die Nachbarn gepriesen, unter denen neben den Goten Basken, neben den Dänen auch Sachsen und Britannen genannt werden. Er wird wegen seiner Verwaltung der Gerechtigkeit gelobt, durch welche die öffentliche Ordnung hergestellt

werde, wegen seiner Sprachkunde, so daß er keines Dolmetschers bedürfe, auch wegen seiner litterarischen Bestrebungen. Ein glückliches Regiment aber führte er nicht. Von den Armoricanern erlitt er eine Niederlage, die Aquitaner empörten sich gegen die Strenge seiner Gesetze. Sein Steuersystem brachte das Volk in Aufruhr. Mit der Geistlichkeit geriet er bereits in offenen Konflikt. Er gab den Bischöfen Schuld, daß sie die königliche Gewalt größtenteils an sich gerissen hätten, und suchte nun diese wieder ihren Händen zu entwinden. Er warf ihnen die persönlichen Mängel vor, an denen sie litten; ihm dagegen machten sie die Härten seiner Verwaltung zum Verbrechen. Gregor nennt ihn einen Nero, einen Herodes. Im Jahre 584 ist er auf der Jagd meuchlerisch angefallen und ermordet worden. Die Großen des Landes, die hierauf das Übergewicht bekamen, waren doch weit entfernt, den Austrasiern beizutreten, sie huldigten dem jüngsten Sohne des Ermordeten, Chlotar, der erst vier Monate alt war.

Man könnte wohl versucht sein, aus den zerstreuten Notizen sich ein Bild dieser eigentlich merowingischen Fürsten herzustellen. Man müßte dabei von dem ersten Chlotar ausgehen. Er war eine auf herrschsüchtige Gewaltsamkeit angelegte Persönlichkeit. Schon vor seiner Thronbesteigung machte er sich blutiger Gewaltthaten gegen seine Neffen schuldig und geriet dann mit seinem eigenen Sohn in das bitterste Zerwürfnis und offene Fehde, in welcher derselbe umkam. Unaufhörlich war er mit Kriegshandlungen beschäftigt. Er hat die unabhängigen Fürsten der Bretagne bezwungen, er war dabei, als Burgund zuerst unterworfen wurde; an den Eroberungen gegen die Thüringer hat er Teil genommen. Mit Radegundis wollte er sich wahrscheinlich auch deshalb vermählen, um ein näheres Recht auf diesen Thron zu haben. Die Rebellion der Thüringer hat er dann bezwungen, nicht so ganz die der Sachsen, wobei ein Streit zwischen ihm und seinen Mannen ausbrach, die ihn zum Kriege nötigten. Chlotar I. war Christ; er verschonte und bereicherte die Klöster, welche in jener Zeit die allgemeinen Asyle bildeten. Was waren aber seine religiösen Anschauungen? Die Annahme des Glaubens verbindet sich mit einem trotzigen Selbstgefühl, wenn Chlotar bei seinem Tode ausruft: Wie groß müsse der König des Himmels sein, da er so mächtige Könige wie ihn selbst töten könne. Dessen Söhne nun waren sehr verschieden von einander. Charibert, der älteste, gab sich dem städtischen Leben der Gallo-Römer, seinen Genüssen und seiner friedlichen Kultur hin; er starb sehr früh, ist aber nicht ganz vergessen, da er eine seiner Töchter an einen sächsischen König in Britannien verheiratete, was für die Insel die wichtigsten Folgen nach sich zog. Sigibert, enthaltsam in seinem Leben, hatte doch eine europäische Stellung. Mit den Avaren und den Langobarden verbündet, war er ein gefährlicher Gegner des Kaisers von Konstantinopel; in Gallien gab ihm seine enge Verbindung mit den Germanen ein entschiedenes Übergewicht. Er war nahe daran, die oberste Gewalt unter den Franken zu erringen, was die Einheit derselben hergestellt hätte, da Burgund keine Erben

hatte, als er von den Dienern Fredegundens ermordet wurde. Chilperich war schon berührt von der romanischen Kultur, aber thatkräftig und ehrgeizig. Er wollte die Vollgewalt des Königs im Innern ausüben; die Franken, die altrömischen Unterthanen, die Geistlichen, alle sollten ihm Gehorsam leisten — darüber wurde er ermordet. Der zweite der Brüder, Guntram von Burgund, hatte insofern vielleicht die schwierigste Stellung, als sein Land die stärksten gallo-römischen Elemente in sich schloß. Aber er wußte zu regieren; er behandelte die Geistlichen als Seinesgleichen, war leutselig gegen seine Mannen, freigebig gegen die Armen. Das unglückliche Ende seiner beiden Brüder erweckte jedoch auch in ihm nicht selten die schwersten Besorgnisse. Eines Tages hat er in der Kirche, als man die Messe las, Ruhe gebieten lassen und zu den Versammelten gesagt: „Ich beschwöre Euch, die Ihr gegenwärtig seid, mich nicht auch zu töten, wie meine Brüder getötet worden sind, damit ich wenigstens meinen Neffen, den ich zum Sohn angenommen habe, auferziehen kann.“

Diese Adoption ist eines der wichtigsten Ereignisse dieser Jahre; auch der Ursprung, den sie hatte, ist der Erwähnung wert, da er die allgemeinen Weltverhältnisse berührt.

In den tumultuarischen Irrungen der Könige hat sich einmal eine Partei gebildet, welche sich an einen Sprößling des merowingischen Hauses, namens Gundobald, der sich nach Konstantinopel geflüchtet hatte und von da zurückkam, anschloß. Man beschuldigte ihn, er wolle das burgundische Reich wieder unter die römische Herrschaft zurückbringen. Und so ganz emancipiert von dem östlichen Reiche waren die Franken noch nicht, daß nicht ein Kaiser wie Mauricius den Anlaß ergriffen haben könnte, um wieder in Gallien festen Fuß zu fassen. Gundobald wurde auf den Schild erhoben und als König anerkannt. Er hielt in allen benachbarten Städten seinen Umritt. Darauf mögen sich die Münzen des Kaisers Mauritius beziehen, die in Arles und Marseille geprägt worden sind. Selbst der Patricius Mummolus gehörte zu dieser Partei. Es scheint, als seien die Austrasier damit ursprünglich einverstanden gewesen. Allein in der austrasischen Politik wechselten immer momentane Annäherungen an das oströmische Reich mit Widerstreben gegen dessen Ausbreitung. In diesem Moment vereinigten sich Austrasier und Burgunder. Der König Guntram ernannte den austrasischen König Childebert, seinen Neffen, indem er ihm die Lanze in die Hand gab, zu seinem Erben. Infolge dessen sah sich die widerstrebende Partei genötigt, zurückzuweichen. Gundobald wurde von den Anhängern, auf die er vertraute, verlassen und getötet, sie selbst aber alsdann größtenteils mit dem Tode bestraft, unter ihnen auch Mummolus. Andere empörerische Große, die sich in den beiden Reichen erhoben, Rauching in dem einen, Guntram-Boso in dem anderen, wurden von den Königen ohne viele Mühe übermannt. Das austrasische Königtum wurde nun wieder sehr mächtig. In dem Vertrage, welchen die beiden Könige am 28. November 587 zu Andelot trafen, der schon ein

aristokratisches Gepräge trägt, wurde die gemeinsame Aufrechterhaltung des Friedens beschlossen, der zugleich darauf berechnet war, die Ansprüche der emporstrebenden Großen zu ordnen. Durch diese Verbindung von Austrasien und Burgund wurde aber der Haß Fredegundens gegen die austrasische Königin nur verstärkt. Zu wiederholten Malen ging sie mit Mordgedanken um. Sie umgab sich mit Weissagerinnen und heidnischem Aberglauben. Die Mörder, die sie ausschickte, wußte sie erst durch sinnverwirrende Getränke zu betäuben und irre zu machen; so hielt sie sich in der Gewalt. Es ist ein Beispiel ihrer Justiz, daß sie drei Franken zu Tournay, die sich ihrem Friedensgebot nicht unterwerfen wollten, zu sich laden ließ; während des Gelages traten drei Schergen hinter sie; auf ein gegebenes Zeichen ließen sie ihre Mordwerkzeuge auf die Köpfe der Schuldigen fallen. Unaufhörlich behielt sie ihre austrasische Feindin Brunhilde im Auge. Sie schickte einen Geistlichen, der sich ihre Gunst erschleichen und sie dann zu Grunde richten sollte, dann ein paar andere, die mit vergifteten Dolchen versehen waren, um den König, auf dem doch die Macht der Gegnerin beruhte, oder sie selbst umzubringen. Endlich wurde sie stark genug, mit einem stattlichen Heer ins Feld zu rücken. Als Guntram und Childebert gestorben waren, griff sie im Jahre 596 die unter Brunhildens Enkeln Theodebert und Theoderich vereinigten Reiche Austrasien und Burgund an und brachte ihren Feinden eine schwere Niederlage bei. Gleich darauf starb sie. Auch Brunhilde aber regierte in Austrasien mit Härte und Schärfe; sie ließ Wintrio, den Herzog von Champagne, töten. Damit entfremdete sie sich die Gemüter der austrasischen Leudes so sehr, daß diese sie aus dem Lande verjagten. Sie soll an der Grenze allein, ohne Diener und Lebensmittel, ausgesetzt worden sein. Mit Hülfe eines armen Menschen, der sich ihrer erbarmte, gelangte sie nach Burgund, zu ihrem Enkel Theoderich, der sie mit Freuden aufnahm und an der Ausübung der höchsten Gewalt teilnehmen ließ. Dadurch wurde nun aber das Bundesverhältnis zwischen beiden Reichen notwendig gestört, zumal da die Burgunder einen Krieg gegen Neustrien auf eigene Hand glücklich durchführten; der König von Burgund zog in Paris ein. Überhaupt wurde Burgund so mächtig, daß es die Eifersucht der benachbarten germanischen Fürsten erweckte. Auch Theoderich von Burgund vermählte sich mit der Tochter eines Königs der Westgoten, schickte sie aber unberührt, ihrer Schätze beraubt, dem Vater zurück.

Wir erfahren, daß hierauf zwischen den Königen der Westgoten, der Langobarden, der Austrier und der Neustrier eine Koalition gegen Burgund geschlossen worden ist, die aber keinen Erfolg hatte. Brunhilde, die auch hier mit gewohnter Gewaltsamkeit alle Gegner niederschlug, hatte in dem Majordomus Protadius einen thätigen und geschickten Freund an ihrer Seite. Unter ihrem Zusammenwirken geschah es, daß die Burgunder einen Angriff auf Austrasien unternahmen; doch ließen sich die burgundischen Heerführer nur sehr ungern dazu herbei, und als die Heere einander gegenüberstanden, regte sich in ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit beider Reiche.

Sie erschlugen Protadius; denn es sei besser, daß einer sterbe, als daß die Völker sich untereinander zu Grunde richteten. Tiefgekränkt dadurch suchte nun Brunhilde alle die zu verderben, denen sie das Unglück des Protadius zuschrieb. Ihre Grausamkeiten waren die der Fredegunde wert. Eben in deren Sohn aber fanden jetzt die Burgunder einen Verbündeten, der ihnen das Versprechen gab, sich in ihren Kampf mit den Austrasiern nicht zu mischen. Hierdurch verstärkt, rückten nun die Burgunder unter Führung der Brunhilde, die ihrem Enkel in Burgund versicherte, daß Theodebert in Austrasien gar nicht sein Bruder, sondern aus einem Konkubinat entsprungen sei, gegen denselben zu Felde.

Wahrscheinlich hat diese Vermutung sich auch bei den Austrasiern geregt; sie leisteten ihrem König nicht mehr so tapfere Dienste wie vordem. Theodebert wurde zuerst bei Toul und, als er hierauf überrheinische Truppen, Sachsen und Thüringer, an sich gezogen hatte, nochmals bei Zülpich geschlagen und auf der Flucht gefangen genommen. Der Burgunder entkleidete den Austrasier in aller Form seiner königlichen Insignien. Die Burgunder erfochten unter Brunhildens Einwirkung einen vollständigen Sieg; das hatte nun wieder die Folge, daß die Königin dem Chlotar die Bedingungen des Vertrages, unter denen er mit Burgund abgeschlossen hatte, nicht halten wollte. Eine Besitzerweiterung wollte Brunhilde dem Sohne ihrer Feindin nicht zugestehen. Sie schickte ihren Majordomus Warnachar an die überrheinischen Stämme, sie gegen Chlotar aufzureizen.

Ich weiß nicht, ob man den Namen eines Felsblockes auf der Höhe des großen Feldberges, Brunhildenstein, hierauf beziehen darf. Die austrasisch-burgundische Königin hatte einen Augenblick, wo sie weit in das Innere Deutschlands ihre Macht auszudehnen vermochte. Das mag sich um so tiefer dem Gedächtnis eingegraben haben, da ihr Schicksal sich unverzüglich auf eine gräßliche Weise vollendete. Weder bei den Burgundern noch bei den Austrasiern hatte ihre Autorität Wurzel geschlagen. Als Theoderich, indem er den Gipfel seiner Macht erstiegen hatte, an einer Krankheit starb, wollten weder die einen, noch die anderen von Brunhilde etwas hören. Der lange angesammelte Haß entlud sich in einem plötzlichen Abfall. Die Hausmeier Burgunds und Austrasiens machten gemeinschaftliche Sache mit Chlotar. Brunhilde wurde gefangen und vor Chlotar gebracht; der hielt ihr alle ihre Missethaten vor, unter denen die Ermordung einer ganzen Anzahl fränkischer Könige die schwerste war. Hiefür wurde sie, denn eine Fremde war sie doch, zur gräßlichsten Hinrichtung verurteilt. Sie wurde an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, das davonsprengend ihre Gliedmaßen in Stücke zerriß. Das Schlimmste, was die Franken einst ihren Feinden nachgesagt hatten, verübten sie jetzt selbst an ihrer Königin, der mächtigsten, die es im Abendlande gegeben hatte. Von den vier Urenkeln Brunhildens wurden drei getötet, einer verschwand im Kloster, denn ihrem ganzen Geschlecht sollte ein Ende gemacht werden. Vom Hause Chlodwigs war nur ein Nachkomme übrig,

Chlotar II., der nun Herr und Meister des gesamten Frankenreiches wurde. Das Ereignis eröffnet in zwiefacher Hinsicht eine neue Ära. Das fränkische Reich bildete wieder eine Einheit, welche, durch keine inneren Entzweiungen beeinträchtigt, zugleich die romanischen und germanischen Landschaften umfaßte. Noch in den letzten Begebenheiten hatte sich die Abhängigkeit der Sachsen und der Thüringer von dem Gesamtreich manifestiert. Zugleich war in Bezug auf die königliche Macht ein vollkommener Umschwung eingetreten. Die vorgefallenen Akte der Willkür und Gewaltsamkeit hatten eine Reaktion der Geistlichen und Weltlichen hervorgerufen. Wie Chlotar I., so vereinigte auch Chlotar II. das Gesamtreich. Aber welch ein Unterschied ist zwischen beiden Fürsten. Der erste verdankte alles sich selbst und seinem Schwert, der zweite war ein Kind der Umstände. Er war durch die allgemeine Unbotmäßigkeit auf den Thron gehoben. Dieser veränderten Lage entsprechen nun auch die Festsetzungen, die man für die Zukunft traf.

Im Jahre 614 war fast wie in Spanien ein Konzil versammelt, auf dem sich auch Weltliche einfanden; es repräsentierte die Einheit des ganzen Frankenreiches und nötigte den König, alles zu widerrufen, was zum Nachteil der geistlichen und weltlichen Großen angeordnet worden war. In einer Perpetua Constitutio wurden nicht allein die Übergriffe der königlichen Gewalt, die in den letzten Jahren vorgekommen waren, mit einer gewissen Feierlichkeit abgeschafft, sondern es tritt auch eine wesentliche Beschränkung des Königtums hervor. Die Judices, mit welchem Ausdruck die höheren Beamten überhaupt, die eben auch Richter waren, bezeichnet werden, sollen immer in der Provinz angesessen sein, in welcher sie fungieren. Auch die Bischöfe und Großen sollen nur immer solche Beamte einsetzen, die in der Provinz einheimisch sind; wodurch doch eine Selbständigkeit der Provinzen anerkannt wird, welche für die Folgezeit von unendlicher Wichtigkeit ist. Fügt man hinzu, daß die Freiheit der bischöflichen Wahlen anerkannt und dem Könige nur ein Bestätigungsrecht vorbehalten wird, so sieht man wohl, daß die Macht des Königtums vor einer unabhängigen geistlich-weltlichen provinzialen Bewegung zurücktritt. Verhält es sich nicht so, daß die ständischen Verfassungsformen des europäischen Kontinents hiemit überhaupt begründet wurden?

Ein andermal hoffe ich, hier wieder anzuknüpfen; zunächst aber fasse ich noch die Begebenheiten ins Auge, die der benachbaten Insel eine andere Gestalt gaben.

Sachsen in Britannien.

Britannien war unter den Römern nicht zu der Bedeutung in der Welt gelangt, die ihm seine geographische Lage anwies.

Die Nachbarn waren nicht überwunden, die Seeherrschaft nicht behauptet worden, die Politik der Römer ging nur dahin, das reiche Britannien zur Verstärkung ihrer Macht in Gallien und zur Behauptung derselben in Ger-

manien anzuwenden. Mit der Zeit aber hatte sich dies Verhältnis unhaltbar erwiesen; die romano-britischen Truppen waren nicht gemeint, jede Veränderung, die in der kontinentalen Römerwelt vorfiel, zu genehmigen. Ihr Sinn ging vielmehr dahin, in die Kämpfe um die höchste Macht, die von den Legionen durchgefochten wurden, selbständig einzugreifen.

Daß an jener Empörung des Marcellinus und Magnentius gegen Constantius die in Britannien angesiedelten Römer Anteil genommen haben, darf man aus dem scharfen und schrecklichen Strafgericht schließen, welches Constantius über die Anhänger derselben in Britannien verhängte.

Unter Valentinian wurde die Unterordnung gewaltsam hergestellt, nach seinem Tode aber eben so gewaltsam wieder unterbrochen. Wir erwähnten, wie Maximus an der Spitze der britisch-römischen Legionen sich zum Kaiser des Occidents zu erheben die Absicht faßte. Die Niederlage, die er sich zuzog, und sein Untergang müssen die römische Kriegsmacht, wie sie noch auf den britischen Inseln bestand, wesentlich geschwächt und beeinträchtigt haben.

Ähnlich wie Maximus erhob sich Constantinus an der Spitze der römischen Legionen in Britannien. Er bekämpfte den Sohn des Theodosius, wie Theodosius selbst von Maximus bekämpft worden war. Ich möchte die Behauptung wagen, daß für das Bestehen der römischen Herrschaft in Britannien nichts verderblicher war, als der Versuch der Legionen, gleichsam ein abendländisches Reich dem Hause des Theodosius gegenüber zu errichten. Die Kraft der Besatzungen, welche Britannien unterworfen hielten, wurde dadurch durchbrochen. Honorius sah in den Briten, die sich gegen Constantinus auflehnten, gleichsam seine Verbündeten; er überließ, so berichtet die Überlieferung, die im allgemeinen nicht verworfen werden kann, Britannien sich selbst. Dadurch wird es sich aber erklären lassen, daß die eingeborenen Briten ohne Rücksicht auf die allgemeinen Anordnungen des Reiches sich selbst bewaffneten und kriegerisch organisierten. Honorius entließ sie nicht etwa aus dem Gehorsam, aber er erinnerte sie, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Das war aber eine fast hoffnungslose Aufgabe, hauptsächlich deshalb, weil die Seeherrschaft indessen an die Germanen übergegangen war; diese aber erschienen unter dem Namen der Sachsen.

Die Sachsen hatten schon zur Zeit des Carausius Anteil an dem Versuche desselben genommen, Britannien von dem Kontinent unabhängig zu machen, ein Versuch, der damals scheiterte, aber doch das Emporkommen der Sachsen befördert hat. Deren Name begriff zunächst die Germanen an der Küste der Nordsee, welche auf der See erschienen und nun die Herrschaft auf derselben erlangten.

Bereits im Anfang des 5. Jahrhunderts finden wir einen Küstenstrich in Gallien und Britannien als Litus Saxonicum bezeichnet, wobei nicht viel darauf ankommt, ob man Maßregeln zur Abwehr gegen die Sachsen darin zu erkennen hat oder schon eine Besitznahme der Sachsen selbst voraussetzen darf. Denn aus dem einen und dem anderen geht die Überlegenheit der

Sachsen in diesen Gewässern hervor. Sie waren mächtig zu beiden Seiten des Kanals.

Die Briten sind nur einen Augenblick fähig gewesen, sich der Gegner zu erwehren, zumal da zugleich die Feindseligkeiten der nördlichen Einwohner der Insel, Picten und Scoten, welche die Römer vergeblich zu dämpfen gesucht hatten, wieder losbrachen.

Auch hier befinden wir uns auf dem Confinium der Geschichte und der Sage, und da die erste so überaus dunkel ist, so verdient wohl auch die letztere eine Erwähnung.

Mit der soeben ausgesprochenen historischen Ansicht stimmen die einheimischen Traditionen insofern überein, als sie die Entblößung Britanniens von den römischen Truppen ebenfalls an das Unternehmen des Maximus anknüpfen. Dann aber fügen sie sagenhafte Phantasiegebilde hinzu. Die von den Nachbarn gefährdeten Landeseinwohner sollen sich um Hülfe nach Rom gewendet und sie auch erlangt haben.

Darüber sind zwei Traditionen vorhanden. Nach der einen bei Nennius haben die Römer, durch Geschenke und Versprechungen bewogen, ein wohlausgerüstetes Heer unter militärischen Anführern nach Britannien geschickt und die Briten gerettet. Diese aber können die Autorität der Römer doch nicht ertragen, sie töten die ihnen zurückgelassenen Führer. Abermals bedrängt, schicken sie wieder nach Rom, das ihnen nochmals Hülfe leistet, dann aber wären die Römer mit den Schätzen von Britannien von dannen gezogen.

Die andere Tradition bei Gildas und Beda läßt die Römer ebenfalls zweimal zu Hülfe gegen die Nachbarn in Britannien erscheinen. Sie bauen ihnen einen Wall, zuerst einen wenig haltbaren, dann, da dieser überschritten wird, einen festen, steinernen, welchen sie der Obhut der Briten selbst, denen sie auch die nötigen Waffen hinterlassen, anvertrauen.

Bei beiden Traditionen herrscht, wie man leicht sieht, eine Erinnerung an die alte Römerherrschaft vor: bei der ersten sehr im allgemeinen, bei der anderen mit bestimmter Beziehung auf den Grenzwall, den die Römer zum Schutz Britanniens errichteten. Aber die eine und die andere gehört in das Gebiet der an historische Ereignisse anlehnenden Mythenbildung. Ich denke, daß sich davon nicht das mindeste in die Geschichte aufnehmen läßt. Nicht so ganz darf man eine spätere Mission verwerfen, die an die beiden ersten angeknüpft und in die Mitte des 5. Jahrhunderts gesetzt wird.

Nochmals angegriffen, wenden sich die Briten zum dritten Mal an die Römer, und es trifft wenigstens die obwaltenden Verhältnisse, wenn sie sich an Aëtius wenden, den Mann, welcher die römische Macht in dem occidentalen Kontinent damals repräsentierte. An den sollen sie den allgemein bekannten Hülferuf gerichtet haben: „Die Barbaren jagen uns zum Meer, das Meer zu den Barbaren. Wir werden entweder erwürgt oder ertrinken.“ Die Epistel, in der das vorkommt, trägt ganz die Farbe der gallischen Latinität jener Zeit, sie ist nicht gerade gut verbürgt, aber ihr Inhalt trifft mit dem

Zustand der Epoche wohl zusammen. Zu begreifen ist ja, daß in der damaligen Lage der Dinge bei dem ausbrechenden Kampfe mit Hunnen und Vandalen die Römer dem entfernten Britannien keinen Beistand leisten konnten. Es erfolgt also, daß sich die Briten nach fremder Hülfe umsehen müssen, und eine solche bieten ihnen die damals seebeherrschenden Germanen dar.

Nach den beiden Traditionen wenden sich die Briten und ihr Fürst, der bald als König, bald als Tyrann erscheint, an die Sachsen.

Nach der einen wird den Sachsen zuerst eine kleine Insel eingeräumt, wovon die andere nichts weiß, aber darin stimmen beide überein, daß die Sachsen in drei Kiulen d. i. langen Schiffen ankamen und bald verstärkt wurden.

Der britische König, so heißt es weiter, habe ihnen Lebensunterhalt und Jahrgelder versprochen; bei ihrer wachsenden Zahl aber sei es unmöglich geworden, das Versprechen auszuführen; er habe sich vor den Ankömmlingen bereits fürchten müssen und einen Bund mit den Picten gegen sie geschlossen; hierauf sei das Land von den Sachsen in Besitz genommen worden.

Daß dem allen wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen, darf man schwerlich annehmen. Einer Berufung der Sachsen aus Germanien bedurfte es nicht. Wenn es denn einmal zwei miteinander kämpfende Elemente auf der Insel gab, so versteht es sich von selbst, daß die Sachsen, die schon mächtig an den Küsten waren, in den Streit hineingezogen wurden. In dem allgemeinen Kampfe, der sich auf der Insel zwischen den Überresten der römischen Kultur und den mächtig aufstrebenden celtischen Völkern entspann, erhielten die Germanen, die in denselben eingriffen, die Oberhand über beide.

Es ist in derselben Epoche geschehen, in der sich Italien und Gallien, endlich auch die Westgoten in Spanien der römischen Herrschaft entledigten. Der Untergang des römischen Kaisertums im Occident, der mit der Ermordung Majorians eintrat, mußte auch auf Britannien zurückwirken. Die Germanen und Sachsen behielten die Oberhand in Britannien, wie die Franken in Gallien, die Rugier und die germanischen Kriegsvölker überhaupt in Italien.

Über diese Ereignisse ist uns keine historische Kunde zugekommen. Erst nach anderthalb bis zwei Jahrhunderten erhellt sich das Dunkel. Dann finden wir die Germanen im ausschließenden Besitz des größeren und besseren Teiles des Landes. Den ganzen südlichen Teil, der früher immer in der engsten Verbindung mit dem Kontinent gestanden, haben die Sachsen in verschiedenen kleinen Königreichen in Besitz genommen. Das alte Venta Belgarum, Winchester, ist in den Händen der Westsachsen. Auch das linke Ufer der Themse haben sie inne. Eine der ältesten römischen Kolonien ist in den Händen der Ostsachsen. Zwischen beiden hat sich der Stamm der Jüten angesiedelt. Jenseit des Humber haben sich besonders die Angeln, deren Namen man von einer den Thüringern verwandten Völkerschaft in Mitteldeutschland herleitet,

niedergelassen, in so beträchtlicher Anzahl und Macht, daß sie der Insel den Namen gegeben haben. Auch sie sind tief in das Land eingedrungen. Mercia gehört ihnen an.

Überall finden wir bei den Sachsen königliche Geschlechter, die ihren Ursprung unmittelbar an die Götter knüpfen, von denen sie nur durch wenige Generationen getrennt sind. Man zeigt unter anderem den Platz, wo Horsa, der eine jener drei Kiulen geführt hatte, gefallen sei. Aber wie ließe sich diesen Erzählungen irgend ein historischer Wert beimessen, wenn u. a. aus dem Portus Magnus der Römer ein sächsischer Held des Namens Port gebildet wird. Mythologie und jene Art von Geschichte, welche aus Namen und Zahlen Begebenheiten zimmert, stoßen hier unmittelbar zusammen. Von dem alten Götzendienst finden wir eigentlich nur in den Geschlechtsregistern und den Namen der Städte Spuren.

In der Sache liegt, daß Sachsen und Angeln in die engste Verbindung mit den Germanen in den Nordländern traten, wovon die prächtigsten poetischen Monumente Zeugnis geben. Aber sich selbst überlassen, würde Britannien barbarisch geworden sein; nach der Auflösung des römischen Gemeinwesens mußte es ein anderes Band geben, um die Insel mit der alten Kultur zu verknüpfen. Da nun trafen die Sachsen mit dem Christentum in Britannien zusammen.

In dem römischen Britannien war das Christentum schon lange zur Herrschaft gelangt, wie wir denn im Anfang des 4. Jahrhunderts britische Bischöfe auf den Kirchenversammlungen finden. Schon bei seiner Einführung hatte sich das Christentum eng an die Landesreligion angeschlossen. Glastonbury ist ein alter Druidensitz Avallona, so auch das Kloster Bangor; das Druidenwesen setzte sich in dem Bardenorden fort. Man hat in neuerer Zeit angenommen, daß Pelagius Brito, der berühmte Gegner Augustins, mit seiner auf das Praktisch-Moralische gerichteten Auffassung druidische Grundsätze in das Christentum getragen habe.

Eine andere Besonderheit entstand dadurch, daß man in Rom seit der Mitte des 6. Jahrhunderts sich des alexandrinischen Cyklus bediente, während die britische Kirche an dem alten Cyklus von vierundachtzig Jahren festhielt, so daß hier eine Differenz der Berechnung der Ostern, eines der wichtigsten Feste, entstand. Jedoch nicht auf die den Römern unterworfenen Landschaften beschränkte sich das Christentum, wie ja schon Tertullian berichtet, es habe sich außerhalb der Grenzen des römischen Reiches ausgebreitet.

Man erzählte, Athanasius habe, aus Ägypten nach dem Abendlande verwiesen, das Christentum den Scoten und Attacotten gepredigt; ägyptische Mönche seien mit ihm gewesen, und von diesen sei dort das Mönchtum begründet, von St. Patrik aber allgemein eingeführt worden.

Eine große Gestalt in der Geschichte des britischen Christentums ist St. Patrik. Die alten Überlieferungen lassen ihn, geboren an der Grenze zwischen den Römern und Picten (zu Bannaven unsern Glasgow), schon

früher als gefangenen Sklaven nach Irland geführt werden, wo er zum Viehhüten gebraucht worden sei und in einer einsamen Entfernung von den Menschen Gott gesucht und gefunden habe; befreit, entschließt er sich endlich, freiwillig dahin zu gehen. Sehr wahrscheinlich ist, daß Patrik mit dem christlichen Gallien in Verbindung gestanden hat.

Alle Erinnerungen sind darüber einig, daß er im Jahre 432 nach Irland gekommen sei. Wir brauchen nicht präcis an einem Jahre festzuhalten. Es war die Epoche, in welcher überhaupt die direkte römische Herrschaft in Britannien aufgelöst und die Propagation von Kultur und Christentum den Briten allein anvertraut war.

St. Patrik war ein heiterer Bekehrer. Bei Paukenschlag versammelte er die Leute auf freiem Felde und erzählte ihnen von dem Leben und der Lehre Christi. So ist St. Patrikstag allzeit in Irland mit heiteren Festen begangen worden. Vornehmlich hatte er mit den Druiden zu kämpfen. Überall vernichtete er die Götzenbilder durch die Kraft seines Gebetes; ein Druide, der ihn bei der Volksversammlung töten will, wird durch Feuer vom Himmel verzehrt. Infolge solcher Vorgänge verwandelt sich ein alter Druidensitz in eine erzbischöfliche Kirche (zu Armagh), die Heilquelle des Tempels wird St. Patriksquelle; er überwindet die Wetter-, Kräuter- und Liederzauberinnen durch größere Wunderkraft.

Ein Jahrhundert später finden wir Columban in diesen Regionen, der mit zwölf Gefährten nach Schottland gekommen sein soll. Er ist ein rechtes Beispiel der Missionsthätigkeit jener Zeit, die von der Insel selbst auf den Kontinent zurückwirkt. Von Bangor ging er nach Gallien, noch bei Lebzeiten Gregors von Tours, um den Katholiken bei der Bekämpfung des Arianismus beizustehen. Guntram von Burgund gewährte ihm eine Freistätte für seine klosterähnlichen Einrichtungen in den Vogesen, von da aber entwich er nach Neustrien unter Chlotar II. Infolge der Siege desselben ging er zu den heidnischen Alemannen nach Bregenz, von dort zu der Königin Theudelinde und ihrem Gemahl Agilulf. Hier fand er eine Freistätte für Gottesdienst und gelehrte Ausbildung in dem Kloster Bobbio. Nach allen Seiten hin ist er überaus wirksam, nur seiner Einwirkung auf die Angelsachsen geschieht keine Erwähnung.

Was hätte bei diesem propagandistischen Eifer der Briten natürlicher geschienen, als daß die Sachsen das Christentum von denselben annehmen würden. Dem aber setzte sich die nationale Feindschaft, die aus der Eroberung selbst entsprang, schlechterdings entgegen; von einer ganz anderen Seite ist die Bekehrung der Angelsachsen ausgegangen.

Von altersher seit den Zeiten der Völkerbewegung werden Franken und Sachsen nebeneinander genannt. Wir gedachten des abenteuerlichen Kriegszuges, wo an der unteren Loire Franken und Sachsen bei einem Angriff auf Gallien zusammen erschienen. Die Nachkommen nun des damaligen Königs der Franken waren infolge des Übertrittes zum Christentum Meister von

Gallien geworden. Ein Enkel Chlodwigs, Charibert, beherrschte damals das vornehmste der merowingischen Königreiche, Paris, das auch die nördliche Seeküste umfaßte. Mit diesem trat einer der Sachsenfürsten, welcher eines der ansehnlichsten Gebiete diesseit der Humber, das ganze südliche Britannien, beherrschte, Ethelbert von Kent, in die engste verwandtschaftliche Verbindung. Er verheiratete sich mit der Tochter desselben, Bertha. Ihr Vater aber hätte sie inmitten einer wundergläubigen Kapitale nicht ohne weiteres dem benachbarten Herrscher vermählen dürfen. Er bedang sich aus, daß sie den christlichen Gottesdienst in der neuen Heimat ausüben dürfe.

Dazu diente ihr dann eine noch aus den römischen Zeiten herrührende Kirche in der Nähe von Canterbury. Die Königin, der Bischof, der sie begleitete, und ihre Umgebung waren hienach die ersten, welche das Christentum in Britannien wieder erneuerten.

Dem König wird es nicht möglich gewesen sein, in Widerspruch mit seiner Nation den christlichen Glauben anzunehmen. Dazu bedurfte es einer besser autorisierten Mission, die von Gregor dem Großen ausging.

Wer kennt die Erzählung nicht, daß Papst Gregor einst junge angelsächsische Sklaven auf dem Markte gesehen, sich ihres hellen lichten Aussehens gefreut — wie Engel des Himmels erschienen sie ihm — und beschlossen habe, auch ihre Seelen aus der Finsternis zu erretten.

Der römische Mönch Augustin ward im voraus zum Bischof von England bestimmt und dahin geschickt. Den fränkischen Königen wurden die Missionare empfohlen. Fränkische Dolmetscher vermittelten das Verständnis zwischen den Missionaren und den Angelsachsen.

König Ethelbert, noch Heide, empfing sie 596 zuerst auf einer Insel, nicht in seiner Stadt, noch in einem Hause; er soll besorgt haben, von ihnen bezaubert zu werden, aber er gewährte ihnen Gastfreundschaft.

Er selbst trug Bedenken, sich von seinem altsächsischen Götterdienst zu trennen, aber er gestattete den Missionaren, im Lande zu predigen und das Volk für den neuen Glauben zu gewinnen. Wir bemerken den Unterschied zwischen der angelsächsischen Bekehrung und der fränkischen. Chlodwig erfüllte ein Gelübde, das er in der Schlacht gethan; seine Mannen folgten nach. Ethelbert ließ zuerst die Missionare ihre Lehre verkündigen. Ihre erste Station nahmen sie in jenem Heiligtum, das der Königin überlassen war. Dann zogen sie mit dem silbernen Kreuz und dem Bild des Erlösers in Canterbury ein. Die Bekehrung hatte schon in dem Volk Wurzel geschlagen, ehe der König übertrat. Nicht ein Landesbischof taufte ihn, sondern ein aus der Fremde herbeigekommener Missionar, der erst nachträglich zum Bischof geweiht wurde.

Die Klugheit der Missionare, welche die Tempel nicht zerstörten, sondern nur umweihten, trug nicht wenig zur Ausbreitung des Christentums bei. Vielleicht war auch das priesterliche Ansehen, das dem König die alte Religion gewährte, den raschen Erfolgen der Mission in England förderlich. Diese

selbst bekam durch die inneren Gegensätze in England zugleich ein kriegerisches Moment. Da die Briten sich weigerten, Augustin als ihren Oberen anzuerkennen, so soll er ihnen gesagt haben: „Da ihr nicht Frieden wollt mit den Brüdern, so sollt ihr Krieg haben mit den Feinden."

Man will wissen, daß ein Anfall, den ein noch heidnischer Führer der Angelsachsen auf die Mönche von Bangor machte, wobei er ganze Scharen von ihnen niederhieb, auf Veranlassung Augustins geschehen sei.

Wie Augustin in Kent, wirkte in Northumberland unter den Angeln Paulinus. Die Veranlassung der Aufnahme christlicher Missionare war hier ungefähr dieselbe wie in Kent. Der König des Gebietes, Edwin, warb um die Hand der Ethelberga, Tochter jener fränkischen Bertha und des Königs Ethelbert von Kent. Sie wurde ihm aber versagt, weil es ungeziemend sei, die christlichen Sakramente durch Gemeinschaft mit heidnischem Götterdienst zu beflecken.

Edwin machte sich anheischig, sie in Ausübung ihres Gottesdienstes nicht zu stören, und ließ hoffen, daß er selbst übergehen würde. Hierauf konnte Ethelberga mit ihrem bereits christlichen Gefolge dorthin ziehen. Unter den Priestern, die sie begleiteten, war der vornehmste Paulinus, der in Canterbury zum Bischof geweiht wurde und die Bekehrung von Northumberland unternahm. Unter all den blonden, lebensfrohen Germanen machte die Erscheinung des schwarzhaarigen, mageren, hochgewachsenen Missionars, der aber etwas gebückt einherging, einen besonderen Eindruck. Er erschien, wie Beda sagt, ehrwürdig und furchtbar. Edwin, bei dem auch noch andere Motive, namentlich ein glänzender Sieg über die Nachbarn, mitgewirkt zu haben scheinen, nahm das Christentum an. Sein Oberpriester selbst wurde dazu gestimmt; eine hölzerne Kirche zu York trat an die Stelle des heidnischen Idols.

Edwin wird bei Beda als großer und wohlthätiger Regent geschildert, unter dem England eine allgemeine Sicherheit genoß. Noch war jedoch das angelsächsische Britannien weder in sich selbst einig, noch gegen die nördlichen Feinde gesichert.

Ein Neffe Edwins, Oswald, hat zuerst die allgemeine christliche Idee in den Kämpfen gegen die nördlichen Nachbarn zur Geltung gebracht. Er erfocht unfern der römischen Grenzmauern einen Sieg unter der Fahne des Kreuzes.

Er trat dann als König zugleich der Picten, Scoten, Briten und Angeln auf. In Erinnerung an die Römer, aber im vollen Gefühl seiner Unabhängigkeit, nannte er sich Imperator des gesamten Britanniens.

Doch fand auch das Heidentum noch einmal an Penda von Mercia einen kraftvollen Repräsentanten. Dieser Fürst war, bereits fünfzigjährig, zur Herrschaft gekommen; sein Land war mehr mit britischen Elementen erfüllt, als die anderen, aber fortwährend finden wir ihn schlagen, fünf Könige hat er besiegt, unter ihnen jenen Oswald. Dem nun setzte sich Oswin, der Bruder Oswalds, entgegen; es kam am 15. November 655 an dem Flusse

Winwaed (jetzt Broad-Are) zur Schlacht. Oswin hatte nur eine kleine Schar, aber er gelobte, wenn er siege, zwölf Klöster zu erbauen und seine Tochter dem Klosterleben zu widmen. Er siegte vollständig; der größte Teil der Feinde kam in der Schlacht oder in dem angeschwollenen Flusse um.

Hierauf wurde das Christentum auch in Mercia fest begründet; aber noch war nicht entschieden, ob die Form der britischen Religionsübung, welche noch immer viele Anhänger zählte, oder die römische die Oberhand in den angelsächsischen Kirchen behaupten würde. Um den Streit zu entscheiden, berief Oswin', der über die Frage des Osterfestes einen von seiner eigenen Gemahlin verschiedenen Ritus beobachtete, im Jahre 664 eine Synode von beiderlei Geistlichen, die nun ihre Gründe und Beweise gegeneinander vorbrachten. Der König entschied, freilich auf einen Grund hin, der nicht frei von Aberglauben war. Den größten Eindruck machte es auf ihn, daß dem heiligen Petrus die Schlüssel des Himmels anvertraut seien; er wolle dereinst nicht vergeblich an die Pforte des Himmels klopfen. Diesem naiven Glauben trat jedoch noch ein anderes Motiv von unleugbarem Gewicht zur Seite. Es bestand darin, daß in Gallien und Italien und über den ganzen Orient hin der römische Gebrauch vorwaltete; von dieser großen Gemeinschaft dürfe man sich nicht trennen und einen Ritus annehmen, der nur auf zwei vereinzelten Inseln und auch auf diesen nicht durchweg beobachtet werde. Eben das aber entsprach der Idee. Die Angelsachsen wollten sich der großen Kirchengemeinschaft, welche die Welt beherrschte, anschließen, nicht mit den Briten Gemeinschaft machen, deren beschränkte Nationalität ihnen gegenüberstand.

Hierauf wurde nun von dem römischen Bischof ein Erzbischof nach Canterbury geschickt: Theodor von Tarsus; ein Mann, der zugleich als der Gründer der litterarischen Kultur und der Hierarchie in England betrachtet werden kann. Durch ihn ist die Verbindung der romanischen Welt mit England befestigt worden.

Auf diese Weise nun ist das römische Britannien von einem germanischen Stamme eingenommen worden. Die Angelsachsen haben es den Römern nicht etwa abgerungen; deren Macht war durch die kontinentalen Kämpfe bereits unfähig geworden, die höchste Autorität im Lande geltend zu machen; die Sachsen erwarben dieselbe in den inneren Kämpfen mit den Eingeborenen des Landes. Aber die Weltstellung Britanniens wurde dadurch von Grund aus verändert. Alle seine Kräfte waren sonst dem Kontinent in einer oder der anderen Weise zu gute gekommen; jetzt war es auf sich selbst beschränkt und angewiesen. Und worauf es am meisten ankam: es geriet in die Hände einer seefahrenden Nation. Die britannischen Inseln näherten sich der Stellung, die ihre geographische Lage ihnen anweist. Was wäre wohl erfolgt, wenn die Eroberer nur ihren Instinkten von ehedem, ihrem einheimischen Glauben zugethan geblieben wären? Sie schlossen sich der Religion an, welche als die Religion des Menschengeschlechtes ursprünglich begriffen worden war.

Schlußwort.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Gesamtentwickelung des germanischen Lebens in seinen Beziehungen zum römischen Reich.

Im 4. Jahrhundert war das Imperium, welches noch immer die Welt zu umfassen meinte, im vollen Besitz seiner administrativen und militärischen Autorität. Im Inneren geriet es jedoch in eine religiöse, nach außen in eine nationale Verwickelung, deren Ausgang seine Zukunft bestimmen mußte. Der Kampf der Religionen war noch keineswegs ausgefochten. Aber überdies trat in der christlichen, zu welcher die Kaiser sich nunmehr bekannten, ein Streit der Konfessionen ein. Es war die Zeit der genialen Produktivität der Theologie: was die tiefsten Geister auf dem Grund der Schrift gedacht hatten, wurde dann durch die Konzilien sanktioniert. Dem aber konnte sich auch das Kaisertum nicht entziehen; der Allgewalt des Imperiums gegenüber erhob sich die orthodoxe Lehre, die in der Kirche die Oberhand behielt, zu einer Macht, welcher die Kaiser, mochten sie dazu geneigt sein oder nicht, durch den Wechsel der Ereignisse genötigt, accedierten. In der Verbindung der Geistlichkeit mit dem Imperium bildete sich der griechisch-römische Katholicismus, welcher die Abweichungen des Arianismus von sich ausstieß. Noch war dieser Zwiespalt im vollen Gange, als die Germanen, welche den Arianismus in der Zeit, in der sich die Kaiser noch zu demselben bekannten, angenommen hatten, in das römische Reich eindrangen. Die Vandalen haben sich ausdrücklich auf das Konzil von Rimini bezogen. Wie ganz anders war das seitdem geworden. Die Arianer erschienen als Gegner der Orthodoxie, der sich die Kaiser anschlossen. Wenn sie nun in dem römischen Reiche Eingang fanden, so lag darin nicht allein ein nationaler, sondern ein kirchlicher Gegensatz gegen die höchsten geistlichen und kirchlichen Gewalten.

Dies große Ereignis, das Eindringen der Germanen in das römische Reich, brauchen wir aber, wenn ich daran erinnern darf, nicht aus entfernten Völkerbewegungen herzuleiten, obwohl diese Einfluß darauf hatten. Es war in der Hauptsache eine Fortentwickelung der germanischen Geschichte überhaupt. Die erste Epoche derselben umfaßt die Invasion der Römer in Germanien und deren Zurückweisung; die zweite den Jahrhunderte andauernden Streit an dem römischen Limes. Diesem gehören die beiden noch vom Dunkel der Sage umgebenen Gestalten der alten gotischen Stammeshäupter an: Hermanarich, der ein Eroberer, Athanarich, der ein friedlicher Fürst in dem bereits eingenommenen Gebiete war. An eben diese knüpft sich dann die dritte Epoche, die der Invasion der Germanen in das römische Gebiet. In der Ausbildung und Ausbreitung ihrer Macht fanden die Goten kraftvolle Nebenbuhler aus anderen Stämmen; Unglücksfälle traten ein, Mißhelligkeiten brachen aus, in deren Folge sie gezwungen wurden, die römischen Grenzen

zu überschreiten. Sie traten anfangs als Verbündete der Römer auf, was dadurch begünstigt ward, daß noch ein Kaiser ihres Bekenntnisses auf dem Throne saß; aber eben mit diesem gerieten sie in einen nationalen Widerstreit, durch den er vernichtet wurde. Und da sie nicht wieder vertrieben werden konnten, so gewann es der Nachfolger des Geschlagenen über sich, sich mit ihnen zu verständigen und sie in seinen Dienst aufzunehmen. Aber dieser Nachfolger gehörte dem entgegengesetzten Bekenntnis an. Es war Theodosius, welcher demselben das Übergewicht im Reiche verschaffte. Unter den Goten lebte eben damals Ulfilas, der die Urkunden des christlichen Glaubens übersetzt und dadurch der christlichen Religion bei seinem Volke eine nationale Grundlage gegeben hat. Diese Verbindung nun zwischen zwei entgegengesetzten Nationalitäten und Konfessionen schürzt den Knoten für die späteren Ereignisse.

Unter den in das römische Gebiet übergetretenen Goten, die sehr bald ihr Übergewicht im Gebrauch der Waffen inne wurden, traten dann zwei in sich entgegengesetzte, aber doch wieder gleichartige Tendenzen hervor. Die einen, die im regelmäßigen Dienst standen, meinten, sich der neuen Reichshauptstadt Konstantinopel bemächtigen zu können, nicht etwa, um sie zu zerstören, sondern um eine gebietende Stellung, der kaiserlichen zur Seite, einzunehmen — wir sahen, wie Gainas bei einem Versuche dieser Art scheiterte. Die anderen unternahmen, sich in dem westlichen Reiche feste Sitze zu suchen; Alarich, der vor allem daran dachte, eine unabhängige militärische Würde zu erlangen, wurde unter unaufhörlichen Verhandlungen bis vor das alte Rom geführt und nahm es wirklich ein. Aber Rom wurde damals durch seine Hülfsbedürftigkeit selbst gerettet; weder die Umgegend der Stadt noch auch Italien überhaupt bot den Goten eine Position dar, in der sie sich zu behaupten oder auch nur die erforderlichen Lebensmittel zu erlangen hätten hoffen dürfen. Wie Gainas vor dem neuen, so mußten die Kriegsgenossen Alarichs vor dem alten Rom zurückweichen. Wenn der Nachfolger Alarichs, Ataulf, wirklich sich mit dem Gedanken getragen, wie man von ihm sagt, Goten und Römer zu Einem Reiche zu vereinigen, so ist es umsomehr anzuerkennen, daß er, da derselbe sich unausführbar erwies, eine andere Idee faßte, die wirklich ausgeführt wurde. Ataulf war nicht so bereit, in jedem Augenblicke zu schlagen, wie sein Vorgänger. Er nährte die umfassendsten Pläne, immer jedoch entweder durch Vertrag oder durch Unterhandlungen mit dem Kaisertum verbündet. Indem er dessen Autorität in Gallien rettet, sucht er sich dem regierenden Hause durch eine Vermählung zu nähern. Hierauf sich stützend, macht er dann den Versuch, ein abgesondertes Gebiet im südlichen Gallien für sich und seine Goten zu erwerben. In den Bezirken, die er zuerst an sich zu bringen trachtete, hat sich später wirklich das westgotische Reich erhoben.

Indes waren andere Stämme mit ähnlichen Absichten in die occidentalischen Provinzen vorgedrungen, von denen die einen im östlichen Gallien,

die anderen jenseit der Pyrenäen feste Sitze erlangten, unter Einwilligung der Provinzialen, die in dem allgemeinen Sturme lieber eine Abkunft mit dem Feinde schließen als seinen Plünderungen ausgesetzt und zugleich dem Gebot der römischen Staatsverwaltung unterworfen sein wollten. Aus diesen aber ging nun eine neue Generation hervor, die unter den Impulsen der kriegerischen Wanderlust und der Verwirrung der westlichen Hälfte des römischen Reiches noch bei weitem selbständiger auftrat. Ein germanisches Volksheer setzte nach Afrika über und nahm die Landschaften ein, in welchen Karthago geblüht hatte, mächtig zur See und zu Lande. Eine Individualität stand an seiner Spitze, welche dieser Stellung vollkommen gewachsen war, der König Gaiserich, ein Mann von nie ruhendem kecken Unternehmungsgeist und treffender Erwägung sowohl der äußeren Verhältnisse zu Griechenland und Italien als der inneren Bedingungen einer dauernden Landesverwaltung, grausam und barbarisch, zugleich aber intelligent und entschlossen. Wie sehr verschwinden Masinissa und der spätere Hasdrubal gegen ihn; mit Hannibal freilich dürfte man ihn nicht vergleichen.

Bei dem zweifelhaften Verhältnis, das sich dergestalt zwischen Römern und Germanen entwickelte, trat das große Völkeroberhaupt auf, das der hunnischen Macht, die sich neben den beiden streitenden Weltelementen erhoben hatte und beide bedrohte, ein historisches Gewicht gab. Die Germanen teilten sich zwischen Attila und dem damaligen Führer der Römer, Aëtius. Sowohl die einen als die anderen, die Führer der Ostgoten, Gepiden, Heruler auf der einen, die der Westgoten und Burgundionen auf der anderen Seite, erschienen in untergeordnetem Verhältnis; ehrenwert und tapfer, aber nicht selbständig. Das Meiste leisteten die, welche sich den Römern angeschlossen hatten. Und diese nun behielten auch die Oberhand. Attila ging zu Grunde. Bei dem Falle Attilas treten aber auch die, welche mit ihm verbündet gewesen waren, in ihrer Selbständigkeit wieder hervor und nahmen von Osten her eine ebenso drohende Stellung gegen das römische Reich, wie die anderen im Westen. Unter diesen ist ohne Zweifel der bedeutendste der westgotische König Theoderich, der die Verbindung seines Stammes mit den Römern in einer ernstlichen Gefahr vollzieht und sich dadurch erst vollkommen einbürgert und eine feste Stellung in Gallien gewinnt. Ihre gemeinschaftliche Macht richtete sich gegen die in Afrika aufkommenden Vandalen. Da vollzog sich nun in dem westlichen Reiche jenes unselige Ereignis, welches dem in Rom residierenden Zweige des theodosianischen Hauses ein Ende machte. Durch dies Ereignis und die Folgen, die es nach sich zog, wurde auch die Stellung der Germanen zum Reich wesentlich verändert. Die ersten Festsetzungen der Germanen in den römischen Provinzen waren unter Konnivenz und selbst unter Teilnahme der regierenden Gewalten geschehen, immer unter dem Vorbehalt der obersten Autorität des Kaisertums. Selbst die Vandalen, welche, durch Parteiungen unter den römischen Machthabern veranlaßt, eigenmächtig vorgedrungen waren, sind begierig, sich mit dem Hofe von Ravenna zu verbünden.

Nach dem Abgang dieses Hauses waren die Germanen nicht gemeint, die Autorität, die sich jetzt wieder in Konstantinopel konzentrierte, in der alten Weise anzuerkennen, und nahmen eine, wenn auch nicht ausgesprochen, doch faktisch unabhängige Stellung neben demselben ein.

In Italien traten die Befehlshaber germanischer Milizen auf, welche zugleich römische Patricier waren und die natürliche Tendenz hatten, alle Einwirkungen, welche von dem Imperium in Konstantinopel ausgingen, abzulehnen. Dem ersten, Ricimer, war es widerwärtig, Imperatoren neben sich zu sehen, deren Ernennung sich von Griechenland oder vom römischen Senat herschrieb: er warf sie alle nieder. Dem zweiten, Odoaker, gelang es, sich mit dem Senat zu vereinigen und gegen Konstantinopel eine solche Stellung zu nehmen, daß man es dort aufgab, Italien unmittelbar zu beherrschen. In Odoaker erschien zuerst die Idee eines unabhängigen Italiens inmitten der kämpfenden Weltmächte. Als Patricius hat er den politischen Gedanken einer regelmäßigen Einrichtung von Italien umsichtig und energisch aufrecht erhalten. Aber seine Stellung litt an einem anderen Mangel. Dadurch, daß er mit den benachbarten germanischen Fürsten, welche Könige alter Herkunft waren, in Streit geriet und die Interessen des römischen Reiches gegen sie geltend machte, geriet er in Verwickelungen, die eine stärkere Macht über ihn hereinzogen, als die seine war. Um seine Blutsverwandten, die rugischen Könige, an Odoaker zu rächen, erhob sich der König der Ostgoten, Theoderich, gegen denselben. Durch die Haltung, die er in den inneren Entzweiungen und äußeren Verhältnissen des konstantinopolitanischen Reiches einnahm, hatte er sich nicht allein feste Sitze, sondern ein überwiegendes Ansehen verschafft, so daß der damalige Kaiser seinem Verlangen, gegen Italien zu ziehen, nicht widerstreben konnte noch mochte. Aus beiden Motiven, der Feindseligkeit gegen Odoaker und der Verbindung mit Konstantinopel, ging das Unternehmen Theoderichs gegen Italien hervor. Bis zur Ermordung Odoakers war und blieb er vollkommen Germane. Nach erfochtenem Siege setzte er sich vor, die Institutionen, auf welchen das römische Reich beruhte, und seine Kultur aufrecht zu erhalten, damit aber die Herrschaft eines kriegerischen Stammes und seines Geschlechtes zu verbinden. Durch die Ruhe und Folgerichtigkeit, mit der er sein Ziel verfolgte, ist er unsterblich geworden; er erscheint als der Sospitator der lateinischen Kultur in Italien und zugleich als das Oberhaupt aller germanischen Völkerschaften, ein weströmischer Kaiser — ohne diesen Titel, aber thatsächlich. Er wußte das Bestehen einer eingedrungenen Kriegsmacht mit dem Bedürfnis des Landes zu vereinigen. Die vornehmste der Schwierigkeiten, auf die er stieß, war die Differenz des Bekenntnisses der italienischen Landeseinwohner und seiner Germanen. Da er aber durch seine Macht selbst den Besonderheiten der Konfession, zu der sich die Lateiner den Griechen gegenüber neigten, Genüge that, so behauptete er sich ein Vierteljahrhundert lang in vollem Besitz der Gewalt.

Nun aber waren neben den gotischen und ostgermanischen Völkerschaften

in dieser Zeit auch die westgermanischen in mannigfaltig abwechselnde Beziehungen zu dem römischen Reiche getreten. Die ersten Angriffe der Franken und Sachsen unter einem Führer, der ursprünglich selbst von den Franken herstammte, waren von Constantius zurückgeschlagen worden. Bald darauf traten aus den fränkischen Kriegsvölkern selbst Oberhäupter hervor, die sich im römischen Kriegsdienst Namen und Einfluß erwarben: Merobaudes, Arbogast, jener Bauto, dessen Tochter den Thron von Konstantinopel bestieg. Nicht auf immer ließ die allezeit kampfbereite Nation sich durch ein ähnliches Verhältnis befriedigen. Verkennen wir nicht, die Umstände machten es unmöglich und luden sie zu größeren Unternehmungen ein. Daß das römische Reich keine feste Repräsentation im Occident hatte, daß Italien selbständig wurde, eröffnete den Franken den Weg zur Eroberung von Gallien. In Chlodwig fanden sie dann einen Fürsten, der seine Lage vollkommen verstand. Er schuf für sein Reich eine zwiefache nationale Grundlage; indem er das Christentum im Gegensatz gegen die arianischen Abweichungen annahm, gewann er die romanische Bevölkerung und ihre geistlichen Vorsteher für sich, und dabei blieb er, da seine Herrschaft zugleich unvermischte germanische Population enthielt, mit dieser in ununterbrochener Gemeinschaft. Das orthodoxe Christentum vereinigte die widerstrebenden Elemente unter seinem Scepter. Nur durch die Überlegenheit des ostgotischen Königs wurde Chlodwig abgehalten, weiterzugreifen, so daß die germanische Einheit ihrem Gegensatz zum Trotz bis auf einen gewissen Grad zur Erscheinung gelangte. Von vornherein läßt sich nicht behaupten, daß dieser Zustand unhaltbar gewesen wäre, vorausgesetzt, daß der Ostgote Theoderich würdige Nachfolger gefunden hätte. Das allgemeine Leben der Germanen würde an ihnen einen Stützpunkt und die weiteste Ausdehnung so im europäischen Osten, wie vielleicht im afrikanischen Süden gefunden haben; die Balkanländer, die Theoderich noch größtenteils behauptete, würden in germanischen Händen geblieben sein. Aber nicht die allgemeinen Tendenzen entscheiden in dem Fortgang der Geschichte; es bedarf immer großer Persönlichkeiten, um sie zur Geltung zu bringen. Zwei Ereignisse trafen zusammen: Theoderich starb, ohne einen Erben, der sein System hätte fortsetzen können, zu hinterlassen; in seinem Hause und seinem Volke brachen vielmehr Entzweiungen aus, die das unmöglich machten. Dagegen bestieg in Konstantinopel ein Mann den Thron, der es verstand, die innere Opposition, die seine Vorgänger geschwächt hatte, niederzuhalten und die noch immer ansehnlichen Kräfte des Reiches anzustrengen und zu vereinigen, so daß von den germanischen Staatenbildungen keine einzige ihm gewachsen war.

Es war Kaiser Justinian, dessen wir so oft gedacht haben. Er faßte den Gedanken, der unabhängigen Macht der Germanen innerhalb der Grenzen des alten Reiches überhaupt ein Ziel zu setzen. Der Politik des Kaisers kam dabei nichts mehr zu statten, als daß die königlichen Geschlechter selbst eine starke Hinneigung zu Konstantinopel zu erkennen gaben, aber nicht ohne damit

in Widerspruch mit den rein germanischen Intentionen ihrer Völker zu geraten. Selbst wenn in diesen Irrungen die Gewalt an andere Häupter überging, so wurden auch diese mit der Zeit von dem nämlichen Einfluß ergriffen. Gelimer wird trotz der tapferen Gegenwehr, die er geleistet, doch zuletzt zur persönlichen Unterwerfung unter Konstantinopel vermocht. Auch der entschlossene Vitiges, der die Besitznahme von Italien sehr ernstlich gestört hat, fügt sich nach mancherlei Wechsel des Schicksals in ein ähnliches Verhältnis. Aber es gab auch entschlossene Gegner. Wie bei den Vandalen Tzazo einer gewesen war, so erhoben sich in Italien Oberhäupter wie Ildebad, und vor allem Totila. Hiebei erscheinen nun auch die Frankenkönige, welche mit eingeborener Thatkraft Verschlagenheit und allgemeine Umsicht vereinigen. Nach dem Tode des großen Ostgotenkönigs versäumen sie keinen Augenblick, dessen germanische Verbündete, die er aufrecht gehalten hatte, niederzuschlagen. Sie haben gern gesehen, daß die Goten in dem peninsularen Italien und Sicilien zu Grunde gerichtet wurden; daß auch Oberitalien wieder unter die Oströmer geraten solle, war ihnen höchst widerwärtig, und sie suchten es zu verhindern. An den Franken fand Totila, der eine vielgestaltige Thätigkeit zur See und zu Lande entwickelte, seinen besten Rückhalt. Es kam eine Zeit selbst unter Justinian, in welcher die oströmische Macht in Abnahme und Mißkredit geriet. Aber eine neue große Anstrengung, bei der auch Germanen mitwirkten, entschied zu Gunsten der Oströmer. Totila und Tejas, die schlagfertigsten Vorkämpfer, welche die Goten nach dem Untergang Theoderichs überhaupt gefunden haben, vermochten der Disciplin und Strategie des Eunuchen nicht zu widerstehen. Selbst ein paar fränkische Heerführer, die den Versuch machten, sich Italiens zu bemächtigen, unterlagen demselben. Die Germanen verloren, wie das nördliche Afrika, so auch Italien so gut wie vollständig.

Justinian nahm dann auch die Küsten der pyrenäischen Halbinsel in Besitz. Seine Fahnen wehten in Bordeaux, er beherrschte Cantabrien, er suchte ein Verhältnis zu den Angelsachsen. Wohin der Kampf einer einheitlich mit Verständnis und Energie geleiteten Macht gegen Volksstämme, die doch immer untereinander wieder in Streit lagen, hätte führen können, wer will es sagen? Aber auch das lag am Tage, daß sich von Konstantinopel aus die römische Weltherrschaft nicht nochmals zu erneuern vermochte. Dazu war es in keiner Weise angethan, da es doch immer fremde Truppen für Geld ins Feld führen mußte. Schon zeigte sich, daß das griechische Reich selbst seine Siege nicht ertragen konnte. Den Anstrengungen gegen die Germanen standen andere zur Seite, welche die Behauptung der Macht in Asien bezweckten. Mit Justinians Tode ging das ganze System desselben zu Grunde. Gleich die erste Thronveränderung brachte eine Abweichung von demselben hervor. Die Subsidien, durch welche die unbotmäßigen Völkerschaften, deren man bedurfte, gewonnen wurden, hörten auf, gezahlt zu werden. Die Männer des Vertrauens, welche bisher vorgewaltet hatten, verloren ihre

Autorität. In dieser allgemeinen Verstimmung der römischen Welt konnten die bis dahin in Abhängigkeit gehaltenen Stämme sich wieder selbständig regen. Die Langobarden, die Justinian in Noricum angesiedelt hatte, brachen jetzt in Italien ein. Ihre vornehmste Stütze fanden sie an den Avaren, Stammesverwandten der Hunnen, welche Justinian ebenfalls an sich gefesselt hatte. Die Langobarden gaben dem germanischen Prinzip eine neue Repräsentation und bewirkten vor allem soviel, daß das oströmische Reich die Stellung, die es in Italien einnahm, nicht behaupten konnte.

Die Nachfolger Justinians hatten noch immer die alten Ansprüche des römischen Reiches nicht aufgegeben. Wir kennen die autoritativen Anmahnungen des Kaisers Mauricius an Childebert von Austrasien; aber er fand damit keinen Anklang. Meinte man doch schon in den inneren Zwistigkeiten der Könige zuweilen seine Hand zu erkennen. Obwohl die Franken auch zu Zeiten den Langobarden feindselig entgegentraten, ließen sie es doch geschehen, daß das langobardische Reich in Italien zu einer gewissen Konsistenz gelangte und die Oströmer auf wenige Landschaften an der östlichen Küste Italiens beschränkt wurden.

Auf den Merowingern und ihrer Vereinbarung mit der Kirche, durch welche den Oströmern jede Einwirkung in Gallien unmöglich wurde, beruhte die Mächtigkeit des germanischen Prinzips, welches nun wieder hervortrat.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhob es sich zugleich auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel.

Die Westgoten, durch das Eindringen Ostroms in die Landschaften, welche sie als die ihren betrachteten, provoziert, boten alle die Kräfte, über welche das damalige Königtum verfügen konnte, gegen sie auf. Der alte Kampf zwischen Arianismus und Katholicismus ist damals auf der Halbinsel entschieden worden. Leovigild glaubte, noch einmal den Arianismus zur Herrschaft bringen zu können, indem er sich der Oströmer entledigte. Aber wie wäre damit ein sicherer Zustand zu erreichen gewesen, da er dadurch mit den Franken notwendig zerfallen mußte. Reccared zog es vor, dem Beispiel der Merowinger zu folgen und zu dem katholischen Bekenntnis überzutreten: denn allein dadurch wurde es für die Goten möglich, mit den Provinzialen in friedliche Verhältnisse zu gelangen. Die gewaltsamen Fürsten, welche nur die Waffen zu schwingen gewohnt waren, mußten den religiösen Anforderungen der Unterthanen Rechnung tragen. Der Gegensatz gegen die oströmischen Ansprüche wurde ein Antrieb für die Germanen auf der einen und die Provinzialen auf der anderen Seite, um sich untereinander zu verständigen.

Durch die gräßliche Katastrophe des Mauricius geschah dann nicht etwa, daß die Ansprüche von Konstantinopel aufgegeben wurden, aber doch, daß man nicht mehr ernstlich versuchen konnte, sie zur Geltung zu bringen. Es war ein gemeinschaftliches Interesse der lateinischen Welt, sich jetzt den Griechen zu opponieren; sie wurden von der ligurischen Küste durch die Langobarden und von der spanischen durch die Westgoten entfernt, was um dieselbe Zeit

geschah. Das religiöse Beispiel der Westgoten wirkte dann wieder auf die Langobarden. Auch sie traten dem katholischen Bekenntnis der Italiener bei. Die Annahme des Katholicismus und die eigene Gesetzgebung in beiden nunmehr germanisch-romanischen Reichen hängen zusammen. Rothari und Kindaswinth sind Zeitgenossen.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Kirche bei der Verschmelzung der beiden Nationalitäten sowohl in Gallien wie in Spanien und Italien das beste gethan hat. Das bedeutende dabei ist, daß dies durch verschiedene Vereinbarungen geschah, bei welchen die Oberherrschaft der Könige, also auch die Absonderung der drei Reiche gegeneinander gewährleistet wurde. In Spanien und in Gallien treten hiebei die Konzilien in den Vordergrund, durch welche der gewaltsamen Ausübung der höchsten Gewalt, wie sie sich im Laufe der Zeit erhalten hatte, doch wieder Beschränkungen auferlegt wurden. Die erste Hälfte und die Mitte des 7. Jahrhunderts haben dadurch eine besondere Stelle in der Verflechtung der Begebenheiten, daß sie, wiewohl unter steten inneren Kämpfen, zu diesen Erlebnissen geführt haben, die für die Geschichte der Menschheit unschätzbar sind.

Das System, welches hierdurch auf dem westlichen Kontinent begründet wurde, war bereits stark genug, auf Britannien zurückzuwirken. Wir wissen: hier hatte alles insofern eine andere Gestalt, als es keine romanische Bevölkerung gab, und die altceltische, wiewohl christlich, im Gegensatz gegen die Germanen begriffen war. Entscheidend ist dann auch hier die Vereinigung der germanischen mit dem katholischen, gallisch-römischen Bekenntnis. Durch den Untergang der römischen Herrschaft schien die Insel von der historisch entwickelten, allgemeinen Kultur getrennt zu werden. Die Religion bahnte aber die engste Verbindung an, nur mit dem Vorbehalt provinzialer Unabhängigkeit.

Dergestalt sind in den Konflikten der Religion und Nationalität neue Reiche gegründet, Italien, Spanien sind dadurch umgebildet, Gallien in das Reich der Franken, Britannien in ein angelsächsisches Gemeinwesen verwandelt worden.

Es sei mir gestattet, diesen Betrachtungen noch eine allgemeine Reflexion hinzuzufügen. Irre ich nicht, so beruht eben hierauf der Zusammenhang der neueren Welt mit der alten und der ältesten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Elemente der alten Kultur in sich und konnte ohne dieselben nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christentum wurden auch die wissenschaftlichen und litterarischen Institutionen, inwiefern sie in Zusammenhang mit demselben standen, den neu entstehenden Reichen und Nationalitäten überliefert. Weder die Philosophie, noch auch die Geschichte waren von der Kirche ausgeschlossen. Die kirchlichen Autoren selbst knüpften an die Dokumente der ältesten Überlieferungen an. Durch das universalhistorische Moment, welches hiebei zu Grunde lag und zur Er-

scheinung kam, geschah es, daß die älteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Nationen angesehen wurde, bei denen ihre eigene Mythe und Sage daneben zurücktrat.

Etwas ähnliches kann man von den Rechtsbegriffen sagen, die ebenfalls einer unvordenklichen Vergangenheit entstammen und nun in dem römischen System zugleich die Grundlage der neuen Staaten und Reiche bilden. Doch geschah das bei weitem nicht so ausschließend durch das römische Gerichtswesen, wie auf der anderen Seite durch die Kirche. Dem römischen Rechtsbegriff stellten sich die nationalen Gewohnheiten entgegen, aus beiden hat sich der noch in seinen Anfängen begriffene Staat entwickelt.

Damit hingen denn auch die Einrichtungen der Administration zusammen, welche in den eigentlich romanischen Ländern fortbestanden. Sie mußten sich mit der den Germanen eingeborenen Sinnesweise ausgleichen. Der Begriff des Imperiums erfüllte noch immer den geistigen Horizont, obwohl seine reale Macht im Occident verschwand. Die Konstituierung der höchsten Gewalt in den neuen Reichen knüpft an die Tradition desselben an; zugleich aber wurde die expansive Bewegung der großen Ideen der geographischen Schranken überhoben, welche das Bestehen des römischen Imperiums ihnen setzte. Die Verbindung der Kultur mit dem Gehorsam gegen den Imperator hörte auf; nichts stellte sich der Ausbreitung derselben über die bisherigen Grenzmarken hinaus entgegen. Die neuen Reiche wurden Werkstätten des allgemeinen und besonderen Lebens der Menschheit.

Inhaltsverzeichnis

zum zweiten Bande.

I. Das altrömische Kaisertum.

II. Das Kaisertum in Konstantinopel und der Ursprung romanisch-germanischer Königreiche.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg, S.-A.